LEPRECHAUN

VIERBLÄTTRIG IST DER TOD

MICHAEL LAPPENBUSCH

www.perplex.click

Inhaltsverzeichnis

Ankunft im Regen 3

Das Haus am Kleefeld 11

Die Geschichte vom leeren Topf 22

Das vierte Blatt 35

Der Mann mit den grünen Schuhen 48

Flüstern hinter der Mauer 62

Die Münze im Aschenbecher 76

Das Foto vom Feenhügel 91

Klopfen um 3:07 Uhr 106

Ein Anruf aus Dublin 121

Die Karte im Pub 136

Blut im Kleefeld 150

Der verschwundene Regenbogen 163

Besuch im Moor 177

Der Vertrag 191

Die Kamera im Schornstein 206

Der Junge, der zu viel wusste 221

Spur aus Goldstaub 235

Die andere Tür im Keller 251

Die Stimme im Rohr 266

Kein Ausgang am Ende der Treppe 281

Die falsche Beichte 294

Dreizehn Schritte über dem Sumpf 310

Das Lächeln im Spiegel 325

Die Nacht der drei Wünsche 340

Wenn Kleeblätter brennen 357

Die Prozession der Schatten 374

Der letzte Zug nach Galway 388

Rückkehr zum Feenhügel 406

Die Wahrheit über den Topf 423

Vier Blätter, vier Namen 439

Das vierte Opfer 455

Am Fuß des Regenbogens 470

Vierblättrig ist der Tod 485

Impressum 502

Ankunft im Regen

Der Regen begann genau in dem Moment, als der Busfahrer am Ortsschild von Killarneagh vorbeifuhr, als hätte jemand dort oben eine Stoppuhr gedrückt. Kein sanfter Niesel, der romantisch über grüne Hügel streichelt, sondern Wasser mit schlechter Laune, das in dicken Strähnen vom Himmel fiel. Die Tropfen schlugen gegen die Scheiben, als wollten sie hinein, und die Landschaft dahinter verwandelte sich in ein graues, flackerndes Gemisch aus Schatten und Umrissen.

Ich saß in der zweitletzten Reihe, den Rucksack neben mir, und fragte mich zum dritten Mal, ob das hier eine gute Idee gewesen war. Ein halbes Jahr Irland, ein kleines Haus auf dem Land, endlich Ruhe zum Schreiben – so hatte der Plan ausgesehen, als ich noch in meiner Berliner Küche stand, zwischen brummendem Kühlschrank und knirschender Nachbarin über mir. Hier, im schaukelnden Bus, der nach Diesel, feuchten Mänteln und alten Menschen roch, fühlte sich das alles eher nach einem Experiment an, das man besser an jemand anderem ausprobiert.

„Letzte Station! Killarneagh!“ brummte der Fahrer nach vorne, ohne sich umzudrehen. Seine Stimme hatte den Tonfall eines Mannes, der schon länger mit sich abgeschlossen hat.

Außer mir waren nur noch zwei weitere Fahrgäste übrig: eine Nonne mit Einkaufstasche, deren Gesicht so zerknittert war wie ihre Hände, und ein alter Mann, der seit Galway durchgeschlafen hatte und wahrscheinlich auch noch im Jenseits weiterschnarchen würde. Die Nonne machte ein Kreuzzeichen, als der Bus in die schmale Dorfstraße einbog. Ich nahm das zur Kenntnis, wie man ein Warnschild zur Kenntnis nimmt, das man nicht lesen kann.

Der Bus hielt mit einem letzten Ruck auf einem kleinen Platz, der eher nach Parkplatz als nach Zentrum aussah. Der Fahrer zog die Handbremse so entschlossen, als hätte sie ihm persönlich etwas getan, und öffnete die Tür. Ein Schwall kalter Luft drang hinein, voll von Regen und dem unterschwelligen Geruch nach nassem Vieh.

„Ende der Fahrt“, sagte er und sah mich zum ersten Mal richtig an. „Sie müssen Theo sein.“

„Theodor“, antwortete ich automatisch. „Aber Theo reicht.“

Er nickte, als hätte er genau das erwartet. „Ihre Vermieterin hat angerufen. Ich soll Sie beim Haus absetzen. Steigen Sie erst mal aus, bevor wir hier drin zu Schimmel werden.“

Ich schulterte meinen Rucksack, verabschiedete mich innerlich von der letzten trockenen Minute des Tages und stieg in den Regen hinaus. Die Kälte schlug mir sofort ins Gesicht, der Wind zerrte an der Jacke, und meine Schuhe bedeuteten mir, dass sie für so etwas nicht konstruiert worden waren. Der Busfahrer reichte mir hinterher eine abgewetzte Mütze, die er irgendwo hervorgezaubert hatte.

„Leihgabe“, brummte er. „Wenn Sie sie verlieren, erzählt das Dorf noch in zwanzig Jahren davon.“

Ich setzte mir das Ding auf. Es roch nach altem Tabak und noch älteren Geschichten, aber sie hielt den Regen vom Kopf fern, und das war alles, was im Moment zählte.

Killarneagh wirkte, als hätte jemand ein Modellbau-Dorf zu lange auf dem Fensterbrett stehen lassen. Eine Reihe schiefer Häuser mit blätterndem Putz, ein Pub mit schwingender Tür und blinkendem Bierzeichen, eine Kirche, deren Turm so krumm war, dass man fast Respekt davor bekam, wie er trotzdem in den Himmel zeigte. Hinter den letzten Häusern zeichnete sich eine dunkle Fläche ab, zuerst nur ein Schatten im Regen, dann ein gleichmäßiges, tiefes Grün, das bis zu einem einzelnen weißen Haus am Rand reichte.

„Das ist das Kleefeld?“ fragte ich, mehr zu mir selbst als zum Fahrer.

„Wie sonst“, antwortete er, obwohl ich sicher war, dass ich nur gemurmelt hatte. „Das Haus am Kleefeld, wie versprochen. Die meisten Fremden bleiben nicht so lange, dass sie sich einen anderen Namen ausdenken.“

Er machte eine einladende Handbewegung zum Bus. „Steigen Sie wieder ein. Zu Fuß wären Sie zwar schneller nass, aber später im Krankenhaus.“

Ich gehorchte. Innen beschlugen die Scheiben sofort, als wollten sie mir den Blick auf die Außenwelt ersparen. Der Fahrer lenkte den Bus die schmale Straße hinunter, die am Dorfplatz vorbeiführte. Kinder rannten trotz des Wetters durch die Pfützen, als hätten sie Schwimmhäute zwischen den Zehen, und ein Hund zerrte an einem zerfetzten Fußball, der erst aufgegeben hatte, als er schon halb in seine Einzelteile zerfallen war.

„Ich heiße übrigens O’Malley“, sagte der Fahrer, ohne den Blick von der Straße zu nehmen. „Aber hier nennen mich alle nur Mal. Spart Zeit. Und die braucht man, wenn man in diesem Wetter fährt.“

„Freut mich“, sagte ich, weil man so etwas sagt.

„Sie sind Schriftsteller, hat sie erzählt“, fuhr er fort. „Oder wollen einer sein. Was schreiben Sie denn?“

„Im Moment gar nichts“, gestand ich. „Das ist das Problem. Deswegen bin ich hier.“

Mal lachte, ein kurzer, kratzender Laut. „Dann sind Sie am richtigen Ort. Hier gibt es genug Stille, um jeden Gedanken zu hören, den man lieber nicht hätte.“

Wir verließen das Dorf, und der Bus kämpfte sich eine schmale, von Hecken gesäumte Straße entlang. Links tauchte ein Wegkreuz auf, dessen Christusfigur vom Moos so überwuchert war, dass sie eher aussah wie ein Waldgeist, der sich an einem Balken festhielt. Rechts erstreckte sich das Kleefeld, nun ganz nah: eine dichte, gleichmäßige Fläche aus dunklem Grün, die im Regen fast zu leuchten schien.

„Es sieht aus wie ein Teppich“, sagte ich.

„Ein Teppich, auf dem niemand gehen will“, brummte Mal. „Früher standen da Kühe. Heute sagt jeder Bauer, seine Herde sei ihm zu schade dafür. Manche sagen, es läge am Boden. Andere sagen, es läge daran, dass man nicht ungestraft Dinge dort pflückt, die man besser in Ruhe lässt.“

„Sie meinen Kleeblätter?“ Ich versuchte zu lachen, aber es klang dünn.

„Drei Blätter bringen Glück“, sagte Mal. „Vier bringen Aufmerksamkeit. Und glauben Sie mir, hier draußen will man nicht unbedingt, dass etwas auf einen aufmerksam wird.“

Ich wollte nachhaken, doch in diesem Moment tauchte das Haus auf. Es stand leicht erhöht, als hätte man es aus dem Feld herausgehoben und an den Rand gestellt. Weiß getünchte Wände, ein schwarzes Dach, ein einsamer Schornstein, aus dem dünn Rauch stieg. Vor der Tür ein schmaler Weg aus unregelmäßigen Steinen, die mehr nach Stolperfallen als nach Einladung aussahen. Zwischen Haus und Feld verlief eine niedrige, bröckelnde Mauer, die so tat, als könne sie irgendetwas aufhalten.

Mal parkte den Bus direkt vor der Haustür. „Hier sind wir“, sagte er. „Ihr neues Reich. Zumindest so lange, wie Sie bleiben.“

Ich stieg aus. Der Regen hatte ein klein wenig nachgelassen, was bedeutete, dass er mich nur noch halb ertränkte. Aus der Nähe sah das Haus weniger romantisch aus. Die Farbe blätterte an einigen Stellen ab, die Fensterrahmen waren vom Wind gegerbt, und über der Tür hing ein Hufeisen – verkehrt herum, die Öffnung nach unten, als würde das Glück hier nicht gesammelt, sondern ausgeschüttet.

„Ist das Absicht?“ fragte ich und deutete darauf.

Mal zuckte mit den Schultern. „Kommt drauf an, wen Sie fragen. Manche sagen, so läuft das Glück ins Haus. Andere behaupten, so läuft alles Gute hinaus. Ich persönlich glaube, jemand hat es einfach falsch herum angenagelt und nie den Mut gehabt, es zuzugeben.“

Ich stellte den Rucksack auf den nassen Boden und bückte mich, um ihn neu zu fassen. Dabei fiel mein Blick auf einen Fleck besonders dichten Klees direkt neben dem Weg. Die Blätter glänzten dunkel im Regen, größer und saftiger als der Rest des Grüns. Fast automatisch streckte ich die Hand danach aus. Die alte Kindergewohnheit: Vielleicht findet sich ja eines mit vier Blättern, und dann wird alles gut oder zumindest weniger schlecht.

„Ich würde das lassen, Theo“, sagte Mal hinter mir, und seine Stimme war plötzlich härter.

Ich richtete mich langsam auf. „Warum?“

Er betrachtete das Feld, als müsste er erst überlegen, wie viel er davon in Worte packen wollte. „Hier draußen gilt die einfache Regel: Was gefunden werden will, lässt man liegen. Sonst merkt es sich Ihr Gesicht.“

Im ersten Moment hielt ich das für einen dieser irischen Sprüche, die gleichzeitig nach Witz und Drohung klingen. Dann sah ich den ernsten Zug in seinem Mundwinkel und beschloss, meine Neugier vorerst zu zügeln. Der Klee blieb, wo er war, und ich versprach mir selbst, höchstens mit den Augen darin herumzustöbern.

Die Haustür klemmte, als wäre sie seit Jahrzehnten beleidigt. Ich musste zweimal kräftig drücken, bevor sie sich mit einem widerwilligen Stöhnen öffnete. Ein Schwall warmer Luft kam mir entgegen, durchzogen von dem Geruch nach altem Holz, Kohlenrauch und einem Hauch Süße, der an Tee mit viel Zucker erinnerte. Nach Berliner Treppenhäusern roch es wie ein Wunder.

Der Flur war schmal, der Boden aus dunklen Dielen, die bei jedem Schritt knarrten, als würden sie protestieren, dass schon wieder jemand über sie lief. An den Wänden hingen Bilder von Hügeln, Kühen und Männern in Anzügen, die aussahen, als würden sie sich gleich prügeln oder ein Lied anstimmen – vielleicht auch beides. Die Farben waren verblasst, aber die Blicke der abgebildeten Leute hatten etwas Waches, als würden sie beobachten, wer da nun eingezogen war.

„Licht funktioniert meistens“, sagte Mal und drückte auf einen Schalter, der eher an ein Museumsstück erinnerte. Die Glühbirne über uns flackerte, summte beleidigt und entschied sich schließlich für ein schwaches, gelbliches Leuchten. „Falls nicht, gibt es Kerzen in der Küche. Und eine Flasche Weihwasser. Die ist allerdings eher für die Einheimischen, die keine anderen Mittel mehr wissen.“

„Ich komme zur Not auch mit Kerzen klar“, sagte ich. „Weihwasser hatte ich zuletzt zur Erstkommunion auf dem Kopf.“

„Dann sind Sie ja geübt.“ Mal grinste kurz, dann zeigte er nach rechts. „Wohnzimmer. Geradeaus Küche. Bad am Ende des Flurs, Schlafzimmer oben. Und die Tür unter der Treppe lassen Sie zu, ja?“

„Was ist dahinter?“ fragte ich reflexartig.

„Holz. Alte Sachen. Erinnerungen. Nichts, was man im Dunkeln unbedingt sehen muss.“ Sein Ton war leicht, aber etwas daran stimmte nicht mit dem Inhalt zusammen. „Manche Türen sind geschlossen, weil niemand Zeit hatte, aufzuräumen. Andere, weil es besser ist so. Diese hier gehört zur zweiten Sorte.“

Ich nahm mir vor, nicht neugierig zu sein. Erfahrungsgemäß hielt solch ein Vorsatz bei mir ungefähr so lange wie eine Diät im Dezember.

Wir traten ins Wohnzimmer. Der Raum war größer, als ich erwartet hatte. An einer Wand stand ein Kamin mit rußgeschwärztem Stein, davor ein niedriger Tisch, ein Sessel und ein Sofa, das seine besten Tage vermutlich vor der irischen Unabhängigkeit gesehen hatte. Auf dem Tisch stand eine halbvolle Flasche Whiskey, daneben zwei Gläser. Einer von beiden Rändern trug einen getrockneten Abdruck von Lippenstift.

„Ihre Vermieterin hat das hier vorbereitet“, erklärte Mal. „Brot, Butter, Käse, Tee und das hier.“ Er tippte gegen die Flasche. „Die Grundnahrungsmittel eines irischen Winters. Der Rest ist Luxus.“

Ich sah mich um. In den Regalen stapelten sich alte Bücher, viele ohne Schutzumschlag, einige mit Titeln, die man im rechten Licht wahrscheinlich als obszön bezeichnen konnte, andere mit religiösen Motiven. Zwischen den Büchern lagen kleine Dinge, die jemand sorgfältig platziert hatte: getrocknete Blumen, eine Pfeife, ein kleiner Kerzenständer in Form eines Kobolds mit übertriebener Nase.

„Sie haben es gemütlich“, sagte ich.

Mal schnaubte. „Gemütlich ist das Wort, das Leute benutzen, wenn sie sagen wollen: klein, alt und zu weit weg von allem. Aber ja, das Haus hat seine eigene Art von Wärme. Und seine Marotten.“

Wir gingen weiter in die Küche. Der Raum war erstaunlich ordentlich. Ein Gasherd, ein kleiner Kühlschrank, ein Spülbecken, das offensichtlich schon mehr als ein Leben hinter sich hatte. Auf dem Fensterbrett standen zwei Töpfe mit Kräutern, die trotz des schlechten Lichts grün und lebendig waren. Über dem Fenster war mit Kreide ein kleines Kreuz auf den Rahmen gezeichnet.

„Schutzzeichen“, erklärte Mal, als er bemerkte, dass ich es anstarrte. „Ihre Vermieterin hat sie an allen Öffnungen anbringen lassen. Fenster, Türen, sogar am Schornstein. Man weiß ja nie, wo etwas hineinkommt.“

„Ratten?“ fragte ich.

„Wenn es nur Ratten wären, würden die Leute mehr schlafen.“ Er öffnete einen Schrank. „Hier finden Sie Tee und Zucker, dort hinten Dosen. Und wenn Sie die Flasche da öffnen, trinken Sie sie besser nie ganz aus. Lassen Sie immer einen Finger breit drin. Das ist eine der Regeln.“

„Aus Respekt vor dem Alkohol?“

„Aus Respekt vor dem, was vielleicht mittrinkt“, sagte Mal trocken. „Es heißt, wer das letzte bisschen Whiskey nimmt, ohne etwas zurückzulassen, bekommt Besuch. Und zwar nicht von der Feuerwehr.“

Ich lachte, weil ich nicht wusste, was ich sonst tun sollte. „Sie mögen Geschichten, was?“

„In einem Dorf wie diesem hat man die Wahl zwischen Geschichten und Wahnsinn“, antwortete er. „Manche entscheiden sich für beides.“

Wir trugen meinen Rucksack die knarrenden Stufen hinauf. Der Schlafraum unter dem Dach war schlicht: ein Bett mit Eisenrahmen, eine Kommode, ein schmaler Schreibtisch am Fenster. Das Fenster selbst bot einen Blick auf das Kleefeld, soweit der Regen ihn zuließ. Die Bettdecke war in einem grün karierten Muster gehalten, das mich an alte Schulhefte erinnerte, in die jemand versehentlich Wald gemalt hatte.

„Hier werden Sie schreiben“, sagte Mal mit einem Tonfall, der irgendwo zwischen Hoffnung und Zweifel lag. „Wenn das Wetter gut ist, sehen Sie bis zum Hügel hinter dem Feld. Wenn es schlecht ist, sehen Sie gar nichts. Das ist meistens der Fall.“

Ich stellte mir vor, wie ich hier sitzen würde, die Hände über der Tastatur, während draußen das Meer aus Klee unter Wolken lag. Der Gedanke gefiel mir mehr, als ich zugeben wollte.

„Noch eine Sache“, fügte Mal hinzu, als wir wieder die Treppe hinuntergingen. „Nachts können Sie Geräusche hören. Das Haus arbeitet, der Wind versucht, es umzublasen, das Feld… nun, es lebt. Wenn Sie Münzen klirren hören, drehen Sie sich im Bett um, ziehen die Decke höher und denken an Ihre Steuererklärung. Das hilft gegen alles.“

„Münzen?“ fragte ich.

„Ja.“ Er suchte nach einem passenden Gesichtsausdruck und entschied sich für Gleichgültigkeit. „Manchmal hört man draußen, wie Kleingeld über Stein rollt. Manche

sagen, das sei nur der Wind, der mit Dingen spielt. Andere sagen, jemand zählt. In jedem Fall: Nicht nachsehen. Wer bei so etwas nachschaut, bekommt immer mehr, als er gesucht hat."

Wieder war da dieses Gefühl, dass er einen Witz machte, der keinen wirklichen Ausgang hatte. Ich nickte trotzdem.

Draußen war es inzwischen dunkler geworden. Der Regen hatte einen gleichmäßigen Rhythmus gefunden, ein dumpfes Trommeln, das durch das Dach vibrierte. Mal zog seine Jacke an, setzte sich die Mütze auf und blieb in der Tür noch einmal stehen.

„Theo", sagte er, „das hier ist ein gutes Haus. Und ein eigenwilliges. Es erinnert sich an diejenigen, die darin wohnen. Versuchen Sie, freundlich zu ihm zu sein. Und wenn Sie übers Feld gehen, treten Sie nicht auf einzelne Kleebüschel. Es heißt, manche davon gehören jemandem. Und der gibt ungern ab."

„Jemandem?"

„Wenn Sie lange genug bleiben, werden Sie Ihre eigenen Geschichten darüber erfinden." Er lächelte schief. „Aber schreiben Sie sie nicht alle auf. Manche Dinge werden sauer, wenn man sie druckt."

Damit war er weg. Die Tür fiel ins Schloss, draußen sprang der Bus an, und ein paar Sekunden später blieb nur noch das Rauschen des Regens. Ich stand allein in dem alten Flur, umgeben von knarrendem Holz, und hatte das Gefühl, dass das Haus tatsächlich in irgendeiner Weise auf mich reagierte, als würde es prüfen, ob ich dazu passe.

Ich trug den Rucksack ins Wohnzimmer, stellte ihn neben das Sofa und setzte mich in den Sessel. Der Stoff war abgewetzt, aber überraschend weich. Auf dem Tisch wartete die Whiskeyflasche. Ein Teil von mir wollte sofort zum Glas greifen, ein anderer Teil wollte den Moment nüchtern ertragen, nur um später behaupten zu können, er sei real gewesen.

Der Durst gewann.

Der Whiskey brannte angenehm die Kehle hinunter und ließ den Tag in weiches Licht tauchen. Ich hatte nur ein Glas getrunken, aber das reichte, um den Bus, den Regen und O'Malleys Geschichten ein wenig von mir wegzuschieben. Das Feuer im Kamin knisterte; ich hatte es mit den normalen Holzscheiten entfacht, nicht mit denen, in die seltsame Symbole geritzt waren. Ein paar von ihnen lagen noch im Korb, mit krakeligen Zeichen, die an Kinderzeichnungen erinnerten oder an sehr schlechte Tätowierungen.

Ich beschloss, sie für Notfälle aufzuheben.

Der Regen wurde allmählich leiser, als hätte sich der Himmel ausgeweint. Stattdessen mischte sich ein anderes Geräusch in die Stille: ein feines, regelmäßiges Klingen, kaum lauter als das Ticken einer Uhr. Anfangs glaubte ich, es mir einzubilden. Das Haus knackte und seufzte, der Wind fuhr durch den Schornstein, irgendwo im Gebälk arbeitete ein Balken gegen die Nässe. Doch das Klingen blieb, immer in kurzen Abständen, hin und wieder mit einem leichten Rollen danach, als würde Metall über Stein rutschen.

Ich lauschte, das Glas in der Hand.

Das Geräusch kam nicht aus dem Zimmer. Es wirkte, als käme es von draußen, dicht an der Tür oder vielleicht vom kleinen Weg davor. In Berlin hätte ich das für eine Mülltonne oder einen Nachbarn gehalten, der in seiner Tasche nach Schlüsseln kramt. Hier draußen, in einem Haus am Rand eines Kleefelds, bei einsetzender Nacht, fühlte sich jeder Ton nach Nachricht an.

„Vermutlich irgendein loser Nagel“, murmelte ich zu mir selbst. „Oder ein Tropfen, der immer auf dieselbe Stelle fällt.“

Die Worte halfen nicht. Das Klingen wiederholte sich, ein wenig schneller, als hätte jemand Freude daran, meine Ausreden zu testen.

Ich stellte das Glas hin und stand auf. Ein normaler Mensch, sagte eine leise Stimme in meinem Hinterkopf, würde sich jetzt wieder hinsetzen und das Geräusch ignorieren. Der normale Mensch in mir war aber schon vor Jahren ausgezogen. Stattdessen ging ich zum Flur, schob den Riegel der Haustür zurück und öffnete einen Spalt.

Kalte Luft strömte herein, feucht und mit dem erdigen Geruch des Feldes. Der Regen war fast verstummt, nur vereinzelt tropfte noch Wasser von der Dachkante. Die Nacht war dunkel, aber nicht vollkommen; über dem Kleefeld lag ein seltsamer Schimmer, kein richtiges Licht, eher ein sanftes Leuchten, als wäre der Boden selbst ein wenig heller als der Himmel darüber.

Direkt vor der Tür, keine Armlänge entfernt, lag eine Münze.

Sie war groß, größer als ein Zwei-Euro-Stück, und im Dämmerlicht wirkte sie fast zu sauber für den matschigen Boden, auf dem sie lag. Das Klingen, das ich gehört hatte, ertönte erneut, als sie sich ganz leicht bewegte – ein kaum sichtbares Wackeln, als hätte jemand unsichtbar gegen sie gestoßen. Sie rollte ein kleines Stück auf mich zu, taumelte und fiel wieder auf die Seite.

Dieser Ton, als Metall auf Stein traf, war klar und hoch, und er passte nicht zu der nassen, schmutzigen Welt vor der Tür.

Ich spürte, wie die Härchen an meinen Armen sich aufstellten. Natürlich konnte es eine einfache Erklärung geben. Vielleicht war sie jemandem aus der Tasche gefallen. Vielleicht hatte der Wind sie bewegt. Vielleicht war das hier alles ein Zufall, und ich stand nur wegen meiner Fantasie im Durchzug.

Aber wir Menschen sind nicht für Zufälle gebaut, wenn sie so sauber glänzen.

Ich ging in die Hocke. Die Münze war eindeutig kein Euro, keine bekannte Währung. Auf einer Seite war ein Gesicht geprägt, bärtig, mit spitzer Nase und einem breiten, verschlagenen Grinsen. Auf der anderen Seite sah ich deutlich ein Kleeblatt – vier Blätter, sauber voneinander getrennt. Die Ränder der Münze wirkten alt, aber nicht abgenützt, als wäre sie häufig benutzt worden, ohne je wirklich zu altern.

Ein Luftzug strich mir über den Nacken, kalt und gleichzeitig warm wie der Hauch eines Atems. Für einen Moment hatte ich das Gefühl, jemand stünde dicht hinter mir. Ich drehte mich ruckartig um – nichts. Nur der dunkle Flur, das flackernde Licht aus dem Wohnzimmer, der Geruch nach Rauch und altem Holz.

„Wenn Sie Münzen klirren hören, drehen Sie sich um und tun so, als wären Sie arm“, hatte Mal gesagt.

Ich blickte wieder auf die Münze. Meine Hand war schon ausgestreckt, bevor ich überhaupt merkte, dass ich mich bewegt hatte. Es war, als würde sie einen eigenen, leisen Sog ausüben, etwas zwischen Neugier und Gier. Meine Fingerspitzen berührten das Metall.

Die Münze war warm. Nicht einfach nur „nicht kalt“, sondern wirklich warm, als hätte sie eben in einer Hand gelegen. In meinem Kopf war für den Bruchteil einer Sekunde ein Flüstern, zu schnell, um Worte zu erkennen, aber eindeutig ein Lachen. Ich zuckte zurück, als hätte ich mich verbrannt, doch als ich wieder hinfühlte, war die Münze kühl wie jedes andere Metallstück auch.

„Reiß dich zusammen“, sagte ich zu mir selbst. „Du glaubst an Steuerbescheide, nicht an Geister.“

Diesmal hob ich sie entschlossen auf und hielt sie ins Licht des Flurs. Der bärtige Kopf grinste mich an, als wüsste er etwas, was ich noch lange nicht erfahren sollte. Ich steckte die Münze in die Jackentasche, mehr aus Trotz als aus Vernunft, schloss die Tür und legte den Riegel wieder vor.

Im Wohnzimmer stellte ich fest, dass der Whiskey plötzlich weniger verlockend wirkte. Stattdessen setzte ich mich an den Tisch und zog die Münze erneut hervor. Sie lag schwer in meiner Handfläche, zu schwer für ihre Größe.

„Wenn du mir Glück bringen willst“, murmelte ich, „kannst du mit etwas Kleinem anfangen. Zum Beispiel damit, dass ich morgen früh ohne Kopfschmerzen aufwache.“

Die Münze antwortete nicht. Vielleicht war das ein gutes Zeichen.

Kurze Zeit später beschloss ich, schlafen zu gehen. Im Bad am Ende des Flurs quietschten die Leitungen wie beleidigte Katzen, das Wasser war launisch und schwankte zwischen eiskalt und kochend. Im Spiegel sah ich mein Gesicht: unrasierter Bart, Augenringe, die Erdbeben überstehen würden, und der Ausdruck eines Mannes, der sich freiwillig an den Rand eines Feldes mit zweifelhafter Reputation gesetzt hat.

„Herzlichen Glückwunsch, Theo“, sagte ich meinem Spiegelbild. „Du wolltest raus aus der Stadt. Jetzt hast du das Gegenteil.“

Im Schlafzimmer legte ich die Münze auf den Nachttisch. Ein Teil von mir wollte sie in die Kommode sperren, ein anderer sie ganz rauswerfen. Am Ende siegte die dumme, kindliche Hoffnung, dass etwas Magisches vielleicht doch eher nett als nachtragend ist, wenn man es nicht in eine Schublade sperrt.

Ich schlüpfte unter die Bettdecke. Die Matratze war alt, aber erstaunlich bequem, und der Regen draußen hatte wieder zugenommen, ein gleichmäßiger Trommelrhythmus auf dem Dach. Das Haus knackte im Gebälk, irgendwo im Flur bewegte sich die Luft, als würde jemand langsam vorbeigehen. Ich sagte mir, dass es nur der Wind war, der in alten Häusern immer so tut, als wäre er mehr.

Kurz bevor ich einschlief, hörte ich wieder das Klirren. Diesmal war es nicht vor der Tür, sondern leise, gedämpft, als käme es aus der Ferne – ein Rascheln, ein Zählen, ein Spielen mit Metall. Es klang, als würde jemand eine Hand voller Münzen durch die Finger rieseln lassen.

Ich drehte mich auf die andere Seite, zog die Decke über den Kopf und dachte an meine Steuererklärung, so wie Mal es geraten hatte.

Der Schlaf kam langsam, erst in Schüben, dann plötzlich tief. Und draußen, irgendwo im Dunkeln zwischen Haus und Feld, bewegte sich etwas Kleines durch den Klee, zählte im Takt des Regens und blieb jedes Mal kurz stehen, wenn es bei vier angekommen war.

Das Haus am Kleefeld

Am Morgen war der Regen erst einmal verschwunden, als hätte die Nacht ihn gefressen. Ich wachte von einem blechernen Klirren auf, gefolgt von einem Fluch, der durch die Stille schnitt. Für einen Moment war ich sicher, wieder das Geräusch der Münzen zu hören, doch dann begriff ich, dass der Lärm aus der Küche kam – begleitet von dem vertrauten Duft von Kaffee, der aufbrühte.

Ich blieb noch einen Augenblick liegen, lauschte dem Haus. Die Dielen knarrten, irgendwo klapperte Geschirr. Jemand war da. Meine erste Reaktion war der instinktive Griff Richtung Nachttisch, wo in Berlin immer mein Handy lag, als wäre es eine Waffe. Hier oben lag nur die Münze, die still und harmlos auf dem Holz glitzerte.

Ich setzte mich auf. Jemand, der Kaffee kochte, war statistisch betrachtet eher selten ein Mörder. Außerdem war das hier nicht Berlin, sondern ein irisches Kaff, in dem sich morgens jeder kannte. Wenn mich jemand hätte umbringen wollen, hätte es dafür bessere Zeitpunkte gegeben, etwa gestern Nacht, als ich im Halbschlaf verwirrt zur Tür gegangen war.

Ich schlüpfte in die Jeans, zog mir ein T-Shirt über und nahm die Münze in die Hand. Sie war kühl. Keine Stimme, kein Flüstern. Ich steckte sie in die Hosentasche. Ein Talisman oder eine Erinnerung daran, dass ich mir nicht alles einbildete? Vielleicht beides.

Im Flur roch es nach gebratenem Speck. Meine Schritte auf der Treppe kündigten mich an, noch bevor ich die Küche erreichte.

Am Herd stand eine Frau, die ungefähr jedes Alter zwischen sechzig und achtzig haben konnte, mit grauem Haar, das sie zu einem festen Knoten im Nacken gebunden hatte. Ihre Schürze war kariert, ihre Bewegungen schnell und routiniert. Auf dem Tisch standen bereits Brot, Butter, Marmelade, eine Kanne Kaffee und eine Pfanne mit Speck und Eiern, von der ein Rauchfaden aufstieg.

„Da sind Sie ja endlich“, sagte sie, ohne sich umzudrehen. „Ich fange schon an zu glauben, dass die Busfahrer neuerdings Gespenster abladen.“

„Dann hätte ich wenigstens keine Miete zahlen müssen“, antwortete ich.

Sie lachte kurz, drehte sich zu mir um und musterte mich, als wäre ich ein Möbelstück, das sie gekauft hatte und nun überlegte, ob es in die Wohnung passt. Ihre Augen waren hellgrün, klar und wacher, als man es bei jemandem erwartete, dessen Hände so runzlig waren.

„Sie müssen Theo sein“, sagte sie. „Theo aus Deutschland. Ich bin Niamh O’Rourke. Das ist mein Haus, also benehmen Sie sich so, als wären Sie zu Besuch und nicht im Hotel.“

„Wie benimmt man sich denn im Hotel?“

„Man klaut die kleinen Seifen und tut so, als würde man die Bettwäsche nicht sehen“, sagte sie trocken. „Setzen Sie sich. Essen Sie. Sie sehen aus wie jemand, den der Wind vergessen hat mitzunehmen.“

Ich setzte mich an den Tisch. Der Kaffee war stark genug, um Tote aufzuwecken, der Speck knusprig, die Eier auf den Punkt. Nach zwei Bissen fühlte ich mich tatsächlich weniger wie ein vom Nachtzug ausgespucktes Wrack.

„Ich danke Ihnen für alles“, sagte ich mit vollem Mund. „Bus, Haus, Frühstück. Das ist mehr Gastfreundschaft, als ich erwartet habe.“

„Ach was“, winkte sie ab. „Wenn hier oben niemand mehr freundlich ist, sterben wir aus. Außerdem hat Mal gesagt, Sie seien Schriftsteller. Schriftsteller bringen Geschichten, und Geschichten sind die einzige Währung, die uns hier noch bleibt, wenn das Wetter wieder alles andere ruiniert hat.“

Sie setzte sich mir gegenüber, eine Tasse Tee in den Händen. Ihre Finger waren knochig, aber ruhig.

„Also, Theo aus Deutschland“, begann sie. „Was genau wollen Sie hier? Die Wahrheit, nicht die Version, die Sie Ihren Eltern erzählen würden.“

Ich überlegte kurz, dann zuckte ich mit den Schultern. „Ich hatte genug von der Stadt. Zu laut, zu voll, zu viele Menschen mit zu viel Meinung. Ich wollte irgendwohin, wo man sein eigenes Echo hören kann, wenn man denkt. Und ich muss endlich wieder schreiben. In Berlin habe ich es monatelang nicht geschafft, auch nur eine Seite fertigzubekommen. Vielleicht brauche ich Wind und Regen, um mich daran zu erinnern, dass es schlimmer sein könnte als ein weißes Blatt Papier.“

Niamh nickte, als hätte sie etwas Bestimmtes erwartet. „Die Leute kommen aus drei Gründen hierher“, sagte sie. „Sie wollen etwas vergessen. Sie suchen etwas. Oder sie laufen vor etwas weg. Manchmal ist es alles gleichzeitig. Sie erinnern mich an die dritte Sorte.“

„So schlimm sehe ich aus?“

„Sie sehen aus wie jemand, der lange versucht hat, vernünftig zu sein, und jetzt etwas Unvernünftiges tut. Das steht Ihnen. Passen Sie nur auf, dass das Unvernünftige Sie nicht auffrisst.“

Ihr Blick glitt zum Fenster, hinter dem das Kleefeld lag. In der Morgensonne – die tatsächlich einen kurzen Auftritt hatte – sah es fast freundlich aus, die nassen Blätter glänzten, als wären

sie frisch geputzt. Es wirkte wie eine riesige, grüne Decke, die jemand sorgfältig über etwas gelegt hatte, das darunter nicht gesehen werden wollte.

„Das Feld ist schöner, als ich erwartet habe“, sagte ich.

„Schönheit ist eine Falle“, erwiderte sie. „Fragen Sie jeden Mann, der sich verliebt hat.“

„Mal hat mir erzählt, dass hier früher Kühe standen“, lenkte ich ab. „Jetzt wohl nicht mehr.“

„Früher stand dort vieles“, sagte Niamh und nahm einen Schluck Tee. „Kühe, Schafe, Zelte, in denen im Sommer Musik gemacht wurde. Früher haben Kinder dort Verstecken gespielt. Heute hat jeder genug damit zu tun, seine Kinder davon fernzuhalten.“

„Warum?“

Sie sah mich lange an, als würde sie abwägen, wie viel ein Fremder verträgt, bevor er die Koffer packt.

„Weil manche Orte nicht teilen wollen“, sagte sie schließlich. „Man nimmt ihnen etwas weg, und sie holen es sich zurück. Manchmal gleich, manchmal später. Aber sie vergessen nicht.“

„Sie reden, als wäre das Feld eine Person.“

„Personen sind berechenbarer“, sagte sie trocken. „Das Feld ist älter als jeder von uns. Älter als das Dorf. Manche sagen sogar, älter als die Kirche. Und seit sich dort etwas geregt hat, lassen wir es in Ruhe.“

„Was hat sich geregt?“

Sie zuckte mit einer Schulter. „Fragen Sie Mal. Er liebt es, zu übertreiben. Oder fragen Sie die Alten im Pub, wenn sie genug getrunken haben. Ich bin zu alt, um mit Geschichten noch Handel zu treiben. Ich habe nur noch Regeln.“

„Regeln?“

„Trete nicht auf einzelne, besonders dicht gewachsene Kleebüschel“, zählte sie an den Fingern ab. „Pflücke keine vierblättrigen Kleeblätter. Wenn du etwas Glänzendes im Gras siehst, heb es nicht auf, egal wie sehr es nach dir ruft. Wenn du nachts Schritte hörst, die nicht auf Dielen passen, sondern auf Stein, bleib im Bett. Und wenn du im Traum eine Stimme hörst, die dir etwas anbietet, sag Nein. Selbst wenn es sich anhört, als würde es dir das geben, was du am meisten brauchst.“

Ich spürte, wie die Münze in meiner Hosentasche schwerer wurde. Natürlich war das Einbildung. Aber Einbildung ist manchmal ein lauterer Wecker als Realität.

„Und wenn ich mich nicht an diese Regeln halte?“ fragte ich, halb im Scherz.

„Dann werden Sie sehr schnell sehr beschäftigt sein“, sagte Niamh ruhig. „Und vielleicht schreiben Sie dann wirklich ein Buch. Die Frage ist nur, ob Sie es noch jemandem zeigen können.“

Wir schwiegen einen Moment. Nur das Ticken der Küchenuhr war zu hören.

„Ich habe gestern Abend…“ begann ich, stockte aber. Wie erklärt man einer alten Frau, dass man im Regen eine Münze gefunden hat, die sich bewegt, wenn niemand hinsieht? Am Ende entschied ich mich für die halbe Wahrheit. „Ich habe etwas Glänzendes vor der Tür gesehen. Es war nur eine Münze, wahrscheinlich von einem früheren Mieter. Ich habe sie aufgehoben.“

Niamh stellte ihre Tasse ab. „Wo ist sie jetzt?“

„In meiner Tasche.“

„Lassen Sie sie mir nachher zeigen“, sagte sie. „Vielleicht ist es nur Geld. Vielleicht etwas anderes. In beiden Fällen ist es besser, wenn wir wissen, womit wir es zu tun haben.“

Sie stand auf, räumte Teller und Pfanne in die Spüle, als wäre das Thema damit erledigt. „Heute sollten Sie das Haus erkunden“, schlug sie vor. „Schauen Sie, was Sie benutzen können, was Ihnen im Weg steht. Wenn Sie Fragen haben, stellen Sie sie, bevor Sie sich Antworten ausdenken. Und gehen Sie nicht in die Kammer unter der Treppe. Manche Dinge schlafen dort, und man weckt sie nicht, nur um zu sehen, ob sie noch atmen.“

Ich versprach es. Es war leicht, etwas zu versprechen, wenn man noch satt am Küchentisch saß und das Tageslicht durch ein beschlagenes Fenster fiel.

Später, als sie gegangen war und das Haus wieder mir und seinen Geräuschen gehörte, stand ich im Flur und betrachtete die verschlossene Tür unter der Treppe. Das Holz war dunkler als bei den anderen Türen, der Griff aus Messing stumpf vom Gebrauch. Im unteren Drittel zogen sich Kratzspuren entlang, als hätte einmal jemand versucht herauszukommen – oder hineinzukommen, mit sehr schlechten Manieren.

Hinter mir lag das Wohnzimmer mit dem Kamin, das auf seine Weise einladend war. Vor mir die Küche. Über mir das Schlafzimmer mit dem Schreibtisch und dem Blick auf das Feld. Und unter der Treppe eine Kammer voller Dinge, die in Ruhe gelassen werden wollten.

„Ein perfekter Ort zum Schreiben“, sagte ich leise. „Ruhe, Landschaft, ein paar merkwürdige Regeln. Was kann da schon schiefgehen?“

Das Haus antwortete mit einem langen, tiefen Knacken im Gebälk, als würde es lachen.

Der Vormittag kroch träge voran wie ein Kater nach einer zu guten Nacht. Nachdem Niamh gegangen war, blieb ich erst mal in der Küche sitzen, als müsste ich mich an die Abwesenheit eines anderen Menschen gewöhnen. Das Haus wirkte plötzlich größer, leerer, lauter. Jedes Geräusch – das Ticken der Uhr, das Tropfen des Wasserhahns, das ferne Rauschen des Windes – bekam Gewicht, als würde es sagen: „Jetzt sind wir dran, hör zu.“

Ich stand auf, spülte mein Geschirr ab und scheiterte beim ersten Versuch, den Gasherd auszuschalten. Der Knopf klemmte und ließ sich erst mit einer Drehung lösen, die mich an die Sicherungen meiner Kindheit erinnerte: Entweder gingen sie gar nicht oder gleich mit einem Knall. Mein Magen war zufrieden, mein Kopf weniger. Es war der erste Tag an einem neuen Ort, und ich hatte das Gefühl, beobachtet zu werden – nicht aus Misstrauen, eher mit neugieriger Erwartung. Wie ein Publikum, das sehen will, ob der Clown auf der Bühne stolpert.

Die Münze in meiner Hosentasche lag schwer gegen mein Bein, als hätte sie sich über Nacht mit Blei gefüllt. Ich holte sie hervor und legte sie auf den Küchentisch. Im Tageslicht sah sie anders aus. Nicht mehr so warm, eher stumpf, als wäre das Gold müde. Das geprägte Gesicht grinste mich immer noch an, dieses schiefe, selbstzufriedene Lächeln. Das vierblättrige Kleeblatt auf der Rückseite wirkte beinahe sauberer als alles andere in diesem Haus.

Ich überlegte, ob ich sie einfach in irgendeine Schublade werfen sollte, zu den vergessenen Kassenbons und alten Batterien, wo Dinge landen, die man vor sich selbst versteckt. Aber Niamh wollte sie sehen, und außerdem war ich neugierig. Neugier ist wie Zucker: Man weiß, dass zu viel schlecht ist, aber man greift trotzdem zu.

Ich steckte die Münze wieder ein und beschloss, erst einmal das Haus systematisch zu erkunden, bevor ich mich mit der Außenwelt anlegte.

Im Wohnzimmer begann ich. Die Bücher in den Regalen waren ein wilder Mix: verstaubte Romane, in denen Männer auf Pferden irgendwohin ritten, religiöse Schriften mit Titeln, die versprachen, die Seele zu reinigen, als wäre sie ein verstopftes Abflussrohr, und dazwischen ein paar Bände, deren Umschläge eindeutig mehr Sex als Handlung versprachen. Ich zog wahllos einen heraus. Auf der Innenseite des Einbands stand ein Name, mit krakeliger Schrift: „Seamus O'Rourke, 1978".

„Hat sich einiges angesammelt, Seamus", murmelte ich.

Zwischen den Büchern fand ich kleine Gegenstände: eine alte Taschenuhr ohne Zeiger, ein Foto von zwei Männern vor einem Pub, beide mit diesen Gesichtern, die man entweder im Gefängnis oder in der Politik wiederfindet, eine Messingglocke, die sich kalt und schwer anfühlte. Ich hob sie an, schüttelte sie leicht. Kein Ton. Keine klappernde Zunge im Innern. Einfach nur ein Stück Metall, das so tat, als sei es einmal wichtig gewesen.

Über dem Kamin hing ein Bild, das mich schon beim Betreten des Raumes irritiert hatte. Es zeigte eine Landschaft, vermutlich hier irgendwo: ein Hügel, ein paar Bäume, ein Feld. Doch je länger ich hinsah, desto mehr hatte ich das Gefühl, dass da etwas nicht stimmte. Die Perspektive war leicht verzogen, als hätte der Maler versucht, einen Traum festzuhalten. Im Vordergrund war eine kleine Gestalt angedeutet, kaum mehr als ein dunkler Fleck mit Hut. Auf den ersten Blick hätte man sie übersehen können. Auf den zweiten begann sie zu wachen.

Ich trat näher heran. Der Fleck bestand aus ein paar groben Pinselstrichen, aber die Haltung war eindeutig: jemand, der leicht nach vorn gebeugt stand, als hörte er etwas im Gras. Wenn man lange genug hinsah, schien er sich minimal zu bewegen, nur um genau in dem Moment still zu stehen, wenn der Blick sich schärfte.

„Na, toll", sagte ich. „Kaum angekommen, schon fangen die Bilder an, mir Streiche zu spielen."

Ich wandte mich ab und beschloss, dass frische Luft das einzig Vernünftige war, auch wenn sie hier draußen wahrscheinlich hauptsächlich aus Wasser bestand.

Im Flur blieb ich vor der Tür unter der Treppe stehen. Sie wirkte unschuldig, nur ein Stück Holz mit einem Griff. Keine leuchtenden Runen, keine Ketten, keine Warnschilder. Wenn dies ein Film gewesen wäre, hätte jetzt jemand im Publikum geschrien: „Nicht aufmachen, du Idiot!" Stattdessen war nur das Haus da, das atmete und knarrte.

Ich legte die Hand auf die Klinke. Sie war kalt. Kein leises Flüstern, keine Luftveränderung, nur mein eigener Puls, der in den Fingerspitzen klopfte.

„Nur mal kurz schauen“, sagte ich leise. „Man kann ja schlecht irgendwo wohnen, ohne zu wissen, was unter der Treppe lauert.“

In meinem Kopf tauchte das Gesicht von Niamh auf, wie sie mit diesem trockenen Blick Regeln aufzählte. Die Münze in meiner Tasche wurde plötzlich schwerer, als würde sie daran erinnert, dass sie auch eine Art Regelbruch war.

Ich ließ die Hand sinken.

„Eines nach dem anderen“, murmelte ich. „Erst das Kleefeld, dann der Besen-Schrank des Grauens.“

Draußen hatte die Sonne einen halben Versuch gestartet, sich durch die Wolken zu kämpfen. Ich zog die Jacke an, setzte mir die Mütze auf, die mir Mal geliehen hatte, und öffnete die Haustür.

Der Weg vor dem Haus war noch nass, die Pfützen spiegelten das graue Himmelstück, das sich zwischen den Wolken freigekämpft hatte. Der Fleck mit besonders dichtem Klee neben der Tür wirkte dunkler als der Rest, fast schwarz im Vergleich zu dem satten Grün des Feldes dahinter. Ich beugte mich nicht mehr hinunter. Ich hatte genug Andeutungen für einen Morgen.

Die Mauer zwischen Haus und Feld war kaum höher als meine Hüfte. Einige Steine fehlten, andere hatten Moos angesetzt. Ich legte die Hand auf die Krone der Mauer. Der Stein war feucht, aber unter der Nässe warm.

Jenseits der Mauer begann das Meer aus Klee. Auf den ersten Blick sah es tatsächlich friedlich aus. Ein leichtes Rascheln ging hindurch, wenn der Wind darüber strich, wie das Atmen eines schlafenden Tiers. Die Fläche war so gleichmäßig, dass mir schwindelig wurde. Kein Baum, kein Zaunpfahl, nicht einmal ein Maulwurfshügel. Nur Klee, soweit das Auge reichte, bis zum leichten Anstieg des Hügels in der Ferne.

Ich stieg nicht auf die Mauer. Stattdessen ging ich parallel dazu ein paar Schritte entlang, bis ich eine Stelle fand, an der jemand früher offenbar häufig hin- und hergegangen war: Der Boden war fester, das Gras niedriger. Eine Art Trampelpfad, der direkt an die Mauer heranführte und dann abrupt endete. Als hätte jemand hier immer wieder gestanden und gewartet, ohne jemals den letzten Schritt zu tun.

Ich blieb an genau dieser Stelle stehen.

Die Luft war klarer als noch am Morgen, und zum ersten Mal hörte ich etwas anderes als nur Wind: ein leises, hohes Klingen, weit entfernt, als würde jemand mit einem Löffel an Glas schlagen. Kein Rhythmus, eher ein zufälliges Anschlagen. Mein Nacken wurde kalt.

„Das wird doch nicht…“ begann ich, brach aber ab. In der Ferne bewegte sich etwas.

Es war kaum zu erkennen, nur ein Schatten, vielleicht eine kleine Gestalt, vielleicht nur der Wind, der eine Welle durch den Klee jagte. Für einen Moment glaubte ich, einen Hut zu

sehen, einen schwarzen Fleck auf dem Grün, der sich langsam bewegte – nicht wie ein Tier, eher wie jemand, der etwas suchte. Dann war da wieder nur Klee.

Ich blinzelte, rieb mir die Augen.

„Du wirst paranoid, Theo“, sagte ich mir. „Das hier ist ein Feld, kein Märchenbuch.“

Zur Sicherheit tastete ich nach der Münze. Sie lag in der Tasche, schwer und still.

Ein Rascheln hinter mir ließ mich herumfahren. Eine Krähe saß auf dem Dachfirst, den Kopf schief gelegt, als würde sie mich einschätzen. Ihr Gefieder glänzte in einem ungesunden Schwarz, die Augen waren hell und zu aufmerksam.

„Ich hoffe, du zahlst hier keine Miete“, sagte ich. „Sonst haben wir ein Problem.“

Die Krähe krächzte, ein raues, beinahe beleidigtes Geräusch, breitete die Flügel aus und flog davon – nicht über das Feld, sondern um das Haus herum, als würde sie einen Bogen darum machen.

Das war der Moment, in dem ich beschloss, genug Natur für den Vormittag gehabt zu haben.

Zurück im Haus schloss ich die Tür sorgfältig, legte den Riegel vor und blieb einen Augenblick im Flur stehen, um zu lauschen. Keine Schritte, keine Stimmen, nur das ferne Rauschen des Windes im Schornstein.

Im Wohnzimmer legte ich die Münze auf den Tisch, diesmal auf ein Stück Küchenpapier, als könnte sie Flecken hinterlassen. Ich setzte mich an den Schreibtisch, öffnete meinen Laptop – der im Gegensatz zu allem anderen hier im Raum wie ein Raumschiff wirkte – und starrte auf den leeren Bildschirm.

Der Cursor blinkte. Er hatte mehr Geduld als ich.

„Es war einmal ein Mann an einem Feld“, tippte ich und löschte es sofort wieder. Zu lahm. Zu banal. Zu nahe an dem, was ich tatsächlich war.

Ich versuchte es mit einer anderen Variante. „Manche Orte warten nicht darauf, gefunden zu werden. Sie schreiben sich selbst in einen ein.“ Wieder gelöscht. Kitschalarm.

Ich seufzte, rieb mir die Stirn und lehnte mich zurück. Vielleicht musste ich erst akzeptieren, dass ich nicht hergekommen war, um einfach irgendeine Geschichte zu schreiben. Ich war hergekommen, weil ich hoffte, dass dieser Ort mir eine aufzwingt. Und der Ort schien bereit zu sein, solange ich ihm zuhörte.

Ein Klopfen riss mich aus meinen Gedanken.

Drei kurze Schläge an die Tür, dann eine Pause, dann noch einmal drei. Kein zaghaftes Bitten, eher ein „Aufmachen, bevor ich es mir anders überlege“. Ich sprang auf, stolperte fast über das Sofa und ging in den Flur.

Als ich die Tür öffnete, stand Niamh auf der Schwelle, einen Mantel um die Schultern, der aussah, als hätte er bereits mehrere Winter überlebt, und ein kleines Körbchen am Arm.

„Ich habe Brot gebacken“, sagte sie knapp, als wäre das die logischste Erklärung für unangekündigten Besuch. „Und ich will mir diese Münze ansehen, bevor sie sich an Sie gewöhnt.“

Ich trat zur Seite, ließ sie eintreten. Die Luft um sie herum brachte den Geruch von kaltem Wind und warmem Brot mit.

Wir setzten uns in die Küche. Niamh stellte den Korb auf den Tisch, holte ein noch lauwarmes Brot hervor und legte es direkt auf die Tischplatte, ohne Teller, ohne jeden Respekt vor Krümeln. Dann streckte sie die Hand aus.

„Zeigen Sie her.“

Ich holte die Münze aus der Hosentasche und legte sie in ihre offene Handfläche. Für einen Moment wirkte es, als würde die Zeit langsamer. Ihre Finger schlossen sich darum, fest, fast gierig.

Ihr Gesicht veränderte sich. Die sonst so wachen Augen wurden schmal, die Falten um ihren Mund tiefer. Sie drehte die Münze mit dem Daumen, betrachtete zuerst das grinsende Gesicht, dann das Kleeblatt. Kein Laut war zu hören, außer dem leisen Kratzen von Metall auf Haut.

„Wo genau haben Sie sie gefunden?“ fragte sie schließlich. Ihre Stimme klang anders, tiefer.

„Vor der Haustür“, antwortete ich. „Gestern Nacht, nach dem Regen. Sie lag einfach da und… bewegte sich ein bisschen.“

Niamh nickte, als hätte sie genau das erwartet, und gleichzeitig, als hätte sie gehofft, es nie zu hören.

„Natürlich“, murmelte sie. „Er konnte es nicht lassen.“

„Wer?“

Sie sah auf, und in ihrem Blick lag plötzlich nicht nur Sorge, sondern auch Ärger – nicht auf mich, sondern auf irgendetwas, das außerhalb der Wände dieses Hauses lag.

„Jemand, der weiß, dass Sie hier sind“, sagte sie. „Und der gern mit neuen Nachbarn spielt.“

Sie legte die Münze vorsichtig auf den Tisch zwischen uns.

„Ab jetzt, Theo“, sagte sie leise, „sind Sie nicht mehr nur Besucher. Jemand hat Sie bemerkt. Und der möchte, dass Sie ihm zuhören.“

„Jemand hat Sie bemerkt.“ Der Satz hing in der Küche wie kalter Rauch. Ich starrte auf die Münze zwischen uns, als würde sie jeden Moment den Mund aufmachen und sagen: „Erwischt.“

„Wer genau?“ fragte ich. „Die Kirchensteuer? Der irische Zoll? Ein sehr motivierter Bettler?“

Niamh reagierte nicht auf den Witz. Ihre Finger lagen knapp neben der Münze, als würde sie sie bewachen. „Es gibt hier draußen Dinge, denen wir ungern Namen geben“, sagte sie

langsam. „Nicht, weil wir abergläubisch sind, sondern weil Namen Türen sind. Je öfter man eine Tür ausspricht, desto leichter geht sie auf."

„Ich bin Schriftsteller", gab ich zurück. „Für mich sind Namen Werkzeuge, keine Türen."

„Dann schreiben Sie lieber mit stumpfem Werkzeug", erwiderte sie trocken. „Sonst schneiden Sie sich."

Sie griff nach dem Brotmesser, schnitt mit einer überraschend kraftvollen Bewegung eine dicke Scheibe vom Laib ab und legte sie vor mich, als wäre Essen die beste Medizin gegen das, worüber wir sprachen. Vielleicht hatte sie sogar recht. Mit einem vollen Magen fürchtet man sich schlechter.

„Sie sagten, er konnte es nicht lassen", hakte ich nach. „Wer ist ‚er'?"

Sie seufzte, dieses lange, leise Seufzen von Menschen, die schon oft gefragt wurden und selten zufriedenstellende Antworten geben konnten. „Im Dorf nennen sie ihn verschieden", sagte sie. „Manche sagen einfach ‚der Kleine', andere ‚der Mann vom Feld'. Die Alten hatten noch mehr Namen, aber die nehme ich nicht in den Mund. Mir reicht zu wissen, dass er da ist, wenn man dumm genug ist, ihn anzulocken."

„Und ich habe ihn angelockt, indem ich eine Münze aufgehoben habe, die zufällig vor meiner Tür lag?"

„Zufällig ist hier draußen selten etwas", entgegnete sie. „Er liebt neue Gesichter. Fremde, die die Regeln nicht kennen. Früher waren es Händler, dann Touristen. Jetzt eben Leute wie Sie, die glauben, sie könnten sich vor ihrem eigenen Leben verstecken."

Ich wollte widersprechen, aber der Protest blieb irgendwo zwischen Zunge und Verstand hängen. In der Münze spiegelte sich mein Gesicht verzerrt. Wenn man lange genug hinsah, schien das geprägte Grinsen auf der Metalloberfläche breiter zu werden, als würde es sich über mich amüsieren.

„Nehmen wir einmal an, ich glaube Ihnen", sagte ich. „Was will er von mir? Geld habe ich kaum, und meine Seele ist gebraucht."

Niamh schnaubte. „Geld hat er genug. Seele auch. Was er mag, sind Geschichten. Und Versprechen. Man sagt, er sammelt beides. Wenn jemand eine Münze von ihm annimmt, hört er zu, was dieser jemand sich wünscht. Und dann…" Sie zuckte mit den Schultern. „Dann beginnt das Feilschen."

„Klingt nach einem schlechten Kreditvertrag."

„Das ist es auch", sagte sie. „Nur dass man hier selten in Raten bezahlt. Eher auf einmal."

Ich rieb mir die Schläfen. Alles in mir wollte das Gespräch in die Ecke der Folklore schieben, dorthin, wo man es später mit einem Whisky in der Hand als nette Anekdote hervorholen konnte. Gleichzeitig erinnerte ich mich an gestern Nacht: das unerklärliche Klingen, die Wärme des Metalls, das Gefühl, als würde etwas hinter meinen Augen lachen.

„Und was mache ich jetzt?" fragte ich.

Niamh stand auf, ging zum Schrank und holte ein Marmeladenglas heraus, leer, aber sauber. Dann nahm sie aus einer Schublade ein Päckchen Salz, riss es auf und schüttete eine Schicht auf den Boden des Glases. Ihre Bewegungen waren ruhig, fast rituell.

„Zuerst nehmen wir ihm den Spaß“, sagte sie. „Solange Sie die Münze bei sich tragen, sind Sie für ihn interessant. Er wird Sie verfolgen, im Traum und im Wachen, mit kleinen Geschenken, kleinen Zufällen. Manche mögen das. Andere nicht mehr, wenn die Rechnung kommt.“

Sie nahm die Münze, hielt sie einen Moment lang zwischen Daumen und Zeigefinger, murmelte etwas, das wie ein altes Kinderlied klang, und ließ sie ins Salz fallen. Das Metall machte ein dumpfes Geräusch, viel tiefer, als eine Münze im Glas vernünftigerweise machen sollte.

„Salz bindet“, erklärte sie, während sie noch eine Schicht darüber schüttete. „Es hält Dinge fest. Und es erinnert sie daran, dass sie Grenzen haben. Solange sie dort drin liegt, kann er sie nicht zu Ihnen rollen lassen.“

„Sie sprechen von ihm, als wäre er ein Kind mit Spielzeug.“

„Er ist älter als jedes Kind, das Sie je gesehen haben“, sagte sie. „Aber im Kopf ist er wirklich nicht viel weiter.“

Sie schraubte den Deckel auf das Glas und stellte es auf das Regal über dem Herd, neben eine Reihe von Gewürzdosen und eine Blechdose mit der Aufschrift „Haferflocken“, von der ich instinktiv annahm, dass sie nichts mit Haferflocken zu tun hatte.

„Was passiert, wenn ich die Münze zurückhaben will?“

„Wollen Sie?“

Die Frage traf mich unvorbereitet. Ich dachte an die Nacht, an das Gefühl von etwas Warmem in meiner Hand, an dieses Flüstern, das sich wie eine Einladung angefühlt hatte. Ein Teil von mir war neugierig. Es war derselbe Teil, der mich dazu brachte, zu rauchen, obwohl die Packung mir versprach, dass ich davon sterben würde.

„Ich weiß es nicht“, gab ich zu.

„Dann ist es besser, wenn sie dort oben bleibt“, entschied Niamh. „Zumindest, bis Sie sich sicher sind, was Sie bereit sind zu bezahlen. Er ist geduldig. Er wartet.“

Sie setzte sich wieder, diesmal langsamer. Man sah ihr an, dass dieses Glas nicht nur eine Handlung, sondern auch Erinnerung war.

„Sie hatten schon einmal mit ihm zu tun“, sagte ich leise.

Ihre Finger zuckten um die Teetasse. „Wer lange genug hier lebt, bekommt ihn irgendwann zu Gesicht“, sagte sie ausweichend. „Manche nur aus der Ferne. Andere näher. Es gibt Geschichten. Eine handelt von einem Topf, der immer voll war. Eine andere erzählt, warum er heute leer ist. Aber das sind Erzählungen für einen anderen Tag.“

Der Titel meines zukünftigen Kapitels klingelte in meinem Hinterkopf, als hätte jemand mit einem Löffel gegen ihn geschlagen.

„Was raten Sie mir?“ fragte ich. „Als jemand, der hier wohnt, und nicht nur Ferien macht.“

Niamh sah mich lange an, als würde sie mich auf Mängel prüfen. „Erstens: Halten Sie sich an die Regeln. Kein Pflücken von vierblättrigen Kleeblättern. Kein Münzenspiel. Kein Betreten des Feldes bei Nebel. Zweitens: Wenn Sie nachts etwas hören, das sich nicht wie Regen, Wind oder Ihr eigenes schlechtes Gewissen anhört, bleiben Sie im Bett. Drittens: Wenn Ihnen jemand im Traum etwas anbietet, das zu schön ist, um wahr zu sein, sagen Sie Nein. Selbst dann, wenn er Ihnen verspricht, dass Ihr Buch nicht nur fertig, sondern auch ein Erfolg wird.“

„Das hat jemandem schon mal einer versprochen?“

„Mehr als einmal“, sagte sie. „Die Regale im Pub sind voll von Fotos von Leuten, an die sich niemand mehr wirklich erinnert. Manche von ihnen hatten große Pläne. Andere hatten nur kleine Wünsche. Am Ende sind sie alle gegangen, ohne sich zu verabschieden. Man sagt, sie hätten gefunden, was sie gesucht haben. Ich sage, manche Dinge sollte man nicht finden.“

Ich dachte an Berlin, an die leere Datei auf meinem Laptop, die seit Monaten „Neuer Roman“ hieß und nichts weiter war als ein blinkender Cursor auf weißem Hintergrund. Es gab Momente, in denen ich fast alles unterschrieben hätte, nur um diese Leere zu füllen.

„Vielleicht hat er sich den Falschen ausgesucht“, murmelte ich. „Ich habe gar nicht genug Träume, um sie zu verkaufen.“

Niamh lächelte zum ersten Mal an diesem Vormittag, ein kurzes, ehrliches Lächeln. „Unterschätzen Sie sich nicht“, sagte sie. „Die besten Geschäfte macht man mit Leuten, die glauben, sie hätten nichts zu verlieren.“

Sie stand auf, strich sich die Schürze glatt und griff nach ihrem Mantel. „Ich muss zurück in den Laden. Wenn ich zu lange weg bin, glauben die Leute, ich sei tot, und fangen an, die Angebote zu plündern.“

„Sie haben einen Laden?“

„Natürlich. Jemand muss den Alkohol verkaufen, den alle brauchen, um die Geschichten auszuhalten.“ Sie ging zur Tür, blieb dann noch einmal stehen. „Ich komme heute Abend wieder vorbei und schaue nach Ihnen. Bis dahin: Schreiben Sie etwas. Es muss kein Meisterwerk sein. Hauptsache, Sie lassen Ihre Gedanken nicht allein mit ihm.“

„Mit wem?“

„Mit dem, der Sie bemerkt hat“, sagte sie, als wäre das die selbstverständlichste Antwort der Welt.

Als die Tür hinter ihr ins Schloss fiel, war es wieder still im Haus. Nur die Uhr tickte, das bekannte, geduldige Ticken. Aus dem Wohnzimmer drang ein leises Geräusch, wahrscheinlich Holz, das sich im Kamin verschob.

Ich ging in den Flur, nur um sicherzugehen, dass niemand vor der Tür stand. Der Weg war leer. Der Klee neben der Schwelle wirkte harmlos, fast lächerlich harmlos.

Zurück in der Küche hob ich den Blick zu dem Glas über dem Herd. Die Münze lag im Salz, ein kleines, goldenes Auge, das nach oben starrte. Durch das Glas sah sie verzerrt aus, als läge sie unter Wasser.

„Wenn du wirklich Geschichten magst“, sagte ich leise, „dann such dir jemand anderen. Ich habe schon genug Ärger mit der Realität.“

Natürlich antwortete sie nicht. Aber für einen Moment hatte ich den Eindruck, das Knistern im Kamin drüben sei ein leises, fernes Lachen.

Ich setzte mich an den Schreibtisch im Schlafzimmer, öffnete den Laptop und begann zu schreiben. Nicht viel, nur ein paar Sätze, aber sie standen am Ende tatsächlich auf dem Bildschirm, schwarz auf weiß, so real wie das Feld vor dem Fenster. Ich schrieb über Regen, über ein Haus am Rand von etwas, das älter war als alle Regeln, die man ihm auferlegt hatte. Ich schrieb über einen Mann, der glaubte, dem Lärm entkommen zu sein, und stattdessen etwas fand, das ihn sehr genau hören konnte.

Draußen zog sich der Himmel wieder zu. Über dem Kleefeld glitt ein Schatten, ohne erkennbaren Ursprung. Ich sah ihm zu, bis er sich mit dem Grau vermischte.

„Na schön“, sagte ich, mehr zu mir selbst als zu irgendwem sonst. „Wenn hier jemand zuhört, soll er wenigstens was zu hören kriegen.“

Der Cursor blinkte, ungeduldig, aber nicht mehr spöttisch. Ich setzte den nächsten Satz. Und irgendwo, tief im Grün des Feldes, klimperte es ganz leise, als würde jemand eine Hand voller Münzen zählen und sich überlegen, wie viele davon er noch braucht.

Die Geschichte vom leeren Topf

Der Nachmittag hatte sich in eine dieser pausenlosen Grauzonen verwandelt, in denen die Zeit nicht wirklich vergeht, sondern nur die Farbe wechselt. Ich hatte geschrieben, gelöscht, wieder geschrieben, mich mit Sätzen geprügelt, die sich benahmen wie störrische Ziegen, und irgendwann gemerkt, dass ich seit einer Stunde denselben Absatz anstarrte, ohne ihn zu lesen. Das Haus atmete ruhig, der Wind fuhr gelegentlich durch den Schornstein, und draußen lag das Kleefeld wie eine geschlossene Augenlidfläche, unter der etwas träumte.

Gegen fünf klopfte es an der Tür. Kein nervöses Tippeln, kein forderndes Hämmern, sondern zwei kurze, entschlossene Schläge. Ich war fast erleichtert, ein anderes Gesicht zu sehen als mein eigenes.

Vor der Tür stand Niamh, diesmal ohne Korb, dafür mit einem Schal, der so grün war, dass selbst das Feld dagegen blass gewirkt hätte. Hinter ihr dämmerte der Abend, das Licht war schon brüchig, und irgendwo in der Ferne bellte ein Hund, als hätte er in der Zwischenzeit vergessen, weshalb.

„Sie sehen noch nicht aus wie jemand, der mit der Wand diskutiert“, stellte sie fest, als sie an mir vorbeiging. „Das ist ein gutes Zeichen. Ziehen Sie Ihre Schuhe an.“

„Wohin gehen wir?“ fragte ich und schob mich in die Flur-Ecke, um nach meinen halbwegs trockenen Schuhen zu greifen.

„In den Pub“, sagte sie. „Sie müssen die Leute kennenlernen. Und die Leute müssen Sie sehen, damit sie aufhören, sich Geschichten auszudenken, die schlimmer sind als die Wahrheit.“

„Was, wenn die Wahrheit schlimmer ist als ihre Geschichten?“

„Dann passen Sie gut hierher.“ Sie warf mir einen Blick zu, in dem sich Humor und etwas anderes mischten, das man Resignation nennen konnte. „Außerdem ist Mittwoch. Mittwochs erzählt Seamus im Pub seine Geschichte. Sie sollten sie hören, bevor sie Sie von hinten erwischt.“

„Welche Geschichte?“

„Die vom leeren Topf“, sagte sie. „Das gehört zum Pflichtprogramm. Man warnt nicht mehr mit Flugblättern, sondern mit Bier und schlechten Liedern.“

Draußen war es kälter geworden, die Luft feucht, mit diesem metallischen Unterton, den nur Orte haben, an denen Wasser seit Jahrhunderten den Ton angibt. Wir gingen den Weg hinunter zum Dorf. Über uns bewegten sich die Wolken in schweren Schichten, und für einen Moment sah ich zwischen zwei Lücken hindurch einen dünnen Streifen blassen Himmels, fast blau. Er verschwand, bevor ich sicher war, ihn nicht nur erfunden zu haben.

Der Pub lag gleich am kleinen Platz, wo der Bus am Vortag gehalten hatte. Das Holzschild über der Tür zeigte einen schlecht gemalten Kobold mit Topf, der aussah, als hätte er seit Jahren Verdauungsprobleme. Darunter stand in verblassender Schrift: „The Crooked Clover“. Es war der erste Kobold, den ich an diesem Tag sah, der nicht in meinem Kopf wohnte.

„Gehen Sie vorne rein“, sagte Niamh, als müsste sie das überhaupt sagen. „Setzen Sie sich nicht in die Ecke rechts neben dem Kamin. Der Platz gehört ihm.“

„Ihm?“

„Demjenigen, dessen Namen ich vorhin nicht sagen wollte“, antwortete sie. „Wir lassen ihm seinen Stuhl. Es schadet nichts, zu tun, als wäre er da, selbst wenn er es nicht ist. Und wenn er es doch ist, schadet es erst recht nichts.“

Im Pub war es warm. Nicht diese nüchterne Zentralheizungshitze, sondern die Sorte Wärme, die aus Körpern, Stimmen, Alkohol und einem Kamin entsteht, der mehr rußt als heizt. Der Raum war niedriger, als ich erwartet hatte, der Boden uneben. Über dem Tresen hingen alte Fotos: Männer mit Bier in der Hand, Frauen mit Kopftuch, ein verschwommenes Bild von einem Regenbogen, der so schief war, dass selbst mathematisch unbegabte Menschen ihm nicht trauten.

Gespräche verstummten kurz, als wir eintraten. Köpfe drehten sich, Blicke glitten über mich hinweg wie kaltes Wasser. Es war kein feindlicher Blick, eher das sachliche Scannen einer neuen Lieferung, um zu prüfen, ob sie fehlerhaft ist.

„Das ist Theo“, sagte Niamh in den Raum hinein, als wäre das eine Ansage im Radio. „Er wohnt jetzt im Haus am Kleefeld. Er bezahlt pünktlich, isst, was man ihm hinstellt, und hebt nicht mehr jede Münze auf, die vor seiner Tür liegt.“

Murmeln, ein paar Lacher. Einer der Männer am Tresen hob sein Glas. „Sláinte, Theo“, rief er. „Möge der Regen dich öfter verfehlen als treffen.“

„Und möge dein Dach halten, bis du weg bist“, fügte ein anderer hinzu.

Niamh schob mich zu einem Tisch in der Nähe der Mitte des Raumes. Links vom Kamin war tatsächlich ein freier Stuhl, der aussah, als wäre er seit Jahren nicht benutzt worden. Auf der Lehne lag eine alte Mütze, verstaubt, aber sorgfältig platziert. Niemand schien sich daran zu stören, im Gegenteil: Die Leute schauten unbewusst an dem Stuhl vorbei, als wäre er unsichtbar.

Der Wirt – ein Mann mit rotem Bart und der Statur eines Kühlschranks – stellte ohne Nachfrage zwei Pints Guinness vor uns auf den Tisch. „Willkommen im Dorf“, sagte er. „Erstes Glas geht aufs Haus. Alle anderen auf deins.“

Das Bier war dunkel, cremig, bitter und schwer, mit einer Schaumkrone, die aussah, als könnte man einen Löffel drin stehen lassen. Ich nahm einen Schluck und spürte, wie es langsam durch mich hindurchwanderte, als müsste es sich erst orientieren.

„Mittwoch“, sagte Niamh, nachdem sie ihr Glas abgesetzt hatte. „Sie haben Glück. Es gibt die Kurzversion.“

„Wovon?“

„Von den Dingen, die man nicht tut, wenn man nicht mit einem leeren Topf und einem vollen Loch im Leben enden will.“

In der Ecke am Fenster erhob sich ein Mann, der so dünn war, dass ich mich fragte, wie er es schaffte, aufrecht zu bleiben. Seine Haare waren weiß, seine Augen wässrig, aber wach. In der Hand hielt er ein Glas, in dem mehr Luft als Whiskey war.

„Seamus“, flüsterte Niamh. „Halten Sie die Ohren offen und den Mund geschlossen. Er mag es nicht, wenn man ihn unterbricht. Das Leben hat ihn schon genug unterbrochen.“

Seamus stellte sich in die Mitte des Raumes, ohne Bühne, ohne Mikrofon. Es wurde still, nur das Knacken des Feuers im Kamin war zu hören. Er ließ den Blick durch den Pub wandern, blieb kurz bei mir hängen und nickte leicht, als hätte er erwartet, mich hier zu sehen.

„Ihr kennt die Geschichte“, begann er mit rauer Stimme. „Aber ihr vergesst sie zu schnell. Und da wir schon wieder einen Neuen im Haus haben…“ Er deutete mit dem Kinn in meine Richtung. „…erzählen wir sie noch einmal, bevor er auf dumme Gedanken kommt.“

Ein paar Männer lachten, aber es klang angespannt.

„Es war nicht immer ein leeres Feld“, setzte Seamus an. „Früher war dort Weideland, fruchtbar, weich, freundlich. Kühe standen dort, Schafe, manchmal auch wir selbst, wenn das Gras im Dorf knapp wurde.“ Er grinste schief. „Man sagt, es gab damals noch mehr Haare und weniger Falten, aber ich habe dafür keine Beweise.“

Ein paar vereinzelte Lacher, dann wieder Stille.

„Eines Tages“, fuhr er fort, „kam ein Mann ins Dorf. Kein Tourist, kein Durchreisender, einer von denen, die glauben, sie könnten die Welt aufräumen, wenn sie nur laut genug reden. Er hieß Aidan, Sohn von niemandem Wichtigem, aber mit mehr Stolz im Bauch als Brot. Er hatte Schulden, wie man sie hat, wenn man jung ist und glaubt, Glück sei ein Recht und kein Zufall. Karten, Pferde, falsche Freunde – ihr kennt das. Manche von euch waren dabei.“

Ein Mann am Tresen räusperte sich, starrte in sein Glas.

„Aidan“, sagte Seamus, „wollte mehr. Mehr Geld, mehr Ansehen, mehr… alles. Also tat er, was die Dummen tun, wenn ihnen das Leben zu langsam geht: Er ging aufs Feld.“

Meine Hand, die das Glas hielt, wurde feucht. Der Pub war warm, aber ein kalter Hauch strich mir den Nacken hinunter.

„Damals“, sagte Seamus, „gab es noch Geschichten darüber, dass im Klee mehr liegt als Gras. Kinder erfuhren sie als Märchen, Erwachsene als Warnung. ‚Sammel keine Kleeblätter ohne Grund‘, hat man gesagt. ‚Zähle nie zu weit. Und wenn du bei vier angekommen bist, bleib stehen.‘ Aidan hat nicht auf seine Mutter gehört. Niemand hört auf seine Mutter, bis es zu spät ist.“

Niamh nahm einen tiefen Schluck, ihr Blick war auf den Tisch gerichtet.

„Er ging also aufs Feld“, fuhr Seamus fort. „In der Abenddämmerung, wenn die Grenze dünner ist. Er suchte nach Glück, wie ihr alle irgendwann. Und er fand es.“

Seamus machte eine Pause, um einen Schluck aus seinem Glas zu nehmen. Es schien nur eine höfliche Unterbrechung zu sein, aber der Raum hielt den Atem an, als wäre etwas Unsichtbares näher gerückt.

„Er fand ein vierblättriges Kleeblatt, groß wie ein Daumennagel. Und daneben noch eins. Und noch eins. Ein ganzes Nest von ihnen, als hätte jemand sie sorgfältig hingelegt, damit er sie findet. Er pflückte sie, eins nach dem anderen, und jedes Mal, wenn er eins in der Hand hielt, dachte er: Jetzt wird alles besser. Manche von euch wissen, wie sich das anfühlt, nicht wahr?“

Wieder dieses trockene Lachen, das niemand wirklich lustig fand.

„Als er aufhörte zu zählen, hatte er dreizehn vierblättrige Kleeblätter in der Hand. Ein schöner Stapel virtuelles Glück, wie die jungen Leute heute sagen würden, wenn sie nicht so viel Angst hätten, hierherzukommen. Und als er da stand, mit den Blättern in der Faust, hörte er etwas. Ein Klirren. Ein Rasseln. So, als würde jemand mit Münzen spielen, ganz in der Nähe, aber nicht dort, wo man hinsieht.“

Ich schluckte. Die Erinnerung an das nächtliche Klingen kroch mir wie ein dünner Faden die Wirbelsäule hoch.

„Er drehte sich um“, sagte Seamus. „Und da stand er. Klein, kaum größer als ein Kind, mit einem Mantel so grün, dass selbst das Gras neidisch wurde, und einem Hut, unter dem Augen glitzerten, als würden sie jeden Fehler sehen, den du je gemacht hast. In der einen Hand einen Stock, in der anderen einen Topf. Den Topf kennt ihr. Er stand früher im Pub, zur Deko, bis einige beschlossen, dass es besser ist, ihn nicht zu sehr zu zeigen.“

Seamus’ Blick glitt hinüber zur Theke, wo tatsächlich auf dem Regal über den Flaschen ein alter, verbeulter Kupfertopf stand. Ich hatte ihn zuerst für eine bloße Staubfalle gehalten.

„Der Kleine grinste“, sagte Seamus leise. „So breit, dass man nicht wusste, ob er sich freut oder dich frisst. Und er sagte: ‚Du hast etwas von mir genommen.‘“

Niemand im Pub sprach. Selbst die Gläser wirkten leiser.

„Aidan, so wie er war, dachte natürlich, das sei ein Witz. ‚Kleeblätter sind frei‘, sagte er. ‚Die wachsen hier rum, als würden sie dafür bezahlt.‘ Und der Kleine lachte, als hätte er genau diese Antwort erwartet. ‚Alles, was bemerkt wurde, gehört jemandem‘, sagte er. ‚Und du hast dreizehnmal genommen. Aber ich bin großzügig. Wir machen einen Handel.‘“

Seamus’ Stimme wurde noch rauer. „‚Du bekommst, was du willst‘, sagte der Kleine. ‚Geld, Ruhm, Freiheit, Liebe, was immer dein Herz schreit, wenn du nachts nicht schlafen kannst. Im Gegenzug füllst du einmal meinen Topf. Nur einmal. Wenn die Zeit gekommen ist.‘“

Ich spürte, wie mein Herz schneller schlug, ohne dass ich hätte sagen können, warum.

„Aidan dachte nicht nach“, sagte Seamus. „Menschen, die mit dem Rücken zur Wand stehen, denken selten nach, wenn ihnen jemand eine Tür zeigt. Er sah den Topf, er sah die Klee-Blätter in seiner Hand, er sah in die Augen von jemandem, der ihm genau das anbot, wovon er dachte, es nie kriegen zu können. Also sagte er Ja.“

Seamus ließ das Wort im Raum stehen, als wäre es ein Stein, den man ins Wasser wirft. Wellen liefen durch die Gesichter um uns herum. Manche sahen weg, andere starrten auf den Topf über den Flaschen.

„Am nächsten Tag“, fuhr Seamus fort, „begannen seine Schulden zu verschwinden. Leute, die er längst für Feinde gehalten hatte, drückten ihm Geld in die Hand oder strichen Beträge durch. Er gewann bei Karten, ohne zu schummeln. Er fand ein Pferd, das schneller war als die Angst. Alles lief. Jahre lang. Er heiratete, er bekam ein Kind, er hatte mehr, als er sich je vorstellen konnte.

Und der Topf blieb voll.“

Seamus machte wieder eine Pause. Das Feuer im Kamin knackte, und für einen Moment war ich sicher, ein leises, sehr leises Klimpern von Metall zu hören, obwohl niemand ein Glas bewegt hatte.

„Bis eines Tages“, sagte Seamus leise, „jemand nachsah.“

Er verstummte. Im Pub war es so ruhig, dass man das Atmen hören konnte.

„Und was drin war und was nicht“, fügte er hinzu, „hat mit dem leeren Feld da draußen mehr zu tun, als uns lieb ist.“

Er hob sein Glas. „Aber das ist der Teil, den man besser nicht im Trockenen erzählt.“

Er trank. Und ich merkte, dass meine Hand um mein Bierglas so fest geworden war, dass sie wehtat.

Seamus ließ das Glas langsam sinken, als hätte es sich plötzlich mit mehr als nur Whiskey gefüllt. Im Pub war es so still, dass selbst das Feuer im Kamin sich zu schämen schien und nur noch leise glomm. Alle starrten ihn an, außer ein paar Männern am Tresen, die so taten, als wäre das hier nur eine weitere Geschichte in einem Meer aus Geschichten. Die Art von Männern, die man später als Erste rennen sieht, wenn etwas wirklich passiert.

„Es ist leicht, Ja zu sagen“, begann Seamus wieder, und seine Stimme hatte diesen Tonfall wie alte Bretter im Sturm. „Besonders, wenn man jung ist, hungrig und dumm. Aidan war alle drei Dinge, und dazu noch stolz. Stolz ist die Sorte Dummheit, die sich gut anfühlt. Er ging nach Hause mit den Kleeblättern in der Tasche, dem Vertrag in den Knochen und einem Lächeln im Gesicht, das ihm nicht gehörte.“

Jemand räusperte sich, ein dumpfer Ton aus einer Ecke. Der Wirt polierte ein Glas, das bereits sauber war. Niamh hatte die Arme verschränkt, ihr Blick war irgendwo zwischen mir und dem Topf über den Flaschen hängen geblieben.

„Die ersten Jahre“, fuhr Seamus fort, „waren wie ein Rausch. Alles, was er anfing, gelang. Er kaufte ein zweites Pferd, dann ein drittes. Er gewann bei Karten, selbst gegen Leute, die sonst nur verlieren, wenn sie das absichtlich tun. Er schuldet niemandem mehr etwas, außer der Zeit. Und die, das glaubte er, wäre sein Freund.“

Seamus nahm einen Schluck, wischte sich mit dem Handrücken den Mund ab.

„Der Topf“, sagte er, „war immer da. Erst stand er im Schuppen, dann im Wohnzimmer, schließlich in der Küche, wo man ihn beim Essen sehen konnte. Er war aus Kupfer, alt, verbeult und schwer. Aber wenn man hineinsah, war er…“ Er zögerte, suchte nach dem Wort. „…voll. Nicht voll mit Münzen oder Gold, nichts so Einfaches. Voll mit Möglichkeiten. Voll mit allem, was man noch nicht vermasselt hatte. Wer hineinsah, sah, was noch kommen konnte. Manchmal gut, manchmal schlecht, aber immer mehr, als man verkraften konnte.“

Ein Schauer lief mir über den Rücken, als hätte jemand kaltes Wasser den Kragen hinuntergegossen. Ich stellte mir vor, wie dieser Topf in einer Küche stand, daneben Brot, Teller, ein Messer, und in seinem Innern ein Film aus Versionen deiner Zukunft. Ein Ding, das dir nicht zeigt, wer du bist, sondern wofür du zu feige bist.

„Aidan schaute oft hinein“, sagte Seamus. „Zu oft. Am Anfang nur aus Neugier: Wird das Pferd gewinnen? Wird das Kind gesund bleiben? Wird der nächste Kartenabend gut laufen? Und jedes Mal, wenn er hineinsah, bekam er eine Ahnung, einen Schatten von dem, was sein könnte. Und jedes Mal glaubte er ein bisschen mehr, dass der Kleine sein Freund wäre.“

Einer der Männer am Tresen schnaubte leise. „Freunde, die Verträge machen, sind nie Freunde“, murmelte er.

„Das hat er auch gemerkt“, sagte Seamus. „Aber wie das so ist: Man merkt es meistens dann, wenn es zu spät ist. Der Topf war nie wirklich für ihn bestimmt. Er war nur eine Erinnerung. Eine Uhr ohne Zeiger, aber mit Ticktack. Jede Freude, die er hatte, jeder gewonnene Einsatz, jede gute Nacht schlug innerlich eine Kerbe in eine Schuldenliste, die er nicht sehen konnte. Er genoss. Er vergaß. Er alterte.“

Seamus’ Blick wurde fern, als würde er nicht nur erzählen, sondern nachzählen, was in seinem Kopf noch fehlte.

„Die Jahre gingen ins Land. Andere Leute bekamen Kinder, verloren Höfe, versoffen Existenzen. Aidan blieb obenauf. Seine Frau wurde stiller, sein Sohn größer. Der Junge hieß Cian, ein Kind mit Augen, die zu viel sahen und zu wenig sagten. Er war der Einzige, der sich nicht traute, in den Topf zu schauen. ‚Da sind Dinge drin, die mich anglotzen‘, soll er einmal gesagt haben. ‚Und ich weiß nicht, ob sie mich mögen.‘“

Ich sah kurz zu Niamh. Ihr Gesicht war unbeweglich, doch ihre Hände umklammerten das Glas, als müsste sie es daran hindern, wegzulaufen.

„Eines Abends“, fuhr Seamus fort, „kam der Kleine zurück. So, wie er immer kommt: ohne Geräusch, ohne Ankündigung, als hätte er sich aus einem Schatten geschält. Er stand plötzlich in der Küche, während Aidan am Tisch saß, die Füße auf einem Stuhl, die Taschen voller Geld, den Magen voller Stolz. Seine Frau stand am Herd, der Junge am Fenster. Niemand hatte die Tür gehen hören.“

Das Feuer knisterte. Draußen heulte der Wind kurz auf, als wolle er die Szene bestätigen.

„‚Die Zeit‘, sagte der Kleine, ‚ist eine seltsame Sache. Man merkt sie nicht, wenn es gut läuft. Aber ich höre sie, weißt du? Ich höre, wie sie deine Schulden abzählt. Und heute ist ein guter Tag für eine Zwischenbilanz.‘“

Seamus beugte sich leicht vor, als wollte er sicherstellen, dass jedes Ohr auch wirklich an ihm hing.

„Aidan lachte. ‚Der Topf ist voll‘, sagte er. ‚Ich war fleißig. Ich habe gewonnen, ich habe gehalten, was du wolltest. Du hast bekommen, was du wolltest, und ich auch.‘

Der Kleine schüttelte den Kopf. ‚Du hast bekommen, was du wolltest‘, sagte er. ‚Ich noch nicht. Wir hatten eine Abmachung. Du füllst einmal meinen Topf, wenn die Zeit kommt. Und glaub mir, Aidan: Die Zeit ist pünktlicher, als du denkst.‘“

Ich merkte, wie ich die Luft anhielt. Ein paar der Männer im Pub hatten die Arme verschränkt, als müssten sie etwas festhalten, das von innen drückte.

„‚Womit denn füllen?‘ fragte Aidan, weil er, trotz all seiner Jahre, immer noch derselbe Junge war, der damals auf dem Feld stand. ‚Mit Geld? Mit meinem Hof? Mit allem, was ich gewonnen habe?‘

Der Kleine lachte. Ein Lachen, das sich anfühlte wie eine Hand, die über eine Tafel kratzt. ‚Ach, Aidan‘, sagte er. ‚Geld ist doch nur die Kruste. Was ich will, ist das, was darunter liegt. Erinnerst du dich nicht, was ich gesagt habe? Du bekommst, was du willst. Und ich bekomme, was du bist.‘“

Ich spürte, wie sich mein Magen zusammenzog. Der Topf über den Flaschen an der Theke schien schwerer zu werden, als würde er jedes Wort schlucken.

„In diesem Moment“, sagte Seamus, „hat Aidan begriffen, dass er nie genau hingehört hatte. Er sah zu seiner Frau, die bleich neben dem Herd stand, zum Sohn, der den Blick nicht vom Topf nehmen konnte. Und zum ersten Mal in all den Jahren wusste er, dass er nicht nur mit sich selbst gehandelt hatte. Der Topf war nie für Münzen bestimmt gewesen. Er war für etwas anderes gedacht.

Also tat er das, was die meisten tun, wenn die Rechnung kommt: Er versuchte, sie jemand anderem zuzuschieben.“

Es ging ein bitteres Murmeln durch den Pub. Ein paar sahen weg. Einer sog hörbar die Luft ein.

„‚Nimm das Geld‘, sagte er. ‚Nimm das Land. Nimm die Pferde. Nimm alles, was ich gewonnen habe. Aber lass mich und meine Familie in Ruhe.‘

Der Kleine schüttelte den Kopf. ‚Das Geld gehört ohnehin nicht dir‘, sagte er. ‚Es gehört denen, die glauben, ohne es wären sie nichts. Das Land gehört der Erde. Die Pferde gehören dem Wind. Ich will, was du mich gebeten hast, zu verbessern. Dein Leben. Deine Zeit. Deine Geschichte. Alles, was du wärst, wenn ich nie gekommen wäre. Und alles, was du geworden bist, weil ich da war. Das kommt in den Topf.‘“

Ein Glas klirrte am Tresen, als jemand den Griff verloren hatte. Niemand lachte diesmal.

„Wie füllt man einen Topf mit einem Leben?“ fragte ich leise, mehr mich selbst als jemanden sonst.

Seamus’ Blick schnappte zu mir rüber, als hätte ich eine Frage gestellt, die er seit Jahren erwartete. „Man nimmt alles, was an jemandem hängt“, sagte er. „Erinnerungen, Lieben, Fehler, Hoffnungen. Man zieht sie ab wie eine Haut. Und dann bleibt etwas übrig, das… leer ist. Es geht nicht ums Sterben. Es geht ums Ausradieren.“

Mein Magen drehte sich. Ich nahm einen großen Schluck Bier, nur um irgendetwas zu tun.

„Aidan hat gebettelt“, sagte Seamus. „Er hat geweint, geschrien, drohte, fluchte, versprach. Er bot sich selbst an, sein Blut, seine Knochen, alles, was man in Geschichten so anbietet. Und der Kleine hörte zu, höflich, wie jemand, der ein langweiliges Gespräch über das Wetter erträgt. Am Ende sagte er:

‚Ich bin nicht grausam, Aidan. Ich lasse dir eine Wahl. Du kannst immer noch selbst füllen. Du kannst den Topf mit deinem eigenen Leben füllen. Nur deins. Kein anderes. Dann gehen wir, und alles bleibt, wie es ist. Deine Frau, dein Sohn, dein Hof. Du wirst einfach… aus der Geschichte gestrichen. Wie ein Satz, den man nie geschrieben hat. Oder…‘ – und hier hat er gelächelt, sagen die, die dabei waren – ‚…du kannst mir jemanden bringen. Jemanden, dessen Zeit noch nicht ganz begonnen hat. Jemand, der noch nicht so viel zu verlieren glaubt. Dann kann dein Leben weitergehen wie bisher. Und der Topf ist trotzdem voll.‘“

Mir wurde übel. Ich sah das Bild förmlich: der kleine, grüne Mann mit dem Topf, der Mann in der Küche, die Frau, der Junge. Zwei Leben in die Waagschale gelegt.

„Aidan sah zu seinem Sohn“, sagte Seamus leise. „Und zum ersten Mal in all den Jahren bemerkte er, wie alt er geworden war. Er sah die Falten seiner Frau, die Müdigkeit in ihren Augen, die stillen Vorwürfe, die nie ausgesprochen worden waren. Er sah den Jungen, der noch die ganze Länge vor sich hatte. Er sah den Hof, den Ruf, die Anerkennung, die er nie gehabt hätte ohne den Kleinen. Und er sah, dass jede Entscheidung, die er je getroffen hatte, ihn genau zu diesem Moment geführt hatte.

Wisst ihr, was er gewählt hat?“

Niemand antwortete. Niemand wollte es laut aussprechen.

„Er hat nichts gewählt“, sagte Seamus schließlich. „Nicht sofort. Er bat um Zeit. Einen Tag. Eine Nacht. Eine letzte Frist. Und der Kleine, großzügig wie immer, nickte. ‚Morgen bei Sonnenuntergang‘, sagte er. ‚Hier, auf dem Feld. Mit dem Topf. Und einer Entscheidung.‘

Dann war er verschwunden. Einfach so. Kein Geräusch, kein Rauch, nichts. Nur der Topf blieb zurück. Und Aidan, der wusste, dass er in einer Nacht eine Entscheidung treffen musste, für die es keinen richtigen Weg gab.“

Seamus leerte sein Glas, stellte es auf den Tisch und atmete tief aus.

„Am nächsten Abend kam er aufs Feld“, sagte er. „Allein. Mit dem Topf. Und einer Entscheidung, von der keiner weiß, wie sie genau aussah. Manche sagen, er wollte sich selbst opfern. Andere sagen, er wollte jemand anderen mitbringen. Sicher ist nur eines: Am nächsten Morgen war das Feld so, wie ihr es kennt. Kahl. Glatt. Voller Klee, aber ohne Geschichte. Und der Topf…“

Er deutete mit dem Kinn zur Theke.

„…war leer.“

Ich drehte mich. Der Kupfertopf stand da, unscheinbar, ein bisschen schief, mit einem Rand aus Grünspan. Nichts glänzte darin. Nichts bewegte sich. Ein ganz normaler alter Topf.

„Seitdem“, sagte Seamus, „wachsen dort nur noch Kleeblätter. Drei Blätter, so weit das Auge reicht. Vierblättrige sieht man kaum. Und wenn doch, dann weiß man, dass er wieder spielt. Der Mann mit dem grünen Mantel und den vollen Taschen. Und der Topf wartet. Auf den nächsten, der glaubt, dass sein Leben zu wenig ist, so wie es ist.“

Er ließ den Blick im Raum schweifen, und für einen Moment war ich mir sicher, dass er bei mir länger verweilte.

„Und deshalb“, schloss er, „heben wir keine Münzen auf, die vor der Tür liegen. Nicht hier. Nicht in diesem Dorf. Nicht, wenn man ein Haus am Kleefeld bezogen hat.“

Niemand applaudierte. Es gab kein „Bravo“, keine ausgelassene Stimmung. Der Wirt schenkte still nach, die Leute tranken, als wollten sie das eben Gehörte hinunterspülen.

Ich sah zu Niamh. Sie blickte nicht zu mir. Sie sah auf den Tisch, als hätte sie die Geschichte schon zu oft gehört, um sie noch einmal zu ertragen – und zu selten, um sie je vergessen zu können.

Die Münze im Salzglas über meinem Herd erschien mir plötzlich wie ein glühender Gegenstand, den man in der Wohnung vergessen hatte.

Auf dem Rückweg vom Pub fühlte sich die Dunkelheit dichter an als am Abend zuvor. Als hätte die Geschichte von Seamus nicht nur die Stimmung der Leute, sondern auch die Luft da draußen schwerer gemacht. Niamh ging neben mir her, die Hände in den Manteltaschen vergraben, den Blick auf den Weg gerichtet. Ihre Schritte waren kurz und entschlossen; meine eher so, als müsste ich noch überlegen, ob ich wirklich in dieselbe Richtung wollte wie meine Füße.

Das Dorf lag schon nach wenigen Minuten hinter uns. Die letzten Lichter verschwanden, einer nach dem anderen, bis nur noch das schwache Glimmen der Laterne an der Kreuzung übrig blieb. Vor uns lag die Straße zum Haus, flankiert von Hecken, in denen der Wind raschelte wie altes Papier. Über allem der Himmel: ein schwarzes Tuch, ohne Sterne, aber mit dem Gefühl, dass dahinter etwas wach war.

„Sie sehen blasser aus als das Bier“, sagte Niamh, ohne den Kopf zu heben.

„Ich habe eine kreative Ader für Hysterie“, antwortete ich. „Und eine noch kreativere für Spätfolgen von Geschichten über leere Leben in Töpfen.“

„Es sind nicht die Geschichten, die gefährlich sind“, sagte sie. „Es sind die Stellen, an denen man sich wiedererkennt.“

Ich wollte protestieren, doch die Worte blieben irgendwo zwischen Magen und Mund hängen. Natürlich erkannte ich mich nicht in einem irischen Bauern, der seine Seele verzockt hatte. Aber in diesem Blick, den Seamus beschrieben hatte – der Moment, in dem jemand merkt, dass jede Entscheidung ihn genau zu dem Punkt geführt hat, den er am meisten fürchtet – da war etwas, das unangenehm nah an meinem eigenen Spiegelbild lag.

„Wie viel davon ist wahr?“ fragte ich schließlich. „Ich meine… wirklich wahr, nicht nur das, was man im Pub erzählt, wenn das Guinness alle Scham weggespült hat.“

Niamh blieb stehen. Wir waren fast am Haus. Vor uns zeichnete es sich gegen den Himmel ab, ein dunkler Block, dahinter die noch dunklere Fläche des Feldes. Nur ein einziges Fenster glomm schwach – ich hatte wohl das Licht im Flur angelassen.

„Wahrheit ist hier keine Gerade“, sagte sie. „Man kann nicht einfach mit dem Finger von A nach B fahren und sagen: Das ist passiert, das nicht. Es gibt Dinge, die man gesehen hat. Dinge, die man gehört hat. Dinge, die man immer noch fühlt, obwohl dreißig Jahre dazwischen liegen. Und dann gibt es die Geschichten, die sich darüberlegen wie eine Decke, damit man nachts schlafen kann.“

„Sie waren damals dabei“, sagte ich. Es war keine Frage.

Sie atmete tief durch, als würde sie kalten Rauch aus ihrem Inneren vertreiben. „Ich war ein Kind“, sagte sie. „Gerade groß genug, um zu verstehen, dass die Erwachsenen Angst hatten, und zu klein, um zu verstehen, wovor genau. Ich habe Aidan gekannt. Ich habe Cian gekannt. Ich weiß, was vorher war – und dass es danach anders war. Ob ein kleiner Mann im grünen Mantel die Finger im Spiel hatte oder nur die Gier, lässt sich diskutieren. Aber das Feld lügt nicht.“

Wir standen jetzt direkt vor dem Haus. Niamh drehte sich zum Kleefeld. Im Dunkeln war es nur eine Fläche ohne Konturen, eine schwarze, niedrige Welle, die bis zum Hügel reichte.

„Früher“, sagte sie leise, „konntest du das Lachen der Kinder hören, wenn sie dort gespielt haben. Jetzt hörst du nur noch den Wind. Und manchmal etwas, das so tut, als wäre er nur Wind.“

Ein kurzer, kalter Hauch strich über meine Wangen. Es war vielleicht nur der Wechsel einer Böe, aber ich hatte den Verdacht, dass die Atmosphäre gerade mit mir spielen wollte.

„Und der Topf im Pub?“ fragte ich. „Ist das der Topf?“

„Es ist ein Topf“, sagte Niamh. „Ob er der Topf ist oder nur ein Platzhalter für die Dinge, die wir uns nicht trauen, beim Namen zu nennen, kannst du dir selbst aussuchen. Manchmal ist ein Behälter nur ein Behälter. Manchmal ist er eine Erinnerung daran, dass man etwas nicht füllen sollte.“

Sie wandte sich zur Tür, legte die Hand auf die Klinke, hielt aber inne. „Eines musst du verstehen, Theo“, sagte sie. „Er – wie auch immer du ihn nennst – ist keine Märchengestalt, die nur auftaucht, wenn man besonders fest an ihn glaubt. Er ist eher wie ein Loch im Boden: Er ist da, egal, ob du hinsiehst oder nicht. Der Fehler passiert, wenn jemand denkt, er könnte drumherum tanzen, ohne hineinzufallen.“

„Was habe ich getan, außer eine Münze aufzuheben?“

Ihre Augen funkelten im Halbdunkel. „Man kann stolpern, ohne es zu merken“, sagte sie. „Du bist hierhergekommen, weil du dachtest, dein Leben sei leer genug, um neu gefüllt zu werden. Das hört er. Das riecht er. Das liebt er.“

Sie öffnete die Tür, und der vertraute Geruch des Hauses schlug mir entgegen: Rauch, alter Putz, eine Spur von Brot.

„Lass die Münze im Glas“, sagte sie noch einmal. „Und wenn du morgen früh Lust hast, sie anzufassen – iss zuerst etwas, schlaf drüber, schreib was. Füttere alles andere, bevor du ihn fütterst.“

Sie verabschiedete sich knapp, ohne Händeschütteln, nur mit einem kurzen Nicken, und verschwand wieder in die Dunkelheit. Ich sah ihr nach, bis ihre Gestalt vom Weg gefressen wurde. Dann schloss ich die Tür und legte den Riegel vor, als würde ich damit mehr aussperren als nur den Wind.

In der Küche stand das Glas über dem Herd, genau an der Stelle, an der wir es gelassen hatten. Die Münze lag im Salz, starrte durch das Glas in den Raum, oder vielleicht bildete ich mir das nur ein. Im schummrigen Licht sah sie weniger golden aus, eher wie ein Auge, das halb geschlossen war – wartend, nicht schlafend.

„Du bleibst da drin“, sagte ich leise. „Ich habe schon genug Probleme, die keinen Deckel haben.“

Ich nahm mir ein Messer, schnitt eine Scheibe vom Brot, das Niamh am Morgen gebracht hatte, bestrich sie dick mit Butter und aß im Stehen. Es war eine sehr banale Handlung, und

genau das beruhigte mich. Butterbrot gegen Feenvertrag – das klang nach einem fairen Tausch.

Später, im Schlafzimmer, lag ich im Bett und starrte auf das rechteckige, dunkle Loch, das das Fenster im Raum einnahm. Draußen war kein Licht. Das Feld war eine unsichtbare Präsenz, ein Gewicht hinter Glas. Der Regen hatte wieder eingesetzt, erst zögerlich, dann insistierend, als wolle er sicherstellen, dass niemand vergaß, wo er war.

Ich drehte mich auf die Seite, zog die Decke bis zum Kinn und schloss die Augen. Der Whiskey aus dem Pub machte mich müde, aber nicht ruhig. Hinter meinen Lidern flimmerten Bilder: der Kupfertopf über den Flaschen, der Schatten auf dem Feld, die Münze im Glas, das grinsende Gesicht auf ihrem Metall. Und irgendwo dazwischen mein eigener Blick, wie ich im Laptopbildschirm starrte.

Irgendwann muss ich eingeschlafen sein.

Ich merkte es daran, dass der Regen plötzlich aufhörte, ohne wirklich aufgehört zu haben. So ist das in Träumen: Geräusche werden zu Kulissen, nicht zu Ereignissen. Ich stand auf dem Feld, barfuß, das Gras – nein, der Klee – nass und kalt zwischen den Zehen. Über mir war kein Himmel, nur ein graues Leuchten, als hätte jemand die Welt in Watte gepackt.

Vor mir stand der Topf. Genau so, wie Seamus ihn beschrieben hatte: Kupfer, verbeult, alt. Aber er war nicht leer. Er war so voll, dass etwas darin pulsierte, als würde ein Herz gegen die Innenwände schlagen. Wenn ich näher hinsah, sah ich darin Bilder, schnell und flackernd: mich in Berlin, vor leeren Dokumenten, mich hier am Schreibtisch, mit vollen Seiten, mich mit einem Buch in der Hand, das meinen Namen trug, und Menschen, die es lasen, als wäre es wichtig.

Eine Stimme hinter mir sagte: „Manchmal ist es leicht."

Ich drehte mich um. Da stand er: klein, kaum bis zu meiner Hüfte, ein Mantel in einem so tiefen Grün, dass alle anderen Grüntöne sich schämten. Sein Gesicht war nicht so karikaturhaft, wie die Bilder es immer zeigen, eher scharf, mit Augen, die zu wach waren. Er sah aus wie jemand, der gleichzeitig lachen und beißen konnte.

„Du willst doch nur schreiben", sagte er mit einer Stimme, die klang, als käme sie aus einem alten Schacht – tief und gleichzeitig dünn. „Das ist doch kein großer Wunsch. Kein Königreich, keine Unsterblichkeit. Ein bisschen Erfolg, ein bisschen Ruhe im Kopf, ein bisschen Beweis, dass du nicht umsonst gelebt hast. Dafür braucht man keinen großen Vertrag, oder?"

„Ich schlafe", sagte ich. Meine Stimme klang seltsam entfernt. „Das ist nur ein Traum."

„Natürlich ist es ein Traum", sagte er. „Wo denn sonst sollte ich dich treffen? Im Supermarkt? Du hast mich gerufen, noch bevor du die Münze aufgehoben hast. Lange schon. Jedes Mal, wenn du gedacht hast: ‚Ich würde alles dafür geben, dass es endlich klappt.' Alles ist ein weites Wort. Ich bin hier, um dir ein besseres Angebot zu machen: nicht alles, nur etwas."

Er deutete auf den Topf. Die Bilder darin wurden klarer. Ich sah mich an einem Schreibtisch, nicht nur hier, auch in anderen Städten, in Lesungen, in Interviews. Meine Stimme, mein

Name, meine Geschichten – nicht irgendwo am Rand, sondern im Licht. Meine Hände verkrampften sich um etwas, das ich nicht sah.

„Ein bisschen Schubser“, flüsterte er. „Ein bisschen Glück. Dass die richtigen Leute zur richtigen Zeit das Richtige lesen. Keine Tragödie, kein Blutbad. Nur… Aufmerksamkeit. Du musst nicht mal etwas Neues werden. Du bleibst du. Ich mache nur die Türen auf, an denen du seit Jahren rüttelst. Und irgendwann, wenn du satt bist, füllen wir einmal den Topf. Nur einmal. Und nicht einmal allein. Du bist nicht so interessant, wie du glaubst.“

Ich spürte, wie mir heiß und kalt wurde. „Was willst du?“

Er zuckte mit den Schultern. „Ein paar Jahre hier, ein paar Jahre da. Ein paar Geschichten, die du nie schreiben würdest, wenn ich nicht wäre. Ein paar Entscheidungen, bei denen du später sagst: ‚So bin ich eben.‘ Ich bin nicht gierig, Theo. Ich bin konsequent. Du willst Licht, ich will Schatten. Das eine gibt es nicht ohne das andere.“

„Nein“, hörte ich mich sagen. Es war fast ein Reflex, angefüttert von Niamhs Regeln. „Nein.“

Er neigte den Kopf, als hätte ich ein unhöfliches Wort benutzt. „Du sagst Nein zu einem Traum“, sagte er langsam. „Aber du sagst nie Nein, wenn du nachts vor einem leeren Dokument sitzt und wieder einmal nichts rauskommt. Du sagst dann ‚Ich würde…‘ und lässt den Satz offen. Ich biete nur an, ihn zu Ende zu sprechen.“

Ich wollte zurückweichen, doch der Boden unter meinen Füßen war weich geworden, als würde ich im Topf selbst stehen.

„Nein“, sagte ich noch einmal, lauter. „Ich will… ich will es selbst schaffen. Oder gar nicht.“

Einen Augenblick lang war es völlig still. Dann lachte er. Kein böses Lachen, eher eines, in dem Müdigkeit lag.

„Wie die meisten“, sagte er. „Ihr glaubt, Nein sei eine geschlossene Tür. Dabei ist es nur eine Verabredung mit später.“

Er trat einen Schritt zurück. Der Topf hinter ihm wurde dunkler, die Bilder darin verzogen sich, zogen Fäden, lösten sich auf wie Rauch.

„Geh nach Hause“, sagte er. „Schreib. Mach weiter. Ich habe Zeit. Und du hast eine Münze im Salz, die mehr Geduld hat als du. Wir sehen uns. Irgendwann.“

Ich wollte etwas erwidern, doch der Boden brach weg, der Topf wurde zu einem Loch, der Himmel fiel nach unten, das Feld stürzte auf mich zu – und dann war wieder Regen da.

Ich fuhr hoch. Das Zimmer war dunkel, nur ein schwacher Lichtstreifen von der Straße drang durch den Vorhang. Mein Herz hämmerte, meine Hände waren kalt. Der Regen trommelte aufs Dach, als wäre nie etwas anderes gewesen.

Dann hörte ich es.

Ein leises, klares Klirren. Kein Traum. Kein Echo. Aus der Küche.

Ich blieb sitzen, die Decke um mich geschlungen, und lauschte. Wieder dieses Geräusch: das Aneinanderstoßen von Metall, als würde jemand mit kleinen Fingern Münzen durch die Hand rieseln lassen.

Ich dachte an Niamh, an Seamus, an den leeren Topf und das volle Feld. Ich dachte an meine Datei mit dem Titel „Neuer Roman“ und an die ersten Sätze, die heute endlich auf dem Bildschirm gelandet waren.

Langsam, sehr langsam, legte ich mich wieder hin. Ich zog die Decke über den Kopf, presste die Augen zu und sagte mir jeden Satz vor, den ich heute geschrieben hatte, als wäre er ein Gebet.

Das Klirren hörte erst auf, als ich nicht mehr sicher war, ob ich noch wach war.

Das vierte Blatt

Der Morgen danach fühlte sich an wie ein schlecht überspielter Kater: nicht heftig genug, um zu rechtfertigen, wie elend man sich fühlte, aber hartnäckig genug, um jeden Gedanken mit einem dumpfen Nachhall zu versehen. Ich wachte nicht wirklich auf, ich tauchte eher nach oben, als wäre die Nacht ein See gewesen, in dem etwas an meinem Knöchel gezerrt hatte.

Der Regen war weg. Das merkte ich zuerst. Kein Trommeln auf dem Dach, kein zischendes Rinnen an den Fensterscheiben. Stattdessen eine Stille, die nicht leer war, sondern voll von Geräuschen, die man sonst überhörte: das leise Ticken der Uhr, ein vereinzeltes Knacken im Gebälk, ein kaum hörbares Scharren irgendwo in der Wand.

Und darunter – oder vielleicht auch nur in mir – ein Echo. Ein Satz, gesprochen von einer Stimme, die wie ein Messer durch nasses Holz ging: *„Nein ist nur eine Verabredung mit später.“*

Ich setzte mich auf, die Decke um die Schultern geschlungen, und wartete, ob mein Herz sich wieder für ein normales Tempo entscheiden würde. Der Traum lag mir noch im Rücken, wie ein Schatten, der trotz Licht nicht verschwand. Der Topf, das Feld, der Kleine im grünen Mantel. Die Bilder waren zu klar gewesen, zu dicht, um sie mit dem billigen Etikett „nur geträumt“ abzukleben.

In der Küche klirrte nichts. Kein Münzgeräusch, kein metallisches Rieseln, nur das vertraute Klacken des Boilers, der ansprang, als ich den Wasserhahn aufdrehte. Ich putzte mir die Zähne, starrte in den Spiegel und suchte nach irgendetwas, das mich verriet – ein goldener Schimmer in den Augen, ein grüner Reflex in der Iris, ein feines Lächeln, das nicht mir gehörte. Da war nichts außer einem müden Mann, der aussah, als hätte er länger mit sich diskutiert als geschlafen.

In der Küche stand das Glas über dem Herd, wo wir es gelassen hatten. Die Münze lag im Salz, halb eingegraben, als würde sie sich sonnen. Im Morgenlicht wirkte sie dumpfer, weniger bedrohlich. Eher wie ein Souvenir von einer Reise, an die man sich nicht erinnern will. Ich stellte mich auf einen Stuhl, nahm das Glas vorsichtig in die Hand und drehte es ein wenig, nur so weit, bis die Münze sich bewegte.

Sie glitt kaum merklich im Salz, ein träger, schwerer Ruck. Kein Klingen. Kein Flüstern. Vielleicht hatte der Traum mehr in mir hinterlassen als in ihr.

„Du bleibst da drin", sagte ich, die Stirn näher am Glas als notwendig. „Ich habe gestern Nein gesagt. Das ist für meine Verhältnisse schon viel."

Ich stellte das Glas wieder ab, ein kleines, banales *Klack* gegen Holz, und machte Kaffee. Niamh hatte mir am Vorabend versprochen, „morgen irgendwann" vorbeizukommen. „Morgen irgendwann" ist in Dörfern eine valide Zeiteinheit; sie kann alles bedeuten zwischen „in einer halben Stunde" und „wenn du schon nicht mehr damit rechnest". Also beschloss ich, nicht auf sie zu warten, sondern den Tag so zu tun, als wäre er normal.

Normal bedeutete: Kaffee, ein Stück Brot, ein halbherziger Versuch zu schreiben. Ich setzte mich an den Schreibtisch, öffnete den Laptop und las, was ich am Vortag geschrieben hatte. Es war besser, als ich befürchtet hatte und schlechter, als ich gehofft hatte – ein guter Durchschnitt. Ich ergänzte ein paar Sätze, strich andere, merkte aber schon nach einer halben Stunde, dass meine Gedanken immer wieder zum Feld glitten. Zum Topf. Zu der Art, wie der Kleine gesagt hatte: *„Du hast mich gerufen, lange bevor du meine Münze aufgehoben hast."*

Es ist schwer, eine fiktive Geschichte zu schreiben, wenn man gleichzeitig in einer lebt.

Ich klappte den Laptop zu und stand auf. Die Luft im Zimmer fühlte sich schwer an, als wäre zu viel ungesagtes Zeug drin.

Draußen vor dem Haus empfing mich ein seltsames Licht. Kein strahlender Sonnenschein, der einem Hoffnung vorgaukelt, aber auch kein graues Einerlei. Die Wolken waren dünner, das Licht weich, als hätte jemand einen Filter darüber gelegt. Das Kleefeld glänzte feucht im Dämmerlicht, jeder einzelne Stängel ein kleiner Spiegel.

Ich lehnte mich über die niedrige Mauer und atmete tief ein. Der Geruch von nasser Erde stieg mir in die Nase, gemischt mit etwas, das ich nicht zuordnen konnte – kein Tier, kein Rauch, eher so etwas wie Metall, das zu lange im Regen gelegen hatte.

Vom Dorf her drang das ferne Knattern eines Motors, dann wieder Stille. Eine Krähe zog kreischend über das Feld, beschrieb einen Halbkreis und drehte ab, bevor sie mitten darüber hinwegflog. Ein Reflex, den man entweder Zufall oder Erfahrung nennen konnte.

Ich wusste, was ich nicht tun sollte: das Feld betreten, nach vierblättrigen Kleeblättern suchen, auf glänzende Dinge achten. Also tat ich das Vernünftige. Ich blieb auf meiner Seite der Mauer.

Zumindest fürs Erste.

Ein paar Meter weiter war der Steinwall an einer Stelle abgesackt. Dort mussten frühere Bewohner oft hinübergestiegen sein; der Boden war etwas tiefergetreten, die Steine glatt. Ich ging diesen Abschnitt entlang, ohne den Blick vom Feld zu nehmen. Es hatte etwas Hypnotisches, dieses endlose Muster aus Grün. Wenn man lange genug hinsah, schien es sich zu bewegen, als würde die ganze Fläche langsam atmen.

„Manchmal", hatte Niamh gesagt, „sind vierblättrige Kleeblätter keine Laune der Natur, sondern eine Einladung."

Einladung. Vertrag. Verabredung. All diese Worte klebten aneinander wie nasse Seiten in einem Buch.

Ich blieb stehen, atmete noch einmal tief durch und sagte laut zu mir: „Ich mache nur einen Spaziergang am Rand. Kein Pflücken. Kein Zählen. Kein Heldentum."

Es gibt Momente im Leben, in denen man spürt, wie lächerlich man klingt, selbst wenn niemand zuhört. Das war einer davon.

Ich ging den Wall ein Stück entlang, den Blick weiterhin auf das Feld gerichtet. Je weiter ich mich vom Haus entfernte, desto stärker hatte ich das Gefühl, dass sich etwas in der Perspektive verschob. Das Feld wirkte größer, der Hügel in der Ferne näher. Die Mauer zwischen uns kam mir niedriger vor, als könnte man sie mit einem Schritt nehmen – was wörtlich stimmte und im übertragenen Sinn der Anfang von allem Schlechten war.

Etwa auf halber Strecke blieb ich abrupt stehen.

Da war etwas. Keine Gestalt, kein Schatten. Etwas viel Kleineres. Eine Unregelmäßigkeit in der gleichmäßigen Oberfläche.

Ein Fleck, nicht einmal handtellergroß, an dem die Blätter etwas anders standen als der Rest. Ich hätte schwören können, dass sie sich im Wind leicht in eine andere Richtung neigten, als ob sie einem Rhythmus folgten, den nur sie hörten.

Ich beugte mich ein wenig vor. Von hier aus konnte ich nicht erkennen, ob da vier Blätter an einem Stiel waren oder drei oder dreizehn. Aber es war… anders. Und das reichte, um mich zu fesseln.

„Lass es", murmelte ich.

Ich hätte nicht sagen können, ob ich mit mir sprach oder mit dem Feld.

Es gibt in jedem Menschen diesen dummen, trotzig neugierigen Teil, der sich meldet, wenn man etwas nicht darf. Der Teil, der Kinder im Museum dazu bringt, genau die Statue anzufassen, auf deren Schild fett „Nicht berühren" steht. Der Teil, der Erwachsene dazu bringt, auf Webseiten zu klicken, von denen sie wissen, dass sie ihrem Computer nicht guttun.

Dieser Teil in mir sagte: *Nur schauen. Du musst ja nichts pflücken. Nur sehen. Wissen ist kein Vertrag.*

Also suchte ich nach einem Kompromiss zwischen Vernunft und Dummheit. Ich stieg nicht über die Mauer. Stattdessen setzte ich den Fuß auf einen der Steine, lehnte mich weiter nach vorne, stützte mich mit der Hand auf dem Wall ab und beugte mich so weit wie möglich über die Grenze, ohne sie zu übertreten.

Aus dieser Position konnte ich es erkennen.

Ein Kleeblatt, mitten in einem Teppich aus dreiblättrigen, sauberen, gleichförmigen Pflanzen. Aber dieses hier war anders. Vier Blätter, klar, deutlich, fast symmetrisch – als hätte jemand es mit einem Zirkel geplant. Die Blätter waren etwas dunkler, glänzender als die Umgebung,

und die Adern darin schimmerten leicht, wie feine Linien aus etwas, das nicht ganz Chlorophyll war.

Mein Herz machte einen Sprung, der peinlich nahe an Freude war.

Es ist albern, sich über ein Pflanzenmutationsding zu freuen, wenn man 40plus ist und mehr Probleme hat als nur die Frage, ob man Glück hat. Aber da war dieses alte, hungrige Gefühl aus der Kindheit: *Da ist eines. Das seltene. Das besondere. Wenn ich das jetzt pflücke, ändert sich etwas.*

„Ja", flüsterte etwas in meinem Hinterkopf. „Genau darum geht es doch, oder?"

Ich weiß bis heute nicht, ob das meine eigene Stimme war oder ein Überbleibsel aus dem Traum.

Meine Finger krallten sich in den Stein der Mauer. So nah. Ich hätte mich nur ein bisschen weiter vorlehnen müssen, die Hand ausstrecken, das Blatt zwischen Daumen und Zeigefinger fassen und ziehen. Niemand hätte es gesehen. Niamh war im Laden, Mal irgendwo bei seinen Schafen, der Pub noch geschlossen. Es wäre nur ich gewesen und das Feld. Und ein Blatt, das nicht so sein wollte wie alle anderen.

In meinem Kopf tauchte das Bild des Topfs auf. Nicht der in Seamus' Geschichte, sondern der im Pub: alt, kupfern, leer. Ich hörte das ferne Klingen von Münzen, obwohl nirgendwo Metall war. Ich sah die Münze im Glas, eingesenkt im Salz, wie ein goldener Nagel im weißen Sand.

„Trete nicht auf einzelne, besonders dichte Kleebüschel", hatte Niamh gesagt. „Pflücke keine vierblättrigen Kleeblätter. Wenn etwas glänzt, lass es liegen."

Dieses Blatt glänzte nicht wirklich. Aber es zog den Blick an wie ein Schimmer.

Langsam, ganz langsam, nahm ich den Fuß wieder von der Mauer. Der Stein unter mir knirschte, als sei er enttäuscht. Ich richtete mich auf und machte einen Schritt zurück. Dann noch einen.

Das vierblättrige Kleeblatt lag da, wo es gewesen war. Es bewegte sich nicht. Es winkte nicht, leuchtete nicht, schwebte nicht in die Luft, um mir nachzufliegen. Es war nur eine Pflanze im Wind, ein kleines Ding im großen Grün.

Und doch hatte ich das Gefühl, als hätte ich jemandem gerade einen ausgestreckten Handschlag verweigert.

„Nicht heute", sagte ich leise. „Such dir einen anderen Idioten."

In diesem Moment zog eine Wolke vor die Sonne. Der Himmel wurde dunkler, und ein kurzer Windstoß fuhr über das Feld. Die Kleeoberfläche wogte in einer Welle, die sich von links nach rechts bewegte, als würde etwas Unsichtbares darunter hindurchgleiten. Am Rand der Bewegung, ganz am äußeren Saum, hörte ich ein leises, sehr leises Klingen.

Nur ein Ton. Kurz. Klar.

Ich zog mich weiter zurück, bis ich wieder direkt vor der Haustür stand. Der Fleck mit dem besonders dichten Klee neben der Schwelle wirkte harmloser als das Feld, aber ich trat trotzdem nicht darauf.

Drinnen im Haus war es dunkler, als es nach der Tageszeit hätte sein sollen. Ich schloss die Tür, lehnte den Rücken dagegen und lauschte. Kein Klirren. Kein Flüstern. Nur wieder das Ticken der Uhr und mein eigener Atem.

Ich ging in die Küche, sah zum Glas über dem Herd. Die Münze lag reglos im Salz.

„Er hat mit dir gespielt", sagte ich zum Glas. „Und du liegst da wie ein Haustier auf Diät."

Es klang lächerlich, einem Glas etwas vorzuwerfen, aber es half. Worte sind manchmal wie Kreidestriche auf dem Türrahmen: Sie halten nicht wirklich etwas auf, aber sie geben einem das Gefühl, nicht völlig wehrlos zu sein.

Ich setzte Wasser auf, diesmal für Tee, nicht für Kaffee. Beruhigung statt Beschleunigung. Meine Hände zitterten leicht, als ich den Kessel auf die Flamme stellte. Nicht vor Angst – das redete ich mir zumindest ein – sondern vor der Erkenntnis, wie verdammt knapp ich gerade an etwas vorbeigeschrammt war, das ich nicht benennen wollte.

Während der Kessel langsam zu singen begann, nahm ich mir ein Notizbuch aus dem Regal. Nicht den Laptop, nicht das Dokument mit dem angefangenen Roman. Ein echtes Heft, Papier, das man zerreißen konnte, falls nötig. Ich setzte mich an den Tisch, griff zum Stift und schrieb nur ein Wort:

„Verlockung."

Darunter:

„Erste Regel: Wenn ein Feld mit dir flirten will, geh nach Hause."

Ich musste über den Satz lachen, obwohl er nicht besonders gut war. Aber es war ein Lachen, das mir gehörte. Kein Echo, kein Flüstern.

Als der Tee fertig war, goss ich mir eine Tasse ein und ging damit ans Fenster. Draußen lag das Feld wieder still da, unschuldig, harmlos, eine riesige grüne Behauptung von Ruhe. Der Fleck mit dem vierblättrigen Klee war von hier nicht mehr auszumachen. Vielleicht hatte ich ihn mir eingebildet. Vielleicht auch nicht.

„Du hast Nein gesagt", sagte ich zu meinem Spiegelbild im Fensterglas. „Zweimal. Für heute reicht das. Morgen darfst du wieder dumm sein."

Tief im Haus knackte Holz. Am Rand meines Hörens, so weit entfernt, dass es genauso gut ein Einfall der Fantasie hätte sein können, glaubte ich erneut, das zarte Klingen einer Münze zu hören.

Nur diesmal klang es nicht erwartungsvoll. Eher… genervt.

Der Tee war lauwarm geworden, als es an der Tür klopfte. Nicht hektisch, nicht schüchtern, sondern dieses sachliche Klopfen von Menschen, die davon ausgehen, dass ihnen sowieso geöffnet wird. Ich stellte die Tasse ab, atmete kurz durch und ging in den Flur.

Niamh stand draußen, den Mantel offen, den Schal halb verrutscht, als wäre sie zu schnell losgegangen, um an Knöpfe zu denken. Der Wind hatte ihr ein paar Strähnen aus dem Knoten gezogen, und ihre Wangen waren gerötet, nicht von der Kälte allein.

„Du siehst aus, als hättest du versucht, mit dem Wetter zu argumentieren“, sagte ich.

„Das Wetter ist leichter zu überzeugen als manche Leute“, erwiderte sie. „Lass mich rein, bevor ich beschließe, dich wieder an ihn zurückzugeben.“

„An wen?“

„An den, dessen Münze in meiner Küche steht“, schnitt sie mich ab und trat an mir vorbei ins Haus. „Der Kerl hat schon genug Spaß gehabt mit Fremden. Ich muss nicht auch noch deine Höflichkeit gegenüber Naturphänomenen beaufsichtigen.“

Ich schloss die Tür und folgte ihr in die Küche. Sie nahm sich, ohne zu fragen, eine Tasse aus dem Schrank, goss sich Tee nach und schnupperte daran.

„Gut“, murmelte sie. „Du hast verstanden, dass Kaffee nur am Anfang des Tages gegen die Realität hilft. Danach braucht man etwas, das einen nicht noch nervöser macht.“

Sie setzte sich an den Tisch, legte den Schal ab und betrachtete mich, als würde sie prüfen, ob mir irgendwo Grün aus den Ohren wächst.

„Also“, begann sie. „Erzähl.“

„Was?“

„Fangen wir einfach an“, sagte sie. „Hast du von ihm geträumt?“

Ich zuckte zusammen. Es war nicht die Frage an sich, sondern die Selbstverständlichkeit, mit der sie gestellt wurde. Wie „Hast du schon gefrühstückt?“ oder „Hast du den Müll rausgebracht?“.

„Vielleicht“, antwortete ich. „Es war… intensiv.“

„Intensiv ist sein zweiter Vorname“, sagte sie trocken. „Hat er dir etwas angeboten?“

Ich nickte langsam. „Er hat Dinge gezeigt. Bilder. Ein Leben, in dem alles… leichter wirkt. Erfolgreicher. Geordneter. Wie ein Werbeprospekt für jemanden, der sich selbst satt hat.“

„Und?“

„Ich habe Nein gesagt.“

Sie musterte mich einen Moment, als würde sie nach Rissen in meiner Stimme suchen. Dann nickte sie. „Gut. Das erklärt, warum du noch so aussiehst wie gestern. Manche Leute kommen

von solchen Träumen zurück und wirken, als hätte jemand ein Stück aus ihnen rausgeschnitten.“

„Er meinte, Nein sei nur eine Verabredung mit später“, sagte ich. „Klang, als hätte er Erfahrung mit Leuten, die sich umentscheiden.“

„Hat er“, murmelte sie. „Die meisten Menschen sagen Ja nicht beim ersten Mal. Sie sagen Nein, gehen nach Hause, setzen sich hin, schauen sich ihr Leben an und merken, dass es nicht besser wird, nur weil sie Nein gesagt haben. Dann fangen sie an zu rechnen. Er liebt es, wenn sie anfangen zu rechnen.“

Ich schwieg. Genau dieses Rechnen hatte ich schon hundertmal mit mir selbst durchgespielt – nur ohne kleinen Mann im grünen Mantel. Wieviel würde ich geben für ein fertiges Buch, für Anerkennung, für das Gefühl, nicht an mir selbst zu scheitern? Schlaf? Freizeit? Beziehungen? Gesundheit? Die Antworten waren nie besonders schmeichelhaft gewesen.

„Du warst heute am Feld“, stellte Niamh fest. Es war keine Frage.

„Ich bin am Wall entlang gelaufen“, gab ich zurück. „Ich bin nicht drüber. Ich bin kein kompletter Idiot.“

„Das hast du dir heute schon öfter gesagt, was?“

„Mehrmals.“

Sie nahm einen Schluck Tee, verzog leicht das Gesicht und griff automatisch nach dem Zucker.

„Hast du etwas gesehen?“ fragte sie, während sie umrührte.

„Ein Fleck“, sagte ich. „Ein Kleebüschel, etwas dunkler, anders. Mit einem vierblättrigen in der Mitte.“

Ihre Hand erstarrte. Der Löffel stieß an den Tassenrand und machte ein helles, klares *kling*. Ein kleiner, harmloser Ton, der mir trotzdem im Rücken kribbeln ließ.

„Hast du es angefasst?“

„Nein.“

„Hast du danach gegriffen?“

„Fast.“

Sie stellte die Tasse ab, atmete hörbar aus und massierte sich mit zwei Fingern die Nasenwurzel, als würde dort der Kopfschmerz beginnen.

„Du bist schnell“, sagte sie. „Andere brauchen Wochen, manchmal Monate, bis sie das erste Blatt sehen. Du bekommst in den ersten Tagen ein vierblättriges vor die Nase gesetzt. Er ist entweder hungrig oder gelangweilt.“

„Oder ich habe einfach Glück“, versuchte ich.

„Hier draußen ist Glück ein anderes Wort für Versuchung“, fauchte sie. „Wenn er dir direkt ein vierblättriges serviert, dann nicht, weil er nett sein will. Sondern weil er merkt, dass du der Sorte Mann angehörst, die bei Sonderangeboten schwach werden.“

„Ich war drauf und dran, es zu pflücken“, gab ich zu. „Aber dann dachte ich an den Topf. Und an deine Regeln. Und an meine Steuererklärung. Das hat geholfen.“

Ein kurzes, raues Lachen entwich ihr. „Steuererklärungen sind der natürliche Feind jedes Wunschs“, nickte sie. „Vielleicht sollten wir sie in die Kirchenfenster gravieren. Aber mach dir nichts vor: Das war nur die erste Runde. Er wird es wieder versuchen.“

„Ich bin nicht sein Projekt“, protestierte ich. „Ich bin einfach nur ein Mieter mit Schreibblockade.“

„Genau solche mag er.“ Niamh lehnte sich zurück, sah zum Herd hoch, wo das Glas mit der Münze stand. „Menschen, die glauben, sie hätten ihr Leben nicht richtig benutzt. Die wünschen sich nicht Reichtum. Die wünschen sich einen Beweis. Dass es sich gelohnt hat, dass sie da waren. Solche Wünsche sind teurer.“

„Was soll ich machen?“

„Weiterschreiben“, sagte sie ohne zu zögern. „Jede Seite, die du aus dir rauspresst, ist ein Stück weniger Fläche, auf der er herumtrampeln kann. Und meide das Feld, so gut du kannst. Wenn du unbedingt frische Luft brauchst, geh Richtung Dorf, nicht Richtung Hügel. Da sind zwar auch Leute, die einen ruinieren können, aber die brauchen wenigstens echte Verträge.“

Sie stand auf, nahm ihre Tasse, trank den Rest in einem Zug aus und stellte sie in die Spüle.

„Und wenn du wieder von ihm träumst“, fuhr sie fort, „denk daran: Er zeigt dir nicht die Wahrheit. Er zeigt dir Versionen. Möglich, verlockend, unvollständig. Selbst wenn du Ja sagen würdest – du würdest nie genau wissen, welchen Teil er dir verschweigt. Und glaub mir, er verschweigt immer den wichtigen Teil.“

„Du redest, als hättest du mal einen Teil unterschrieben“, sagte ich vorsichtig.

Sie erstarrte. Für einen Moment war die Küche so still, dass man hätte glauben können, jemand hätte den Ton abgeschaltet.

„Ich bin alt genug, um genug Fehler gemacht zu haben“, sagte sie schließlich, ohne mich anzusehen. „Manche davon gehören mir. Andere habe ich mir aufschwatzen lassen. Wenn du lange genug hier bleibst, kannst du dir aussuchen, welche Geschichte du hören willst. Heute nicht.“

Sie wandte sich zur Tür.

„Eine Sache noch“, sagte sie im Hinausgehen. „Wenn du wieder am Feldrand stehst und dir etwas vorkommt, als wäre es nur für dich da – egal ob Blatt, Glanz oder Geräusch – stell dir eine einfache Frage: Würde es immer noch da sein, wenn du nicht hinguckst? Wenn die Antwort ‚nein‘ ist, dreh dich um und geh. Alles andere ist Verhandlungstaktik.“

Als die Tür hinter ihr ins Schloss fiel, blieb die Küche für ein paar Sekunden wie eingefroren. Ich stand noch immer neben dem Tisch, die Hände in den Taschen, und versuchte, ihre Worte zu sortieren wie einen Haufen unbeschrifteter Briefe.

Ich zog den Stuhl zurück, setzte mich und holte das Notizbuch wieder hervor. Neben das „Verlockung“ von vorhin schrieb ich:

„Zweite Regel: Wenn etwas nur existiert, wenn ich hinschaue, will es mich benutzen.“

Darunter, fast ohne nachzudenken:

„Dritte Regel: Kein Handel mit jemandem, der mehr Zeit hat als ich.“

Ich legte den Stift weg und lauschte. Das Haus regte sich in seinem eigenen Rhythmus, im Gebälk knarrte es, irgendwo klapperte eine lockere Fliese. All die Geräusche, die ich am ersten Tag für bedrohlich gehalten hatte, wirkten jetzt fast beruhigend. Sie gehörten zum Haus, nicht zu ihm.

Trotzdem arbeitete sich eine Unruhe in mir nach oben. Es war keine panische Angst, eher eine bohrende Nervosität, wie vor einer Prüfung, von der man weiß, dass sie irgendwann kommt, aber niemand sagt einem, wann.

Ich machte mich an den Abwasch. Nicht, weil ich plötzlich ein ordentlicher Mensch geworden wäre, sondern weil es half, die Hände zu beschäftigen. Das Wasser war lauwarm, das Spülmittel roch billig und aggressiv. Ich schrubbte die Tassen, als wären sie schuld an allem, was in meinem Kopf herumspukte.

Als ich den letzten Teller ins Regal stellte, fiel mein Blick wieder auf das Salzglas. Die Münze lag wie zuvor darin, scheinbar unverändert. Und doch hatte ich das Gefühl, dass sie anders wirkte – nicht in ihrer Form, sondern in ihrer Stimmung. Wenn Metall eine Stimmung haben kann, dann hatte dieses im Moment so etwas wie beleidigte Geduld.

„Gewöhn dich dran“, sagte ich zum Glas. „Ich verhandle schlecht. Und langsam.“

Um mich abzulenken, ging ich ins Wohnzimmer. Der Kamin war kalt, nur noch ein paar graue Reste von Holz lagen in der Feuerstelle. Ich kniete mich hin, legte neue Scheite nach, entzündete das Papier darunter und sah zu, wie das Feuer sich durch die Ritzen fraß. Es war beruhigend, etwas zu sehen, das nur eine Funktion hatte: brennen, wärmen, knistern. Keine Verträge, keine Angebote. Nur Holz, das zu Asche wurde.

Ich setzte mich in den Sessel, streckte die Beine aus und schloss kurz die Augen. Der Schlaf zog an mir, aber ich traute ihm nicht. Nickerchen sind Einfallstore für schlechte Ideen, besonders an Orten, die mehr Geschichten haben als Bewohner.

Stattdessen stand ich wieder auf, ging die Treppe hinauf ins Schlafzimmer und setzte mich an den Schreibtisch. Der Laptop sprang an, der Cursor blinkte, erwartungsvoll wie ein Hund vor der Tür.

Ich öffnete die Datei und las den letzten Satz, den ich gestern geschrieben hatte. Dann setzte ich einen neuen darunter:

„Er dachte an das vierte Blatt und wusste, dass es nicht für Glück stand, sondern für jemanden, der mitzählen wollte."

Ich starrte den Satz an. Er war nicht brillant, nicht mal besonders elegant, aber er war wahr. Zumindest für diesen Moment, für diesen Ort, für das, was in meinem Kopf vorging.

Draußen rauschte der Wind übers Feld. Ganz leise, am Rand der Wahrnehmung, war da wieder dieses dünne, metallische Klingen – nicht in der Küche, nicht im Glas, sondern irgendwo im großen, grünen Teppich vor dem Haus.

Ich schrieb weiter, weil mir nichts Besseres einfiel, als ihm wenigstens eine Weile lang meinen Rücken zu zeigen.

Der Nachmittag verfloss wie lauwarmes Spülwasser. Ich schrieb, löschte, schrieb wieder. Jede Seite war ein kleiner Krieg, den ich mir selbst erklärte. Immerhin, irgendwann stand genug Text auf dem Bildschirm, dass ich behaupten konnte, nicht nur mit dem Cursor gestritten zu haben. Draußen schob sich das Licht vom müden Grau zu einem frühen Dämmerblau; eine von diesen Tageszeiten, die nirgends richtig hingehören, genau wie Leute, die in fremden Häusern über Feldern wohnen.

Ich machte den Laptop zu und streckte mich. In meinem Rücken knackte etwas, das vermutlich einmal eine Bandscheibe gewesen war. Das Feuer im Kamin war heruntergebrannt, aber noch nicht aus. Glut glomm träge zwischen den Holzscheiten, rot wie ein schlechtes Gewissen. Ich legte ein Stück nach, sah zu, wie die Flammen es prüfend beleckten und dann beschlossen, dass es sich zu brennen lohnt.

Die Stimmung im Haus hatte sich verändert. Am Morgen war es nervös gewesen, eine gespannte Stille, wie in einem Zimmer vor einer Prüfung. Jetzt war es… gelassener. Nicht wirklich freundlich, aber auch nicht feindselig. Eher wie ein Wirt, der sich damit abgefunden hat, dass ein Gast länger bleibt, als ihm lieb ist, und sich sagt: Gut, dann soll er wenigstens zahlen.

Ich ging in die Küche, machte mir noch einen Tee, weil irgendwas in mir beschlossen hatte, dass Alkohol heute Abend keine gute Idee war. Während das Wasser im Kessel zu summen begann, wanderte mein Blick automatisch zum Glas über dem Herd. Die Münze lag noch da, halb im Salz vergraben, wie ein aufgetauchtes Relikt aus einem anderen Leben.

„Du bist heute erstaunlich ruhig", murmelte ich. „Haben wir einen kleinen beleidigten Moment?"

Natürlich antwortete sie nicht. Aber ich bildete mir ein, dass das Salz um sie herum ein wenig unruhiger glitzerte, wenn das Licht der Küche darüberstrich. Wie feiner Staub, der noch nicht entschieden hat, wohin er sich legen will.

Ich nahm das Notizbuch vom Tisch, blätterte durch die paar Seiten, die ich seit meiner Ankunft vollgekritzelt hatte. Regeln, Sätze, Halbsätze. Einer davon stach mir ins Auge: „Kein Handel mit jemandem, der mehr Zeit hat als ich." Ich strich das „kein" nicht durch, aber ich umrundete den Satz einmal mit dem Stift. Nur um mich daran zu erinnern, dass ich ihn nicht aus Versehen als Wunschzettel interpretiere.

Als der Tee fertig war, setzte ich mich ans Küchenfenster. Von hier aus konnte man das Feld nicht sehen, nur den Weg, der am Haus vorbeiführte, und ein Stück des niedrigen Walls. Es war fast beruhigend, den Horizont aus dem Blick zu verlieren. Man sollte meinen, man würde sich eingeengt fühlen, wenn man nichts weiter sieht als ein bisschen Mauer und Himmel, aber in Wahrheit war es wie eine Pause für den Teil des Gehirns, der nicht ständig rechnen wollte, wie weit man von irgendetwas Unheimlichem entfernt ist.

Die Straße war leer. Keine Autos, keine Leute. Einmal fuhr ein Traktor in weiter Ferne vorbei, mehr zu hören als zu sehen. Ein Hund kläffte kurz, irgendwo hinten im Dorf. Dann wieder Stille.

Ich erwischte mich bei dem Gedanken, dass ich früher für solche Tage bezahlt hätte: keine Mails, keine Kollegen, die etwas „nur ganz kurz“ besprechen wollen, keine Nachbarn, die beim Rauchen im Hof ihre Biografie auskippen. Nur ich, ein Haus, ein Feld – und ein vermutlich übernatürliches Arschloch mit Hang zu Glücksspielmetaphern.

„Man kann nicht alles haben“, murmelte ich und nahm einen Schluck Tee.

Gegen Abend klopfte es wieder an der Tür, diesmal schneller, ungeduldiger. Drei Schläge, Pause, zwei Schläge. Nicht das Muster von vorhin. Nicht Niamh.

Ich stellte die Tasse ab, lauschte. Noch einmal die gleiche Folge.

„Ja, ich komme ja“, rief ich, obwohl ich mir nicht sicher war, ob das überhaupt jemand aus Fleisch und Blut hören sollte.

Im Flur blieb ich kurz stehen, die Hand auf dem Riegel. Es war dumm, aber mein Herz schlug schneller. Ich dachte an Seamus, an den Topf, an den Traum. An kleine Männer, die keine Türklinken brauchen. Dann atmete ich tief durch, schob den Riegel zurück und öffnete.

Auf dem Weg vor dem Haus stand niemand.

Kein Mensch, keine Gestalt, kein freundlicher Nachbar mit Kuchen. Nur der windstille Abend, das schwindende Licht und der Geruch nach feuchter Erde.

„Sehr witzig“, murmelte ich. „Klopf-Klopf-Witze ohne Pointe, das ist das Niveau?“

Ich wollte die Tür schon wieder schließen, als ich es sah.

Direkt vor der Schwelle, auf den Steinen, lagen vier nasse Abdrücke. Schuhsohlen, sauber erkennbar, als hätte jemand mit sehr sauberem, sehr nassem Schuhwerk dort gestanden. Kein Stiefelprofil, kein grobes Muster. Etwas Feines, Glattes. Und – das mochte Einbildung sein, aber ich hätte Geld drauf gewettet – in der Mitte der Abdrücke lag ein feiner Schimmer. Kein echtes Licht, eher ein Rest von Farbe. Ein schwaches, dunkles Grün, als hätte jemand einmal mit einem Pinsel darübergestrichen und es dann wieder vergessen.

Ich ging in die Hocke, ohne die Schwelle zu überschreiten. Die Steinplatten waren feucht, aber nicht vom Regen. Es hatte seit Stunden nicht geregnet. Und doch waren die Abdrücke klar konturiert, als wäre der Besucher erst vor Sekunden verschwunden.

Vier Abdrücke. Nicht zwei. Einer neben dem anderen, in einer Reihe, wie Spuren eines Mannes, der an der Tür stehenbleibt, sich dreht, wieder geht, wieder zurückkommt – und irgendwo dazwischen entscheidet, dass er heute doch nicht klingelt.

„Vier", sagte ich leise. „Natürlich sind es vier."

Das vierte Blatt, vier Schritte, vier Abdrücke. Mein Gehirn, das ohnehin dazu neigte, Muster zu sehen, wo keine waren, tat gerade Überstunden.

Ich streckte die Hand aus, stoppte aber, bevor ich die nassen Umrisse berührte. Ich hatte keine Lust herauszufinden, ob Fingerspitzen und nicht trockene Spuren eine neue Art von Vertrag darstellten.

Stattdessen lehnte ich mich leicht vor, schnupperte. Kein besonderer Geruch. Kein Parfüm, keine Fäulnis, kein Schwefel – nur Stein, Feuchtigkeit und ein Hauch von etwas Metallischem. Wie frisch geschnittene Kupferrohre.

„Geh wieder rein", sagte eine Stimme in meinem Kopf, die überraschend vernünftig klang. „Du musst nicht alles analysieren, was dich umbringen will."

Ich folgte ausnahmsweise mal diesem vernünftigen Anteil. Ich schloss die Tür, legte den Riegel vor und blieb einen Moment mit dem Rücken dagegen stehen. Durch das Holz hörte man nichts. Keine Schritte, kein Rascheln, kein Klirren.

„Vielleicht war es ja der Postbote", sagte ich zum Flur. „Mit sehr speziellen Schuhen."

Im Wohnzimmer setze ich mich wieder in den Sessel. Das Feuer war mittlerweile ordentlich in Gang, warf tanzende Schatten an die Wände. Ich sah ihnen zu, wie sie sich bewegten, verschlangen, wieder trennten. Die Formen wurden zu Gesichtern, zu Händen, zu Dingen, die sich in den Ecken versteckten, wenn man genauer hinsehen wollte.

„Vier Abdrücke", murmelte ich. „Vier Blätter. Vier… was eigentlich?"

Eine später kommende Kapitelüberschrift blitzte mir irgendwo im Hinterkopf auf: „Vier Blätter, vier Namen". Ich kannte sie noch nicht, aber mein Unterbewusstsein hatte offenbar schon länger im Inhaltsverzeichnis gelesen.

Das Haus knackte. Irgendwo über mir setzte sich eine Diele, im Flur klapperte die lose Glasscheibe der Bilderrahmen. Nichts davon war ungewöhnlich. Und doch war in jedem Geräusch dieses „Und? Was machst du jetzt?"

Ich stand auf, ging die Treppe hoch und holte meine Jacke. In der Innentasche steckte noch eine halbvolle Schachtel Zigaretten, Relikt aus Berlin. Ich hatte am ersten Tag nicht danach gegriffen, mir sogar eingeredet, ich würde sie irgendwann wegwerfen, aus Vernunft oder aus Stolz. Jetzt fühlten sich meine Hände an, als hätten sie einen Job verdient.

Auf der Rückseite des Hauses, zur anderen Seite hin, gab es eine kleine, windgeschützte Ecke, in der eine alte Bank stand. Von hier aus sah man weder das Feld noch den Dorfweg, nur etwas Mauer, ein Stück Himmel und einen wackligen Holzschuppen, der aussah, als würde er bei der nächsten ernstzunehmenden Böe aufgeben.

Ich setzte mich, zündete mir eine Zigarette an und zog den Rauch tief in die Lunge. Für einen Moment war ich einfach nur ein Mann, der im Wind sitzt und raucht, ohne Feen, ohne Münzen, ohne Topf. Die Normalität des Lasters war fast tröstlich.

Als ich den dritten Zug nahm, fiel mir auf, dass ich keinen Aschenbecher hatte. Die Asche rieselte auf den Boden, bildete kleine graue Punkte auf dem feuchten Stein.

„Du wolltest eigentlich aufhören", erinnerte ich mich selbst.

„Ich wollte auch eigentlich kein Haus am Rand eines kleebräsigen Horrorfilms mieten", antwortete ich mir. „Wir haben alle so unsere Schwächen."

Ich rauchte zu Ende, trat die Kippe sorgfältig aus und steckte den Stummel in die leere Zigarettenschachtel. Kein Müll für das Feld, beschloss ich. Ich hatte keine Lust, auch noch mit dem Umweltschutz zu verhandeln.

Als ich wieder ins Haus kam, war es dunkler geworden. Ich machte im Flur das Licht an, ging in die Küche und suchte nach irgendetwas, das als Aschenbecher dienen konnte. Ein altes, angeschlagenes Schälchen, eine Dose, irgendetwas. Meine Hand blieb an einer Keramikschale hängen, die halb hinter einer Mehltüte versteckt stand. Weiß, mit einem grünen Rand.

Ich stellte sie auf den Tisch, legte die Zigarettenschachtel daneben und dachte kurz darüber nach, ob die Münze irgendwann – irgendwo – ihren Weg in so eine Schale finden würde. Der Gedanke fühlte sich an wie eine Vorwarnung aus der Zukunft.

„Noch nicht", sagte ich. „Einer nach dem anderen."

Der Rest des Abends verging in einem merkwürdigen Schwebezustand. Ich las in einem der alten Bücher aus dem Wohnzimmer, verstand wenig von der Handlung, aber genug von der Stimmung, um mich nicht zu sehr in die eigenen Gedanken zu verheddern. Irgendwann gähnte ich, schaute auf die Uhr und stellte fest, dass es viel später war, als sich mein Körper anfühlte.

Im Schlafzimmer zog ich die Vorhänge nur halb zu. Ein Teil von mir wollte sehen, wenn draußen irgendetwas Seltsames passierte; ein anderer Teil hoffte, es nicht zu sehen. Der Kompromiss bestand darin, die Lücke so schmal zu lassen, dass ich nur einen Streifen vom Himmel erkennen konnte.

Ich legte mich hin, das Kissen im Nacken zurechtgerückt, die Decke bis zum Brustbein hochgezogen. Der Regen hatte sich fürs Erste verabschiedet, der Wind nicht. Er strich ums Haus, fuhr in den Schornstein, ließ das Holz leise seufzen.

„Vier Abdrücke", dachte ich. „Vier Blätter. Vier Chancen, Mist zu bauen."

Der Schlaf kam langsamer als in der Nacht zuvor, aber er kam. Diesmal ohne Topf, ohne Kleiner im grünen Mantel. Stattdessen träumte ich von Reihenhäusern in Berlin, von Fluren mit Neonlicht, von Kollegen, die in vierfacher Ausführung denselben Satz sagten: „Theo, du musst dich entscheiden."

Als ich irgendwann aufwachte, mitten in der Nacht, war das Haus still. Kein Klirren, kein Klingen. Nur der Wind, der sich mit der Dunkelheit prügelte.

Ich drehte mich auf die Seite und dachte, kurz bevor ich wieder wegdriftete, dass das vielleicht das neue Spiel war: Nicht mehr nur mit Münzen und Blättern, sondern mit der Zahl selbst.

Vier.

Ein Blatt mehr. Ein Schritt mehr. Ein Angebot mehr.

Und irgendwo da draußen, auf einem Weg, den ich noch nicht kannte, stapfte vielleicht schon jemand in Schuhen herum, die genau zu diesen Spuren passten.

Der Mann mit den grünen Schuhen

Der nächste Tag roch nach abgestandenem Regen und aufgeschobenen Entscheidungen. Ich wachte ohne Traum auf, was sich fast schlimmer anfühlte, als wenn der Kleine mich wieder im Schlaf besucht hätte. Zumindest hätte ich dann einen klaren Feind. Stattdessen war da nur diese diffuse Spannung unter der Haut, als hätte jemand in mir eine Saite zu fest gespannt und vergessen, sie wieder zu lockern.

Das Feld lag im milchigen Vormittagslicht, als wäre nie etwas gewesen. Keine Spuren, keine Wellen, kein vierblättriger Magnet für dumme Ideen. Es wirkte wie die höfliche Version des Bösen: ordentlich, still, ohne Blutspuren. Nur die Erinnerung daran, wie nah ich gestern an der Mauer gehangen hatte, ließ meine Hände schwitzig werden.

Niamh klingelte nicht an diesem Morgen, sie polterte. Drei laute Schläge, dann ging die Tür auf, bevor ich überhaupt vom Stuhl hochkam. Sie steckte den Kopf rein, schnupperte, als wollte sie prüfen, ob ich noch Menschengeruch verströmte, und trat ein.

„Gut“, sagte sie. „Keine verbrannten Federn, kein Schwefel, kein Klee auf dem Wohnzimmerteppich. Du scheinst also gestern nicht komplett den Verstand verloren zu haben.“

„Ich hebe mein Chaos für später auf“, erwiderte ich. „Gibt’s Neuigkeiten aus der Außenwelt?“

„Die Kühe stehen immer noch nicht auf dem Feld, das Meer ist nass, und im Pub ist das Bier zu teuer“, sagte sie. „Kurz: alles normal. Aber du solltest trotzdem ins Dorf. Wenn man zu lange allein mit sich und ihm ist, kommt man auf Ideen.“

„Was soll ich unten?“

„Brot, Zigaretten, ein paar Konserven. Und du musst dich blicken lassen. Die Leute sollen sehen, dass du noch da bist. Wenn man dich zu lange nicht sieht, fangen sie an, Geschichten zu erfinden. Und wir haben hier genügend echte.“

Sie legte etwas auf den Küchentisch: einen Einkaufszettel mit krakeliger Schrift. „Bring das bitte aus meinem Laden mit, der Rest ist für dich. Und wenn du jemanden mit grünen Schuhen siehst – geh auf die andere Straßenseite.“

Ich blinzelte. „Das war jetzt ein Witz, oder?“

„Wäre schön“, sagte sie und sah dabei nicht im Ansatz so aus, als fände sie etwas in diesem Satz komisch. „Zieh dir was Trockenes an. Und nimm kleingeld mit. Münzen, die aus deiner Tasche kommen, sind weniger gefährlich als Münzen, die in deiner Tasche landen.“

Es ist faszinierend, wie schnell man in einem Dorf, das man kaum kennt, anfängt, absurde Ratschläge ernst zu nehmen. Zehn Tage zuvor hätte ich noch gelacht, ein Foto vom Kleefeld gemacht und irgendwas Zynisches ins Netz geschrieben. Heute suchte ich meine Jacke, checkte automatisch die Innentaschen auf dort versteckte Fremdgegenstände und war erleichtert, nur meinen Schlüsselbund und eine krümelige Bonbonpackung zu finden.

Der Weg ins Dorf war derselbe wie zuvor, aber er fühlte sich anders an, jetzt, da ich wusste, dass mehr als nur Regen hier unterwegs war. Die Hecken links und rechts wirkten höher, die Schatten dichter. Der Himmel hing in zerrissenen Fetzen über mir, und die Luft hatte diesen salzig-metallischen Unterton, den ich langsam mit diesem Ort verband.

Als ich die ersten Häuser von Killarneagh erreichte, war wenig los. Ein alter Mann kehrte den Gehweg vor seinem Haus, obwohl dort kaum Dreck lag. Zwei Kinder sprangen in eine Pfütze, die ihren Schuhen bis fast zum Knöchel reichte, und sahen mich an, als wäre ich eine neue Fernsehsendung.

„Das ist er“, flüsterte eins, nicht leise genug.

„Der vom Feld“, ergänzte das andere, noch lauter.

„Ich bin auch nur ein Mensch“, sagte ich in ihre Richtung. „Mit einem sehr normalen Mietvertrag.“

Sie fingen an zu kichern, rannten weg und warfen dabei immer wieder Blicke über die Schulter, als erwarteten sie, dass mir Hörner wachsen.

Niamhs Laden lag direkt gegenüber vom Pub, ein niedriger Bau mit einer schiefen Glastür und einem handgemalten Schild, auf dem „O’Rourke’s Store – Alles außer Vernunft“ stand. Ich schob die Tür auf; eine Glocke über mir klingelte, und es roch nach Kaffee, Staub, Waschmittel und diesem undefinierbaren Etwas, mit dem kleine Läden ohne Klimaanlage seit Jahrzehnten imprägniert sind.

„Bin hinten! Fass nichts an, was dich schärfer anschaut, als du es anschaust!“ rief Niamh aus einem der Hinterräume.

Ich nahm den Einkaufszettel und begann, die Liste abzuarbeiten: Brot, Butter, Tee, Dosenbohnen, Kerzen, Streichhölzer. Zwischendurch schnappte ich Gesprächsfetzen auf – zwei Frauen am Regal für Dosenfisch, ein Mann, der irgendwo beim Kühlregal laut seufzte. Namen fielen, die ich noch nicht kannte, Orte, die ich noch nicht gesehen hatte.

Ich war gerade dabei, eine Packung Nudeln aus dem Regal zu ziehen, als die Luft im Laden sich veränderte. Es war kein Temperatursturz, eher so, als hätte jemand die Stimmung um einen halben Ton tiefer gestimmt. Die Stimmen im Laden wurden leiser, Worte brachen ab, Lachen wurde verschluckt. Die Türglocke hatte nicht geklingelt, aber irgendein inneres Organ teilte mir mit: Jetzt ist jemand reingekommen, den du kennen solltest.

Ich drehte mich um.

Er stand im Eingangsbereich, die eine Hand noch an der Tür, als hätte er die Pause, die er verursacht hatte, genau kalkuliert. Groß, aber nicht breit, eher schlank wie jemand, der sich sein ganzes Leben lang davon ernährt hat, knapp daneben zu liegen. Ein dunkler Mantel, der teuer aussah, aber schon einiges mitgemacht hatte, fiel ihm bis knapp über die Knie. Darunter eine schlichte Hose, ein graues Hemd, ein Schal, der in jedem anderen Ort der Welt einfach nur ein Schal gewesen wäre.

Und die Schuhe.

Sie waren nicht das grelle Grün aus schlechten Fantasy-Covern. Kein Neon, kein Grasgrün, das einem ins Gesicht sprang. Eher ein tiefes, dunkles Grün, wie Moos auf nassem Stein oder Flaschenboden im Schatten. Das Leder glänzte matt, als hätte jemand es akribisch gepflegt, und die Sohlen waren zu sauber für diesen Ort. Kein Matsch, kein Staub, kein Wasser. Als hätten sie den Boden nur mit der Vorstellung berührt.

„Guten Morgen“, sagte er. Seine Stimme war ruhig, freundlich, mit einem Akzent, den ich nicht sofort einordnen konnte. Irisch, ja, aber glatter, städtischer, wie jemand, der gelernt hat, seine Herkunft zu dosieren.

Niemand antwortete. Die zwei Frauen beim Dosenfisch starrten plötzlich intensiv Etiketten an, der Mann beim Kühlregal schloss die Tür mit einer Entschlossenheit, als hinge sein Leben von der Temperatur der Milch ab.

„Guten Morgen“, wiederholte der Mann, diesmal leicht amüsiert, als würde er das Spiel kennen. Sein Blick glitt durch den Laden, blieb an mir hängen und verweilte einen Moment zu lange. „Sie müssen neu sein.“

Ich hatte das unangenehme Gefühl, dass er nicht fragte, sondern bestätigte, was er schon wusste.

„Theo“, stellte ich mich trotzdem vor. Wenn man schon in einem Horrorfilm landet, kann man wenigstens Manieren behalten. „Ich wohne oben beim… Haus am Feld.“

„Ach.“ Sein Lächeln vertiefte sich kaum merklich. „Dann sind Sie unser neuer Nachbar. Willkommen in Killarneagh.“

Er machte eine kleine Bewegung mit der Hand, so etwas zwischen Gruß und Verbeugung. Ein Ring blitzte kurz auf – kein Gold, kein Silber, irgendetwas Dunkles, das das Licht zu verschlucken schien.

„Ich bin Callahan“, sagte er. „Die meisten nennen mich Cal. Wer mich wirklich gut kennt, ruft mich gar nicht. Das ist meist gesünder.“

Normalerweise hätte ich bei so einem Satz gelacht. Hier blieb mir etwas im Hals stecken.

„Sind Sie hier aus dem Dorf?“ fragte ich, mehr um irgendetwas zu sagen.

„Mehr oder weniger“, antwortete er. „Ich bin dort, wo man mich braucht. Und überraschend oft genau da, wo Leute behaupten, mich nicht zu brauchen.“

Hinter mir raschelte es. Niamh war aus dem Hinterzimmer gekommen und blieb in der Tür stehen. Ihre Miene veränderte sich nicht, aber ihre Hände verkrampften sich um das Kassenbuch, als hätte es plötzlich zehn Kilo mehr.

„Cal“, sagte sie knapp. „Du bist früh dran. Es ist noch nicht Samstag.“

„Geschichten halten sich nicht an Kalender“, erwiderte er. „Und manche Dinge sollten rechtzeitig geklärt werden, bevor sie sich verselbstständigen.“

Sein Blick wanderte wieder zu mir. „Sie haben gut geschlafen?“

Ich spürte, wie sich meine Nackenhaare aufstellten. „Es geht so.“

„Träume können anstrengend sein“, meinte er. „Besonders in einem neuen Haus. Die Wände wissen noch nicht, was sie behalten und was sie durchlassen sollen.“

Er trat einen Schritt näher. Die grünen Schuhe glitten über den Boden, hinterließen keine Spur. Kein Quietschen, kein Knirschen. Einfach nur Bewegung.

„Man sagt, man hätte dich gestern am Feldrand gesehen“, fuhr er fort. „Ein mutiger Mann. Oder ein neugieriger. Die beiden werden hier oft verwechselt.“

„Ich bin nur spazieren gegangen“, sagte ich. „Ich habe keine Schilder gesehen, auf denen ‚Betreten verboten‘ stand.“

„Schilder sind was für Städte“, sagte er. „Hier reden die Leute. Oder sie schweigen. Beides sind Hinweise.“

Er griff in die Manteltasche und holte etwas hervor. Für einen Bruchteil einer Sekunde dachte ich, er hätte eine Münze in der Hand, aber es war nur eine zusammengefaltete Einkaufsliste. Er wedelte damit, als wäre es ein völlig gewöhnlicher Gegenstand.

„Ich wollte nur ein paar Dinge holen“, sagte er und zeigte die Liste in Niamhs Richtung. „Man muss schließlich Vorräte haben, wenn das Wetter wieder allein entscheiden will.“

„Du weißt, wo alles steht“, sagte Niamh kühl. „Bedien dich. Ich schreibe es dir an.“

Cal nickte, steckte die Liste wieder ein – warum auch immer – und ging an mir vorbei zu den Regalen. Als er an mir vorbeiging, roch ich etwas. Nicht Parfüm. Eher eine Mischung aus feuchter Erde, kalter Asche und etwas Süßem, das keine eindeutige Herkunft hatte.

Ich hatte plötzlich Durst. Nicht nach Wasser.

„Red nicht zu lange mit ihm“, zischte Niamh neben mir, so leise, dass es gerade noch ein Geräusch war. „Er hört hin, wenn er schweigt.“

Cal nahm sich Zeit, durch die Regale zu gehen. Er nahm Dinge in die Hand, legte sie wieder zurück, als würde er prüfen, ob sie zu ihm passten. Zucker, Tee, eine Flasche Whiskey, ein Paket Salz. Bei letzterem warf er einen kurzen Blick in meine Richtung, als würde er checken, ob ich das bemerke.

Unsere Blicke trafen sich. Es war nur ein Moment, aber in diesem Moment hatte ich das seltsame Gefühl, dass jemand in meinen Kopf greift und die Schubladen zählt. Nicht aufmacht. Nur zählt.

„Sie haben sich das Haus gut ausgesucht“, sagte er, als er wieder an der Kasse stand. „Es hat eine… Geschichte. Sie werden viel Material finden.“

„Ich bin mir noch nicht sicher, ob das ein Segen ist“, gab ich zurück.

„Segen, Fluch – meistens ist das der gleiche Regen, nur aus einem anderen Winkel“, sagte er. „Wichtig ist, dass man weiß, wann man den Schirm aufspannt.“

Er zahlte mit Scheinen. Keine Münzen. Auch das fiel mir unangenehm deutlich auf. Die Noten wirkten alt, abgegriffen, aber nicht schmutzig.

„Wir sehen uns, Theo“, sagte er beim Gehen. „In kleinen Orten wie diesem sieht man sich immer. Besonders, wenn man nicht will.“

Die Glocke über der Tür klingelte erst, als er schon draußen war. Seine Schritte waren auf der Straße kaum zu hören. Ich trat ans Fenster und sah ihm nach. Er ging nicht in Richtung Pub, nicht zum Weg hinunter, sondern in die Richtung, in der das Feld lag.

Grün blitze auf, als eine kurz die Sonne durch die Wolken brach. Ich brauchte einen Moment, um zu merken, dass es nicht das Feld war. Es waren seine Schuhe.

„Wer ist das?“ fragte ich, ohne mich umzudrehen.

Niamh antwortete nicht sofort. Als ich mich umdrehte, sah ich, dass sie den Blick auf den Boden gerichtet hatte, als müsste sie eine Antwort aus den Fliesen lesen.

„Das“, sagte sie schließlich, „ist der Mann, der auftaucht, wenn er keine Zeit hat, sich klein zu machen.“

Sie sah auf, und in ihren Augen lag nicht nur Angst, sondern auch müde Wut.

„Du wolltest den Mann mit den grünen Schuhen“, sagte sie. „Da hast du ihn.“

„Da hast du ihn.“ Der Satz hing im Laden wie kalter Zigarettenrauch, der sich weigert zu verschwinden. Ich starrte auf die Tür, durch die Callahan verschwunden war, als könnte er jederzeit wieder hereinkommen, nur um zu sagen: „Hab ich was vergessen? Ach ja, deine Ruhe.“

„Also gut“, sagte ich schließlich. „Lass mich raten. Er ist nicht nur irgendein Typ mit absurden Schuhen und einem Hang zu pathetischen Sprüchen.“

Niamh schloss die Kasse mit mehr Kraft, als nötig gewesen wäre. Die Münzen klingelten kurz auf, beruhigten sich dann wieder, als hätten sie begriffen, dass sie heute lieber unauffällig bleiben.

„Die Schuhe sind das Vernünftigste an ihm“, murmelte sie. „Da weiß man wenigstens sofort, dass man aufpassen muss.“

Ich legte ihre Einkäufe auf den Tresen, damit sie sie einpacken konnte. „Ist er…?“ Ich wusste nicht, wie ich den Satz zu Ende bringen sollte, ohne komplett bescheuert zu klingen. Ein Dämon? Ein Leprechaun in Menschengröße? Die personifizierte Midlife-Crisis eines ganzen Dorfes?

„Er ist der, der kommt, wenn es ernst wird“, sagte sie. „Manchmal ist er nur ein Gerücht. Manchmal nur ein Schatten am Feldrand. Und manchmal hat er einen Mantel und Schuhe, bezahlt in bar und bedankt sich höflich. Das sind die Tage, an denen ich wünschte, ich wäre taub.“

„Und alle tun so, als wäre er… normal?“ Ich dachte an die starren Blicke, die plötzliche Stille, die Art, wie die Leute die Etiketten studiert hatten, als stünde darauf die Anleitung zum Überleben.

„Normal ist hier ein dehnbarer Begriff“, antwortete Niamh. „Er ist nicht von hier, aber er geht oft durch, als wäre er es. Er gehört nicht zum Dorf, aber das Feld hat ihn gern. Und das reicht.“

„Er ist also… mit ihm verbunden?“ Ich deutete vage in Richtung Kleefeld, als könnte man die Richtung des Unaussprechlichen einfach mit der Hand angeben.

„Es gibt Leute, die sagen, er ist nur ein Mann, der sich mit den falschen Dingen eingelassen hat und seitdem nicht mehr so ganz allein unterwegs ist“, sagte sie. „Andere behaupten, er ist die höfliche Version von dem, was nachts im Klee lauert. Eine Art Kundenberater mit Beinen. Ich weiß nur eins: Wo er auftaucht, taucht der andere nicht weit entfernt auf. Und wo der andere Interesse hat, lässt Cal sich blicken, um zu sehen, wie weit die Leute schon sind.“

Ich dachte an den Traum, an den Topf, an das Angebot, das sich wie ein Handschlag angefühlt hatte, nur mit sehr kalten Fingern.

„Er wusste, dass ich am Feld war“, sagte ich. „Als würde hier jeder Schritt registriert.“

„Ist er auch“, antwortete Niamh. „Nicht von uns. Aber von ihm. Du hast gestern nicht nur am Feldrand gestanden. Du hast antwortet. Du hast gesehen, was er dir hingeworfen hat, du hast gezögert, du bist zurück. Das ist wie ein halber Vertrag. Er will wissen, ob du den Rest unterschreibst.“

„Ich hab Nein gesagt“, erwiderte ich. „Zweimal. Im Traum und am Feld. Reicht das nicht für ein klares Statement?“

Sie schnaubte. „Wenn ein Kind vor einem Süßigkeitenladen zweimal Nein sagt und beim dritten Mal reingeht, erinnern sich alle nur an das dritte Mal. Er rechnet nicht in Neins, sondern in Versuchen.“

Sie stopfte Brot, Butter, Tee und die anderen Sachen in eine Tüte, als wäre das der Teil des Lebens, der noch ihrer Kontrolle unterlag.

„Das Wichtigste ist“, fuhr sie fort, „du redest nicht zu lange mit Cal. Er ist gefährlich auf eine Art, die sich nett anfühlt. Er stellt keine Forderungen. Er stellt Fragen. Du denkst, du redest mit einem Mann, und in Wahrheit redest du vor ihm mit dir selbst. Und das ist selten gut, wenn jemand zuhört, der weiß, wo er drücken muss.“

„Zu spät“, murmelte ich. „Wir hatten bereits ein kleines philosophisches Gespräch über Träume, Türen und Schirme.“

Ihre Augen blitzten kurz. „Hat er dich gefragt, was du willst?“

Ich überlegte. „Nicht direkt. Eher… durch die Hintertür. Er hat angedeutet, dass ich mir etwas wünsche. Dass ich hierhergekommen bin, weil mir irgendetwas fehlt.“

„Hat er recht?“

Ich hasste die Frage, weil sie zu einfach war. „Natürlich hat er recht“, gab ich zurück. „Warum sonst zieht man in ein altes Haus am Rand eines Feldes, das mehr Legenden hat als Einwohner? Ich bin nicht hier, weil ich die Landschaft so schön finde.“

„Genau das ist das Problem“, sagte sie. „Er sucht sich keine Leute, die zufrieden sind. Zufriedene sind langweilig. Er sucht sich die, die meinen, ihr Leben wäre irgendwie nicht vollständig. Die glauben, es müsste noch was kommen. Ein Buch, ein Erfolg, eine große Liebe, ein zweiter Frühling. Irgendwas, das aus ihrem halbwegs normalen Dasein eine Geschichte macht. Und er hat Geschichten im Angebot.“

Ich lehnte mich an das Regal, in dem Dosen mit Bohnen, Tomaten und Erbsen ein unbewegliches Publikum bildeten.

„Wie viele hier haben mit ihm zu tun gehabt?“ fragte ich. „Ehrlich.“

Niamh zuckte mit einer Schulter. „Direkt? Wenige. Indirekt? Alle. Der leere Topf, von dem Seamus erzählt hat, ist nicht das einzige Gefäß, das er benutzt. Er steckt in Versprechen, in Zufällen, in dieser einen Entscheidung, von der Leute sagen: ‚Wenn ich damals anders abgebogen wäre, wäre mein Leben anders geworden.‘ Manchmal war er diese Abbiegung.“

„Und Cal?“

„Cal ist der, der aufpasst, dass die Bücher stimmen“, sagte sie. „Er ist nicht der Boss. Eher der Buchhalter mit Herz für kreative Auslegungen. Manchmal verhindert er Schlimmeres. Manchmal sorgt er dafür, dass etwas überhaupt erst ins Rollen kommt. Ich kenne ihn, seit ich jung war. Und das ist keine Empfehlung.“

Sie schob mir ihre Einkaufstüte zu. „Nimm das mit hoch, bevor du anfängst, all die richtigen Fragen zu stellen, für die ich heute nicht genug Nerven habe. Und wenn du ihn wieder siehst: Sei höflich, aber nicht dankbar. Dankbarkeit ist hier eine Währung, die du dir nicht leisten kannst.“

Auf dem Rückweg zum Haus hatte ich das Gefühl, dass jede Pfütze mich beobachtete. Ich sagte mir, dass das paranoid war, und half mir damit ungefähr so viel, als würde man einem einarmigen Mann gut zureden, bevor man ihm ein Kletterseil gibt. Das Haus am Feld lag wie immer da, still, weiß, mit dem Schornstein wie ein Finger in Richtung Himmel. Das Feld dahinter wirkte trügerisch weich.

Die vier feuchten Abdrücke vor der Tür waren verschwunden. Kein Umriss, kein Schatten, nichts. Der Stein war trocken. Entweder hatte die Sonne sie weggelutscht oder jemand hatte beschlossen, Beweise zu entfernen.

In der Küche stellte ich Niamhs Einkäufe ab, legte meine eigenen daneben und sah automatisch zum Glas hoch. Die Münze lag unverändert im Salz. Aber das Wissen, dass ein Mann mit grünen Schuhen durch den Laden spazierte, ohne eine Münze zu benutzen, hatte der ganzen Sache eine weitere Schicht Unbehagen verpasst.

„Du bist also die alte Masche", sagte ich zum Glas. „Und er ist die neue Verpackung."

Es fühlte sich an, als würde ich schlecht über einen Ex sprechen, der im selben Raum saß.

Ich packte die Einkäufe ein, schnitt mir Brot, machte Kaffee, weil Tee in diesem Moment zu sanft wirkte. Während ich kaute, dachte ich an Cals Satz: *Segen, Fluch – meistens ist das der gleiche Regen, nur aus einem anderen Winkel.*

Es war ein kluger Satz. Gefährlich kluge Sätze sind seine Spezialität, vermutete ich.

Nach dem Essen setzte ich mich wieder an den Schreibtisch. Der Laptop startete, der Cursor blinkte, als hätte er sich im Laufe der letzten Stunden auf eine Art Verhältnis mit mir eingestellt. Ich starrte auf die letzte Passage: Theo am Feldrand, das vierte Blatt, die Entscheidung. Fiktion, die sich kaum noch von der Wirklichkeit unterschied, außer dass meine Protagonisten bisher nicht geraucht hatten.

Ich schrieb weiter. Über den Mann mit den grünen Schuhen, der in einem Dorf auftaucht, in dem die Leute lieber schweigen als erklären. Über ein Feld, das seine Besucher registriert wie ein Spion mit botanischer Lizenz. Über Münzen, die in Salz liegen wie schlafende Tiere.

Je mehr ich schrieb, desto deutlicher merkte ich, dass ich nicht nur „eine Geschichte" schrieb. Ich schrieb eine Art Protokoll. Ein Tagebuch in Tarnung. Und irgendwo in mir meldete sich der alte, warnende Reflex: Schreib nicht alles auf, was dich später beißen könnte.

Gleichzeitig war da dieses andere Gefühl: Wenn ich es nicht aufschreibe, gehört die Geschichte nur ihm.

Es war fast Mittag, als es zum dritten Mal klopfte. Diesmal nur ein einzelner Schlag. Nicht fordernd, nicht schüchtern. Eher wie ein Fingertippen: „Ich weiß, dass du da bist."

Ich ging in den Flur, blieb einen Moment vor der Tür stehen und legte die Hand auf den Riegel.

„Wenn es Niamh ist, bringt sie den Kopf mit", sagte ich mir. „Wenn es Cal ist, bringt er Probleme mit. Wenn es niemand ist… hast du ein noch größeres Problem."

Ich schob den Riegel zurück und öffnete.

Auf der Schwelle stand ein Junge. Vielleicht dreizehn, vielleicht fünfzehn, dieses Alter, in dem man aus jedem Blick sowohl Trotz als auch Müdigkeit lesen kann. Die Haare dunkel und zu lang, die Jacke zu dünn, die Schuhe abgelaufen. Keine Spur von Grün.

„Du bist Theo", sagte er, als wäre das weniger eine Frage als eine nüchterne Feststellung.

„Kommt drauf an, ob du vom Finanzamt bist."

Keine Reaktion. Er sah an mir vorbei in den Flur, als wollte er prüfen, ob jemand hinter mir stand.

„Ich bin Cian“, sagte er dann. „Niamh meinte, du solltest mich kennenlernen. Und dass ich dir was erzählen soll, bevor er es tut.“

In seinem „er“ lag kein Zweifel darüber, wer gemeint war.

Ich trat zur Seite. „Dann komm rein“, sagte ich. „Und wenn du ihm zuvorkommen willst, solltest du schnell reden. Er scheint ein Fan von guter Dramaturgie zu sein.“

Der Junge betrat das Haus, sah sich kurz um und nickte, als hätte das Gebäude seine Prüfung knapp bestanden.

„Er mag es nicht“, sagte Cian leise, „wenn Leute Nein sagen und dann anfangen zu schreiben. Das macht ihn nervös.“

„Das ist gut“, antwortete ich. „Ich mag es, wenn er nervös ist.“

Ich war mir nicht sicher, ob das stimmte. Aber es war der erste Satz an diesem Tag, bei dem ich das Gefühl hatte, dass er mir und nicht ihm gehörte.

Cian setzte sich nicht von allein. Er blieb mitten in der Küche stehen, die Hände in den Taschen, die Schultern leicht hochgezogen, als wollte er jederzeit wieder zur Tür raus. Seine Augen wanderten kurz durch den Raum, streiften den Tisch, den Herd, blieben dann an dem Regal hängen. Genauer: an dem Glas über dem Herd.

Sein Gesicht veränderte sich nicht, aber er blinzelte langsamer. „Er hat dir eine gelassen“, sagte er.

„Eine was?“

„Eine Münze.“

Ich folgte seinem Blick. „Niamh hat sie ins Salz gesteckt“, erklärte ich. „Sie meinte, das hält ihn fern.“

„Niamh hält viel fern“, murmelte er. „Aber nicht alles.“

„Setz dich“, sagte ich und deutete auf den Stuhl. „Willst du Tee? Kaffee? Wasser? Whiskey kriegst du nicht, da bin ich streng.“

„Tee“, sagte er nach kurzem Zögern. „Schwarz. Ohne Zucker. Mit allem anderen schmeckt’s wie Entschuldigung.“

Das war eine Sorte Satz, die man von einem dreizehn, vierzehnjährigen Jungen nicht erwartet. Ich stellte Wasser auf, holte eine Tasse aus dem Schrank, suchte den Tee. Cian setzte sich schließlich doch, aber nicht an den Platz, den ich ihm angeboten hatte. Er wählte den Stuhl mit dem Rücken zur Wand, von wo aus er Tür, Fenster und Glas im Blick hatte. Ein Reflex, den man sich nicht ausdenkt.

„Also“, begann ich, während das Wasser langsam zu rauschen anfing. „Niamh meinte, du solltest mir etwas erzählen, bevor er es tut. Wen genau meintest du mit ‚er‘?“

„Du weißt genau, wen“, sagte Cian. „Sonst hättest du nicht so geguckt, als Cal gestern im Laden stand.“

„Du hast das gesehen?“

„Ich sehe mehr, als ich will“, antwortete er trocken. „Und weniger, als gut wäre.“

Das Wasser kochte. Ich goss es über den Tee, stellte die Tasse vor ihn hin, er nahm sie mit beiden Händen, obwohl sie heiß war, und ließ den Dampf ins Gesicht steigen wie jemand, der hofft, dass er ihm etwas wegnimmt.

„Du heißt Cian“, sagte ich. „Wie der Junge aus Seamus’ Geschichte.“

„Die Geschichte war über meinen Großvater“, antwortete er. „Ich bin die zweite Runde.“

Ich blinzelte. „Dein Großvater war der Cian? Der Sohn von Aidan?“

Er nickte knapp. „Sie sagen im Pub immer ‚Man sagt‘, damit es klingt wie eine Legende. Aber ja. Aidan war mein Urgroßvater. Cian mein Großvater. Ich hab ihn noch gekannt, ein bisschen. Er hat wenig gesprochen. Und wenn, dann meistens mit Dingen, die nicht da waren.“

„Und was ist aus ihm geworden?“ fragte ich vorsichtig.

Cian sah in seine Tasse. „Er war irgendwann… leer“, sagte er schließlich. „Nicht so wie tot. Eher so wie eine Wohnung, in der jemand alles rausgetragen hat außer den Tapeten. Er hat noch gelebt, ist rumgelaufen, hat gegessen. Aber er hat niemanden mehr erkannt. Er hat manchmal stundenlang an eine Wand gestarrt und gelächelt, als würde jemand auf der anderen Seite Witze erzählen. Als er gestorben ist, haben alle gesagt: ‚Na, endlich hat er’s hinter sich.‘ Ich glaube, er hatte es schon lange vorher hinter sich.“

Ein unangenehmes Ziehen setzte in meiner Magengegend ein. „Und du?“

„Ich höre manchmal, was er gehört haben könnte“, sagte Cian. „Nicht ständig. Nur wenn ich in der Nähe vom Feld bin. Oder hier.“

Er sah sich um, als hätte das Haus gerade seinen Namen gesagt.

„Du kennst das Haus?“

„Ich war als Kind ein paar Mal hier“, sagte er. „Bevor es lange leer stand. Es hat Weile gedauert, bis wieder jemand dumm genug war, es zu mieten.“

„Danke für den Trost.“

Sein Mund zuckte. Für einen Sekundenbruchteil sah er wirklich wie ein Teenager aus, der einen halbguten Witz zu schätzen weiß. Dann wurde sein Gesicht wieder glatt.

„Das Haus gehört Niamh“, fuhr er fort. „Sie hat es geerbt. So wie ich meinen Namen geerbt habe. Und einiges andere, was ich gern zurückgeben würde. Hier drinnen…“ Er klopfte mit den Knöcheln leicht auf die Tischplatte. „…ist er lauter als im Dorf. Er hört zu, wenn du schreibst.“

„Er liest mit?“

„Er liest durch dich“, sagte Cian. „Geschichten sind für ihn wie Angelhaken. Er liebt Leute, die glauben, sie könnten ihn in Worte fassen. Dann versucht er, zurückzuschreiben.“

Ich dachte an den Traum, an die Bilder im Topf, an die Sätze, die sich in meinen Kopf gedrängt hatten, als wären sie schon fertig gewesen, bevor ich sie dachte.

„Wie… wie redet er mit dir?“ fragte ich.

Cian stellte die Tasse ab, so vorsichtig, dass kein Tropfen überschwappte. „Er flüstert“, sagte er. „Nicht so wie Menschen. Mehr wie… Münzen, die aneinanderstoßen. Wie Glas, das ganz leicht vibriert. Wie Worte, die man durch Wasser hört. Wenn du dich an eine bestimmte Wand lehnst, kannst du es hören.“

„In diesem Haus?“

Er nickte in Richtung Wohnzimmer. „Die Wand zum Feld. Hinter dem Kamin. Hinter der alten Tapete. Da sind Stellen, die dünner sind als andere. Früher hab ich da mein Ohr dran gehalten. Jetzt mach ich das nicht mehr.“

„Warum?“

„Weil man irgendwann nicht mehr weiß, ob die Stimme im Stein ist oder im eigenen Kopf“, sagte er. „Und weil er dir Dinge sagt, die du hören willst. Oder Dinge, vor denen du sowieso schon Angst hast. Und du merkst nicht mehr, was was ist.“

Ein Teil von mir war neugierig, ein anderer Teil schrie unartikuliert in eine innere Ecke.

„Cal“, sagte ich, „ist also… was? Sein Vertreter?“

Cian verzog das Gesicht. „Cal ist Cal“, sagte er. „Manchmal hab ich das Gefühl, er versucht, aufzuräumen. Manchmal, dass er nur die Akten sortiert, bevor alles wieder schlimmer wird. Er ist an ihn gebunden. Die Schuhe…“ Er machte eine vage Geste auf den Boden. „…sind nicht nur Dekoration. Sie halten ihn hier, auf dieser Seite. Solange er sie trägt, muss er sich an Regeln halten. Höflichkeit, Türen benutzen, mit Bargeld zahlen. Wenn du ihn barfuß siehst, lauf.“

„Ich hoffe, das meint Niamh metaphorisch.“

„Sie meint fast nie etwas metaphorisch“, sagte er. „Deshalb hören die Leute ihr nicht gern zu.“

Ich stand auf. „Zeig mir die Wand“, sagte ich, bevor mein Vernunftzentrum die Gelegenheit hatte, ein Veto einzulegen.

Cian zögerte, dann nickte er. Wir gingen ins Wohnzimmer. Das Feuer im Kamin war inzwischen heruntergebrannt, ein paar Glutnester glimmten noch, als hätten sie beschlossen, aus Trotz nicht ganz zu erlöschen. Die Wand dahinter war mit einer alten, blass gewordenen Tapete bedeckt, irgendeinem Muster aus Ranken und Blättern, das vor Jahrzehnten jemanden überzeugt haben musste.

„Hier", sagte Cian und deutete auf eine Stelle links vom Kamin, etwa auf Kopfhöhe. „Und da." Er zeigte auf eine zweite Stelle, weiter unten, in ungefähr Höhe meiner Brust. „Manchmal klingt es, als würde jemand dahinter laufen. Manchmal, als würde jemand mit Fingern über Stein fahren."

„Und manchmal?"

„Manchmal, als würde jemand direkt auf der anderen Seite der Wand stehen und sich überlegen, was er sagen soll", antwortete er.

Ich trat näher heran, legte die Hand gegen die Tapete. Sie fühlte sich kalt an, kälter als die Luft im Raum. Kein Vibrieren, kein Klopfen, nur die spröde Kälte alter Wände.

„Lehn dein Ohr an", sagte Cian leise. „Aber nur kurz. Und wenn du etwas hörst, egal was, geh weg. Nicht antworten. Nicht mal denken, dass du antwortest. Er hört auch das."

Es war ungefähr die dümmste Idee, der ich seit meiner Ankunft zugestimmt hatte. Also tat ich es.

Ich neigte den Kopf, drückte mein Ohr gegen die Wand. Die Kälte kroch mir in den Schädel, ein unangenehmes Ziehen, als würde jemand von außen an den Gedanken zerren.

Zuerst hörte ich nur meinen eigenen Puls. Dann das Knacken des abkühlenden Kamins. Ein vages, tiefes Rauschen, vielleicht der Wind draußen, vielleicht der Blutdruck.

Ich wollte mich schon wieder lösen, als etwas anderes da war.

Ganz leise. Ganz hüftnah an der Grenze zur Einbildung. Ein Hauch. Kein Wort, keine klare Silbe. Aber strukturiert. Wie jemand, der versucht, eine Sprache durch Gestein zu schicken. Ein feines, metallisches Vibrieren, als würden Münzen unter Wasser zusammengestoßen.

Mein Magen zog sich zusammen. Ich löste mich von der Wand, einen Tick schneller, als ich es mir selbst gegenüber eingestehen wollte.

„Und?" fragte Cian.

„Ich… bin mir nicht sicher", log ich halb. „Es klang, als hätte jemand… ja, irgendwas gesagt. Aber nicht laut genug."

„Er testet dich", sagte Cian. „Du bist neu. Er will wissen, welche Art von Geschichte du bist. Die, die wegläuft. Die, die zuhört. Oder die, die antwortet."

„Welche ist am beliebtesten?"

„Die, die antwortet“, sagte er. „Die, die wegläuft, vergisst er manchmal. Die, die nur zuhört, macht ihn nervös. Die, die antwortet… da weiß er, wo er ansetzen muss.“

Wir schwiegen einen Moment. Das Haus knackte, das Feuer seufzte.

„Warum hilfst du mir?“ fragte ich schließlich. „Wenn deine Familie schon so viel mit ihm zu tun hatte, wäre es doch einfacher zu sagen: Soll der Neue doch selber sehen, was passiert.“

Cian zuckte mit einer Schulter. „Vielleicht hab ich keine Lust, immer in denselben Geschichten zu enden“, sagte er. „Vielleicht will ich sehen, ob jemand anders es schafft, aus der Reihe zu tanzen. Oder…“ Er sah kurz zur Wand, dann wieder zu mir. „…vielleicht will ich, dass er irgendwann jemand anderen spannender findet als mich.“

Bei dem letzten Satz war mehr Ernst als Ironie in seiner Stimme, als mir lieb war.

„Niamh hat gesagt, ich soll dir noch zwei Sachen sagen, bevor ich gehe“, fügte er hinzu. „Erstens: Lass das Glas mit der Münze dort, wo es jetzt steht. Beweg es nicht, verschieb es nicht, stell es nicht in einen anderen Raum. Er merkt sich Orte. Zweitens: Wenn es heute Nacht hinter der Wand lauter wird als gestern – und das wird es –, dann iss etwas, trink Wasser, lies ein Buch, schreib. Aber leg nicht noch mal dein Ohr dagegen. Nicht heute. Einmal am Tag zuhören reicht.“

„Sie spricht wie ein Arzt mit einem sehr seltsamen Behandlungskonzept“, murmelte ich.

„Sie hat mehr Leute sterben sehen, als es Betten im Dorf gibt“, sagte Cian schlicht. „Man wird kreativ mit den Therapien.“

Er stand auf, zog seine dünne Jacke zurecht. „Ich muss zurück. Wenn meine Mutter merkt, dass ich hier war, gibt’s Ärger. Sie tut so, als wäre all das nur Gerede. Die meisten tun das. Bis es zu nah kommt.“

„Wird er sauer sein, wenn er merkt, dass du mit mir geredet hast?“

Cian lächelte zum ersten Mal offen. Es war kein freundliches Lächeln, eher ein trotziges. „Er weiß alles, was ich mache“, sagte er. „Aber er ist nicht der Einzige, der planen kann. Wenn ich dir was erzähle, kann ich nicht mehr so leicht so tun, als wüsste ich von nichts. Und du auch nicht. Das macht uns beide… schwerer zu verschieben.“

„Das soll beruhigend sein?“

„Für mich ja“, sagte er. „Für dich… wirst du sehen.“

Er ging zur Tür, blieb dann noch einmal stehen. „Noch etwas“, sagte er über die Schulter. „Wenn Cal dir das nächste Mal begegnet und dir sagt, er wolle dir nur zuhören – glaub ihm kein Wort. Leute, die nur zuhören wollen, solange du redest, sind gefährlicher als die, die gleich etwas von dir wollen.“

„Und was mach ich dann?“

„Frag ihn nach seinem Wunsch“, sagte Cian. „Er hasst das.“

Mit diesem Rat, der gleichzeitig wie ein Witz und wie eine Anleitung zur Selbstverstümmelung klang, verschwand er. Die Tür fiel leiser ins Schloss, als ich erwartet hatte.

Ich blieb im Wohnzimmer stehen, allein mit Kamin, Wand und meinen deutlich zu wach gewordenen Nerven.

Später, als die Dämmerung das Haus wieder in dieses blau-graue Zwielicht tauchte, saß ich im Sessel, die Füße zum Feuer gestreckt, das Notizbuch auf dem Schoß. Ich schrieb Stichworte: „Cian“, „Aidan“, „leere Augen“, „Wandflüstern“, „grüne Schuhe“, „Salzglas“. Die Liste sah aus wie die Einkaufsliste eines Verrückten.

Als es draußen ganz dunkel war, begann es. Erst leise, dann insistierender. Ein Kratzen hinter der Wand, als würde jemand mit den Fingernägeln über Stein fahren. Ein leises, klares Klingen, irgendwo in der Tiefe des Gemäuers, wie eine Münze, die von Stufe zu Stufe einer Treppe fällt, die es nicht geben sollte.

Ich legte den Stift weg, ballte die Hände zu Fäusten und zwang mich, sitzenzubleiben. Kein Ohr an die Wand. Keine „Hallo?“-Reflexe. Ich atmete ein, aus, zählte meine eigenen Atemzüge.

Die Geräusche wurden lauter. Ein Murmeln mischte sich darunter, zu verzerrt, um Worte zu erkennen, aber eindeutig rhythmisch. Ich hatte das Gefühl, als würde die Wand selbst mit mir sprechen wollen – oder durch mich mit jemand anderem.

„Nicht heute“, flüsterte ich, mehr mir selbst als ihr oder ihm. „Ich hab schon genug Stimmen im Kopf.“

Das Kratzen hielt noch eine Weile an, dann ließ es langsam nach. Das Klingen wurde seltener, entfernte sich, als würde jemand tiefer ins Mauerwerk gehen.

Als es endlich still war, merkte ich, dass meine Fingerabdrücke kleine halbmondförmige Spuren auf den Handflächen hinterlassen hatten. Ich hatte die Fingernägel tief ins Fleisch gedrückt, um nicht aufzustehen.

Über mir im Schlafzimmer wartete das Fenster mit dem Blick zum Feld. Hinter mir in der Wand wartete eine Stimme, die heute nicht bekommen hatte, was sie wollte.

Und irgendwo zwischen beidem, im Dorf oder am Rand des Feldes, ging ein Mann mit grünen Schuhen spazieren, der genau wusste, wie oft ich heute Nein gesagt hatte – und der vermutlich schon die Momente suchte, in denen ich müde genug sein würde, endlich nachzufragen, was es mich kosten würde, wenn ich es mir noch mal anders überlege.

Flüstern hinter der Mauer

Die Nacht danach war nicht still, sie war nur höflich genug zu warten, bis ich glaubte, sie wäre es. Ich war irgendwann doch ins Bett gegangen, mehr aus körperlicher Erschöpfung als aus echter Müdigkeit. Das Haus hatte sich beruhigt, die Wand hinter dem Kamin schwieg, das Feld draußen war nur noch ein dunkler Fleck im Bewusstsein, irgendwo hinter Glas, hinter Schlaf, hinter all den Abwehrmechanismen, die man „Vernunft“ nennt, wenn man freundlich sein will.

Ich schlief nicht gut. Es waren keine klaren Träume, eher brüchige Bilder: eine Kette aus Münzen, die wie eine Wirbelsäule durch die Luft hing; ein vierblättriges Kleeblatt, das langsam zu einem Messer wurde; grüne Schuhe, die über Wasser gingen, als wäre es Beton. Alles ohne Ton, als hätte jemand den Tonkanal runtergedreht, damit ich wenigstens offiziell behaupten konnte, ich hätte nichts gehört.

Als ich aufwachte, war es noch dunkel, aber nicht mehr Nacht. Diese tote Stunde, in der der Körper sich fragt, ob es sich lohnt, noch mal einzuschlafen, oder ob man einfach kapituliert. Die Uhr auf dem Nachttisch zeigte 4:03. Der Regen hatte wieder angefangen, ein monotones Trommeln, das jeden Gedanken weichklopfte.

Und dann war da der andere Ton.

Es begann mit einem leisen, unbestimmten Schaben. So, wie es klingt, wenn irgendwo eine Maus versucht, sich eine neue Tür in die Welt zu nagen. Dann ein dumpfes, rhythmisches Klopfen, unregelmäßig, als würde jemand im Halbschlaf mit der Faust gegen eine Wand stoßen. Es kam nicht von oben, nicht vom Dach, nicht von der Tür. Es kam aus der Mitte des Hauses.

Genauer: aus der Wand hinter dem Kamin.

Ich spürte es eher, als dass ich es hörte. Ein feines Vibrieren im Holz des Betts, eine leichte Spannung in der Luft, als würde jemand vorsichtig an den Nerven ziehen, die das Haus zusammenhielten. Ich lag auf dem Rücken, die Decke bis zum Kinn, und starrte an die Zimmerdecke, als hätte sie die Antworten.

„Nicht runtergehen“, sagte die vernünftige Stimme. „Nicht. Runtergehen. Es hat gestern nicht geklappt, heute wird’s auch nicht besser. Bleib liegen. Denk an langweilige Dinge. Steuerformulare. Möbelhäuser. Volkshochschulkurse über Excel.“

Ich dachte an Steuerformulare, Möbelhäuser und Excel. Die Geräusche wurden klarer.

Es war kein gleichmäßiges Hämmern. Eher eine Abfolge: drei schnelle, zwei langsame, dann eine Pause. Kein richtiger Rhythmus, aber organisiert, als würde jemand ausprobieren, welche Kombination am besten durch die Mauer dringt. Dazwischen dieses leise, gläserne Klingen, wie wenn Besteck auf den Boden fällt, weit weg in einem anderen Stockwerk.

Vielleicht hätte ich es ignorieren können, wenn es nur Geräusche gewesen wären. Aber irgendwann, irgendwo zwischen dem dritten und vierten Muster, schob sich etwas anderes dazwischen. Ein Ton, der kein Ton war. Ein Hauch von… Sprachmelodie. Nicht laut, nicht

verständlich, mehr eine Andeutung von Silben. So wie man durch eine Wand hört, dass jemand telefoniert: kein Wort erkennbar, aber klar, dass gesprochen wird.

Ich hielt mir instinktiv die Hände auf die Ohren. Es half ungefähr so viel, wie sich bei einem Erdbeben unter den Tisch zu setzen. Das Haus war das Problem, nicht der Luftzug.

Ich wusste, dass ich eigentlich genau das tun sollte, was Cian mir geraten hatte: liegen bleiben, nicht reagieren, nicht antworten, nicht mal denken, dass ich antworte. Mein Problem war: Ich denke laut. Und meine Neugier ist ein schlecht erzogener Hund.

Nach ein paar Minuten – oder einer halben Stunde, Zeit ist in solchen Momenten ein Betrüger – gab ich auf. Nicht, weil ich nachsehen wollte, sondern weil ich wusste, dass ich im Bett sowieso nur darauf warten würde, dass es wieder losgeht. Wenn man schon hysterisch ist, kann man es wenigstens im Sitzen sein.

Ich stand auf, zog mir die Jogginghose über, die seit Tagen über einem Stuhl hing, und stapfte barfuß die Treppe hinunter. Der Flur war kalt, die Luft roch nach Nacht und kaltem Kamin. Kein Licht war an, aber der Regen von draußen warf ein schwaches Grau durch die Fenster, gerade genug, um nicht gegen die Möbel zu laufen.

Im Wohnzimmer war es dunkler. Nur der Restglanz der Glut zeichnete einen stumpfen Kreis im Kamin. Der Sessel, der Tisch, die Regale – alles schien dichter beieinander zu stehen als am Abend. Als hätte das Haus in der Nacht eingeatmet und den Raum enger gemacht.

Das Geräusch war hier lauter. Ein Kratzen, ein Scharren, ein Pochen. Direkt hinter der Wand. Ich blieb in der Mitte des Zimmers stehen, die Arme eng an den Körper gepresst, als wäre ich plötzlich zu groß für mich.

„Ich hör dich“, sagte ich in die Dunkelheit. Die Worte kamen mir lächerlich vor, aber sie waren draußen, bevor ich sie zurückhalten konnte. „Du hast gewonnen. Ich bin aufgestanden. Herzlichen Glückwunsch.“

Die Geräusche hielten kurz inne. Nur eine Sekunde, vielleicht weniger. Aber es war dieses innehalten, wie wenn jemand den Kopf zur Seite neigt, weil er etwas besser hören will.

„Na toll“, murmelte ich. „Jetzt haben wir Blickkontakt ohne Augen.“

Ich ging nicht direkt an die Wand. Irgendwas in mir bestand darauf, mindestens zwei Meter Respektsabstand zu halten. Ich setzte mich auf den Sessel, drehte ihn so, dass ich Kamin und Wand im Blick hatte, und legte die Füße nicht auf den Tisch, sondern auf den Boden – ich wollte spüren, wenn etwas vibrierte.

„Du willst reden“, sagte ich. „Ich nicht. Also sitzen wir hier. Willkommen in einer durchschnittlichen Ehe.“

Das Scharren setzte wieder ein. Diesmal langsamer, akkurat, als würde jemand mit einem Finger eine gerade Linie ziehen. Dann eine zweite. Dann eine dritte. Zwischen den Linien das leise, vertraute Klingen.

Und dann, ganz plötzlich, ganz klar, direkt in meinem Kopf und nicht in meinen Ohren:

Theo.

Es war kein Laut. Kein Geräusch, das der Luftweg genommen hatte. Es war eher, als würde jemand einen Gedanken in meine Gedanken schieben, sauber, wie ein Blatt Papier, das unter der Tür durchgeschoben wird. Die Stimme hatte kein Alter, kein Geschlecht, keinen Akzent – sie war einfach da. Ruhig, sachlich, fast freundlich.

Ich erstarrte.

„Nein", sagte ich laut. „Nein. Das war Einbildung."

Das Klingen wurde einen Ton höher, fast amüsiert.

Theo. Schreibst du.

Die Worte waren keine Worte im herkömmlichen Sinn. Eher Bedeutungen, die sich in mein Bewusstsein legten, mit der Selbstverständlichkeit eines Gastes, der den besten Stuhl im Zimmer einnimmt.

Ich klammerte mich an den Sessel. „Ich rede nicht mit einer Wand", sagte ich. „Das ist nicht mal metaphorisch gesund."

Es kam kein Lachen, kein direktes Echo. Nur eine weitere Bedeutung, ruhig, sauber, wie ein Angebot:

Du willst. Schreiben.

Ich schluckte. „Jeder will irgendwas", antwortete ich. „Manche wollen auch nur schlafen. Rate mal, was davon gerade ganz oben steht."

Die Wand schwieg. Der Regen klopfte an die Scheiben. Irgendwo knackte ein Balken im Dach, als würde er sich dehnen.

Dann:

Du schreibst. Über mich.

Es war kein Vorwurf in der „Stimme". Eher eine Feststellung.

„Ich schreibe über das, was passiert", sagte ich. „Wenn du nicht willst, dass man über dich schreibt, solltest du weniger… präsent sein. Das ist einfaches Medienverhalten."

Eine kurze Pause. Ich wusste nicht, ob ich sie mir einbildete oder ob auf der anderen Seite wirklich jemand „nachdachte".

Mehr.

Nur dieses eine Wort. Mehr. Es klang nicht wie eine Bitte. Eher wie ein Appetit.

Ich lachte, kurz, hysterisch. „Natürlich willst du mehr", sagte ich. „Ihr alle wollt mehr. Mehr Aufmerksamkeit, mehr Platz, mehr Seiten, mehr Leben. Ich bin hier, weil ich weniger wollte.

Weniger Lärm, weniger Leute, weniger Chaos. Und was krieg ich? Ein Haus mit Stimmen im Mauerwerk, einen Mann mit grünen Schuhen und eine Münze in Salz.“

Es könnte mein Buch werden, dachte ich kurz, und erschrak darüber, wie vertraut dieser Gedanke sich anfühlte.

Ich stand auf. Wenn ich sitzen blieb, würde ich am Ende doch mit der Wand diskutieren wie ein paranoider Mieter. Also ging ich in die Küche, stellte Wasser auf, machte Licht. Alltag gegen Abgrund. Die Uhr über der Spüle zeigte 4:27.

Die Geräusche hinter der Wand folgten mir. Nicht laut, nicht bedrohlich, aber spürbar. Wie jemand, der im Nebenzimmer mitgeht, Schritt für Schritt.

In der Küche war das Glas ein ruhiger Pol. Die Münze lag im Salz, matt, fast langweilig. Kein Flimmern, kein Leuchten. Einfach nur Metall.

„Du bist hier“, sagte ich zum Glas, „und er ist da drüben. Wenn das ein Streit ist, möchte ich bitte nicht zwischen euch stehen.“

Ich machte mir Tee. Kein Kaffee. Ich hatte das dumpfe Gefühl, dass Koffein in dieser Situation wie Öl auf eine Feuerstelle wäre, deren Ausdehnung man noch nicht kannte. Ich setzte mich an den Tisch, den Rücken diesmal nicht zur Wand, sondern zur Mitte der Küche, damit ich beides im Blick hatte: die Wand zum Wohnzimmer und das Glas über dem Herd.

Er hat Angst, flackerte es plötzlich in mir auf. Kein Satz, den ich gedacht hätte. Er. Hat. Angst.

„Wer?“, sagte ich laut, bevor ich mich bremsen konnte. „Er oder du?“

Stille. Dann:

Er ist gebunden. Du nicht. Noch nicht.

Die Tee-Tasse zitterte leicht in meiner Hand. Ich stellte sie hin, bevor der Inhalt das Konzept Schwerkraft in Frage stellte.

„Gebunden woran?“ fragte ich. „An das Feld? An das Haus? An grüne Schuhe? An alte Geschichten?“

Keine konkrete Antwort. Nur ein Bild, das mir in den Kopf geschoben wurde: der Topf im Pub, leer, aber schwer. Und ein Gefühl dazu, dumpf, kalt – als würde etwas, das einmal voll war, auch im Leerzustand Gewicht behalten.

Du bist leicht. Du kommst. Du gehst. Du schreibst.

Es klang beinahe sehnsüchtig.

„Nein“, sagte ich. „Ich bin nicht leicht. Ich bin müde, alt genug, um besser zu wissen, und jung genug, um trotzdem Fehler zu machen. Aber leicht bin ich nicht.“

Du willst. Dass es Sinn ergibt.

Der Satz traf mich härter, als ich erwartet hatte. Natürlich wollte ich, dass es Sinn ergab – das Buch, mein Leben, dieser Rückzug ans Ende der Welt. Niemand zieht in ein Haus am Kleefeld, weil er gern sinnlose Moves macht.

„Und du willst was?“ fragte ich. „Noch einen Namen im Topf? Noch eine Geschichte, die du aussaugen kannst? Wie viele brauchst du, bis du satt bist?“

Keine Antwort. Nur das Gefühl, dass die Anwesenheit in der Wand sich kurz zurückzog, wie Wasser, das vor einer Welle zurückweicht.

Dann, leise, fast zärtlich:

Vier.

Das Wort stand in meinem Kopf wie eine Zahl auf einer Wandtafel. Klar, schwarz, endgültig.

Ich dachte an das vierblättrige Kleeblatt. An die vier Abdrücke vor der Tür. An die Kapitelüberschrift, die in meinem Notizbuch stand: „Vier Blätter, vier Namen“.

„Wie viele hast du schon?“ fragte ich.

Stille.

Die Wand schabte noch einmal, kurz, wie ein letzter Kratzer, dann ließ das Vibrieren nach. Die Präsenz zog sich zurück, tiefer ins Mauerwerk, ins Feld, wohin auch immer.

Der Tee war kalt geworden.

Ich saß da, im Halbdunkeln der Küche, und wusste zwei Dinge: Erstens, dass ich angefangen hatte, nicht nur über das Flüstern hinter der Mauer zu schreiben, sondern mit ihm. Zweitens, dass diese Zahl – vier – von jetzt an eine andere Sorte Gewicht in meinem Kopf haben würde.

Ich war nicht sicher, ob ich zu der Rechnung gehören sollte.

Als es draußen heller wurde und die ersten grauen Streifen den Himmel teilten, nahm ich das Notizbuch und schrieb nur einen Satz hinein:

„Er braucht vier – und ich werde dafür sorgen, dass ich nicht einfach nur eine Zahl auf seiner Liste werde.“

Es klang mutiger, als ich mich fühlte. Aber manchmal muss man Sätze zuerst auf Papier schreiben, bevor man herausfindet, ob man sie im echten Leben aushält.

Der Morgen kam nicht wie ein Anfang, sondern wie eine Fortsetzung, für die ich das Drehbuch nicht abgesegnet hatte. Ich war irgendwann kurz vor sieben auf dem Stuhl in der Küche eingeschlafen, den Kopf auf den verschränkten Armen, den Rücken in einem Winkel, den selbst Yogalehrer als „unangemessen“ bezeichnet hätten. Meine Wirbelsäule beschwerte sich sofort, als ich mich bewegte, mein Nacken knirschte, und meine erste bewusste Frage war: Habe ich das alles wirklich erlebt oder nur sehr detailliert geträumt?

Die Antwort kam von der Wand. Nicht als Stimme, sondern als Stille. Eine bestimmte Sorte Stille, die man nur kennt, wenn man weiß, dass da eigentlich etwas sein könnte. Dieses lauernde Schweigen, das schlimmer ist als jedes Geräusch.

Ich stand auf, ging wie auf Autopilot zum Herd, stellte Wasser auf und starrte zum Regal. Das Glas stand an seinem Platz. Die Münze lag im Salz. Kein Flimmern, kein Aufflackern, kein magischer Laserstrahl, der mir direkt auf die Stirn zielte. Nur ein rundes Stück Metall, das so tat, als wäre es Opfer und nicht Täter.

„Vier", murmelte ich. „Natürlich brauchst du eine schöne Zahl. Niemand macht Deals für drei Komma sieben Leute."

Ich machte Kaffee, diesmal extra stark. Wenn schon Nervensystem in Daueralarm, dann wenigstens mit Stil. Während der Filter langsam dunkle Tropfen in die Kanne spuckte, hörte ich, wie draußen ein Motor aufheulte. Buszeit. Die Verbindung zur Welt, in der Menschen morgens gestresst in Büros fahren, Excel öffnen und so tun, als wäre das ihr größtes Problem.

Es klopfte nicht. Die Tür ging einfach auf.

„Du solltest abschließen", sagte Niamh und trat ein, ohne auf eine Einladung zu warten. „Wenn er dich haben will, hilft es zwar auch nicht, aber es hält zumindest andere Idioten draußen."

„Guten Morgen", sagte ich. „Ich freue mich auch, dich zu sehen."

Sie musterte mich, von den verknitterten Klamotten bis zu den Augen, die sich anfühlten, als hätte jemand nachts ihre Innenseite abgeschmirgelt. „Du siehst aus wie jemand, der mit einer Wand gestritten hat", stellte sie fest. „Und verloren hat."

„Ich habe nicht gestritten", erwiderte ich. „Ich habe nur… nicht geschlafen."

„Mhm." Sie zog den Stuhl zurück, setzte sich an den Tisch und schob ihr Kinn leicht vor, wie ein Boxtrainer, der den Zustand seines Kämpfers prüft. „Hat er mit dir geredet?"

Ich zögerte den Bruchteil einer Sekunde zu lange.

„Also ja", sagte sie selbst. „Was hat er gesagt?"

Ich erzählte es ihr. Den frühen Morgen, die Geräusche, den Namen in meinem Kopf, die halb gedachten Sätze, die sich nicht wie meine angefühlt hatten. Dass er wusste, dass ich schreibe. Dass er „mehr" wollte. Und das letzte – das einzige wirklich klare Wort.

Vier.

Niamh schwieg untypisch lange. Der Kaffee war fertig, der Duft füllte die Küche, aber sie machte keine Anstalten, sich selbst etwas einzuschenken.

„Vier", wiederholte sie schließlich. „Natürlich. Er war schon immer ein Freund von Zahlen. Früher waren es drei. Aber Zahlen ändern sich, wenn genug Mist passiert."

„Drei wofür?"

„Drei Namen, drei Geschichten, drei, die er brauchte, um ein bestimmtes Ding zu vollenden. Später sind es mehr geworden.“ Sie hob den Blick. „Dass er dir jetzt vier sagt, heißt nicht, dass du Nummer vier bist. Es heißt nur, dass er beschlossen hat, offen zu spielen. Das macht er nur, wenn er sicher ist, dass jemand schon tief genug drin hängt, um über Zahlen nachzudenken.“

„Tröstlich“, murmelte ich. „Immerhin nimmt er mich ernst.“

Sie verzog den Mund. „Du nimmst es zu leicht“, sagte sie. „Oder du tust so. Das kann ich noch nicht unterscheiden.“

„Wenn ich es zu schwer nehme, lande ich im Pub und trinke mich ins Vergessen“, sagte ich. „Das wäre vermutlich genau die Sorte Angriffsfläche, die er liebt.“

„Da hast du recht“, gab sie zu. „Betäubte Leute machen die besten Verträge.“

Ich goss zwei Tassen Kaffee ein, stellte eine vor sie. Sie nahm sie, ohne danke zu sagen, und pustete in die Tasse, als wolle sie den Dampf vertreiben wie Gedanken.

„Er hat gesagt, einer wäre gebunden“, sagte ich. „‚Er ist gebunden. Du nicht. Noch nicht.‘ Ich nehme an, damit meinte er nicht die örtliche Feuerwehr.“

„Gebunden kann vieles heißen“, antwortete Niamh. „Es kann heißen, jemand hat direkt unterschrieben. Es kann heißen, jemand wurde hineingezogen, ohne gefragt zu werden. Es kann heißen, jemand ist so voll von ihm, dass der Rest nur noch Staffage ist.“

„Redest du von Cal?“

Sie zögerte kurz, dann nickte sie. „Cal ist an ihn gebunden, ja. Wie genau, weiß ich nicht. Vielleicht war er einmal einer von uns und ist dann etwas anderes geworden. Vielleicht war er nie ganz Mensch. Vielleicht ist er nur der Beweis, dass man nicht mit allem handeln sollte, was einem angeboten wird.“

„Und ich?“ fragte ich. „Bin ich schon in der Nähe von ‚gebunden‘ oder stehe ich noch in der Abteilung ‚interessanter Neukunde‘?“

„Du stehst in der Abteilung ‚jemand, der sich selbst mehr fürchtet als ihn‘“, sagte Niamh scharf. „Und das ist das Problem. Er verstärkt nur, was schon da ist. In Menschen, die nichts von sich wollen, findet er wenig. In denen, die viel von sich erwarten, aber nichts auf die Reihe kriegen, findet er ganze Buffets.“

Ich nahm einen Schluck Kaffee. Er war stark, bitter, ehrlich. Eine nette Abwechslung.

„Er braucht vier“, sagte ich, eher zu mir als zu ihr. „Vier was? Vier Namen? Vier Seelen? Vier Geschichten? Vier Abende, an denen ich zu lange aufbleibe?“

„Vier Bindungen“, sagte sie. „Vier, die er fest genug im Griff hat, dass er mit ihnen etwas tun kann. Früher brauchte er nur einen richtig. Dann ist die Sache mit Aidan schiefgegangen. Oder gut. Kommt drauf an, wen du fragst. Seitdem verteilt er das Risiko.“

„Wie eine Bank nach der Finanzkrise“, murmelte ich.

„Genau“, sagte sie trocken. „Nur dass seine Fonds sehr persönlich sind.“

Sie stellte die Tasse ab und deutete mit einem kurzen Nicken Richtung Wohnzimmer. „Er war heute Nacht lauter als sonst.“

„Du hast es gehört?“

„Ich wohne näher dran, als dir lieb wäre“, sagte sie. „Wenn er anfängt, durch die Mauer zu flüstern, kommt ein Teil davon bei mir an. Man könnte sagen, ich habe Dauerabo. Deshalb wollte ich vor allen anderen hier wissen, was er dir ins Ohr gelegt hat.“

„Ist das hier so eine Art Casting?“ fragte ich. „Wer am stabilsten bleibt, darf das Haus am Ende behalten?“

„Niemand behält hier etwas“, gab sie zurück. „Man kann höchstens dafür sorgen, dass er mehr Energie darauf verwenden muss, dich zu kriegen, als er gerade übrig hat. Und je mehr Leute du kennst, die nicht mit ihm reden, desto schwerer wird es für ihn. Deswegen hab ich Cian zu dir geschickt.“

„Er wirkt, als wäre er schon tief genug drin“, sagte ich. „Warum ausgerechnet er?“

„Weil er weiß, wie es sich anfühlt, wenn einer in der Familie sich zu weit vorwagt“, sagte sie. „Und weil du, ob du es willst oder nicht, in seine Richtung gezogen wirst. Er hat dir schon mehr erzählt, als er sollte.“

„Hat er“, bestätigte ich. „Im Gegenzug habe ich ihm versprochen, nichts mit grünen Schuhen zu unterschreiben.“

Niamh schnaufte ein halb-lustloses Lachen. „Grüne Schuhe sind nicht das Problem. Sie sind das Warnschild. Das Problem ist, dass er auch barfuß gehen kann.“

Wir schwiegen eine Weile. Der Kaffee kühlt ab, der Regen draußen ließ nach, bis nur noch ein feines Tropfen übrig blieb. Irgendwo im Gebälk knarrte es, aber heute klang es eher wie Müdigkeit als wie Drohung.

„Was soll ich konkret tun?“ fragte ich schließlich. „Ich meine, außer nicht an Wände zu lehnen, keine Kleeblätter zu pflücken, keine Münzen aufzuheben und nicht zu viel mit Männern zu reden, die aussehen, als wären sie aus einem teuer produzierten Albtraum gefallen.“

„Schreiben“, sagte sie. „Du glaubst, das macht alles schlimmer, weil du ihn damit fütterst. Aber in Wahrheit fütterst du dich selbst. Geschichten sind wie Knochen. Solange du sie in dir drin lässt, kann er daran herumknabbern. Wenn du sie rausziehst und auf Papier legst, werden sie hart. Schwerer zu verschieben.“

„Und was, wenn er anfängt, mir Dinge zu diktieren?“

„Dann schreib sie auf“, sagte sie. „Aber markier sie. Du bist Schriftsteller. Du kennst den Unterschied zwischen einem Satz, der aus dir kommt, und einem, der dir auf die Zunge gelegt wird wie eine Süßigkeit mit schlechtem Beigeschmack. Mach dir Notizen. Mach kleine

Kreuze daneben. Oder vier Punkte. Was weiß ich. Hauptsache, du weißt später noch, was deins war und was seins.“

„Wird das ihn nicht wütend machen?“

„Vielleicht“, sagte sie. „Aber wütend ist gut. Wütend ist nicht so gefährlich wie schmeichelnd. Wenn er versucht, dich zu überreden, bist du verloren. Wenn er sauer ist, macht er Fehler.“

Ich sah sie an. „Du sprichst, als hättest du das alles mit ihm schon durch.“

„Ich hab mehr Geschichten mit ihm hinter mir, als mir lieb ist“, sagte sie knapp. „Und ich will keine weiteren. Deswegen investiere ich jetzt in deine. Egoismus, mein Lieber. Der reinste, den es gibt.“

Sie stand auf, streckte die steifen Knie durch und griff nach ihrer Jacke.

„Heute Abend bleibst du hier“, sagte sie, als würde sie mir die Wettervorhersage durchgeben. „Kein Pub, kein Feld, keine Kirche. Schreib. Lies. Räum den Schrank nicht auf, geh nicht in den Keller, fass die Tür unter der Treppe nicht an. Wenn es hinter der Wand lauter wird – und das wird es – bleib sitzen. Du hast letzte Nacht Nein gesagt. Heute musst du dazu stehen.“

„Und du?“

„Ich höre mit“, sagte sie. „Wie immer. Aber ich mische mich nicht ein, solange du noch nicht schreist.“

„Sehr beruhigend.“

Sie ging zur Tür, blieb dann noch einmal stehen und sah zur Münze im Glas.

„Er hat dir nur eine gegeben“, sagte sie nachdenklich. „Das ist interessant.“

„Ich dachte, das wäre Standard.“

„Früher hat er ganze Hände voll fallen lassen“, antwortete sie. „Das hier… ist gezielt. Kein Streuen. Ein Treffer. Er hat es eilig oder er hat einen Plan.“

„Vielleicht beides“, sagte ich.

„Vielleicht.“

Sie legte die Hand auf die Klinke, drehte sich ein letztes Mal zu mir um. „Wenn er heute Nacht deinen Namen noch klarer sagt als gestern“, sagte sie leise, „dann sag ihn dir selbst lauter. Sag dir, wer du bist, bevor er dir sagt, was du sein könntest.“

„Klingt nach Esoterik.“

„Klingt nach Überleben“, konterte sie. „Und jetzt fang an zu schreiben. Es ist einfacher, gegen eine Wand anzuschweigen, wenn man gleichzeitig auf eine Seite schreit.“

Als sie gegangen war, fühlte sich das Haus kurz leerer an, dann wieder voller.

Ich holte den Laptop, das Notizbuch, stellte den Kaffee neben den Schreibtisch und setzte mich hin. Draußen hob sich der Himmel mühsam ins Hellgrau, das Feld lag unsichtbar hinter dem Fenster, aber spürbar im Rücken. hinter mir die Wand, vor mir die Seite.

„Vier", murmelte ich noch einmal. „Dann schauen wir mal, wer am Ende wen zählt."

Ich begann zu schreiben. Nicht, weil ich mich inspiriert fühlte, sondern weil ich wusste, dass Nicht-Schreiben in diesem Haus keine neutrale Entscheidung war. Es war ein leeres Feld. Und irgendwer da draußen liebte leere Felder.

Der Cursor blinkte, wartete, und zum ersten Mal seit langem hatte ich das Gefühl, dass er eher auf meiner Seite war als auf seiner.

Ich schrieb, weil mir nichts Besseres einfiel, als mich mit Sätzen gegen etwas zu wehren, das keine Hände hatte. Erst waren es nur lose Eindrücke: das Feld, die Münze, der Mann mit den grünen Schuhen, das Geräusch von Metall in Mauern. Dann wurden die Sätze länger, widerspenstiger, wollten sich aneinanderreiben. Ich merkte, dass ich nicht mehr unterscheiden konnte, ob ich über meine Situation schrieb oder sie mir nur genauer ausdachte.

Vielleicht war das der Punkt, an dem Geschichten gefährlich werden: wenn sie anfangen, zurückzugucken.

Irgendwann gegen Mittag schmerzten mir die Finger. Ich hatte mir abgewöhnt, so viel am Stück zu tippen, als ich noch in Berlin war; dort gab es Meetings, Mails, Ablenkungen. Hier gab es nur dieses Haus, dieses Feld und eine stetig wachsende Zahl von Wörtern, die irgendwo dazwischen versuchten, eine Mauer zu bilden.

Ich machte Pause, nicht aus Vernunft, sondern weil mein Körper streikte. In der Küche war es hell, die Sonne hatte sich einen Riss in der Wolkendecke gekratzt und fiel schräg durch das Fenster. Der Fleck Klee neben der Tür glänzte nass. Weiter hinten, hinter der Mauer, sah ich eine Bewegung im Feld – nichts Deutliches, nur eine Welle, die gegen den Wind lief.

Ich sah weg.

Das Glas mit der Münze stand, wo es stehen sollte. Das Salz hatte sich leicht verkrustet, wo Feuchtigkeit aus der Luft sich niedergeschlagen hatte. Die Münze lag, als hätte sie nie etwas anderes getan. Ich fragte mich, wie oft ich ihr in den letzten Stunden schon einen Seitenblick zugeworfen hatte, ohne es zu merken. Menschen zählen Schritte, er zählt Blicke, dachte ich.

Beim Essen – Brot, Käse, etwas Obst, das aussah, als wäre es auch schon bessere Regale gewohnt gewesen – fiel mir auf, dass das Haus sich anders anhörte. Nicht lauter, nicht leiser. Nur… konzentrierter. Weniger zufällige Knackgeräusche, weniger unmotiviertes Seufzen von Balken. Als hätte jemand im Inneren einen Schalter umgelegt von „Alltag" auf „Zuhören".

„Du kriegst nichts", sagte ich laut in die Luft. „Keine Tränen, keine Bekenntnisse, keine dramatischen Monologe. Nur den Müll, den ich ohnehin aufschreiben wollte."

Es antwortete niemand. Nur das Ticken der Uhr, geduldig, egal, welche Abgründe man ihr in den Sekunden dazwischen zutraute.

Am frühen Nachmittag brauchte ich Luft. Nicht Feldluft, nicht Dorfluft – Zwischenluft. Ich ging um das Haus herum, blieb aber auf dem schmalen Streifen Erde, der das Gemäuer von der Mauer trennte. Der Himmel war aufgerissen, ein stumpfes Blau zeigte sich, das nicht vorhatte, irgendwen zu beeindrucken.

Ich lehnte mich an die rückwärtige Wand, dort, wo kein Kamin war, keine Geschichten, nur Putz und Stein. Die Kälte kroch mir zwischen Schulterblätter und Rippen, aber es war eine ehrliche Kälte. Keine, die flüstern wollte.

Von hier aus sah man den Schornstein. Ein dünner Rauchfaden stieg aus ihm, obwohl ich seit Stunden kein Holz nachgelegt hatte. Ein Restglühen, beruhigte ich mich. Wärme, die nicht von ihm kam. Ich hätte gelacht, wenn mir nicht zum Weinen gewesen wäre.

Ein Auto fuhr den Weg herauf, langsam, vorsichtig, als wüsste es nicht, ob es eingeladen war. Ein alter, grauer Wagen, dessen Lack mehr Geschichten hatte als mein erstes Auto zusammen. Er hielt vor dem Haus, Motor aus, Stille.

Die Fahrertür öffnete sich. Cal stieg aus.

Die Sonne fiel genau auf seine Schuhe, das dunkle Grün schimmerte, ohne zu glänzen. Er trug heute keinen Mantel, nur ein dunkles Jackett, das an den Schultern besser saß, als es in diesem Dorf üblich war. Er sah sich kurz um, als wolle er das Haus begrüßen, dann bemerkte er mich an der Rückseite.

„Ah“, sagte er, als wäre ich ein Eintrag auf einer Liste, den er abhaken konnte. „Ich wollte klopfen, aber warum die Etikette bemühen, wenn der Gastgeber schon draußen ist.“

„Ich klopfe derzeit genug mit Wänden“, gab ich zurück. „Vielleicht sparen wir uns das Klischee und kommen direkt zur Pointe.“

Er lächelte leicht. „Sie schreiben.“

„Das scheint gerade Freizeitbeschäftigung, Therapie und Kriegsführung in einem zu sein“, sagte ich. „Hören Sie die Tasten bis ins Dorf?“

„Ich höre, wenn Geschichten dichter werden“, antwortete er. „Sie ziehen Fäden. Manche davon führen… dahin, wo ich öfter bin, als mir lieb ist.“

Er trat näher, blieb aber in angemessener Entfernung stehen. Kein Aufdrängen, kein zu nahes Herankommen. Er hatte diese Art von Höflichkeit, die von weitem angenehm wirkte und aus der Nähe gefährlich.

„Sie hatten Besuch“, sagte er. „Niamh. Cian.“

„Sie haben Spione oder gute Ohren“, murmelte ich.

„Ich habe Augen“, sagte er schlicht. „Und Leute in diesem Dorf, die mir mehr erzählen, als sie sollten. Aus Angst, aus Gewohnheit, aus Langeweile. Suchen Sie sich etwas aus.“

Wir schwiegen kurz. Der Wind strich über das Feld und brachte diesen metallischen Geruch mit, der inzwischen zu einer Art Hintergrundmusik geworden war.

„Er flüstert lauter“, fuhr Cal fort. „Hinter Ihrer Mauer. Das Haus klingt… angespannt.“

„Ich wusste nicht, dass Häuser Klangfarben für Nervosität haben.“

„Sie sind Schriftsteller“, sagte er. „Sie wissen, dass alles Klangfarben für irgendwas haben kann, wenn man lang genug hinhört.“

Er machte eine kleine Geste, vage in Richtung Wohnzimmer. „Er mag Sie.“

„Das höre ich ständig“, sagte ich. „Leider nie von den Leuten, von denen ich es wirklich gern hätte.“

Ein kurzes Zucken ging über sein Gesicht, etwas, das man mit viel Wohlwollen als amüsierte Regung hätte deuten können.

„Wenn er jemanden mag“, sagte Cal, „wird er ungeduldig. Er flüstert nicht, um Ihnen Angst zu machen. Er flüstert, weil er glaubt, Sie würden dadurch schneller. Entscheidungen, Worte, Handlungen. Er mag Tempo. Stillstand langweilt ihn.“

„Dann bin ich ja sein perfektes Gegenmittel“, sagte ich. „Mein Leben besteht seit Jahren aus sorgfältig kultiviertem Stillstand.“

„Den haben Sie verlassen, als Sie hierhergezogen sind“, entgegnete er ruhig. „Sie haben die Geschichte gewechselt. Glauben Sie wirklich, niemand merkt das?“

Der Wind frischte auf. Ein paar graue Wolken schoben sich wieder vor die Sonne.

„Was wollen Sie?“ fragte ich. „Wirklich. Nicht die poetische Version. Die echte. Wozu sind Sie hier?“

Er sah mich an, lange genug, dass ich mich fragte, ob er darüber überrascht war, dass ich die Frage so direkt stellte – oder ob er nur die passende Antwort suchte.

„Ich bin hier“, sagte er schließlich, „weil jemand, der an der Wand hinter Ihrem Kamin klebt, seine Ziele manchmal… überschätzt. Er ist nicht gut in Feinjustierung. Wenn er drückt, drückt er gern zu fest. Und dann passiert es, dass Leute zu schnell in etwas hineinrutschen, aus dem sie nicht mehr rauskommen. Ich… moderiere.“

„Sie sind also seine Bremse?“

„An guten Tagen“, sagte er. „An schlechten bin ich sein Anheizer. Aber das erzähle ich ungern laut.“

„Und heute ist welcher Tag?“

Er neigte den Kopf, als horchte er in die Luft. „Heute ist ein Tag, an dem er Ihnen zum ersten Mal klar gesagt hat, was er will“, antwortete er. „Vier. Das ist ungewöhnlich offen. Das macht mir mehr Sorgen, als Ihnen lieb sein sollte.“

„Sie waren also dabei.“

„Ich bin nie wirklich weg“, sagte er. „Wenn er anfängt, konkrete Zahlen ins Spiel zu bringen, ruckt an meinen Schuhen etwas. Man könnte sagen, ich bin über eine Art… Rückkopplungskanal mit ihm verbunden.“

„Gebunden“, sagte ich. „Das Wort hat er auch benutzt.“

Cal verzog den Mund, als hätte ich auf eine Narbe gedrückt. „Er übertreibt gern“, sagte er. „Sagen wir: Ich habe einmal etwas unterschrieben, das mehr Kleingedrucktes hatte, als mir damals klar war.“

„Und jetzt laufen Sie in seinem Auftrag durch Dörfer und schauen, wer weich genug ist, um sich biegen zu lassen?“

Er sah mich an, und zum ersten Mal seit ich ihn kannte, war da kein Lächeln, kein ironischer Unterton. Nur Müdigkeit.

„Ich schaue, wer noch unterscheiden kann, was er will und was ihm eingeredet wird“, sagte er. „Weil das die einzige Variable ist, die ich wirklich beeinflussen kann. Der Rest… gehört ihm. Und dem Feld. Und den Geschichten, die ihr Menschen euch selbst erzählt, wenn ihr nachts wachliegt.“

„Cian meinte, ich soll Sie etwas fragen“, sagte ich, bevor ich es mir anders überlegen konnte. „Er meinte, ich soll Sie nach Ihrem Wunsch fragen.“

Etwas in ihm spannte sich. Es war klein, kaum sichtbar, aber plötzlich wirkten seine Schultern nicht mehr so entspannt, seine Hände nicht mehr so beiläufig in den Taschen.

„Das hat er gesagt?“ fragte er leise.

„In genau dem Ton, in dem Teenager schlechte Ideen verkaufen“, sagte ich. „Also musste ich es ausprobieren.“

Eine Windböe fuhr übers Feld, die Mauer knackte leise.

„Mein Wunsch“, sagte Cal, „ist so banal, dass Sie enttäuscht wären, wenn ich ihn ausspreche.“

„Versuchen Sie’s.“

Er sah an mir vorbei, irgendwohin ins Grau. „Ich möchte“, sagte er langsam, „dass manche Geschichten einen Punkt finden, bevor er sie findet. Dass Leute manchmal Nein sagen und dabei bleiben, ohne dass ich danebenstehen muss. Dass Häuser wie dieses hier irgendwann leer sind, weil niemand mehr von ihnen glaubt, sie hätten etwas Besseres zu bieten als ein Dach und vier Wände.“

Er schwieg einen Moment, dann sah er mich wieder an. „Und ja“, fügte er hinzu. „Ein Teil von mir hätte gern meine Schuhe los. Aber das ist der Teil, über den er am lautesten lacht.“

„Wenn Sie Ihre Schuhe ausziehen, soll ich laufen, hat Cian gesagt“, murmelte ich.

Diesmal war sein Lächeln echt, wenn auch kurz. „Der Junge ist klüger, als gesund ist“, sagte er. „Merken Sie sich, was er sagt. Er ist einer der wenigen hier, die noch nicht entschieden haben, ob sie sich benutzen lassen oder nicht.“

„Und ich?“ fragte ich. „Wo bin ich auf Ihrer Liste?“

„Sie sind neu“, sagte er. „Das macht Sie gefährlich. Für ihn. Und für sich selbst. Sie sind noch nicht Teil seiner Rechnung. Aber er fängt an, mit Ihnen zu kalkulieren. Vier ist eine Zahl, die Platz lässt. Sie können entweder zu den Variablen gehören – oder zu den Fehlern.“

„Ich war noch nie gut in Mathe“, sagte ich. „Vielleicht ist das ausnahmsweise ein Vorteil.“

„Oder das Gegenteil“, entgegnete er. „Menschen, die Zahlen nicht verstehen, unterschreiben am schnellsten.“

Er machte einen Schritt zurück, in Richtung Auto. „Ich sage Ihnen etwas, das er nicht mag“, sagte er. „Wenn Sie schreiben – und ich weiß, dass Sie es tun – dann schreiben Sie ihn nicht als Zentrum. Schreiben Sie ihn als Randerscheinung. Als Störung. Als das, was er ist: ein Parasit an etwas, das auch ohne ihn existiert. Geschichten gab es, bevor er gelernt hat, sich darin einzunisten. Wenn Sie ihn zu Ihrer Hauptfigur machen, geben Sie ihm, was er will.“

„Und was will er?“ fragte ich.

„Er will, dass ihr vergesst, dass ihr ohne ihn könntet“, sagte Cal. „Dass eure Wünsche auch ohne Gold, ohne Topf, ohne Klee existieren. Dass ihr aus Angst davor, bedeutungslos zu sein, bereit seid, euch von jemandem Bedeutung geben zu lassen, der selber keine hat, außer der, die ihr ihm schenkt.“

Das Feld hinter ihm bewegte sich, eine langsame, tiefe Welle. Er schien es nicht zu beachten.

„Und was wollen Sie, Cal?“ fragte ich noch einmal. „Abgesehen davon, dass ich ihn nicht zur Hauptfigur mache.“

Er überlegte nicht. „Dass Sie lebend hier weggehen“, sagte er. „Mit einem fertigen Buch. Und ohne Salzglas im Gepäck.“

Er stieg ins Auto ein, startete den Motor. Bevor er losfuhr, kurbelte er die Scheibe noch einmal herunter.

„Wenn er heute Nacht wieder flüstert“, sagte er, „dann hören Sie hin. Aber nicht zu lange. Und wenn er Ihnen Sätze in den Kopf schiebt, schreiben Sie sie ruhig auf. Markieren Sie sie. Machen Sie sich Ihre eigene Liste. Vier Sätze von ihm, vier von Ihnen. Am Ende schauen Sie, welche sich schwerer anfühlen.“

„Und wenn seine leichter sind?“

„Dann wissen Sie, dass sie lügen“, sagte er. „Wahrheit wiegt. Daran erkennt man sie.“

Er fuhr davon, der graue Wagen wurde kleiner auf dem Weg, bis er in einer Senke verschwand. Das Geräusch des Motors verstummte, und das Feld atmete wieder allein.

Ich ging zurück ins Haus. Im Wohnzimmer roch es nach kaltem Rauch und etwas Metallischem, das ich mir vielleicht nur einbildete. Die Wand hinter dem Kamin war still, aber ich hatte das Gefühl, dass sie zuhörte, wie ich Schritte machte.

Am Schreibtisch setzte ich mich, öffnete das Dokument und legte das Notizbuch daneben. Auf die nächste leere Seite schrieb ich zwei Spaltenüberschriften:

„Er“ und „Ich“.

Unter „Er“ ließ ich Platz. Unter „Ich“ schrieb ich:

„Ich bin hier, weil ich weg wollte. Nicht, weil ich zu ihm wollte.“

Ich wusste, dass der Satz noch nicht gut war. Aber er wog mehr als alles, was er mir bisher angeboten hatte.

Draußen zog der Himmel sich wieder zu. Erste Tropfen klatschten gegen die Scheibe.

„Na dann“, murmelte ich. „Flüstern wir heute Abend zu zweit, mein Freund.“

Und ich begann zu schreiben, diesmal nicht nur über ihn, sondern über alles, was ohne ihn da war: das nasse Gras, der Geschmack von schlechtem Kaffee, die Müdigkeit eines Mannes, der spät gemerkt hatte, dass ein leeres Leben immer noch ihm gehört – solange er niemand anderen reinschreiben lässt.

Die Wand blieb still. Aber ich wusste, das war nur die Ruhe, mit der Geschichten sitzen bleiben, wenn jemand anders ausnahmsweise den Stift hält.

Die Münze im Aschenbecher

Es gibt Tage, an denen man merkt, dass man nur Statist in seinem eigenen Leben ist. Heute war so einer. Ich schrieb, ich löschte, ich schrieb wieder, und der Cursor sah mich an, als würde er innerlich eine Strichliste führen: noch eine Szene, noch ein Versuch, noch ein Mann, der glaubt, dass Worte gegen etwas helfen, das keine Angst vor Druckerschwärze hat.

Der Regen kam zurück, erst als feiner Schleier, dann als hartnäckiger Vorhang. Das Feld verschwand hinter Wasser, das Haus wurde zum Boot ohne Ruder. Der Wind kroch in die Ritzen, schob sich durch den Schornstein, ließ die Flammen im Kamin flackern, als würden sie nervös mit jemandem diskutieren, den ich nicht sehen konnte.

Ich hatte die „Er/Ich“-Liste neben mir liegen. Unter „Er“ standen inzwischen vier Sätze – vier Formulierungen, bei denen ich sicher war, dass sie nicht aus mir kamen. Zu glatt, zu sauber, zu sehr Werbeflyer für ein Leben, in dem alles endlich „Sinn ergab“. Unter „Ich“ dagegen sah es aus wie im Notizbuch eines depressiven Buchhalters: krakelige Bekenntnisse, halbfertige Widerworte, Sätze, die sich weigerten, schön zu sein.

Zwischen den beiden Spalten war ein weißer Streifen Papier, der aussah wie eine Demarkationslinie.

Gegen Abend wurde es früh dunkel, wie das hier so Sitte ist: keine lange, romantische Dämmerung, sondern einfach Licht aus, Vorhang zu. Ich legte das Schreiben auf Eis – nicht, weil ich fertig war, sondern weil mein Kopf damit drohte, weich zu werden.

Es juckte in den Fingern nach einer Zigarette. Das war kein edler, symbolischer Wunsch, sondern ein sehr körperlicher. Nikotin hat diese unelegante Ehrlichkeit: es fragt nicht nach Gründen. Es will nur wissen, ob ein Feuerzeug in der Nähe ist.

Ich nahm die Schachtel aus der Jacke, die ich über den Stuhl gehängt hatte, steckte sie in die Tasche und nahm die kleine, weiße Keramikschale vom Küchentisch mit, die ich zu meinem inoffiziellen Aschenbecher ernannt hatte. Niamh hatte sie noch nicht gesehen oder tat so, als hätte sie sie nicht gesehen – was, zugegeben, eine ihrer besten Fähigkeiten war.

Hinterm Haus, in der windgeschützten Ecke, war es überraschend trocken. Der Regen kam schräg, aber nicht bis hierher; der Wind pfiff um die Hauskante, fand aber keinen richtigen Zugriff. Ich setzte mich auf die alte Bank, zündete mir eine Zigarette an und zog den Rauch tief in die Lunge.

Für einen Moment war nichts Übernatürliches da. Nur Nikotin, abgestandene Luft und das Knacken des Tabaks, wenn die Glut weiterwanderte. Es war fast peinlich, wie sehr mich diese banale Normalität beruhigte.

Ich aschte in die Schale, sah zu, wie die grauen Flocken sich neben dem ersten Kippenstummel des Tages ablegten. Als ich hier ankam, hatte ich mir eingeredet, ich würde weniger rauchen. Jetzt war ich froh, überhaupt noch irgendetwas zu haben, das nach einem alten Fehler aussah und nicht nach einem neuen Vertrag.

„Du weißt, dass das nicht besser wird, wenn du deine Lunge ruinierst“, murmelte ich.

„Es wird anders“, antwortete ich mir. „Und anders ist der kleine Bruder von erträglich.“

Hinter der Mauer konnte ich das Feld nicht sehen, aber ich spürte es, wie man einen großen Hund spürt, der irgendwo im Dunkeln liegt: dieses Bewusstsein von Masse, von Lautlosigkeit, die jederzeit kippen könnte. Der Wind strich darüber, ließ ein leises Rascheln entstehen, das hier hinten ankam wie ein gefilterter Hauch.

Ich dachte an Cal. An seine Schuhe, seine Müdigkeit, seinen Wunsch, dass Leute lebend weggehen. An Cian, dessen Blick älter war als die meisten Möbel in diesem Haus. Und an Niamh, die irgendwo im Dorf saß, vielleicht im Pub, vielleicht in ihrem Laden, und die Geräusche hörte, die ich noch hören würde.

Ich rauchte zu Ende, drückte die Kippe sorgfältig im Aschenbecher aus. Die Asche klebte am Rand, ein grauer Kranz um einen Rauchkreis, den niemand lesen konnte. Ich klappte die Schachtel wieder zu, legte den Stummel hinein – Müllvermeidung als moralisches Feigenblatt – und stellte die Schale neben mich auf die Bank.

Dann setzte ich mich einfach hin und atmete.

Es dauerte vielleicht fünf Minuten. Vielleicht auch zehn. Lange genug, dass die Zigarette nachhallte und die Kälte durch die Jogginghose kroch. Ich hörte, wie irgendwo ein Vogel schrie, dann verstummte. Das Haus hinter mir knarrte leise, so als würde es sich räuspern.

Und dann war da dieses Gefühl.

Nicht laut, nicht dramatisch. Eher wie ein Schatten im Augenwinkel. Ein innerer Ruck, als würde jemand im Raum nebenan den Stuhl verrücken. Kein Geräusch, nur ein „Da war was“-Impuls im Hirn.

Ich sah zur Schale.

Sie stand genau da, wo ich sie abgestellt hatte. Asche, ein Stummel, ein paar dunkle Krümel. Nichts, was es nicht gestern auch schon gegeben hätte.

Ich stand auf, nahm die Schale in die Hand, schnupperte daran, als würde ich erwarten, etwas anderes zu riechen als verbrannten Tabak.

„Du wirst paranoid“, sagte ich mir. „Der nächste Schritt ist, dass du mit dem Aschenbecher diskutierst.“

Ich ging wieder ins Haus, stellte die Schale in die Küche auf den Tisch, neben das Notizbuch. Das Glas mit der Münze über dem Herd hatte ich im Blick, fast automatisch.

Sie war noch da.

Das beruhigte mich mehr, als ich zugeben wollte. Wenn das Glas leer gewesen wäre, hätte ich wahrscheinlich direkt angefangen zu schreien und wäre erst nach drei Tagen wieder zur Tür gegangen.

Ich machte mir noch einen Tee, diesmal Kräuterzeug, das schmeckt, als hätte jemand heißes Wasser durch einen ökologisch korrekt gezüchteten Besen laufen lassen. Während der Beutel im Wasser trieb, starrte ich auf die Münze.

„Du bleibst da“, sagte ich leise. „Ich hab dir einen ziemlich exklusiven Platz gegeben. Nicht jeder bekommt ein Salzbad gegen Besessenheit.“

Das Salz glitzerte stumm.

Später, im Wohnzimmer, las ich in einem der alten Bücher, deren Besitzername ich inzwischen auswendig kannte: Seamus O’Rourke, überall. Es war ein Roman, in dem Männer auf Pferden durch Landschaften ritten, in denen erstaunlich wenig passierte, bis jemand plötzlich starb. Ich konzentrierte mich weniger auf die Handlung als auf den trockenen Trost, dass andere Menschen auch schon schlechte Entscheidungen getroffen hatten, ganz ohne magische Felder.

Die Wand war ruhig. Keine Kratzer, keine Stimmen, nur dieses Grundwissen, dass etwas dahinter lauerte und beleidigt sein musste, weil ich mich weigerte, mein Ohr noch einmal hinzuhalten.

Erst, als ich wieder aufstand, um Geschirr in die Küche zu bringen, passierte es.

Es war nichts Spektakuläres. Kein Blitz, kein Riss im Putz, kein polterndes Poltergeistkino. Es war eher die Art von Moment, in der man in einen Raum kommt und sofort merkt, dass irgendetwas nicht so ist wie vorher, ohne sofort zu wissen, was.

Die Küche war, wie ich sie verlassen hatte: Tisch, Stühle, Herd, das Glas, die Spüle voller Zeug, das ich schon den ganzen Tag aufzuwaschen geplant hatte. Nur der Aschenbecher stand nicht mehr dort, wo ich ihn abgestellt hatte.

Er stand näher am Herd.

Ein kleines Stück. Zehn, vielleicht fünfzehn Zentimeter. Gerade so viel, dass man es für Zufall halten konnte. Gerade so wenig, dass es mich nervös machte.

„Vielleicht hast du ihn gestoßen", sagte ich mir. „Vielleicht hast du vorhin ein Buch daneben gelegt und ihn verschoben, ohne es zu merken."

Ich sah mir den Tisch an. Nichts, was das erklärt hätte. Kein Stapel, der umgefallen war, kein Ellenbogen, der hier Spuren hinterlassen hatte.

Langsam, sehr langsam, ging ich zum Herd. Das Glas mit der Münze stand genau auf seinem Platz. Ich stellte mich auf die Zehenspitzen, um besser sehen zu können.

Die Münze lag im Salz. Goldener Rand, grinsendes Gesicht, dahinter das vierblättrige Kleeblatt. Als wäre nie etwas anderes gewesen.

Ich stieg wieder herunter, atmete durch und sah zur Schale.

Asche. Ein Stummel. Dunkle Krümel. Und etwas Rundes, Halbverdecktes, direkt unter der grauen Staubschicht. Nicht groß. Nicht glänzend.

Mein Magen verkrampfte sich.

„Nein", sagte ich. „Nein, das hast du jetzt nur…"

Ich stellte den Teller ab, den ich in der Hand hatte, griff nach der Schale und nahm sie hoch. Sie war schwerer, als sie hätte sein sollen, wenn nur ein Stummel darin lag. Ich schüttelte sie leicht, hörte ein dumpfes, mattes *klack* gegen Keramik.

Das war kein Zigarettenrest.

Die Asche war obenauf. Ich pustete sie vorsichtig zur Seite. Ein grauer Nebel stieg auf, roch nach verbranntem Filter und etwas anderem, Metallischem.

Darunter lag eine Münze.

Nicht die vom Herd – sagte ich mir. Die vom Herd war noch im Glas. Diese hier war matt, angelaufen, als hätte sie länger in der Tasche irgendeines Toten gelegen. Aber als ich sie näher ans Licht hielt, sah ich das Gesicht.

Das gleiche grinsende Profil. Und auf der Rückseite, eingedrückt ins Metall, ein Kleeblatt. Vier Blätter.

Ich sah nach oben zum Glas. Dann wieder in die Schale.

Zwei Münzen.

Eine im Salz. Eine im Aschenbecher.

„Du hast gesagt, er hätte dir nur eine gegeben“, hörte ich Niamhs Stimme in meinem Kopf.

Anscheinend hatte er beschlossen, den Lieferumfang zu erweitern.

Es dauerte eine Weile, bis ich begriff, dass ich aufhören musste, mit dem Aschenbecher zu blinzeln, wenn ich jemals wieder irgendeine Entscheidung treffen wollte, die nicht „schreien, rennen, verbrennen“ hieß. Meine Hände hielten die Keramikschale so fest, dass meine Fingerknöchel weiß wurden. Die Münze lag darin, halb in Asche vergraben, als hätte ich sie selbst dort abgelegt.

„Du warst da vorhin nicht“, sagte ich leise. „Ich hätte mich an dich erinnert. Ich merke mir meine Sünden.“

Es war der Sorte Satz, den man normalerweise nicht zu einem Gebrauchsgegenstand sagt. Aber wir waren längst an dem Punkt vorbei, an dem Normalität noch irgendeine Relevanz hatte.

Ich stellte die Schale vorsichtig auf den Tisch und zwang mich, dreimal tief durchzuatmen. Ein, aus. Ein, aus. Ein, aus. Der Trick funktionierte ungefähr so gut wie „Beruhig dich“ zu einem Panikattackengehirn zu sagen. Immerhin hatte ich dadurch die Hände frei.

„Systematisch“, murmelte ich. „Wir machen das jetzt systematisch. Wie ein Erwachsener. Wie jemand, der nicht hysterisch durchdreht, sobald eine Münze woanders liegt.“

Ich sah zuerst zum Herd. Das Glas stand an seinem Platz. Ich stellte mich auf den Stuhl, hob es vorsichtig herunter, hielt es gegen das Licht. Innen: Salz, leicht verklumpt. Und mittendrin die bekannte Münze, das grinsende Profil, das vierblättrige Kleeblatt. All das dort, wo es sein sollte.

„Du bist Nummer eins“, sagte ich zum Glas. „Die Klassiker-Ausgabe.“

Ich stellte das Glas vorsichtig wieder an den exakt gleichen Fleck zurück, mit einer Sorgfalt, die man sonst nur bei Sprengsätzen sieht. Dann setzte ich mich an den Tisch, so, dass die Schale direkt vor mir stand.

Die zweite Münze lag da, als hätte sie sich einen Platz reserviert. Sie war dunkler als die im Salz, fleckig, angelaufen. Kein freundliches Gold, eher das stumpfe Gelb von alten Zahnkronen. Ich griff nach einem Löffel und schob die Asche vorsichtig beiseite, bis das Metall frei lag.

„Wenn du mir jetzt im Kopf halluzinierst, dass ich dich anfassen soll, kannst du dir die Mühe sparen“, sagte ich. „Ich bin leicht manipulierbar, aber nicht komplett hohl.“

Keine Stimme. Kein Klingen. Nur das Geräusch von Asche, die über Keramik schabt.

Ich beugte mich näher. Auf der Vorderseite dasselbe Motiv wie bei der ersten Münze: das Gesicht, diese schiefe, selbstzufriedene Miene, als hätte der geprägte Kopf gerade jemanden zu einem wirklich dummen Vertrag überredet. Auf der Rückseite – natürlich – das Kleeblatt. Vier Blätter, minimal asymmetrisch, als wäre der Stempel einen Hauch verrutscht.

Und dann sah ich es. Eine feine, dunklere Linie, knapp unter dem Rand. Ein Schriftzug. Winzig. Kaum zu erkennen. Ich holte das Handy, schaltete die Taschenlampe ein und ließ das Licht schräg darauf fallen.

Drei Buchstaben.

C I A.

Mein Herz machte einen hässlichen Satz, bis mein Gehirn hinterherhumpelte und trocken anmerkte, dass das hier nicht der passende Drehort für eine amerikanische Agentengeschichte war. Ich blinzelte, kippte die Münze minimal. Das „I“ war kein „I“. Es war ein schlecht geprägtes „L“.

C A L.

„Das ist jetzt nicht dein Ernst“, sagte ich.

Der Name stand nicht klar und sauber da, eher wie ein Unfall im Metall. Ein leicht verrutschter Schlag, ein Schatten von Buchstaben. Aber ich sah ihn. CAL.

„Also gut“, flüsterte ich. „Er nutzt jetzt personalisiertes Besteck.“

Ich lehnte mich zurück und versuchte, das alles in irgendein Raster zu pressen, das nicht direkt in „Ich brenne das Haus ab“ mündete. Niamh hatte gesagt, Cal sei gebunden. Cal selbst hatte zugegeben, dass er einmal etwas unterschrieben hatte. Und jetzt lag in meinem Aschenbecher eine Münze, die aussah wie eine seiner Visitenkarten – nur in dämonisch.

Die Frage, ob er sie bewusst hier gelassen hatte oder ob jemand anders sie „durch“ ihn gelegt hatte, war eine von der Sorte, bei der man sich egal mit welcher Antwort schlecht fühlt.

Ich stand wieder auf, ging zum Fenster und sah hinaus. Der Regen war dichter geworden, das Feld hinter dem Wall kaum mehr als eine wogende, graugrüne Fläche unter Wasser. Keine Gestalt, keine Schuhe, kein Auto. Nur das Wissen, dass irgendwo da draußen jemand grinste.

„Okay“, sagte ich schließlich in die Küche. „Wir machen das jetzt in der richtigen Reihenfolge. Erst Panik, dann Niamh.“

Die Panik erledigte sich halbwegs alleine, indem sie sich wie eine überschüssige Stromladung durch meinen Körper fraß. Kalte Hände, trockener Mund, diese seltsame Leere im Magen, die sich anfühlt, als hätte jemand von innen einen Stuhl weggezogen.

Dann griff ich zum Telefon.

Ich wählte Niamhs Nummer, die sie mir auf einen Zettel gekritzelt hatte, noch am ersten Tag, mit dem Nebensatz: „Nur im Notfall. Oder wenn das Klo überläuft.“

Es klingelte. Einmal, zweimal, dreimal. Beim fünften Klingeln meldete sich eine Stimme, die so klang, als hätte sie gerade einen Streit mit einem Lieferanten gewonnen und einen mit einem Kunden verloren.

„O’Rourke.“

„Ich bin's", sagte ich. „Theo. Ich habe gerade ein kleines… äh… Inventurproblem."

„Brennt's?"

„Noch nicht."

„Blutet jemand?"

„Nicht sichtbar."

„Steht was im Haus, das vorher nicht da war?"

Ich blickte zur Schale. „Definiere ‚was'."

„Lebendig, tote Tiere, Fremde, Gegenstände mit zu viel Charakter."

„Ding Nummer vier", sagte ich. „Aschenbecher. Mit Bonus."

Stille am anderen Ende. Dann: „Ich bin in zehn Minuten da. Fass bis dahin nichts an, was nicht mit deinem Körper fest verbunden ist."

Die Leitung war tot, bevor ich antworten konnte.

Ich setzte mich wieder an den Tisch, die Schale vor mir, als wäre sie eine besonders unzuverlässige Kerze. Ich hatte den plötzlichen, absurden Drang, sie auf den Boden zu werfen, die Münze aus der Asche zu pulen und alles zusammen im Kamin zu verbrennen. Aber ein anderer Teil von mir – der, der gelernt hatte, dass Dinge selten aufhören zu existieren, nur weil man sie nicht sehen kann – hielt dagegen.

„Wenn ich dich verbrenne", sagte ich leise zur Münze, „ist das vermutlich genau die Sorte Symbolhandlung, auf die ihr steht. Dann tauchst du nächste Woche in meinem Zahnputzbecher auf und lachst dich tot."

Die Münze lachte nicht. Aber irgendwas in mir kicherte hysterisch.

Es dauerte länger als zehn Minuten, bis Niamh da war. Der Regen musste sie gebremst haben oder ein Kunde oder beides. Als sie schließlich hereinstürmte, tropfte sie, der Mantel dunkel, der Schal vollgesogen. Sie warf nicht mal einen Blick ins Wohnzimmer, kam direkt in die Küche und blieb auf der Schwelle stehen.

Ihre Augen fanden die Schale, als wäre sie magnetisch.

„Ach", sagte sie. „Natürlich."

„‚Ach, natürlich' ist nicht die Reaktion, die ich mir erhofft hatte", sagte ich. „Ich hatte eher auf ‚Haha, das ist nur ein alter Flaschenverschluss, alles halb so wild' gesetzt."

Sie trat näher, beugte sich über die Schale, ohne sie anzufassen. Aus der Nähe sah sie älter aus als gestern, als hätte die Nacht ihr ein paar zusätzliche Schatten in die Gesichtsfalten gemalt.

„Du hast geraucht", stellte sie fest.

„Du hattest gesagt, ich soll auf demonische Angebote achten, nicht auf die von Philip Morris.“

„Asche ist wie Salz“, sagte sie. „Aber anders herum. Salz bindet. Asche zieht an. Sie ist wie ein leerer Teller, der rumsteht und schreit: ‚Leg was drauf.‘ Er liebt leere Teller.“

„Ich habe ihn nicht eingeladen“, verteidigte ich mich. „Ich habe nur versucht, mir nicht die Nerven aus dem Leib zu kauen.“

„Deine Nerven sind ihm egal“, meinte sie. „Was ihn interessiert, ist, dass du ihm einen neuen Platz gebaut hast. Das Glas hat ihn draußen gehalten. Der Aschenbecher sagt: ‚Hier ist noch ein Ort, an dem etwas liegen kann.‘ Er ist höflich genug, das Angebot zu nutzen.“

Sie griff nach einem Küchentuch, wickelte es sich demonstrativ um die Hand, als wollte sie demonstrieren, dass sie gelernt hatte, nicht direkt mit Dingen in Kontakt zu kommen, die er mochte. Dann nahm sie die Schale und hob sie an, als wäre sie radioaktiv.

„Nicht anfassen“, sagte sie. „Auch nicht mit dem Löffel. Du weißt nicht, ob er schon an deinen Bewegungen klebt.“

„Und was jetzt?“

Sie trug die Schale zum Herd, stellte sie direkt neben das Glas. Ein unwohles Gefühl kroch mir den Rücken hoch, als würde ich zwei Katzen, die sich hassen, in dieselbe Transportbox setzen.

„Jetzt schauen wir, wie gut er zählen kann“, murmelte sie.

Sie nahm das Glas herunter, schraubte vorsichtig den Deckel ab und hielt es kurz über die Spüle, als würde sie testen, ob das Salz schreit. Nichts. Sie stellte das Glas neben die Schale, so dass beide Münzen fast auf gleicher Höhe vor uns lagen.

„Die da oben“, sagte sie, „ist die, die er dir direkt gegeben hat. Die mit dem Salz. Die da…“ – sie deutete mit dem Handrücken auf die in der Asche – „…ist keine neue Münze. Sie ist ein Spiegel. Ein Echo. Etwas, das entsteht, wenn er merkt, dass du dich an das Original klammerst.“

„Sie sieht aber sehr echt aus“, wandte ich ein.

„Natürlich sieht sie echt aus“, knurrte sie. „Er ist nicht im Fälscher-Anfängerkurs. Er weiß, dass Leute Dinge annehmen, die vertraut wirken. Deshalb sehen seine Lügen aus wie die Wahrheit, nur ein bisschen schmutziger.“

„Sie hat eine Gravur“, sagte ich. „Ein… Namen. Oder so was Ähnliches.“

„Welchen?“

„CAL“, antwortete ich.

Niamhs Gesicht verhärtete sich, als hätten sich alle Muskeln gleichzeitig entschieden, ihre Kündigung einzureichen.

„Natürlich“, sagte sie noch einmal, aber diesmal klang es nicht nach „ach“, sondern nach „scheiße“.

„Das heißt was?“

„Das heißt“, sagte sie langsam, „dass er über Cal eine zweite Schiene aufmacht. Vielleicht, weil deine erste Nein gesagt hat. Vielleicht, weil er testen will, welche Münze du eher nimmst: die, die dir Angst macht, oder die, die nach jemandem aussieht, der dich retten will.“

„Ich nehme gar keine“, fauchte ich. „Das ist der Plan. Null Münzen. Kein Vertrag. Keine… Schienen.“

„Du unterschreibst nicht mit Tinte“, sagte sie. „Du unterschreibst mit Gewohnheit. Mit kleinen Dingen. Mit Aschenbechern, in die du immer an derselben Stelle aschst. Mit Blicken, die du öfter auf etwas richtest, als auf Menschen. Er ist geduldig. Er wartet. Er legt Dinge um dich herum, bis du vergisst, dass du jemals ohne sie warst.“

Ich rieb mir die Stirn. „Was machen wir mit dem Ding?“

„Wir?“, fragte sie. „Gar nichts. Ich mache etwas damit. Du setzt dich hin und schreibst auf, was passiert ist. Jedes Detail. Besonders die, die dir lächerlich vorkommen. Lachen ist bei ihm oft ein schlechter Indikator für Ungefährlichkeit.“

Sie nahm ein zweites Glas aus dem Schrank, eins ohne Deckel, füllte es mit frischem Salz. Dann griff sie – wieder mit dem Tuch – in den Aschenbecher, fischte die Münze heraus und ließ sie in das Glas fallen. Das Geräusch war dumpfer als erwartet. Wie etwas, das nicht nur Metall war.

„Zwei Gläser“, sagte sie. „Zwei Münzen. Zwei Punkte auf deiner Liste. Solange sie dort bleiben, ist er zumindest gezwungen, seine Hände ein bisschen zu ordnen.“

„Und wenn er noch eine reinlegt?“

„Dann hast du entweder sehr viel Glück oder sehr viel Pech“, antwortete sie. „Bei drei fangen wir an, wirklich nervös zu werden. Bei vier…“

Sie brach ab. Es war nicht nötig, den Satz zu Ende zu sprechen.

„Vier“, sagte ich. „Schon klar.“

Sie stellte das zweite Glas neben das erste, beide oben auf das Regal über dem Herd. Zwei kleine, unscheinbare Gefäße, die aussahen, als gehörten sie in jede Küche. Wenn man nicht wusste, dass sie an etwas angeschlossen waren, das weit hinter Stahlbeton und Putz reichte.

„Du hörst heute Nacht wieder was“, sagte sie, während sie sich das Tuch von der Hand zog. „Er wird lauter, weil du ihn nicht so fütterst, wie er hofft. Er wird beleidigt sein, weil du seine Geschenke nicht sofort annimmst. Das ist gut. Beleidigte Götter sind berechenbarer als schmeichelnde.“

„Ich hab noch nie gern mit Göttern verhandelt“, antwortete ich.

„Dann fang gar nicht erst an“, sagte sie.

Sie nahm den Aschenbecher, spülte ihn grob aus, trocknete ihn ab und stellte ihn mir wieder hin. „Rauch weiter, wenn du musst“, meinte sie. „Aber mach dir klar: Jedes Mal, wenn du ihn benutzt, ist es ein kleiner Altar. Und er liebt Altäre mehr als Kleeblätter.“

„Super“, murmelte ich. „Jetzt hab ich ein spirituelles Problem mit meiner Nikotinsucht.“

„Du hattest vorher auch schon eins“, sagte sie. „Jetzt hat es nur einen Namen.“

Sie machte sich zum Gehen fertig, zog den nassen Mantel wieder an.

„Eine Sache noch“, sagte sie an der Tür. „Wenn Cal dir heute oder morgen wieder über den Weg läuft – erzähl ihm nicht gleich von der Münze. Er weiß es wahrscheinlich. Aber ich will sehen, ob er so tut, als wüsste er es nicht. Lügen erkennt man besser, wenn man schon die Wahrheit kennt.“

„Ich bin nicht gut in solchen Spielen“, gab ich zu.

„Das bist du besser, als du glaubst“, entgegnete sie. „Du hast bisher jedes seiner Angebote abgelehnt. Er hasst das. Also mach weiter damit.“

Als sie gegangen war, saß ich wieder allein in der Küche. Zwei Gläser über mir, ein leerer Aschenbecher vor mir, ein Haus, das zuhörte, und ein Feld, das irgendwo dahinter lag und tat, als wäre es nur Landschaft.

Ich griff nach dem Notizbuch und schrieb eine neue Überschrift:

„Wie viele Münzen passen in ein Leben, bevor es kippt?“

Darunter begann ich zu zählen. Vielleicht war das die einzige Art Mathe, die ich hier noch brauchen würde.

Nachdem Niamh gegangen war, blieb die Küche kurz so still, dass man hätte glauben können, sie wäre nur ein Raum aus Holz, Stein und Inventar. Kein Flüstern, kein Klingen, kein metaphysischer Beifall. Nur ich, zwei Gläser über dem Herd und ein Aschenbecher, der plötzlich mehr Charakter hatte, als einem Gebrauchsgegenstand zustehen sollte.

Ich setzte mich hin und sah abwechselnd nach oben zu den Münzgläsern und nach unten zur leeren Schale. Es war wie diese merkwürdige Dreiecksbeziehung in schlechten Filmen: zwei oben, einer unten, und alle tun so, als hätten sie nichts miteinander zu tun.

„Es sind nur Dinge“, sagte ich laut. „Keramik. Glas. Metall. Du bist ein erwachsener Mann und keine Ratte in einem Labyrinth.“

Der erwachsene Mann in mir nickte zustimmend. Die Ratte in mir schnüffelte misstrauisch an der Luft.

Ich zog das Notizbuch zu mir heran und schrieb unter meine Frage „Wie viele Münzen passen in ein Leben, bevor es kippt?“ ein paar Stichpunkte:

– eine im Salz (offizielles Geschenk)
– eine im Salz mit Cal drin (inoffizielles Geschenk)
– ein Aschenbecher (mobiler Altar)
– eine Wand, die zuhört

Darunter, als halber Witz und halber Verzweiflungsausdruck:

„Vielleicht bin ich nicht in einem Spukhaus, sondern in einem schlecht designten Brettspiel."

Es war spät geworden, der Tag hatte sich ohne klare Kante in den Abend geschoben. Draußen war das Licht zu dieser undefinierbaren Brühe geworden, die keine Schatten mehr erzeugt, aber auch noch nicht wirklich Dunkelheit ist. Das Feld lag dahinter, unsichtbar, aber präsent – wie ein Gedanke, den man nicht zu Ende denken will.

Die Zigarette meldete sich wieder. Es war fast erlösend, dass es wenigstens eine Sorte Verlangen gab, die ich kannte und das nicht mit Zahlen, Verträgen oder feldresidenten Psychopathen in grün zu tun hatte.

Ich nahm den Aschenbecher, die Schachtel und das Feuerzeug, ging nach hinten raus auf die Bank. Die Luft war kalt, aber der Regen hatte für einen Moment nachgelassen, als wolle er mir eine Rauchpause gönnen. Ich setzte mich, zündete mir eine an und zog den Rauch tief ein.

Niamhs Worte hingen mir noch im Kopf: „Jedes Mal, wenn du ihn benutzt, ist es ein kleiner Altar."

Ich sah die Schale an. Ein bisschen Asche vom letzten Mal, sauber ausgewaschen, aber nicht makellos. Ein leerer Teller. Ein Angebot.

„Okay", sagte ich zur Schale. „Du bist mein Altar. Aber ich bete nur zu meinen eigenen Göttern, klar?"

Ich aschte demonstrativ irgendwo neben den Rand. Der Wind nahm den grauen Staub, trug ihn weg und verteilte ihn auf dem Boden, wo er hingehörte: als Dreck, nicht als Symbol. Mein innerer Aberglaube applaudierte leise.

Als die Zigarette runtergebrannt war, zerdrückte ich die Glut am Steinboden, nicht im Aschenbecher, und steckte den Stummel wieder in die Schachtel. Der Aschenbecher blieb sauber. Unbenutzt. Ein unbedienter Altar.

„Einen Fehler machst du nicht zweimal", murmelte ich. „Du machst einfach neue."

Zurück in der Küche stellte ich die leere Schale wieder auf den Tisch – bewusst weit weg vom Herd, wie ein Sicherheitsabstand im Supermarkt. Dann blieb ich erst mal stehen und lauschte. Kein Flüstern, kein Klingen, nur der Regen, der wieder angefangen hatte und an die Scheiben trommelte.

Im Wohnzimmer war das Feuer heruntergebrannt, die Glut glomm, aber die Hitze reichte noch, um den Raum angenehm zu halten. Die Wand hinter dem Kamin war ruhig. Kein Kratzen. Vielleicht sammelte er sich. Vielleicht schmollte er. Vielleicht gönnte er mir eine Raucherpause.

Ich setzte mich an den Schreibtisch, öffnete die „Er/Ich“-Liste und fügte unter „Ich“ einen neuen Satz hinzu:

„Ich bestimme, wo die Altäre stehen.“

Er war größenwahnsinnig. Aber er tat gut.

Der Abend kroch weiter. Ich schrieb, las, stand wieder auf, machte Tee – diesmal nicht aus schlechtem Gewissen, sondern weil mein Körper bei einem weiteren Kaffee vermutlich angefangen hätte zu vibrieren wie die Wand.

Gegen neun fing das Haus an, sich anders anzuhören. Es war kein klarer Moment, eher ein Abrutschen. Die üblichen Geräusche – Wind, Holz, Regen – verlagerten sich, bekamen einen anderen Schwerpunkt. Die Stille zwischen den Klacken wurde dichter.

Dann kam das erste Kratzen.

Nicht so laut wie in der Nacht zuvor. Feiner. Wie eine Nadel statt einer Kralle. Es begann direkt hinter dem Kamin, wanderte dann langsam… und das war der Teil, der mich wirklich nervös machte… durch das Haus.

Ich hörte es im Wohnzimmer, dann im Flur, als würde jemand mit einem Fingernagel über die Innenseite der Wand fahren, die die Räume verband. Es wanderte zur Treppe, blieb kurz dort, als lausche jemand nach oben, ging dann zurück.

Ich blieb am Tisch sitzen, die Hände flach auf der Platte.

„Nicht reagieren“, sagte ich mir. „Nicht aufstehen. Nicht gucken. Nicht—“

Das Kratzen erreichte die Küche. Es war plötzlich näher, als hätte jemand seinen Mund direkt an die Wand neben dem Herd gesetzt. Es schabte in kurzen Zügen, als würde jemand versuchen, ein Muster in den Putz zu ritzen.

Ich wagte einen Blick zur Seite. Die beiden Gläser standen still. Nichts bewegte sich darin. Das Salz war weiß, die Münzen reglos.

Das Kratzen wanderte weiter. Von der Wand zum Fenster, von dort zur Wand hinter mir – derjenigen, die zum Wohnzimmer führte. Und dann, ganz kurz, ein leises, feines *klink*. Nicht laut genug, um real zu sein, aber deutlich genug, um mir durch die Zähne zu gehen.

Es war kein Geräusch aus der Wand. Es kam vom Tisch.

Langsam, sehr langsam, drehte ich den Kopf.

Der Aschenbecher.

Er stand nicht mehr ganz dort, wo ich ihn abgestellt hatte. Vielleicht fünf Zentimeter verschoben, näher zur Tischkante. Und in seinem Inneren…

Es war nichts drin. Keine Asche, keine Kippe, keine Münze. Nichts.

„Du willst, dass ich dich benutze“, murmelte ich. „Du willst, dass ich dir etwas gebe.“

Das Kratzen in der Wand wurde einen Tick schneller, als hätte jemand zustimmend genickt.

„Vergiss es“, sagte ich lauter.

Ich stand auf, nahm das Notizbuch und einen Stift. Wenn ich schon mit einem Haus diskutieren musste, dann auf einem Feld, in dem ich mich halbwegs auskannte: Papier.

Ich riss eine Seite aus, faltete sie, riss einen kleinen Kreis heraus – nicht schön, nicht symmetrisch, aber rund genug. Dann nahm ich den Stift und zeichnete darauf, so gut ich konnte, eine Münze imitiert: ein Gesicht, grob, mit einer schiefen Nase und einem viel zu breiten Grinsen, und auf der Rückseite ein vierblättriges Kleeblatt, das aussah, als hätte es eine schlechte Kindergartengruppe entworfen.

Quer über beides schrieb ich mit großer, schwarzer Schrift ein Wort:

NEIN.

Ich hielt das Papierstück hoch. Es war lächerlich. Es war Kindergartenmagie. Es war alles, was mir einfiel.

„Du willst ein Angebot“, sagte ich in die Luft, in die Wand, ins Feld, wohin auch immer. „Hier ist eins. Du kriegst ein Nein, hübsch verpackt. Wenn du spielen willst, spiel mit dem hier. Mich kriegst du nur in Fragmenten.“

Das Kratzen hielt inne. Die Stille war so kompakt, dass ich das Gefühl hatte, sie anfassen zu können.

Dann legte ich das Papierding, meine armselige Pseudo-Münze, in den Aschenbecher. Keine Asche, kein Salz, nur das kleine, beschriebene Nichts.

„Altar besetzt“, sagte ich. „Nimm es oder lass es.“

Ich setzte mich wieder. Das Kratzen begann erneut, diesmal eher wie ein nervöses Tippen. Dann kam dieses metallische Klingen dazu, das ich inzwischen zu gut kannte. Kurz, hell, direkt unter der Haut.

Ich zwang mich, nicht hinzusehen. Stattdessen schrieb ich in mein Notizbuch:

„Ich habe ihm ein Nein gegeben, das er anfassen kann. Mal sehen, ob er damit umgehen kann.“

Die Geräusche hielten noch eine Weile an, wanderten wieder durch das Haus, verstummten manchmal, setzten wieder ein. Es war wie Regen auf einem Dach, nur viel persönlicher. Ich war inzwischen müde genug, um in allem ein Muster zu sehen, auch dort, wo keins war.

Gegen Mitternacht wurde es leiser. Nicht komplett still, aber das Kratzen verlor seinen Fokus. Es klang auf einmal mehr nach normalem Hausleben: Holz, das arbeitet, Wind, der an irgendwelchen Ritzen zerrt.

Ich blieb noch eine Weile am Tisch sitzen, bis meine Augen brannten. Dann stand ich auf, schob den Stuhl zurück und warf einen schnellen Blick in den Aschenbecher.

Die Papiermünze lag noch da. NEIN, dick und schwarz.

„Siehst du“, murmelte ich. „Nicht alles, was du anfasst, gehört dir.“

Ich löschte das Licht, ging die Treppe hoch und legte mich ins Bett. Zum ersten Mal seit Tagen schlief ich relativ schnell ein. Keine klaren Träume, nur dieses diffuse Gefühl, dass irgendwo jemand unzufrieden auf einem Stuhl hin- und herrutschte.

Als ich aufwachte, war es hell. Echtes, graues, irisches Hell, aber immerhin. Der Regen hatte eine Pause eingelegt. Ich fühlte mich verkatert, obwohl ich nichts getrunken hatte – nur zu viel gedacht.

Der Weg in die Küche war länger als sonst. Es war, als ob die Treppe mehr Stufen hatte. Im Flur roch es nach Nacht und kaltem Kamin.

In der Küche stand der Tisch, wie ich ihn verlassen hatte. Die Tasse vom letzten Tee, das Notizbuch, der Stift. Über dem Herd die zwei Gläser, genau in Reih und Glied.

Ich sah hoch. Die Münzen im Salz waren da. Beide. Keine Risse, keine Verrutschungen, keine neuen Metallgäste.

„Gut“, sagte ich. „Zwei Problemfelder bleiben besser als drei.“

Ich wandte den Blick zum Aschenbecher.

Er stand an der gleichen Stelle wie gestern Nacht. Doch als ich näher kam, merkte ich, dass er nicht leer war. Etwas Dunkles lag darin. Nicht Asche. Nicht rund. Eher ein gefalteter Knoten aus Papier, mit dunklen Rändern, als wäre er an einem Feuer gewesen, aber nicht ganz verbrannt.

Mein Herz setzte kurz aus, dann wieder ein, mit beschleunigtem Tempo.

Die Papiermünze mit dem „NEIN“ war weg.

„Natürlich“, flüsterte ich.

Ich griff die Schale, diesmal ohne Tuch, ohne Handschuhe. Wenn er mich über einen Zettel packen wollte, war der Zug ohnehin abgefahren. Vorsichtig nahm ich das verkohlte Ding heraus und legte es auf den Tisch. Es war warm. Nicht heiß, aber wärmer, als Papier morgens um acht sein sollte.

Ich zog die Ränder auseinander. Das Papier war schwärzlich an den Kanten, in der Mitte heller. Es war kein Zettel mehr, es war…

Ein Foto.

Oder das, was davon übrig war.

Die obere Hälfte war verbrannt, ausgefranst, als hätte jemand sie über eine Kerze gehalten, bis das Feuer Angst bekam. Unten war noch genug zu erkennen: ein Stück Hügel, grasbewachsen, in einem Grün, das trotz Vergilbung der Farben durch das Alter noch lebte. Darüber Nebel, der nicht wie Wetter aussah, sondern wie etwas, das beschlossen hatte, die Form von Wetter anzunehmen.

Und in der Mitte, halb angeschnitten, die Andeutung einer Gestalt. Man sah nur die Beine und den unteren Teil eines Mantels. Die Schuhe waren erstaunlich deutlich für ein so altes, halb verbranntes Bild: schmal, elegant, in einem dunklen Ton, bei dem mein Gehirn automatisch „grün" sagte, obwohl das Schwarzweiß-Grau des Fotos sich dagegen wehrte.

Der Hügel…

Ich brauchte einen Moment, um ihn einzuordnen. Aber dann war er da, wie ein Schlag. Die Konturen, der Winkel, die flache Linie der Mauer im Vordergrund. Es war kein generisches Stück Natur.

Es war der Hügel hinter meinem Feld.

Auf der Rückseite des Fotos stand etwas, in verblasster Tinte, halb von der Brandspur verschlungen. Ich drehte es vorsichtig um, als hätte ich Angst, dass die Schrift sich bewegt, wenn ich zu schnell war.

In krakeliger, aber lesbarer Hand:

„Feenhügel, Sommer 1978"

Unter der Jahreszahl ein Name, halb weggekohlt, aber der Anfang war noch da. Ein „S" und ein „ea".

Seamus, dachte ich.

Ich setzte mich hin. Meine Knie hatten beschlossen, dass sie bei dieser Sorte Informationen keinen stehenden Dienst leisten würden. Das Foto lag auf dem Tisch, ein verkohlter Rahmen um einen Ausschnitt Vergangenheit.

Meine Papiermünze war weg. Stattdessen hatte ich ein Bild bekommen.

Ein Tausch.

Asche gegen Erinnerungen.

„Die Münze im Aschenbecher", murmelte ich. „War vielleicht nie nur aus Metall."

Ich sah zur Wand, dann zum Fenster, hinter dem das Feld unschuldig in der grauen Luft lag.

„Also gut", sagte ich. „Du willst, dass ich mir den Hügel genauer anschaue. Und du willst, dass ich es durch die Augen von jemandem tue, der vor mir hier war. Kein Deal, mein Freund. Das ist Recherche."

Das Haus knarrte leise, als hätte es dazu eine Meinung.

Ich nahm das Foto, blies vorsichtig die letzten Rußreste davon, und wusste: Das war kein Fund, den man einfach in eine Schublade legte und vergaß. Das war eine Einladung. Vielleicht auch eine Drohung.

Und definitiv der Anfang von etwas, das mehr war als nur Spuk.

Das Foto vom Feenhügel

Ich starrte das Foto an, bis die Linien darauf anfingen zu flimmern. Nicht, weil es magisch pulsierte oder sich bewegte – so weit waren wir zum Glück noch nicht –, sondern weil mein Gehirn irgendwann versuchte, aus jedem Pixel eine Botschaft zu lesen. Alte Angewohnheit aus Zeiten, in denen ich zu viel Zeit mit Bildbearbeitung und zu wenig mit echten Menschen verbracht hatte.

Feenhügel, Sommer 1978.

Das Wort „Feenhügel" hing in meinem Kopf wie ein schlecht ausgeleuchtetes Straßenschild. Ich sah aus dem Fenster, hinaus in den grauen Vormittag. Der Hügel war da, wo er immer war: am Ende des Kleefeldes, eine dunklere Wölbung im gleichförmigen Grün, umrahmt von einer niedrigen Mauer, die aussah, als hätte sie irgendwann einmal Sinn gemacht. Auf dem Foto war er nahezu derselbe. Nur das Gras war heller, der Himmel klarer, die Luft voller etwas, das man rückblickend gern „Unschuld" nennt, wenn man keine besseren Begriffe hat.

Und dann waren da die Beine.

Der untere Teil der Gestalt, halb vom Brand aufgefressen, aber nicht genug, um sie loszuwerden. Mantel, glatt fallend, eher Stadt als Land. Die Hose darunter dunkel, kein Bauer, kein Arbeiter. Und die Schuhe: schmal, elegant, zu fein für matschige Felder. Auf dem verbrannten Schwarzweiß sahen sie einfach nur dunkel aus. Mein Kopf machte den Rest: das satte, tiefe Grün, das ich inzwischen in meinen Albträumen wiedererkannte.

„Du bist besessen von Schuhen", sagte ich zu mir. „Andere Leute interessieren sich für Menschen, du beglotzt ihre Füße."

Ich drehte das Foto um, wieder die krakelige Schrift: „Feenhügel, Sommer 1978". Darunter das halbe „Sea…". Ich brauchte keine forensische Graphologie, um den Rest des Namens zu ergänzen. Seamus.

Natürlich.

Der Mann, der mir gestern im Pub von Aidan und dem leeren Topf erzählt hatte, hatte nicht nur Geschichten gesammelt, sondern auch Beweisstücke. Oder Erinnerungsstützen. Oder Trophäen.

Ich stellte mir Seamus 1978 vor: jünger, nicht so weich in den Konturen, vielleicht mit ein paar Illusionen mehr im Gesicht. Stand er hinter der Kamera, während irgendwer mit diesen Schuhen vor seinem Hügel posierte? Oder war er der mit den Schuhen gewesen? Der Gedanke war so absurd, dass ich ihn gleich noch einmal dachte.

Es gab zwei Möglichkeiten: Entweder war das Foto eine Art touristisches Andenken an einen hübschen Hügel mit hässlicher Geschichte. Oder es war etwas anderes. Ein Marker. Ein „Hier ist es passiert“. Und jemand hatte beschlossen, dass ich dieses „Hier“ jetzt genauer sehen sollte.

Ich stand auf, nahm das Foto mit und ging ins Wohnzimmer. Der Kamin war kalt, die Glut endgültig erloschen. Die Wand dahinter fühlte sich unschuldig an, als hätte sie heute noch nichts Böses getan. Ich legte das Foto auf den Couchtisch, setzte mich in den Sessel und versuchte, nicht den Fehler zu machen, den jeder Protagonist in jedem Horrorfilm macht: direkt dorthin zu gehen, wohin die Geister einen deuten.

Also ging ich natürlich direkt dorthin.

Nicht sofort. Ich leistete mir den Luxus einer verschämten Stunde Aufschub: Kaffee, ein paar Seiten Schreiben, so tun, als wäre ich jemand, der seine Prioritäten im Griff hat. Aber der Hügel lag mir im Hinterkopf wie ein Zahn, an dem man nicht lecken soll. Je mehr ich versuchte, ihn zu ignorieren, desto größer wurde der Druck.

Gegen Mittag gab ich nach.

Der Regen hatte eine Pause eingelegt, nur ein feiner Dunst hing über dem Feld. Ich zog mir Jacke und Stiefel an – normale, braune, nicht-grüne Stiefel, ich war plötzlich sehr kleinlich bei solchen Details – und steckte das Foto in die Innentasche. Es fühlte sich an wie ein Ausweis für eine Welt, in die ich kein Visum wollte.

Die Haustür klemmte ein wenig, als ich sie öffnete. Der Wind griff sofort nach mir, kalt, mit diesem metallischem Beigeschmack, als hätte jemand einen Kupferkessel ausgeschüttet. Ich blieb kurz auf der Schwelle stehen, sah auf den Fleck Klee direkt neben der Tür. Die Blätter wirkten harmloser als in den letzten Tagen, das „dichte Nest“, vor dem Niamh mich gewarnt hatte, lag im Schatten. Ich trat bewusst an ihm vorbei, ohne auf einzelne Büschel zu schauen.

Die Mauer zum Feld war da, wo sie immer war. Niedrig, alt, mit Steinen, die aussahen, als wären sie beleidigt darüber, dass sie seit Jahrzehnten denselben Job machen mussten. Der Hügel dahinter thronte wie jemand, der seit vierzig Jahren auf seinen Auftritt wartet.

Ich ging am Wall entlang, nicht drüber. Keine Experimente. Der Boden war feucht, aber nicht sumpfig; der Klee glitzerte, jeder Tropfen ein kleines, unschuldiges Besäufnis der Natur. Ich zog das Foto aus der Tasche, hielt es in einem gewissen Abstand vor mich, wie eine Zufriedenheits-Skala, die ich mit der Realität abgleichen wollte.

Die Perspektive passte nicht ganz, aber gut genug. Im Vordergrund auf dem Bild: ein Stück Mauer, auf dem in der Vergangenheit jemand sitzend die Beine baumeln ließ. Ich suchte den Stein, der im Foto einen Riss hatte, der wie ein schiefer Mund aussah. Es dauerte nicht lang, bis ich ihn fand. Der Riss war breiter geworden, die Zeit hatte daran gekaut, aber die Form war unverkennbar.

Ich blieb stehen, stellte mir vor, wie jemand 1978 hier stand, die Kamera in der Hand, das Gras höher, der Himmel vielleicht blauer. Und davor eine Gestalt, ruhig, selbstsicher, mit Schuhen, die nicht schmutzig werden.

„Sechs Meter nach links“, murmelte ich.

Es war absurd, aber ich folgte der Linienführung auf dem Foto, als wäre es ein Plan. Sechs Schritte – vorsichtig, parallel zur Mauer, nicht ins Feld. Der Hügel rückte näher, wirklicher.

Von hier aus sah ich einen Unterschied, den ich vorher übersehen hatte. Am Fuß des Hügels verlief, halb im Gras versunken, eine Reihe größerer Steine, keine echte Mauer, eher eine Linie. Im Foto war sie klarer zu sehen gewesen; heute war sie zur Hälfte von Klee überwuchert.

Zwischen zwei dieser Steine klaffte eine kleine Lücke. Nichts Spektakuläres, nichts, das jemandem aufgefallen wäre, der nicht nach etwas suchte. Aber im Foto war genau dort der Saum des Mantels gewesen.

„Du hast hier gestanden“, sagte ich leise, ohne sicher zu wissen, ob ich Seamus meinte oder den in Grün. Vielleicht beide.

Ich zog das Foto wieder raus. Der verkohlte Rand kratzte an meinen Fingerspitzen. Noch immer sah man den Hügel, den Nebel, den unteren Teil der Gestalt. Ich hob den Blick, sah die Realität. Nebel weniger, Regen mehr, aber der Rest passte.

Es war der gleiche Ort.

Ich hätte jetzt vernünftig sein können. Foto wieder einstecken, zurück ins Haus, Niamh oder Seamus suchen, mit Menschen darüber reden, die mehr Erfahrung mit solchen Dingen hatten. Stattdessen tat ich, was ich anscheinend in diesem Dorf am besten konnte: Ich redete weiter mit mir selbst und starrte auf ein Loch im Boden.

„Du willst, dass ich da rüberkomme“, sagte ich. „Du willst, dass ich mindestens einen Fuß in dein Spielfeld setze. Du schickst mir Fotos, Münzen, Geräusche. Du flüsterst durch Wände, du schiebst Erinnerungen durch Aschenbecher. Und jetzt sagst du: ‚Hier, Theo, hier ist die Stelle. Schau sie dir an.‘“

Der Wind antwortete, indem er mir Regen ins Gesicht blies.

Ich setzte mich auf die Mauer. Das war die Kompromisslinie: Hinsetzen, nicht drübersteigen. Ich war nah genug, um Details zu sehen, weit genug weg, um behaupten zu können, ich wäre vorsichtig. Der Hügel vor mir wirkte aus der Nähe weniger spektakulär. Kein mystischer Glanz, keine schwebenden Lichter. Einfach nur Erde, Gras, ein paar Steine.

Trotzdem war da dieses… Ziehen.

Es war kein Geräusch, kein Licht, eher eine leichte, körperliche Vorneigung, als würde mich etwas daran erinnern, dass Schwerkraft nicht nur nach unten, sondern auch nach vorne wirken kann. Wenn ich nur ein bisschen nachgeben würde, wenn ich nur einen Fuß über die Mauer setzte, wäre ich mittendrin.

Ich griff in die Jackentasche und tastete nach der Zigarettenschachtel. Als meine Finger sie fanden, war ich erleichtert – nicht, weil ich unbedingt rauchen wollte, sondern weil es etwas war, das mir gehörte. Kein Geschenk, kein Artefakt, kein magisches Token. Nur mein altes Laster.

Ich zündete mir eine an, atmete langsam aus und beobachtete, wie der Rauch sich vor dem Hügel in Streifen auflöste. Ein Teil von mir wartete darauf, dass der Rauch eine Form annahm – ein Gesicht, Hände, Schuhe. Nichts. Nur Wind.

„Du kannst mich nicht ewig hier draußen festhalten", sagte ich in Richtung Hügel. „Ich habe ein Leben, über das ich prokrastinieren muss."

In meinem Kopf antwortete er nicht. In meinen Erinnerungen an die Wand hätte er wahrscheinlich gesagt: *Du willst. Mehr.*

Ich sah wieder auf das Foto in meiner Hand. Mir fiel etwas auf, das ich vorher übersehen hatte. Direkt unter dem Wort „Sommer 1978", am unteren Rand, dort, wo das Papier weniger verbrannt war, war ein kleiner, dunkler Fleck. Kein Fleck von Feuer, eher ein Tintenpunkt, wie von einer alten Füllerfeder. Und daneben, so klein, dass ich mich fragte, warum ich es nicht früher gesehen hatte:

Vier winzige Striche.

Kein richtiges Wort, nur vier Striche, nebeneinander, leicht schräg. So, wie man Striche macht, wenn man mitzählt. Eins, zwei, drei, vier. Der fünfte wäre ein Querstrich gewesen, aber den gab es nicht.

„Vier", sagte ich. Laut. Der Wind trug das Wort weg, aber in meinem Kopf blieb es hängen.

Vier Münzen. Vier Namen. Vier Fotos. Vier irgendwas.

Sommer 1978. Jemand war da, jemand hat gezählt. Und irgendjemand wollte, dass ich das jetzt sehe.

Ich hätte den Hügel in diesem Moment hassen können. Nicht, weil er etwas sichtbar Böses tat, sondern weil er so ruhig dalag, als wäre nichts. Es ist schwer, einen Feind zu bekämpfen, der aussieht wie Landschaft.

„Du bist nur Erde", sagte ich. „Du bist nur ein Hügel. Du bist…"

Etwas zog an meinem Blick.

Es war nichts Spektakuläres. Nur eine Bewegung am Fuß des Hügels, da, wo die Steine die Linie bildeten. Ein Schatten vielleicht, ein dunklerer Fleck im dunklen Gras. Aber er war nicht synchron mit dem Wind.

Ich kniff die Augen zusammen. Der Fleck war weg.

„Du wirst paranoid", sagte ich mir. „Und er hat Spaß."

Ich stieg von der Mauer, ein Schritt zurück, dann noch einer. Der Hügel blieb dort, wo er war. Das Ziehen ließ nach, langsam, widerwillig.

„Nicht heute", sagte ich. „Heute kriegst du nur meinen Blick. Nicht meine Füße."

Auf dem Rückweg zum Haus hielt ich das Foto fest in der Tasche, als müsste ich verhindern, dass es sich selbständig macht. Der Weg kam mir länger vor als auf dem Hinweg. Das Haus wirkte kleiner, aber echter, je näher ich ihm kam.

Drinnen in der Küche legte ich das Foto nicht einfach irgendwohin. Ich klemmte es unter das Salzglas mit der ersten Münze, so dass nur der verbrannte Rand hervorstand. Wie ein Lesezeichen in einem Buch, das zu dick geworden war.

„Du wolltest, dass ich hinsehe“, sagte ich. „Erledigt. Jetzt bist du dran, mir zu zeigen, was wirklich auf diesem Sommer 1978 passiert ist. Aber zu deinen Bedingungen spiele ich nicht.“

Die Wand schwieg. Das Feld war hinter Glas. Das Foto lag unter Salz.

Zum ersten Mal seit Tagen hatte ich das Gefühl, dass ich nicht nur der Spielball war, sondern wenigstens jemand, der ab und zu den Ball festhalten konnte, auch wenn alle anderen meinten, er müsse ständig in Bewegung bleiben.

Natürlich würde er heute Nacht wieder flüstern. Und natürlich würde das Foto nicht einfach nur ein altes Bild bleiben. Aber fürs Erste hatte ich zumindest da gestanden, wo sie vor mir gestanden hatten – ohne denselben Fehler zu machen.

Das war wenig. Aber es war ein Anfang.

Der Rest des Tages fühlte sich an wie Warten auf ein Ergebnis, das schon feststand, nur noch niemand offiziell den Umschlag geöffnet hatte. Ich tat, was Niamh mir geraten hatte: Ich schrieb. Nicht klug, nicht schön, aber konsequent. Jede halbe Stunde wanderte mein Blick zum Herd, zu dem Glas, unter dem der verkohlte Rand des Fotos hervorlugte wie eine schwarze Zunge.

Es war wie ein Auge im Raum. Kein bewegliches, kein lebendiges – einfach nur ein stummes „Ich weiß, dass du weißt“.

Irgendwann brannte mir der Kopf. Ich klappte den Laptop zu, setzte mich einen Moment einfach nur hin und lauschte. Haus: ruhig. Wand: ruhig. Feld: irgendwo da draußen, aber weit genug weg, dass mein Nervensystem sich zumindest offiziell auf „Pause“ stellen konnte.

Mein Blick fiel auf die Uhr. Später Nachmittag. Pub-Zeit.

Wenn man lange genug mit Wänden diskutiert, bekommt man plötzlich wieder Lust auf Menschen, selbst auf solche, die einen nur halb ernst nehmen. Außerdem hatte ich etwas, das man früher „journalistische Recherche“ genannt hätte und heute eher „dumme Idee mit Ansage“: Jemand hatte 1978 ein Foto von „meinem“ Hügel gemacht, und dieser jemand lebte höchstwahrscheinlich noch. Und saß bevorzugt an einem bestimmten Tisch in einem bestimmten Pub, mit einem Pint und einem ungesunden Verhältnis zu alten Geschichten.

„Gut“, sagte ich zum leeren Raum. „Wir fragen jetzt jemanden, der auch Stimmen hört, aber andere.“

Ich zog Jacke und Schuhe an, tastete automatisch nach dem Foto, stoppte dann. Es lag unter dem Glas, und da würde es bleiben. Ich hatte keine Lust, es in der Innentasche zu spüren wie eine zusätzliche Rippe. Stattdessen nahm ich das Notizbuch – nicht, weil ich etwas

mitschreiben wollte, sondern weil es sich besser anfühlte, mit einem Stück Papier in der Tasche herumzulaufen, auf dem meine Worte standen und nicht seine.

Der Weg ins Dorf war vom Regen aufgeweicht, aber begehbar. Der Himmel hing tief, als hätte jemand beschlossen, die Wolken näher an die Erde zu schrauben. Die Hecken wirkten dunkler, die Geräusche gedämpfter. Ein Auto fuhr vorbei, langsam, die Fahrerin hob kurz die Hand. Ich erwiderte den Gruß, obwohl ich keine Ahnung hatte, wer sie war. In kleinen Orten bedeutet „kennen“ manchmal einfach nur „hat mich nicht angehupt“.

Killarneagh war nicht belebt, aber auch nicht tot. Ein paar Leute standen vor dem Laden, rauchten, redeten über Wetter und Preise und Dinge, die sich anfühlen wie ein Schutzwall gegen alles Andere. Als sie mich sahen, verstummte das Gespräch kurz, dann wechselte es geschmeidig in ein belangloses Thema, wie ein Radiosender, der zu schnell die Frequenz wechselt.

Ich ging direkt zum Pub. Die Tür war halb offen, aus dem Inneren drangen Stimmen, Gläserklirren, dieses undefinierbare Grollen von Menschen, die versuchen, ihre Geschichten mit Alkohol zu verdünnen.

Drinnen roch es nach Bier, altem Holz und einem Hauch vom Mittagessen, das wohl irgendetwas mit Fett und Kartoffeln gewesen sein musste. Der Tresen glänzte stumpf, die Stammgäste saßen auf ihren Stammplätzen, als wären sie verschraubt.

Seamus war da, natürlich. Er saß an „seinem“ Ende des Tresens, die Hände um ein Glas geschlungen, als wäre es das Einzige, was ihn davon abhielt, auseinanderzufallen. Heute trug er einen Pullover, der schon bessere Wollen gesehen haben musste, und hatte das Kinn etwas tiefer in den Kragen gezogen, als könne er so verhindern, dass ihm seine eigenen Worte wieder auf die Füße fielen.

Als er mich sah, blitzte etwas in seinen Augen auf – keine Freude, aber auch keine Abwehr. Eher dieses resignierte Interesse, mit dem man ein wiederkehrendes Problem betrachtet.

„Der Mann vom Feld“, sagte er. „Oder vom Haus. Je nachdem, wen man fragt.“

„Heute vom Foto“, erwiderte ich und setzte mich neben ihn. „Pint, bitte“, sagte ich zum Wirt, der schon griffbereit unter die Theke fasste.

„Foto?“ Seamus hob eine Augenbraue.

„Feenhügel“, sagte ich. „Sommer 1978.“

Der Effekt war unmittelbar. Die Gespräche im Pub wurden nicht schlagartig leiser – das wäre zu filmreif gewesen –, aber sie bekamen eine Kante, eine kleine, hörbare Verrückung. Jemand räusperte sich zu laut, jemand anderes stellte sein Glas zu hart ab.

Seamus’ Finger spannten sich um sein Pintglas. „Wo hast du das gelesen?“ fragte er.

„Nicht gelesen.“ Ich nahm einen Schluck, ließ das Bier kurz auf der Zunge liegen. „Gesehen.“

Seine Augen verengten sich. „Du hast ein Foto.“

„Ein halbes“, gab ich zurück. „Die obere Hälfte hat sich mit Feuer angelegt und verloren. Die untere zeigt einen Hügel, den ich sehr gut erkenne. Und einen Teil von jemandem, der sehr gute Schuhe trug.“

Ein paar der Männer am Nachbartisch taten jetzt so, als würden sie sich intensiv für das Dartboard interessieren. Ihre Körper waren zum Spiel, ihre Ohren zu uns gedreht.

„Ich hab viele Fotos gemacht in meinem Leben“, sagte Seamus. „Was geht dich eins davon an?“

„Es hat den Weg in meinen Aschenbecher gefunden“, sagte ich. „Nachts. Nachdem ich versucht habe, ihm metaphorisch eine ‚Nein‘-Münze zu servieren. Ich dachte, bevor ich komplett irre werde, frag ich jemanden, der schon länger mit dem Hügel zu tun hat.“

Seamus starrte mich an, als hätte ich gerade einen privaten Witz erzählt, den nur ein sehr kleiner, sehr unglücklicher Club verstand.

„Er spielt mit dir“, murmelte er.

„Das hat man mir schon ein paar Mal gesagt“, antwortete ich. „Aber wenn er mit Fotos anfängt, will ich wissen, wer damals auf den Auslöser gedrückt hat.“

Der Wirt – Liam, wie ich inzwischen wusste – polierte ein Glas, das längst sauber war, und warf Seamus einen kurzen Blick zu. Es war diese Art von Blick, die fragte: „Redest du oder soll ich dir einen Grund geben, noch mehr zu trinken?“

Seamus nahm einen tiefen Schluck, stellte das Glas ab, wischte sich den Mund mit dem Handrücken.

„Sommer 1978“, wiederholte er. „Es war ein heißer Sommer. Keiner der letzten, so ein richtiger. Die Leute haben im Meer gebadet, bis sie schrumpelig waren, und die Kühe hatten mehr Fliegen als Würde.“

„Klingt idyllisch“, sagte ich.

„War es auch“, sagte er. „Bis es das nicht mehr war.“

Er starrte in sein Bier, als stünde dort irgendwo eine Untertitelspur zu seinen Erinnerungen.

„Wir waren damals jung“, fuhr er fort. „Ich, Aidan, Cian – also der ältere Cian, nicht der Junge, den du kennst –, und ein paar andere. Wir hingen rum, tranken zu viel, taten zu wenig. Wie junge Männer das eben so machen, wenn sie glauben, ihnen gehört die Welt oder wenigstens das Dorf.“

„Und der Hügel?“

„War immer da“, sagte Seamus. „Wie ein älterer Nachbar, der einen nicht mag, aber nicht genug Energie hat, sich zu beschweren. Die Alten haben gesagt, wir sollen ihn in Ruhe lassen. Also haben wir ihn natürlich nicht in Ruhe gelassen.“

Ein paar der Zuhörer lachten kurz, trocken. Es war kein gutes Lachen.

„Eines Abends“, fuhr Seamus fort, „hat Aidan gesagt, er will Beweise. Er hat mich überredet, die Kamera meines Vaters mitzunehmen. ‚Wenn schon Feenhügel, dann wenigstens ein Bild für später‘, hat er gesagt. Ich hab’s für eine gute Idee gehalten. Viele meiner guten Ideen begannen so.“

„Du warst hinter der Linse.“

„Ja“, sagte er. „Ich stand auf der Mauer, genau da, wo du heute wahrscheinlich auch gestanden hast. Ich hab gelacht, Aidan hat gelacht, Cian hat versucht, den Mut zu finden, rüberzusteigen. Und dann…“

Er verstummte. Die Luft im Pub schien dichter zu werden.

„Dann?“ fragte ich leise.

„Dann kam er“, sagte Seamus. „Nicht so, wie du ihn kennst. Nicht in Mantel und Schuhen, nicht in voller Größe. Erst war da nur… ein Gefühl. So wie wenn du zu lange in die Sonne starrst und siehst danach noch Lichtflecken. Nur dass die Flecken im Schatten waren. Es wurde still. Sogar die Fliegen wurden leise.“

„Ich hasse es, wenn selbst die Insekten was merken, bevor man selbst es tut“, murmelte ich.

„Ich hab die Kamera hochgenommen“, sagte Seamus. „Wollte Aidan fotografieren, wie er die Mauer berührt oder so. Ein Beweis, dass er nah genug dran war, um sich später einbilden zu können, er wäre mutig gewesen. Aber im Sucher…“

Er machte eine vage Handbewegung, als würde er ein unsichtbares Rechteck vor sein Gesicht halten.

„Im Sucher stand jemand, der nicht da war, wenn ich die Kamera wegnahm“, sagte er. „Ich hab sie runtergenommen – nur Aidan, der Hügel, das Feld. Hochgenommen – und da stand jemand am Fuß des Hügels. Klein, von der Statur, aber nicht so klein, wie man sich ihn in den Geschichten vorstellt. Mantel, glatt. Schuhe, glänzend. Kein Gesicht, nur eine Art… Schatten, der so tat, als wäre er ein Gesicht.“

Mir lief es kalt den Rücken runter. „Aber auf dem Foto…“

„Auf dem Foto ist nur das, was übrig blieb“, sagte Seamus. „Der Hügel. Ein Stück von ihm. Die Hälfte der Geschichte. Die andere Hälfte… hat das Feuer gefressen. Oder er.“

„Wer hat das Foto verbrannt?“

Seamus trank den Rest seines Biers aus, als brauche er einen Schluck pro Satz. „Ich“, sagte er schließlich. „Jahre später. Als ich begriffen habe, dass manche Dinge nicht in Schuhkartons gehören.“

„Er hat es zurückgebracht“, sagte ich. „In meinen Aschenbecher. Halber, verkohlt, aber deutlich genug. Und mit vier Strichen auf der Rückseite.“

Die vier Striche.

Seamus blinzelte kurz, als hätte ihn jemand ins Auge gehauen. „Vier“, wiederholte er tonlos.

„Was hast du damals gezählt?“ fragte ich.

Er sah mich an, und in seinem Blick lag für einen Moment der jüngere Seamus, der eine Kamera hielt und glaubte, er hätte alles im Griff, weil er derjenige war, der auf den Auslöser drückte.

„Menschen“, sagte er. „Wir waren zu viert, als wir zum Hügel hoch sind. Aidan, Cian, ich und…“

Er brach ab.

„Und?“

„Und jemand, den die anderen später nicht mehr erwähnt haben“, sagte er. „Oder nicht mehr erinnern wollten. Es ist schwer zu erklären, wie man jemanden vergisst, der dabei war, wenn man gleichzeitig weiß, dass man ihn nicht vergessen sollte.“

Er lachte kurz, bitter. „Ich hab die Striche gemacht, als Beweis, dass ich nicht komplett durchdrehe. Ein Strich für jeden, der da war. Vier Striche. Vier Jungs mit zu viel Zeit und zu wenig Ahnung. Später… war’s, als wären es nur noch drei gewesen. Aber der Strich blieb.“

„Und jetzt“, sagte ich langsam, „sagst du wieder ‚vier‘, wenn du von ihm redest. Vier Bindungen, vier Münzen, vier Namen. Das zieht sich durch.“

„Er mag Zahlen, die man nicht so leicht vergisst“, sagte Seamus. „Vier Beine auf einem Stuhl, vier Himmelsrichtungen, vier… Gelegenheiten, es zu versauen.“

Jemand räusperte sich laut am anderen Ende des Tresens. Es war kein Zufallsräuspern. Ich drehte den Kopf.

Cal stand in der Tür.

Natürlich.

Er hatte den Mantel diesmal offen, der Schal war lose um den Hals gelegt. Die Schuhe – ja, ich sah als erstes auf seine Schuhe, ich bin nicht stolz darauf – glänzten trocken, obwohl draußen noch immer Pfützen die Straße dekorierten.

„Ihr redet über alte Zeiten“, sagte er, als wäre er in ein Schulfreundetreffen geplatzt.

„Wir reden über Fotos“, sagte ich. „Und wie schlecht sie altern.“

Sein Blick glitt von mir zu Seamus, dann zurück. „Er hat es dir gezeigt“, sagte er ruhig. Es klang nicht wie eine Frage.

„Er hat es mir nicht gezeigt“, sagte ich. „Er hat es durch meine Küche geschoben. Über meinen Aschenbecher. Ohne Porto.“

Cal trat näher. Die wenigen Gespräche, die noch im Pub liefen, starben.

„Fotos sind seltsam“, meinte er. „Sie halten nur fest, was das Licht zulässt. Alles andere ist trotzdem da, nur eben nicht sichtbar. Manche Leute vergessen das.“

„Sommer 1978“, sagte ich. „Du warst da.“

Seamus spannten sich die Schultern. Cal warf ihm einen kurzen, prüfenden Blick zu, bevor er antwortete.

„Ich bin oft da“, sagte er. „Auf Hügeln, in Pubs, in Häusern, in Geschichten. Die Jahreszahl ändert nichts an der Funktion.“

„Dein Name steht auf der Münze“, sagte ich. „In meiner Küche. In Salz. Und noch mal auf einer, die er mir in den Aschenbecher gelegt hat. Wie erklärt man so was in deinem… Beruf?“

Ein kaum merkliches Zucken ging über sein Gesicht. „Er mag es, Namen zu benutzen“, sagte er. „Besonders die von Leuten, die nicht mehr richtig wissen, wann sie angefangen haben, ihm zu gehören. Eine Münze mit meinem Namen ist entweder ein Kompliment oder eine Drohung. Je nach Laune.“

„Und was ist sie in meinem Fall?“

„Ein Hinweis“, sagte er. „Dass eure Geschichten enger miteinander verknüpft sind, als euch lieb ist. Seamus, ich, du, der Hügel, die vier Striche. Er hält euch für Material aus derselben Grube.“

„Ich bin nicht euer Rohstoff“, fauchte ich, bevor mein rationaler Teil eingreifen konnte.

Cal sah mich an, und für einen Moment war da so etwas wie Respekt in seinem Blick. „Dann verhalte dich auch nicht so“, sagte er leise. „Geh nicht dahin, wo er will, dass du hingehst, nur weil er dir ein altes Bild zeigt.“

„Zu spät“, murmelte Seamus. „Er war schon oben.“

Cal drehte langsam den Kopf zu ihm. „Hast du ihm das nicht ausgetrieben?“

„Er ist erwachsen“, knurrte Seamus. „Und stur.“

Cal seufzte. „Sturheit ist besser als Gier“, sagte er. „Aber nur knapp.“

Er setzte sich nicht. Er blieb stehen, die Hände in den Manteltaschen, als müsste er sie daran hindern, etwas Dummes zu tun.

„Er hat dir das Foto gegeben, weil du ihm nein gesagt hast“, sagte er an mich gewandt. „Er zeigt dir, wie andere damals ja gesagt haben, ohne es zu merken. Sommer 1978 war einer seiner Lieblingssommers. Er hat gut geerntet.“

„Einer zu viel?“ fragte ich.

„Mindestens“, sagte Cal. „Vielleicht zwei.“

Seamus schnaubte. „Wir waren vier“, murmelte er. „Und es sind weniger zurückgekommen, als hingehen wollten. Reicht das als Zahlenspiel?“

Cal ignorierte ihn. „Pass auf, was du mit diesem Foto machst“, sagte er zu mir. „Er wird versuchen, dir die Geschichte zu diktieren. Dir einreden, was damals passiert ist. Er liebt Rückblenden. Wenn du sie ihm überlässt, vergisst du, dass du in deiner eigenen Gegenwart noch eine Wahl hast.“

„Was schlagen Sie vor?“

„Schreib deine Version“, sagte Cal. „Nicht seine. Und wenn du unbedingt wissen willst, wer damals auf dem Foto stand – frag die, die noch Beine haben und nicht nur Schuhe.“

Seine Worte hingen in der Luft wie ein Zug, der nur in eine Richtung fährt.

„Seamus“, sagte ich langsam, „warst du es? Oder war er es?“

Seamus’ Hände zitterten leicht. „Ich war hinter der Kamera“, sagte er rau. „Ich hab nur festgehalten, was da war.“

„Manchmal“, warf Cal ein, „ist der hinter der Kamera tiefer drin als der vor der Linse.“

Ich sah zwischen den beiden hin und her und hatte plötzlich das sehr starke Bedürfnis, nach Hause zu gehen, die Tür abzuschließen und mit keinem von beiden mehr zu reden.

Stattdessen nahm ich einen letzten Schluck Bier, stellte das Glas ab und stand auf.

„Ich habe ein halbes Foto und zwei ganze Münzen“, sagte ich. „Und eine Wand, die mehr über mich weiß, als mir lieb ist. Ich werde schreiben. Und ich werde nicht auf deinen Hügel steigen.“

„Noch nicht“, flüsterte Seamus.

„Gar nicht“, korrigierte ich.

Cal lächelte schmal. „Das ist ein gutes Kapitelende“, sagte er. „Versauen Sie es nicht mit einem Epilog, auf den niemand vorbereitet ist.“

Ich verließ den Pub, bevor jemand noch eine weitere weise Bemerkung machen konnte. Draußen hatte der Regen aufgehört. Die Luft war klar, das Feld in der Ferne dunkelgrün, der Hügel ein stiller Buckel gegen den Himmel.

„Sommer 1978“, murmelte ich. „Winter Jetzt.“

Und irgendwo zwischen damals und heute spannte jemand unsichtbare Fäden, und ich war mittendrin, ob ich wollte oder nicht.

Der Weg zurück zum Haus fühlte sich an, als würde ich durch zwei verschiedene Dörfer gehen, die übereinandergelegt waren. In dem einen standen die Häuser da, wie Häuser das eben tun: stoisch, mit verwaschenen Fassaden und Satellitenschüsseln, die in den Himmel starrten, als hofften sie auf besseren Empfang. In dem anderen lagen dieselben Häuser wie

Requisiten auf einer Bühne, auf der seit Jahrzehnten das gleiche Stück gespielt wurde: Junge Männer, alte Hügel, zu viele Geschichten und einer, der nie den Vorhang schließt.

Ich blieb kurz vor dem Laden stehen. Das Schild „O'Rourke's Store – Alles außer Vernunft" sah heute weniger nach Scherz und mehr nach Diagnose aus. Durch die Scheibe sah ich Niamh hinter der Kasse stehen, mit einem Stapel Papier in der Hand und einem Blick, der jede Registrierkasse zur Beichte gezwungen hätte. Ich überlegte, ob ich zu ihr reingehen sollte, entschied mich dagegen. Noch eine Runde Erklärungen hätte mein Kopf heute nicht verdaut. Außerdem hatte ich das unangenehme Gefühl, dass er jedes Wort, das wir sagten, mitzählte wie Trinkgeld.

Das Haus am Feld empfing mich, wie es das inzwischen immer tat: mit einem leichten, kaum merklichen Zurückweichen, als müsste es sich erst daran erinnern, dass ich ein Teil seiner aktuellen Innenausstattung war. Ich schloss die Tür, lehnte einen Moment den Rücken dagegen und lauschte.

Nichts.

Also, nichts Übernatürliches. Das Haus atmete in seinem normalen Rhythmus: leises Knacken im Gebälk, irgendwo fiel ein Tropfen, den ich seit Tagen nicht lokalisieren konnte, die Uhr in der Küche klickte sich durch die Sekunden wie ein nervöser Metronomlehrer.

In der Küche stand alles, wie ich es gelassen hatte. Der Aschenbecher leer, die beiden Salzgläser über dem Herd, das Foto darunter eingeklemmt, nur der verbrannte Rand sichtbar. Ich stellte mir für einen Moment vor, wie es wohl aussähe, wenn jemand Fremdes den Raum betrat: zwei harmlos aussehende Gläser, ein bisschen Unordnung, keine Leiche.

„Du übertreibst", sagte ich zu mir. „Es ist ein Haus, kein Level in einem Computerspiel."

Trotzdem konnte ich nicht anders, als zum Herd zu gehen und das obere Glas kurz anzuheben. Das Foto klemmte darunter, auf der Rückseite die krakelige Schrift, die vier Striche, der halb verbrannte Name. Ich stellte das Glas wieder genau in die Kerbe an der Wand, in der es gestanden hatte, als hätten Ewigkeiten daran gearbeitet, genau diesen Platz auszuschleifen.

Im Wohnzimmer war der Kamin aus. Ich legte Holz nach, aus Prinzip. Feuer beruhigte mich. Es war berechenbar: es nahm, es fraß, es verwandelte. Kein Hintergedanke, kein Vertrag, nur Verbrennung. Wenn es eine Hölle gab, dachte ich, war sie vermutlich enttäuschend simpel: ein Raum, in dem man mit jemandem diskutieren musste, der gute Angebote machte.

Ich setzte mich in den Sessel, ließ die Flammen wachsen und starrte in sie hinein, als könnten sie mir die Dinge erzählen, die Seamus verschwiegen hatte. Sommer 1978, vier Striche auf der Rückseite eines Fotos, einer zu viel, einer zu wenig, je nachdem, wen man fragte.

Wer war der Vierte gewesen? Wer war der, den man vergessen hatte? War es jemand, den ich nie kennenlernen würde, weil er jetzt irgendwo im Mauerwerk hing wie eine getrocknete Spinne? Oder war „der Vierte" weniger eine Person und mehr ein Zustand? Ein Moment, in dem man aufhörte, jemand zu sein, der einfach nur am Rand stand, und anfing, Teil einer Geschichte zu werden, die nicht mehr einem selbst gehörte?

Je länger ich darüber nachdachte, desto mehr hasste ich Zahlen.

Ich nahm das Notizbuch, schlug eine neue Seite auf. Oben schrieb ich: „Feenhügel, Sommer 1978 – Notizen“. Darunter ließ ich erst einmal Platz. Man sollte Respekt vor Dingen haben, die einem durch verbrannte Fotos auf den Tisch gelegt werden.

Dann schrieb ich stichwortartig auf, was ich wusste:

– Vier Jungs, ein Hügel, eine Kamera.
– Er taucht im Sucher auf, aber nicht im Auge.
– Foto halb verbrannt, untere Hälfte bleibt.
– Vier Striche auf der Rückseite – Seamus’ Versicherung gegen das Vergessen.
– Mindestens einer zu viel oder einer zu wenig im Nachhinein.
– Heute: zwei Münzen, zwei Gläser, ein Hügel, der immer noch da ist.

Je länger ich die Liste ansah, desto mehr sah sie aus wie das Protokoll eines Unfalls, der nie polizeilich aufgenommen wurde.

Ich blätterte zurück zu meiner „Er/Ich“-Spalte. Unter „Er“ standen inzwischen vier Sätze, die sich anfühlten wie Werbeslogans: „Du willst, dass es Sinn ergibt“, „Mehr“, „Er ist gebunden. Du nicht. Noch nicht“, „Vier“. Unter „Ich“ war es unordentlicher, aber ehrlicher: „Ich bin hier, weil ich weg wollte“, „Ich bestimme, wo die Altäre stehen“, „Ich will nicht Rohstoff sein“.

Ich ergänzte:

„Ich will wissen, was im Sommer 1978 passiert ist, ohne dieselben Fehler zu machen.“

Der Satz wog schwer. Schwerer als alles, was „Er“ mir bisher zugeschoben hatte.

Der Nachmittag zog sich. Draußen wurde es früher dunkel, als mir recht war. Das Feld verschmolz mit dem Himmel, der Hügel zeichnete sich nur noch als dunklere Wölbung ab. Ich machte Licht, mehr als sonst. Wohnzimmer, Küche, Flur – alles an, als könnte ich ihn dadurch aus dem Haus halten.

Irgendwann, kurz nach neun, setzte das Kratzen in der Wand wieder ein. Nicht so drängend wie in der Nacht, in der er zum ersten Mal meinen Namen in meinen Kopf gelegt hatte. Eher wie jemand, der ungeduldig mit den Fingern trommelt, weil das Gespräch nicht so läuft, wie er es geplant hat.

Ich blieb im Sessel sitzen, den Rücken gerade, die Hände flach auf die Lehnen gelegt. Die Flammen warfen wechselnde Schatten an die Wand, die sich manchmal zu Gesichtern formten, wenn ich zu lange hinsah.

„Du bist zu spät“, sagte ich leise. „Die Matinee ist vorbei. Heute gibt es nur noch Wiederholung.“

Das Kratzen wurde für einen Moment schneller, dann langsamer. Kein Klingen diesmal, kein Münzgeräusch, nur das Arbeiten im Mauerwerk.

Du willst wissen, was war.

Der Gedanke war da, klar, ohne Umweg über meine Ohren. Ich hätte schwören können, dass ich ihn nicht selbst gedacht hatte.

„Ja“, gab ich zurück. „Ich will wissen, was war. Aber nicht von dir. Du warst der, der es eingerichtet hat. Ich frage lieber die, die drunter gelitten haben.“

Ein kurzes Innehalten.

Sie lügen.

„Du auch.“

Die Stille zog sich wie ein Gummiband.

Sie vergessen.

„Du nicht“, sagte ich. „Du vergisst nie. Du erinnerst zu gut. Du erinnerst so gut, dass keiner, der in deinen Geschichten steckt, sich noch sicher ist, was seine eigene Erinnerung ist und was du ihm reingeschoben hast. Also nein, ich nehme deine Version nicht für bare Münze.“

Das Wort „Münze“ war im Nachhinein eine unglückliche Wortwahl, aber es war draußen.

Das Kratzen wanderte, von der Kaminwand zur Ecke, wo Wohnzimmer und Küche sich trafen. Es war, als würde jemand seine Stirn gegen die Wand legen und denken.

Du wirst sehen.

Diesmal nicht als Drohung, eher als müde Ankündigung.

„Vielleicht“, sagte ich. „Aber nicht heute. Heute schreibe ich erst mal meine Version.“

Ich stand auf, obwohl alles in mir danach schrie, sitzen zu bleiben, um die Bewegungen in der Wand besser einschätzen zu können. In der Küche war es hell, die zwei Gläser über dem Herd warfen kleine, klare Schatten. Der Aschenbecher stand an seinem Platz, leer, fast artig. Der verbrannte Rest des Fotos lag daneben auf dem Tisch, neben dem Notizbuch, wie eine Einladung, die jemand noch nicht angenommen hatte.

Ich setzte mich, legte den Stift in die Hand und begann, die Szene von Sommer 1978 aufzuschreiben. Nicht so, wie er sie mir wahrscheinlich zeigen würde – mit Nebel, der sich zu Händen formt, mit Stimmen, die süße Versprechen flüstern –, sondern so, wie Seamus sie erzählte: vier Jungs mit zu viel Zeit, ein Hügel, eine Kamera, ein Moment, in dem die Luft anders wurde.

Ich schrieb über die Kamera, den Sucher, das Bild, das nur durch Glas zu sehen war. Darüber, wie leicht es ist zu glauben, man hätte Kontrolle, wenn man der ist, der den Auslöser drückt. Wie trügerisch diese Art von Macht ist. Wie nah das „Ich dokumentiere“ am „Ich mache mit“ sein kann, ohne dass man es merkt.

Je mehr ich schrieb, desto leiser wurde das Kratzen. Es verschwand nicht, aber es verlor seine Hartnäckigkeit. Als hätte jemand auf der anderen Seite der Mauer beschlossen, dass er im Moment mehr davon hatte, mir zuzuhören, als selbst zu reden.

„Gewöhn dich nicht dran“, murmelte ich. „Das hier ist kein Podcast für die andere Seite.“

Gegen Mitternacht war ich erschöpft. Der Text vor mir war roh, holprig, teilweise pathetisch. Kein Kapitel, das ich irgendwem freiwillig gezeigt hätte. Aber es war da. Und es war meins. Keine eingeflüsterte Version, kein bearbeitetes Angebot. Nur ein Versuch, dem Sommer 1978 eine Form zu geben, die nicht ihm gehörte.

Ich löschte das Licht in der Küche, ließ im Wohnzimmer nur die Glut im Kamin noch ein bisschen glimmen und ging die Treppe hoch. Im Schlafzimmer zog ich die Vorhänge diesmal komplett zu. Kein Streifen Feld, kein Streifen Hügel. Nur Dunkelheit.

Im Bett liegend lauschte ich. Das Haus knackte noch einmal, dann kam das Kratzen zurück, sehr leise, wie ein letzter Kommentar. Ein Hauch von Bedeutung legte sich in meinen Kopf:

Vier. Neues. Blatt.

Ich drehte mich auf die Seite. „Du kriegst keins“, flüsterte ich. „Ich bleib bei den drei, die ich habe: Angst, Wut und Sturheit. Das vierte – das kriegst du nicht.“

Ob er lachte, weiß ich nicht. Wenn, dann tat er es irgendwo im Gemäuer, wo ich es nicht hören musste.

Der Schlaf kam in Etappen, stockend, aber er kam. Diesmal ohne Bilder vom Hügel, ohne Schuhe, ohne Münzen im Traum. Nur dieses dumpfe Gefühl, dass etwas sich neu sortierte – im Haus, im Feld, in mir.

Und als ich irgendwann in der Nacht von einem Geräusch hochschreckte – einem einmaligen, präzisen Klopfen aus der Tiefe des Hauses –, griff ich automatisch nach der Uhr.

3:07.

Natürlich.

„Dann eben morgen“, murmelte ich. „Morgen reden wir über deine Uhrzeiten.“

Ich zog die Decke höher und ließ den Rest der Nacht an mir vorbeiziehen wie einen Zug, bei dem ich nicht sicher war, ob ich einsteigen sollte.

Klopfen um 3:07 Uhr

Die erste Nacht, in der es genau um 3:07 Uhr klopfte, hielt ich noch für Zufall. Man hält vieles für Zufall, bis das Muster sich bückt, einem ins Gesicht grinst und sagt: „Überraschung, ich bin Absicht."

Ich war dazwischen weggenickt, irgendwann nach eins, mit dem dumpfen Gefühl im Bauch, dass die Wand hinter dem Kamin wieder ansetzt, ihre Nägel zu wetzen. Ich weiß noch, dass ich vom Ticken der Uhr im Flur träumte – ein lächerlicher Traum im Vergleich zu dem, was dieses Haus ansonsten im Angebot hatte. Dann ein Schlag, sauber, präzise, als hätte jemand mitten durch den Traum einen Nagel ins Holz getrieben.

Ich fuhr hoch. Kein langsames Erwachen, kein Blinzeln, kein „Wo bin ich?". Nur Augen auf, Herz an, Lunge im Sprint.

Es war still. Die Sorte still, bei der man jedes Körpergeräusch hört: Herzschlag, Atem, das leise Kratzen, wenn man mit der Zunge über die Zähne fährt.

Ich griff automatisch nach der Uhr auf dem Nachttisch. Das Display leuchtete kurz blau auf.

3:07.

Natürlich.

„Vielleicht", sagte ich mir, „war das nur im Traum."

Dann kam das zweite Klopfen.

Nicht lauter, nicht heftiger, nur genauso präzise. Kein Pochen, kein Hämmern. Eher wie ein einzelner Fingerknöchel, der gegen Holz tippt, um zu testen, wie dick es ist. Drei Zimmer weiter, schätzte ich. Nicht vom Fenster, nicht von der Außenwand. Aus der Mitte des Hauses.

Ich hätte im Bett bleiben können. Ein normaler Mensch wäre im Bett geblieben, hätte sich die Decke über den Kopf gezogen und darauf gehofft, dass alles, was um 3:07 Uhr auf der Welt unterwegs ist, Respekt vor Baumwolle hat.

Ich bin kein normaler Mensch. Ich bin Schriftsteller. Wir sind von Natur aus schlechte Decken-Gläubige.

Ich stand auf, tastete nach der Jogginghose, die am Stuhl hing, zog sie an, stolperte fast dabei – die Füße waren schneller als der Rest von mir. Die Dielen knarrten unter mir, als wollten sie mich verraten.

Der Flur war dunkel. Ich machte das Licht nicht an. Das Haus konnte mich hören, egal, ob ich romantische Schatten oder unangenehm ehrliche Neonröhren bevorzugte. Und er, der in den Wänden, brauchte kein Licht. Der brauchte nur Fehler.

Es hatte ein drittes Klopfen gegeben, bevor ich die Schlafzimmertür erreichte. Gleich laut, gleich einsilbig, als würde jemand nach einem Code arbeiten, den ich nicht kannte. Ich blieb kurz stehen, lauschte.

Nichts.

Die Luft im Flur war kühler als im Schlafzimmer. Ich roch Holz, Staub, dieses feine bisschen Feuchtigkeit, das es in alten Häusern immer gibt, egal wie sehr man heizt. Ich ging ein paar Schritte vor, Richtung Treppe.

„Wenn du jetzt die Treppe runtergehst“, sagte die vernünftige Stimme in meinem Kopf, „stehst du in zwei Minuten im Flur, schaust auf eine Tür, hinter der nichts ist, und hast offiziell eine Geistergeschichte betreten. Wenn du umdrehst, kannst du morgen behaupten, du hättest nur schlecht geschlafen.“

„Ich schreibe gerade ein Buch über einen leprösen Glücksdämon im Kleefeld“, antwortete ich stumm. „Der Punkt, an dem ich normal tue, ist leider schon überschritten.“

Ich ging die Treppe runter. Langsam, eine Stufe nach der anderen, die Hand am Geländer, als wäre das aus Eisen und nicht nur aus altem Holz mit zu vielen Erinnerungen.

Unten im Flur war es noch dunkler. Die Tür zum Wohnzimmer stand halb offen, dahinter ein matter Schein vom verglimmenden Kamin. Die Küche lag im Dunkeln, nur der Umriss des Tisches, der Stühle, die Silhouette der Gläser über dem Herd zeichneten sich ab.

Das Klopfen war von hier unten lauter gewesen, erinnerte ich mich. Nicht wie an einer Tür, eher… aus der Tiefe des Hauses.

„Natürlich“, murmelte ich. „Du willst, dass ich rate. Du liebst Rätsel. Ich hasse Rätsel. Wir haben hier ein fundamentales Beziehungsproblem.“

Ich ging zuerst zur Haustür. Man muss seine Pflicht erfüllen. Wenn jemand um 3:07 Uhr klopft, schaut man nach, ob es vielleicht doch der Nachbar ist, dessen Haus brennt. Alles andere wäre unhöflich.

Der Riegel war vorgeschoben, so wie ich ihn gelassen hatte. Ich legte das Ohr an das Holz. Nichts. Der Wind pfiff irgendwo draußen, aber kein Mensch, kein Tier, keine Schuhe. Ich öffnete den Riegel, nur einen Spalt. Kalte Luft strömte hinein, roch nach nasser Erde, Salz, Regen, der gerade eine Pause eingelegt hatte. Kein Mensch.

Ich schloss die Tür wieder, legte den Riegel vor.

„Also nicht du“, sagte ich zur Tür. „Schön.“

Die nächste Option war die Wohnzimmerwand. Die empfehlenswerteste Option wäre gewesen, ins Bett zu gehen und nie wieder über 3:07 nachzudenken. Ich bin nicht gut in empfehlenswerten Optionen.

Im Wohnzimmer glomm die Glut schwach, rot wie eine müde Warnlampe. Die Schatten an der Wand wirkten gezeichnet, nicht bewegt. Ich ging zum Kamin, legte die Hand an die Tapete. Kühler als die Luft, aber nicht vor Kälte vibrierend. Kein Kratzen, kein Flüstern.

Er hat andere Wege, dachte ich. Er musste nicht jedes Mal durch dieselbe Wand krabbeln. Vielleicht hatte er Spaß daran, das Haus wie ein Instrument zu benutzen, und heute war der Klang eben „Klopfen in der Struktur“.

Es war, als würde das Haus darauf warten, dass ich den Fehler mache: mein Ohr an etwas legen, meinen Namen sagen, fragen „Bist du da?“. Ich biss mir auf die Zunge, bis ich Blut schmeckte, nur um sicherzugehen, dass keine Worte rausrutschten, die man in Verträge umwandeln konnte.

Ich stand im Wohnzimmer, im Halbdunkel, und merkte, dass das Klopfen nicht aus der Wand gekommen war. Nicht aus dieser. Nicht aus dem Kamin.

Es war tiefer gewesen.

Unter mir.

Wenn es in einem zweistöckigen Haus „unter mir“ heißt, steht man vor einer relativ begrenzten Auswahl: Fundament, Kriechkeller, abgedeckte Hölle. Ich hatte bisher gehofft, dass dieses Haus mit zwei Etagen auskommt – einer, in der man lebt, und einer, in der sich das Dach überlegt, ob es dicht hält.

Jetzt fiel mir wieder ein, was Niamh gesagt hatte: „Räum den Schrank nicht auf, geh nicht in den Keller, fass die Tür unter der Treppe nicht an.“

Tür unter der Treppe.

Ich hatte sie gesehen, natürlich. An meinem ersten Tag. Eine schmale, niedrige Tür, direkt unter dem ersten Treppenabsatz, so unauffällig wie möglich in die Wand integriert. Kein Schild, kein Griff, nur eine kleine, alte Klinke und ein Schloss, das so aussah, als wäre es seit Jahrzehnten beleidigt, weil niemand mehr Schlüssel in es steckte.

Bis jetzt hatte ich mich erfolgreich damit arrangiert, sie zu ignorieren. Ich war einfach jedes Mal schneller die Treppe rauf oder dran vorbei in die Küche gegangen. Man kann mit einer Tür koexistieren, wenn man sie wie einen Ex behandelt: man registriert ihre Existenz und schaut dann demonstrativ in die andere Richtung.

Um 3:07 Uhr nachts verlieren viele Strategien ihre Wirkung.

Ich stand wieder im Flur, mein Blick klebte an dem dunklen Rechteck im Schatten der Stufen. Kein Licht von innen, kein Zug, kein „Huhu, ich bin das Böse, mach auf“. Nur eine Tür, die da war.

„Nein“, sagte ich. Laut. Zu mir, zu ihm, zu ihr, zu allen. „Nein, ich fass dich nicht an.“

Als wäre das das Stichwort gewesen, kam das nächste Klopfen.

Diesmal eindeutig von unten. Dumpfer. Näher. Drei kurze Schläge, kein Zögern. Nicht an der Tür. Unter der Tür.

Für einen Moment stellte ich mir vor, wie jemand mit der flachen Hand von innen gegen Holz schlägt. Nicht, um rauszukommen. Nur, um zu sagen: „Ich weiß, dass du da bist.“

„Scheiße“, flüsterte ich.

Die Luft im Flur wurde dichter. Nicht merklich kälter, aber voller. Als hätte jemand eine zusätzliche Schicht draufgelegt, die dafür sorgte, dass jede Bewegung mehr Kraft kostete.

Hör auf, dachte ich. Ich dachte es, nicht er.

Dann, ganz leise, direkt an der Grenze zur Einbildung:

Theo.

Nicht in meinem Kopf wie sonst. Nicht als vibrierender Gedanke an der Wand. Es klang… gedämpft. Wie eine Stimme durch Holz. Und sie kam von unten.

Von hinter der Tür unter der Treppe.

Ich drückte den Rücken gegen die Wand, als wäre ich plötzlich allergisch gegen Stehen im Freien. Meine Knie fühlten sich an wie aus weichem Gummi.

„Das ist nicht fair“, brachte ich heraus. „So früh am Morgen sollte niemand mit seinem Namen erschreckt werden.“

Noch ein Klopfen, ganz nah.

Irgendetwas in mir – der alte, demonstrative Trotz, der sich schon mit Lehrern, Beamten und allen Formen von Autorität angelegt hatte – stemmte sich gegen all das. Ich merkte, wie sich Wut in mir sammelte, trocken, kratzend, viel zu wach für diese Uhrzeit.

„Du klopfst um 3:07 Uhr in meinem Haus“, sagte ich, leise, aber deutlich. „In meinem. Ich zahle Miete, ich schreibe hier, ich hasse dieses Teppichmuster, aber ich putze den Flur. Du wohnst im Feld. Deine Wand ist da drüben. Wenn du was willst, dann nicht durch eine Tür, von der Niamh ausdrücklich gesagt hat, ich soll sie nicht anfassen. Das ist schlechter Stil.“

Es war erstaunlich, wie viel Mut man entwickeln konnte, wenn die Alternative „sich in die Ecke setzen und heulen“ hieß.

Die Stille danach war fast schlimmer als das Klopfen.

Dann: ein letztes, einzelnes, langsames *tok*. Nicht wie von einer Hand. Mehr wie von einem Gegenstand. Schwer. Metallisch.

Etwas rollte kurz. Ich hörte es, dumpf, ein kleines Kullern, dann Stille.

Ich wartete. Eine Minute. Zwei. Meine Hände zitterten, meine Zähne klapperten, obwohl mir nicht kalt war. Die Uhr im Flur sagte ungerührt weiter die Sekunden an.

3:08.

3:09.

Nichts. Kein weiteres Klopfen. Die Luft entspannte sich minimal. Das Haus atmete wieder normal.

Ich hätte umdrehen können. Hätte nach oben gehen, mich ins Bett legen, die Decke über den Kopf ziehen und alles in die wachsende Liste „Dinge, die ich später therapeutisch aufarbeite“ einsortieren können.

Stattdessen machte ich zwei Schritte nach vorn.

Die Tür unter der Treppe war niedriger als ich, ich hätte den Kopf einziehen müssen, wenn ich sie geöffnet hätte. Ich tat es nicht. Ich beugte mich nur hinunter und legte das Ohr an das Holz.

Nichts. Kein Kratzen, kein Flüstern, kein Atem.

„Wenn du jetzt ‚Hallo?‘ sagst, hast du verloren“, sagte ich mir.

Also sagte ich es nicht.

Stattdessen tastete ich den Boden vor der Tür ab. Alte Fliesen, kalt unter den Fingerspitzen. Ein Hauch Staub. Und dann: Etwas Rundes.

Meine Hand stieß dagegen, es rollte ein Stück, blieb an meinem Zeigefinger hängen.

Ich wusste schon, was es war, bevor ich es hochhob. Und trotzdem hoffte ein winziger, idiotischer Teil von mir, dass es vielleicht nur ein alter Knopf oder eine Murmel war.

Ich nahm es zwischen Daumen und Zeigefinger.

Eine Münze.

Schwer. Kalt.

Die Oberfläche war feucht vom Boden, aber das Grinsen darauf war deutlich zu erkennen.

Vier Blätter auf der Rückseite.

Ich stand da, mitten im Flur, um 3:10 Uhr morgens, eine dritte Münze in der Hand, und wusste: Die Zahl, die er so liebte, rückte näher.

Und diese hier hatte er mir nicht im Schlaf, nicht im Feld, nicht durch Asche geschickt.

Diese hier hatte er mir unter einer Tür durchgeschoben, von der ich ausdrücklich die Finger lassen sollte.

Es ist eine Sache, über Münzen zu reden, während man halb betrunken im Pub sitzt und so tut, als wären das alles nur Geschichten. Es ist eine andere, um kurz nach drei Uhr morgens im Flur eines alten Hauses zu stehen und das Gewicht einer dritten Münze in der Hand zu spüren, die man vom Boden aufgeklaubt hat wie einen ausgespuckten Zahn.

Ich drehte das Ding zwischen den Fingern. Die Oberfläche war feucht, aber nicht vom Regen – der war hier draußen gar nicht hingekommen. Es war die Feuchtigkeit alter Häuser, dieses kondensierte „Hier war schon viel Leben, aber nicht alles freiwillig“.

Das Gesicht auf der Münze grinste mich an, als hätte es genau auf diesen Moment gewartet. Die Konturen waren diesmal schärfer als bei der, die im Aschenbecher gelandet war. Der Kopf, der in das Metall geprägt war, wirkte fast… frischer. Jünger. Weniger angelaufen. Auf der Rückseite: das Kleeblatt, wie immer mit vier Blättern, eine minimal andere Anordnung, als würden sie jede Münze ein bisschen individuell designen, damit man sich füreigener fühlt.

„Du hast Humor“, murmelte ich. „Keine gute Nachricht, aber immerhin konsequent.“

Hinter der Tür unter der Treppe war es ruhig. Kein Kratzen, kein Scharren, kein „Theo“ durch Holz. Wenn ich die letzten Minuten nicht selbst erlebt hätte, hätte ich schwören können, dass ich mir alles eingebildet hatte. Aber das Metall in meiner Hand war schwer und kühl, und Einbildungen haben selten dieses spezifische Gewicht.

Ein halbwegs rationaler Teil von mir meldete sich und sagte: Nimm deine Hand von der Türklinke.

Ich stellte fest, dass ich sie tatsächlich schon umklammert hielt. Meine Finger waren wie von selbst hochgerutscht, als wollten sie „Wenn wir schon dabei sind, können wir auch gleich ganz reinspringen“ sagen. Ich zwang sie, loszulassen. Die Klinke fühlte sich warm an, als hätte gerade jemand von der anderen Seite drauf gedrückt.

„Nicht heute“, flüsterte ich. „Du hast schon genug geliefert.“

Ich steckte die Münze nicht in die Hosentasche. Irgendetwas in mir weigerte sich, sie so dicht am Körper zu haben, als wäre sie Kleingeld. Stattdessen nahm ich sie mit zwei Fingern, als wäre sie ein Beweismittel, und ging langsam zur Küche. Jeder Schritt fühlte sich an, als würde ich durch zähe Luft gehen.

Das Licht in der Küche blendete mich kurz – mein Körper war auf Nachtbetrieb, meine Augen auf Katastrophenmodus. Die zwei Gläser über dem Herd standen brav nebeneinander, das Salz darin ruhig, die Münzen, die ich schon kannte, an ihrem Platz. Der Aschenbecher auf dem Tisch war leer, bis auf ein paar Staubreste. Es war fast beleidigend normal.

Ich stellte die neue Münze auf den Tisch. Sie lag da, winzig im Vergleich zu all dem Raum um sie herum, und schaffte es trotzdem, den Mittelpunkt zu markieren.

„Nummer drei“, sagte ich. „Damit wären wir, wie Niamh so charmant formuliert hat, im Bereich ‚wirklich nervös‘.“

Ich überlegte einen Moment, ob ich die Küchenuhr ignorieren sollte. Es war immer noch mitten in der Nacht, eine unchristliche Stunde, in der man niemanden anruft, außer es ist etwas gestorben oder ist kurz davor. Dann fiel mir ein, dass wir hier über einen Feldgeist, eine Tür und eine dritte Vertragsmünze sprachen. Wenn das nicht unter „Notfall“ lief, wusste ich auch nicht, was sonst.

Ich griff zum Telefon. Meine Hände zitterten so sehr, dass ich zweimal die falsche Nummer eintippte. Beim dritten Versuch hatte ich Niamh. Es klingelte. Eine Ewigkeit. Dann ein genervtes Atmen, gefolgt von ihrer Stimme.

„Wenn du mir sagst, du hättest nur schlecht geschlafen, komme ich rüber und erschlage dich mit einer Bratpfanne“, sagte sie ohne Begrüßung.

„Gute Nachricht“, antwortete ich. „Ich habe schlecht geschlafen und eine dritte Münze.“

Pause. Keine Geräusche. Dann ein sehr trockenes: „Wo?“

„Vor der Tür unter der Treppe. Klopfen um genau…“ Ich sah zur Uhr. „…3:07, kleines Kullern, Münze vor der Schwelle. Ich habe nicht geöffnet. Ich schwöre.“

„Du hast die Klinke angefasst“, sagte sie.

„Vielleicht kurz“, gab ich zu. „Aber ich habe sie wieder losgelassen. Ohne zu drücken. Und ich habe nicht ‚Hallo‘ gesagt. Ich bin lernfähig.“

„Gut“, sagte sie. Man hörte, wie sie sich setzte oder aufstand, irgendein Stuhl quietschte im Hintergrund. „Pack die Münze nirgends hin, wo du sitzt, schläfst oder isst. Fass sie so wenig wie möglich an. Rühr die Gläser nicht an. Und geh um Himmels willen nicht noch mal zu dieser Tür. Hast du verstanden?“

„Ich habe die Münze bereits auf den Tisch gelegt“, sagte ich. „Soll ich sie irgendwohin… neutraler?“

„Ich komme“, unterbrach sie mich. „Und Theo?“

„Ja?“

„Wenn es wieder klopft, bevor ich da bin – antworte nicht. Nicht mit Worten, nicht mit Gedanken, nicht mit Türen. Lass es klingeln.“

Die Leitung wurde stumm.

Ich legte das Telefon weg und starrte wieder auf die Münze. Sie lag da, als würde sie sich über Servicezeiten lustig machen.

Mein Kopf hatte inzwischen beschlossen, zu einem Karussell zu werden: Drei Münzen. Zwei im Salz, eine nackt. Vier Striche auf dem Foto. Vier“ irgendwas“ im Sommer 1978. Vier Klopfzyklen seit ich hier war? Ich versuchte, zurückzurechnen, merkte, wie lächerlich es war, mitten in der Nacht Mathe zu machen, und ließ es.

Ich schnappte mir einen sauberen Lappen, legte ihn zusammen und baute damit eine Art improvisiertes Podest. Dann schob ich die Münze darauf, ohne sie noch mal mit bloßer Haut anzufassen. Der Lappen war mir egal. Den konnte ich zur Not verbrennen oder in den Atlantik werfen.

Die Minuten schlichen. Ich setzte mich nicht. Ich stand in der Küche, den Rücken zur Wand, das Ding auf dem Tisch, die Gläser über mir, und fühlte mich wie jemand, der in einer sehr schlechten Version von „Herzblatt“ zwischen drei Kandidaten wählen soll, von denen jeder garantiert eine Katastrophe ist.

Es klopfte nicht noch einmal. Vielleicht, dachte ich, weil er wusste, dass Verstärkung unterwegs war. Vielleicht auch, weil er sein Ziel schon erreicht hatte: Die Münze war drin. Mehr musste er heute nicht.

Als Niamh kam, tat sie es nicht mit dramatischem Getöse. Kein abruptes Hämmern, kein Ruf durch die Tür. Sie klopfte zweimal normal, menschlich, um kurz vor halb vier. Ich öffnete sofort.

Sie sah aus, als hätte man sie aus dem Schlaf geprügelt und in einen Mantel gesteckt. Das Haar war unordentlich, der Pullover unter dem Mantel verkehrt herum, und in ihren Augen lag der Blick von jemandem, der gehofft hatte, dass genau dieses Telefonat nicht stattfinden würde.

„Zeig“, sagte sie nur.

In der Küche blieb sie im Türrahmen stehen, die Arme verschränkt, und ließ ihren Blick langsam durch den Raum wandern: Gläser, Herd, Aschenbecher, Münze auf dem Tuch.

„Natürlich“, sagte sie. „Der Klassiker: Bodenlieferung. Das heißt, er findet dich interessant.“

„Ich wäre gerne wieder uninteressant“, antwortete ich. „Gibt es dafür einen Formularantrag?“

Sie ignorierte den Kommentar, ging zum Tisch und beugte sich über die Münze. Sie griff nicht sofort danach, sondern sah sie erst eine Weile an, als würde sie prüfen, ob sie zurückstarrt.

„Drei“, murmelte sie. „Er macht schnell.“

„Was heißt das genau?“, fragte ich. „Nur damit wir auf demselben Panikstand sind.“

„Dass er nicht wartet, bis du weichgeklopft bist“, sagte sie. „Normalerweise lässt er sich Zeit. Ein Jahr, zwei, manchmal Jahrzehnte. Ein paar kleine Geschenke hier, ein paar Zufälle da. Aber du bist…“ Sie suchte kurz nach dem Wort. „…bereit. Du trägst schon zu viel eigenes Zeug in dir rum, an dem er andocken kann.“

„Ich nehme das nicht als Kompliment“, sagte ich.

„Ist keins“, meinte sie.

Sie wickelte wieder ein Küchentuch um die Hand, diesmal doppelt, griff die Münze und hielt sie sich kurz vor die Augen. „Spürst du was?“ fragte ich.

„Nur Wut“, sagte sie. „Meine eigene.“

Sie drehte die Münze um, inspizierte Vorder- und Rückseite, suchte nach Gravuren, Zeichen, einem weiteren „CAL“. Nichts. Nur das Gesicht und das Kleeblatt. Irgendwie machte es das schlimmer: Diese war anonym. Generisch. Eine Münze für jeden.

„Die ersten sind immer personalisiert“, erklärte sie, ohne aufzuschauen. „Damit du eine Beziehung dazu aufbaust. Du kennst das Prinzip von Sammelkarten. Limited Editions, dann Standardware. Wenn die Standardware kommt, weißt du, dass er langsam in Serie gehen will.“

„Klingt, als würde ich demnächst als Fanartikel enden“, murmelte ich.

Sie nahm ein drittes Glas aus dem Schrank, füllte es mit Salz, langsamer als bei den ersten beiden. Die Bewegungen wirkten schwerer, als würde jede Handbewegung mehr Kraft kosten. Dann ließ sie die Münze hineinfallen.

Das Geräusch war anders als bei den anderen beiden. Etwas tiefer, dumpfer. Vielleicht bildete ich mir das nur ein, aber es klang, als würde nicht nur Metall auf Salz fallen, sondern etwas, das daran hing.

„Drei Gläser“, sagte ich. „Das wird langsam ein Set. Fehlt nur noch der Geschenkkarton.“

„Mach Witze, solange du noch kannst“, knurrte sie. „Er hasst es, wenn Leute lachen, während sie Nein sagen. Das verdirbt ihm den Rhythmus.“

„Du hast gesagt, bei drei fangen wir an, wirklich nervös zu werden“, erinnerte ich sie. „Wo auf der Skala ‚wirklich nervös‘ befinden wir uns gerade?“

Sie sah zu den Gläsern hoch, dann zu mir. „Es gibt keinen Wert über ‚wirklich nervös‘“, sagte sie. „Danach kommt nur noch ‚zu spät‘. Und da sind wir noch nicht. Also halt die Füße still.“

„Er hat hinter der Tür meinen Namen gesagt“, sagte ich. „Nicht in meinem Kopf. Durch Holz. Es klang… anders.“

„Er testet Kanäle“, antwortete sie. „Wenn er dich durch die Wand nicht so kriegt, wie er will, probiert er andere Wege. Türen. Träume. Menschen. Das volle Programm. Du bist gerade sein Projekt des Monats.“

„Ich fühle mich geehrt“, sagte ich trocken.

Sie ging in den Flur, blieb vor der Tür unter der Treppe stehen, ohne sie zu berühren. „Hier?“, fragte sie.

„Ja.“

Sie legte die flache Hand an die Wand daneben, nicht auf das Holz. Schloß die Augen, atmete einmal tief durch.

„Er sitzt nicht im Keller“, sagte sie, nach ein paar Sekunden. „Zumindest nicht so, wie du dir das vorstellst. Das hier…“ Sie klopfte leicht gegen das Mauerwerk neben der Tür. „…ist nur ein dünnerer Punkt. Ein Knoten in der Leitung. Hier kommt mehr durch.“

„Du redest von Leitungen, als wäre er Strom“, sagte ich.

„So ähnlich funktioniert es auch“, sagte sie. „Nur dass du den Schalter nicht kennst. Und er die Sicherungskästen schreibt.“

Ich lehnte mich an den Türrahmen der Küche. „Was passiert, wenn ich die Tür aufmache?“

Sie drehte ruckartig den Kopf zu mir. „Mach. Sie. Nicht. Auf.“

„Schon klar, aber was genau?“

„Das ist der Punkt“, sagte sie. „Niemand weiß es so genau, weil diejenigen, die es versucht haben, hinterher nicht mehr die selben waren. Manche kamen wieder hoch und wussten nicht mehr, wer sie waren. Andere…“ Sie zögerte. „Andere haben angefangen, zu viel zu hören. Jede Nacht. Den Rest ihres Lebens. Und ein paar sind gar nicht wieder hoch.“

„Und du weißt das, weil…?“

„Weil ich sie runtergehen sah“, sagte sie. „Und nicht alle zurückkamen. Manche Namen kennt das Dorf noch, andere nicht. Er löscht nicht nur Leute. Er löscht Erinnerungen. Lücken sind sein Lieblingsmaterial.“

Wir schwiegen. Eine Weile war nur unser Atem im Flur, das leise Ticken der Uhr, das ferne Rauschen des Windes.

„Drei Münzen“, sagte ich schließlich. „Er braucht vier. Das hat er mir selbst gesagt. Heißt das, ich bin bei drei Vierteln vom Vertrag? Oder zählt das anders?“

„So einfach ist es nicht“, meinte sie. „Es sind keine Seitenzahlen. Es sind Knoten. Jeder von den Dingern bindet etwas von dir. Gedanken, Ängste, Wünsche. Die erste hat ihn an deine Neugier gehängt. Die zweite an deine Hoffnung, dass jemand wie Cal dich da wieder rausziehen könnte. Die dritte…“

Sie sah zu der Tür. „…knotet ihn an deine Angst vor unten. Vor dem, was du nicht sehen willst. Er liebt solche Ängste. Sie haben Tiefe.“

„Das klingt, als wäre ich ein sehr schlecht abgesicherter Kredit“, sagte ich.

„Du bist eine Investition mit hohem Risiko und hoher Rendite“, sagte sie. „Für ihn. Für dich selbst bist du im Moment vor allem eins: laut.“

„Ich versuche, mich klein zu machen“, protestierte ich.

„Das merkst du nur nicht“, sagte sie. „Jedes Mal, wenn du um drei Uhr nachts aufstehst, wenn du dein Ohr an Wände oder Türen legst, wenn du ihm in deinem Kopf Antworten gibst, die du nicht laut aussprichst – fütterst du ihn. Du denkst, du wehrst dich, aber in Wahrheit redest du mit ihm. Und das ist genau das, was er will.“

„Also was soll ich tun? Gar nichts? Weghören? So tun, als würde nichts passieren?“

„Nein“, sagte sie. „Du sollst schreiben. Und du sollst ihm nicht den Takt schenken. Wenn er um 3:07 Uhr klopft, steh um 3:12 auf. Oder gar nicht. Wenn er dir Münzen hinschiebt, mach Salz draus. Wenn er dir Fotos gibt, schreib drunter, was du siehst, nicht, was er dir reinlegen will. Du kannst ihn nicht aus dem Feld jagen. Aber du kannst entscheiden, wie viel Platz er in dir bekommt.“

Ich dachte an die „Er/Ich“-Spalte in meinem Notizbuch. Vielleicht war das tatsächlich mehr als nur Beschäftigungstherapie. Vielleicht war es das Einzige, was zwischen mir und einem vierten Glas stand.

„Und wenn die vierte kommt?“ fragte ich. „Wenn ich eines Morgens aufwache und hier stehen vier Gläser, alle hübsch in einer Reihe, und er sagt ‚Herzlichen Glückwunsch, Theo, du bist jetzt Premiumkunde‘?“

„Dann“, sagte sie langsam, „brauchst du mehr als mich. Dann brauchst du jemanden, der tiefer drin steckt als du und trotzdem noch laufen kann.“

„Du meinst Cal.“

„Ich meine Cal“, sagte sie. „Oder Cian, wenn es sein muss. Aber soweit sind wir nicht. Noch haben wir Luft. Noch kannst du bei drei bleiben.“

„Du redest, als wäre ‚bei drei bleiben‘ ein vernünftiger Zustand“, murmelte ich.

„In Killarneagh“, sagte sie, „ist ‚bei drei bleiben‘ manchmal schon ein Happy End.“

Sie gähnte, plötzlich, gewaltig, als hätte sie sich erlaubt, menschlich zu sein.

„Ich bleibe nicht“, sagte sie, bevor ich fragen konnte. „Ich schlafe noch zwei Stunden, dann kommen Leute in den Laden, die sich über den Preis von Brot beschweren. Es ist wichtig, dass jemand sich über Brot beschwert. Hält die Balance.“

„Und ich?“

„Du gehst hoch“, sagte sie. „Legst die Münzen symbolisch zu Bett, legst dich selbst dazu. Und wenn es wieder klopft, drehst du dich auf die andere Seite und denkst an etwas anderes. Von mir aus an Berlin. An unfreundliche Nachbarn. An Steuerformulare. Hauptsache, du gibst ihm nicht dein Ohr.“

Sie zog den Mantel enger um sich.

„Und Theo?“

„Hm?“

„Wenn du doch zur Tür gehst“, sagte sie leise, „dann ruf vorher an. Damit ich zumindest weiß, wann ich aufhören muss, auf dein Nein zu hoffen.“

Ich hätte ihr gern versprochen, dass ich die Tür nie anfassen würde. Dass ich ein vernünftiger Mensch war, der weiß, wann Schluss ist. Stattdessen nickte ich nur. Sie sah den Unterschied.

Als sie gegangen war, stand ich noch eine Weile im Flur. Die Tür unter der Treppe starrte mich an. Oder ich sie.

„Drei“, sagte ich zu mir. „Drei ist nicht vier. Drei ist ein offener Bruch. Drei heißt, ich kann noch aufhören.“

Die Münzgläser klirrten leise in der Küche, als irgendwo im Haus das Holz arbeitete.

Ich ging nach oben, legte mich ins Bett und starrte an die Decke, bis das Klopfen in meinem Kopf leiser wurde als die Müdigkeit in meinen Knochen.

Draußen war das Feld nur noch eine dunkle Fläche. Drinnen war das Haus ein Körper mit klopfendem Herzen. Und tief unten, hinter einer Tür, die ich nicht öffnen sollte, hatte jemand die Geduld, auf den vierten Schlag zu warten.

Es gibt Tage, die beginnen eigentlich schon in der Nacht davor. Der Morgen nach dem dritten Klopfen war so einer. Ich wachte auf, weil mein Körper entschieden hatte, dass Schlaf Luxus ist, den man in einem Haus mit Münzsammlung und Türverbot nicht mehr nötig hat. Das Licht, das durch den Vorhang drang, war dieses kraftlose Grau, das nur knapp als Tag durchgeht. Mein Mund schmeckte nach Metall und schlechtem Traum, meine Gedanken fühlten sich an, als hätte jemand mit schmutzigen Schuhen hindurchgelatscht.

Ich blieb einen Moment liegen und lauschte. Kein Klopfen. Keine Stimme durch Holz. Die Stille war fast beleidigt, als würde das Haus behaupten wollen, es hätte mit der Nacht nichts zu tun gehabt.

„Drei“, murmelte ich. „Drei Münzen, drei Nächte, drei Mal zu wenig geschlafen. Wenn du ein Abo willst, kündige ich.“

Ich schleppte mich ins Bad, starrte in den Spiegel und stellte fest, dass ich aussah, als wäre ich schon einmal komplett durch den Trockner gelaufen. Zu wenig Farbe, zu viel Schatten, Augen wie schlecht gerenderte Höhlen. Ich hielt mir kurz die Hände an die Wangen, als würde das irgendetwas zurückdrücken, dann gab ich auf.

In der Küche erwartete mich die neue Innenarchitektur: drei Gläser über dem Herd, ordentlich nebeneinander wie ein sehr merkwürdiges Gewürzregal. Darunter das Foto vom Feenhügel, der verkohlte Rand sichtbar, wie ein verbranntes Lesezeichen. Der Aschenbecher war leer, als hätte er beschlossen, heute einfach mal unverdächtig zu wirken.

Ich machte Kaffee. Nicht, weil ich dachte, es würde helfen, sondern weil Kaffee eine der wenigen Konstanten war, die er mir bislang nicht angefasst hatte. Während das Wasser durch das Pulver lief, starrte ich auf die drei Gläser und versuchte, nicht in ihnen so etwas wie Augen zu sehen.

„Also gut“, sagte ich schließlich. „Statusbericht.“

Laut sprechen half, die Gedanken zu sortieren. Und wenn er mithörte, sollte er wenigstens meine Version bekommen.

„Drei Münzen gebunden“, zählte ich auf. „Eine fürs Feld, eine für Cal, eine für die Tür. Drei Knoten in etwas, das du bestimmt hübsch grafisch darstellen könntest, wenn du mir einen Stift geben würdest.“

Ich holte das Notizbuch vom Tisch, schlug die „Er/Ich“-Seite auf und fügte unter „Er“ ein Wort hinzu: „Klopft pünktlich.“ Unter „Ich“ schrieb ich: „Öffnet nicht.“

Es war lächerlich, aber es tat gut. Das „Öffnet nicht“ stand da wie ein Vertrag mit mir selbst. Vielleicht war das der einzige Vertrag, den ich in diesem Haus abschließen durfte, ohne mir den Hals zu brechen.

Der Kaffee war bitter und stark, genau richtig für jemanden, der sich langsam in eine Nebenfigur seines eigenen Horrorromans verwandelte. Ich trank ihn im Stehen, den Blick

abwechselnd auf die Gläser und die Tür zum Flur. Die Erinnerung an das Klopfen um 3:07 lag mir noch im Körper, wie eine Nachbebenwelle.

Ich hätte den Tag zu einem „Ich tue so, als wäre alles normal"-Tag machen können. Einkaufen, ein bisschen schreiben, sich mit Leuten in einem Pub über Fußball unterhalten, obwohl mich Fußball ungefähr so sehr interessiert wie Rasenpflege. Aber das Haus war zu laut in seiner Stille, und das Feld draußen lag da wie ein Versprechen, das jemand anderes abgegeben hatte.

Also tat ich das, worin ich inzwischen Übung hatte: ich schrieb gegen etwas an, das keine Buchstaben kannte.

Ich setzte mich an den Schreibtisch und begann, die Nacht aufzuschreiben. Nicht literarisch, nicht schön, sondern wie ein Protokoll: Uhrzeit. Geräusche. Tür. Münze. Niamhs Anruf. Ihre Worte. Ihre Angst, versteckt hinter Zynismus. Meine Hand an der Klinke, schneller, als ich gedacht hatte.

Je mehr ich schrieb, desto klarer wurde mir, wie nah ich daran gewesen war, sie zu öffnen. Ein winziger Moment mehr Neugier, ein Hauch weniger Respekt vor Niamhs Stimme in meinem Kopf – und ich hätte jetzt vielleicht nicht mehr hier gesessen. Oder ich hätte da gesessen, keine Ahnung, wer ich wäre.

Die Vorstellung, dass ich unten im Dunkeln an irgendeiner steinernen Stufe stehen könnte und mit jemandem diskutiere, der sehr höflich meine Wünsche erfragt, während meine Münzen über mir im Salz liegen, war so absurd konkret, dass mir schlecht wurde.

Ich legte den Stift weg, stand auf, ging ins Wohnzimmer und machte das Radio an. Nicht weil ich Lust auf Musik hatte – das, was hier im Äther herumschwirrte, war eine Mischung aus Schlager, lokalen Nachrichten und gelegentlicher trauriger Ballade –, sondern weil mir jede Stimme lieber war als die, die durchs Mauerwerk kam.

Ein Moderator erzählte irgendwas über ein Fest in Galway, das dieses Jahr wegen irgendwas verschoben worden war. Ich hörte nicht richtig zu. Aber der Klang von Alltag, dummen Witzen und lokalen Werbespots bildete eine Art akustischen Zaun um das, was im Haus lauerte.

Gegen Mittag dachte ich zum ersten Mal seit Tagen nicht über den Hügel, die Münzen oder die Tür nach, sondern darüber, wie absurd mein Leben geworden war. Vor ein paar Monaten hatte ich mich über Deadlines, kaputte U-Bahnen und Nachbarn mit lauter Musik aufgeregt. Jetzt hatte ich einen Feldgeist, einen Halbdämon im Designer-Mantel und eine Tür, die nach unten führte, ohne dass ich wissen wollte, wohin genau.

„Gratuliere", sagte ich zu mir. „Du wolltest eine Geschichte. Jetzt bist du in einer drin."

Es klopfte nicht. Weder an der Wand noch an der Tür. Kein Flüstern, kein „Theo", keine Münze, die irgendwo aus dem Nichts fiel. Nur das Haus, das in seinem eigenen Tempo atmete.

Am Nachmittag ging ich eine Weile ums Haus herum, ohne das Feld wirklich zu betreten. Ich brauchte Luft, aber nicht seine. Ich blieb bewusst auf der Seite, die zur Straße zeigte, nicht zur Mauer. Ein paar Autos kamen vorbei, ein Lieferwagen, ein Fahrrad, eine alte Frau mit Hund.

Der Hund blieb stehen, sah zu mir rüber, legte den Kopf schief und entschied sich dann, mich nicht anzubellen. Ich nahm das als Kompliment.

Ich dachte kurz daran, Cian zu suchen, ihm von der dritten Münze zu erzählen. Aber irgendetwas hielt mich zurück. Der Junge war schon tief genug drin in dieser Geschichte. Vielleicht brauchte er ausnahmsweise einen Nachmittag ohne neue Kapitel in seinem Privat-Horror.

Also ging ich zurück ins Haus, machte mir etwas zu essen, das die Bezeichnung „Mahlzeit“ nur deshalb verdiente, weil ich es in einem Teller servierte. Ich aß, ohne viel zu schmecken, und war fast erleichtert, dass wenigstens der Hunger sich benahm wie ein normaler menschlicher Impuls.

Der Abend kam, früher als mir lieb war. Ich machte mehr Licht als sonst, ließ sogar im Flur die Lampe brennen. Die Tür unter der Treppe lag im warmen Schein, als wäre sie nur ein Möbelstück. Sie sah harmlos aus. Harmlos ist eine ihrer besten Leistungen.

Ich setzte mich wieder an den Schreibtisch, schrieb weiter. Diesmal nicht nur Protokoll, sondern auch Fiktion – oder das, was ich dafür hielt. Ich ließ einen Protagonisten in einem anderen Haus mit einer anderen Tür sitzen, ließ ihn andere Fehler machen, mutiger sein, dümmer sein, schneller „Ja“ sagen. Vielleicht war das meine Art, eine Kontrollgruppe zu erschaffen.

Zwischendurch blätterte ich zum Feenhügel-Kapitel, ergänzte Details, die Seamus mir im Pub hingeworfen hatte. Ich schrieb die vier Striche aus seiner Erinnerung, die Kamera, das Lachen, das abrupt abbrach. Ich vermied es, ihm allzu viel übernatürliches Theater zu gönnen. Es war nicht nötig. Die schlimmsten Dinge passieren oft in ganz normalem Licht.

Als die Uhr im Flur zehn schlug, merkte ich, wie mein Nacken steif wurde. Mein Körper wusste inzwischen, dass die Nacht für dieses Haus eine aktive Phase war. Ich stand auf, streckte mich, ging eine letzte Runde durch die Zimmer – Wohnzimmer, Küche, Flur. Ich kontrollierte nicht wirklich etwas; ich tat nur so, als könnte ich.

Die drei Gläser standen an ihrem Platz. Keine neue Münze. Kein Salz, das sich seltsam bewegt hätte. Der Aschenbecher war leer. Das Foto vom Feenhügel lag unter dem ersten Glas, verkokelt und geduldig.

„Drei“, sagte ich noch einmal. „Nicht vier.“

Ich ging nach oben, zog mich aus, legte mich ins Bett. Diesmal ließ ich die Tür einen Spalt offen – nicht, weil ich hören wollte, was im Flur passierte, sondern weil ich die Illusion brauchte, dass ich es rechtzeitig hören würde, wenn etwas schiefging.

Ich schlief ein, schneller als erwartet. Mein Körper hatte entschieden, dass er vor der nächsten Nachtschicht noch etwas Rest-Energie bunkern musste.

Ich träumte von Berlin, von U-Bahn-Gleisen, die ins Meer führten, von Türen, die in einer Wohnungstür kollabierten. Als die Bilder brüchig wurden, wusste ich, dass ich irgendwo zwischen Schlaf und Wachsein hing.

Dann kam das Klopfen.

Ein einzelner Schlag. Nicht unten, nicht in der Wand. Direkt daneben.

Ich riss die Augen auf. Das Zimmer war dunkel, nur ein dünner Streifen Licht fiel vom Flur durch den Türspalt.

Der Schlag kam noch einmal. Diesmal war klar, woher: genau von der anderen Seite der Schlafzimmertür.

Ich setzte mich aufrecht hin, das Herz hämmerte.

„Nein“, sagte ich. Laut. „Nicht diese Tür. Such dir eine andere.“

Stille.

Dann: eine dritte, sehr sanfte Berührung. Fast kein Klopfen mehr, eher ein Tippen.

Ich starrte auf den Spalt. Ein Teil von mir erwartete, dass sich darunter ein Schatten durchschob, eine Hand, eine Münze, irgendwas.

Nichts.

Ich griff nach der Uhr. Die Anzeige leuchtete kurz.

3:07.

Natürlich.

Ich atmete langsam ein und aus, zwang mich, nicht aus dem Bett zu springen.

„Du kannst an jede Tür dieses Hauses klopfen“, sagte ich, halb zu ihm, halb zu mir. „Aber wenn jede Antwort von mir am Ende nur ‚Nein‘ ist, musst du dir jemanden anderen suchen. Drei Münzen. Mehr gibt’s nicht.“

Es war pathetisch. Es war dünnes Eis. Aber es war das Einzige, was ich hatte.

Eine Weile passierte nichts. Dann hörte ich, wie sich etwas im Flur bewegte. Schritte, leise, nicht schwer. Kein Mensch, aber auch nicht eindeutig „nicht Mensch“. Sie entfernten sich, wurden leiser, verschwanden irgendwo in der Tiefe des Hauses.

Dahinter, ganz weit weg, glaubte ich, ein anderes Geräusch zu hören: ein dumpfes, hohles Klopfen, als würde jemand gegen einen alten Holzkasten schlagen. Einmal. Zweimal. Dreimal.

Telefon, dachte ich. Seltsame Verknüpfung, aber mein Gehirn machte manchmal seine eigenen Metaphern.

Ich fiel irgendwann wieder in Schlaf, brüchig, voller Lücken.

Als ich am nächsten Morgen aufwachte, war die Tür noch immer nur einen Spalt offen. Kein Schatten, keine Münze, kein Zeichen. Alles so, wie ich es gelassen hatte.

In der Küche standen die drei Gläser unverändert. Keine neue Lieferung. Keine vierte Münze. Noch nicht.

Ich trank meinen Kaffee langsamer als sonst. Draußen war das Feld in schweren Nebel gehüllt, der Hügel wie ein geheim gehaltener Gedanke.

Als das Telefon klingelte, ließ ich fast die Tasse fallen. Es war ein hartes, altmodisches Klingeln, das nicht zum Haus passte, aber zur Uhrzeit: Vormittag, gerade spät genug, dass Menschen anrufen, die etwas wollen.

Ich ging dran, das Herz noch nicht fertig damit, den letzten Schrecken der Nacht zu verdauen.

„Ja?“

Am anderen Ende knackte es kurz, dann meldete sich eine Stimme, die anders klang als die aus den Wänden, aber nicht weniger geladen.

„Bin ich bei Theo Brennan?“ fragte sie, mit einem Akzent, der eindeutig irisch, aber längst städtischer war als alles, was Killarneagh zu bieten hatte.

„Ja“, sagte ich langsam. „Wer ist da?“

„Mein Name ist Roisin“, sagte die Stimme. „Ich rufe aus Dublin an. Es geht um das Haus, in dem Sie wohnen. Und um jemanden, der dort vor vielen Jahren verschwunden ist.“

Mein Blick wanderte wie von selbst zu der Tür unter der Treppe.

3:07 Uhr, dachte ich. Du bist nicht der Einzige mit Timing.

Ein Anruf aus Dublin

Roisins Stimme knisterte ein wenig in der Leitung, als wäre sie durch einen zu engen Draht gequetscht worden. Hinter ihr hörte ich etwas, das wie Großstadt klang: gedämpfter Verkehr, ein entferntes Hupen, irgendwo ein Sirenenschatten. Es passte nicht zu meiner Küche, in der drei Gläser über dem Herd standen, als wäre das hier eine sehr spezielle Filiale von „Irlands seltsamste Andenken“.

„Ja“, sagte ich, langsamer als nötig. „Hier ist Theo Brennan.“

„Gut“, antwortete sie, und in dem einen Wort lag eine Müdigkeit, die ich kannte. Die Art Müdigkeit von Menschen, die zu lange nach Antworten gesucht haben, die sich sehr gut verstecken. „Dann rufe ich nicht ins Leere.“

„Kommt drauf an, wie Sie ‚Leere‘ definieren“, murmelte ich, lehnte mich gegen den Küchentisch und schob mit einem Finger die Kaffeetasse ein Stück zur Seite. Ich wollte Platz zwischen mir und der Leitung, obwohl die Entfernung nach Dublin vermutlich schon ausreichte.

„Ich habe Ihre Nummer von einer Frau O'Rourke", fuhr sie fort. „Sie betreibt bei Ihnen im Ort einen Laden."

Natürlich. Niamh und ihre Kontakte.

„Dann haben Sie vermutlich auch gleich eine Gratiswarnung dazu bekommen", sagte ich. „Was kann ich für Sie tun?"

„Sie wohnen in einem Haus am Rande von Killarneagh", sagte sie, als würde sie eine Adresse vorlesen, die sie schon lang auswendig konnte. „Mit Blick auf ein Kleefeld. Ein Hügel dahinter. Steinerner Wall. Das alles sagt Ihnen etwas?"

Ich sah aus dem Fenster. Nebel hing tief über dem Feld, der Hügel war nur ein dunkler Schatten, aber er war da. Wie immer.

„Leider ja", antwortete ich. „Das klingt sehr nach meiner derzeitigen Wohnsituation."

„Gut", sagte sie noch einmal. „Dann bin ich richtig. Das war vor drei Monaten noch nicht so."

„Vor drei Monaten stand das Haus noch leer", sagte ich. „Zumindest offiziell. Inoffiziell hat wohl keiner nachgefragt."

Ein kurzes, trockenes Auflachen am anderen Ende. „Ja. Leer." Sie betonte das Wort, als hätte es Anführungszeichen. „Das ist das Problem mit gewissen Orten. In den Akten steht ‚unbewohnt', aber in den Köpfen ist immer jemand da."

„In den Wänden auch", dachte ich, sagte es aber nicht.

„Sie sagten, es geht um jemanden, der dort verschwunden ist", lenkte ich das Gespräch zurück. „Wie… offiziell ist diese Aussage?"

„So offiziell, wie verschwundene Personen in Irland in den späten Siebzigern dokumentiert wurden", sagte sie. „Also irgendwo zwischen ‚Wir haben eine Akte angelegt' und ‚Er wird schon wieder auftauchen, wenn er nüchtern ist'."

Ich hörte, wie Papier raschelte. Sie war nicht nur zufällig auf meine Nummer gestoßen, das war klar.

„Der Name?", fragte ich.

Sie atmete hörbar ein. „Eamon Sheehan", sagte sie. „Geboren 1960. Verschwunden 1978. Letztmals gesehen in Killarneagh. Laut Aussagen einiger Zeugen war er in jener Nacht mit Freunden unterwegs, hat getrunken, war laut, wie junge Männer eben sind. Gegen Abend wollten sie zum Feenhügel raus. Danach… gibt es nur noch Widersprüche und Schweigen."

Eamon. Kein Aidan, kein Cian, kein Seamus. Ein vierter Name, der sich wie ein Stein in die Reihe legte.

„Und was hat das mit dem Haus zu tun?", fragte ich, obwohl ich es ahnte.

„Ein Zeuge“, antwortete sie. „In einer sehr alten, sehr dünnen Akte, hat ausgesagt, dass sie ‚zum Haus am Feld‘ wollten, bevor sie zum Hügel sind. Manche sagen, sie seien durch den Garten gegangen, andere, sie hätten vorher noch bei jemandem was geholt. Die meisten sagen heute, sie könnten sich nicht erinnern. Aber das Haus taucht auf. Immer wieder. Und seit gestern Abend weiß ich, dass es wieder bewohnt ist.“

Gestern Abend. Ich sah die drei Gläser an. Niamh hatte mich nach dem Münzialeinsatz nicht nur verarztet, sie hatte offensichtlich zum Telefon gegriffen.

„Sie sind… Polizistin?“, fragte ich.

„War ich“, sagte sie. „Kriminalpolizei in Dublin, bis vor zwei Jahren. Jetzt arbeite ich an Altfällen. Halb offiziell, halb zu meinem Vergnügen. Dieser hier ist… persönlich.“

Das Wort blieb zwischen uns hängen wie Rauch.

„Verwandtschaft?“, fragte ich leiser.

„Eamon war mein Onkel“, sagte sie. „Also, theoretisch. Praktisch ist er ein Loch in den Familiengeschichten. Er war der, von dem alle so tun, als hätten sie ihn nie gekannt, aber man merkt, dass sie sich an seine Lücke erinnern.“

Ein Onkel, der 1978 am Hügel verschwand und jetzt als Schatten durch mein Telefon kroch. Natürlich.

„Sie haben lange gewartet“, sagte ich. „Zwischen 1978 und jetzt liegt… einiges.“

„Man wartet nicht“, sagte sie. „Man lebt. Man arbeitet, man trinkt, man heiratet Fehler, man lässt sich scheiden, man sitzt in irgendwelchen Büros und schreibt Berichte, bis einem auffällt, dass die Berichte der anderen auch nur Berichte sind. Und irgendwann nimmt man sich die dünnste Akte aus dem Regal. Die, in der der eigene Name als ‚Angehörige‘ steht. Man sagt sich, man macht das nur, um sie einmal ordentlich durchzusehen.“

Sie lachte kurz, ohne Humor. „Drei Jahre später ruft man nachts Fremde an, die in Häusern wohnen, die in diesen Akten vorkommen.“

Ich schwieg. Es war etwas Tröstliches daran, dass jemand anders auch mit Lücken lebte, wenn auch mit anderen Lücken als ich.

„Ich bräuchte Ihre Hilfe“, sagte sie dann. „Nicht im polizeilichen Sinn. Ich kann niemanden vorladen, ich habe keine Dienstmarke mehr, und selbst wenn, würde man mich für verrückt halten, wenn ich offiziell von Feenhügeln beginne. Aber Sie sind dort. Sie hören, was das Haus sagt. Oder eben nicht sagt. Sie sehen, was… sich vielleicht wiederholt.“

„Sagen wir“, antwortete ich vorsichtig, „ich bin näher dran am Problem, als mir lieb ist.“

„Frau O’Rourke meinte, in dem Haus passieren Dinge“, fuhr sie fort. „Sie hat nicht das Wort ‚spuken‘ benutzt, dafür ist sie zu pragmatisch. Aber sie hat diese Pause gemacht. Sie wissen schon. Die, in der jeder was denkt, und keiner sagt es.“

„Diese Pause kenne ich“, sagte ich.

Ich hörte wieder Papier. Sie suchte etwas. Ein Datum vielleicht, einen Satz, der ihr besonders weh tat.

„In der Akte steht eine Uhrzeit“, sagte sie dann. „Die letzte, bevor Eamon offiziell als ‚verschwunden‘ vermerkt wurde. Ein Nachbar will gesehen haben, wie die Gruppe am Feldrand stand, kurz vor Mitternacht. Ein anderer sagt, er habe später noch ein Klopfen gehört, mitten in der Nacht, aus Richtung des Hauses. Er hat auf die Uhr geschaut. 3:07. Es steht tatsächlich so da. 03:07 Uhr. Einmal. Fett unterstrichen.“

Mir wurde schwindlig. Ich starrte auf die Küchenwand, als könnte ich die Ziffern dort sehen.

„Sind Sie noch da?“, fragte sie.

„Ja“, sagte ich. „Ich… kenne die Uhrzeit. Sagen wir es so.“

„Oh“, antwortete sie. In diesem „Oh“ lagen Erkenntnis und Bestätigung. „Dann bin ich definitiv bei der richtigen Adresse.“

Ich hätte ihr jetzt alles erzählen können. Von der Wand, von den Stimmen, von den Münzen, von der dritten, die mir unter der Tür durchgeschoben worden war. Von dem Klopfen, das mich seit Tagen aus dem Schlaf riss wie eine schlechte Pointe, die nicht aufhören wollte.

Stattdessen sagte ich: „Das Haus hat… Eigenheiten. Und der Hügel auch. Aber ich weiß nicht, wie sehr Ihnen das hilft, ihren Onkel zu finden. Oder das, was von ihm übrig ist.“

„Ich erwarte nicht, dass Sie ihn finden“, sagte sie. „Ich erwarte nicht mal, dass er irgendetwas von ihm noch übrig ist, das man in eine Schublade legen könnte. Aber ich glaube, dass das, was damals begonnen hat, dort nicht abgeschlossen wurde. Und dass Leute wie Sie…“

Sie zögerte, suchte nach einem Wort.

„…fortsetzen, was offen blieb“, beendete ich ihren Satz.

„Ja“, bestätigte sie. „Er wiederholt Dinge. Orte, Muster, Uhrzeiten. Wenn er damals um 3:07 anklopfte und jemand nicht richtig zuhörte, klopft er heute bei Ihnen.“

„Ich würde sagen, ich habe ziemlich deutlich zugehört“, sagte ich dünn.

„Und?“, fragte sie. „Haben Sie geantwortet?“

Ich dachte an meine Hand an der Klinke. An mein „Nein“ im Flur. An die Münze, kühl und schwer, unter meinem Finger.

„Noch nicht so, wie er es will“, sagte ich. „Und ich hoffe, es bleibt dabei.“

Am anderen Ende der Leitung herrschte kurz Stille. Dann: „Ich würde gern nach Killarneagh kommen“, sagte sie. „Nicht heute. Aber bald. Ich habe ein paar Dinge, die ich Ihnen zeigen möchte. Kopien aus der Akte. Fotos. Und…“

Sie räusperte sich.

„…ein Kassettentape."

„Ein was?"

„Tonbandaufnahme", erklärte sie. „Jemand hat Ende der Achtziger mit Seamus gesprochen. Er war damals schon nicht mehr nüchtern, aber er hat erzählt. Über die Nacht, über den Hügel, über das Haus. Es wurde alles aufgenommen. Offiziell ist das Band ‚verlegt' worden. Inoffiziell habe ich es gefunden."

Natürlich. Tonband. Stimmen aus der Vergangenheit, wortwörtlich.

„Und Sie wollen es in diesem Haus abspielen", sagte ich. „Weil es eine brillante Idee ist, die Vergangenheit in die Gegenwart zu bohren."

„Ich will es dort abspielen, wo die meisten der Geräusche, von denen er erzählt, wieder sein könnten", sagte sie. „Wenn Sie das für eine schlechte Idee halten, sind Sie nicht der Erste. Aber schlechte Ideen haben mich oft näher an die Wahrheit gebracht als gute."

Ich sah zum Flur. Zur Tür unter der Treppe. Ich sah das Bild von Seamus vor mir, wie er im Pub saß, die Finger ums Glas. Ich hörte Cian, wie er sagte, dass manche Dinge lauter werden, wenn man sie ausspricht.

„Kommen Sie", sagte ich, bevor ich mir das noch einmal gründlich verbieten konnte. „Wenn Sie glauben, dass Ihnen das hilft, dann kommen Sie. Das Haus ist groß genug für eine weitere Person mit schlechtem Timing."

Sie lachte leise. Diesmal war ein Hauch von Wärme darin. „Ich kann am Wochenende da sein", sagte sie. „Freitagabend oder Samstag früh. Je nachdem, wie sehr die Bahn mich hasst."

„Die Bahn hasst alle gleich", sagte ich. „Das ist ihr einzig gerechtes Merkmal."

„Dann planen wir Samstag", sagte sie. „Ich melde mich, wenn ich im Bus sitze. Und Theo?"

„Ja?"

„Bis dahin…" Ihre Stimme senkte sich, wurde ernster. „Wenn er klopft – und das wird er –, zählen Sie. Nicht nur seine Schläge. Zählen Sie Ihre Nein. Es ist wichtig, dass Sie wissen, wann Sie nachgeben. Und wann nicht."

Ich sah zu den drei Gläsern hoch. Drei Münzen in Salz, drei Knotenpunkte, drei Entscheidungen, die ich nicht ganz freiwillig getroffen hatte.

„Ich zähle", sagte ich. „Aber ich verspreche nichts. Außer, dass ich die Tür unten nicht öffne."

„Das ist mehr, als viele vor Ihnen geschafft haben", sagte sie. „Bis Samstag, Theo."

Die Leitung klickte, und plötzlich war Dublin wieder weit weg. Das Haus schloss sich um mich, wie ein Mund, der zu lange offen gestanden hatte.

Ich legte das Telefon auf den Tisch und blieb noch eine Weile stehen.

„Ein Anruf aus Dublin“, sagte ich leise in die Küche. „Mit Kassette, mit Onkel, mit Akte. Und du?“ Ich sah zur Wand, zur Tür, zum Herd. „Was bringst du mit, wenn sie kommt?“

Das Haus antwortete nicht. Aber irgendwo tief darin, hinter Holz, Stein und Jahre altem Staub, war ich mir ziemlich sicher, dass jemand gerade zu zählen begonnen hatte.

Nachdem die Leitung tot war, blieb ich eine Weile einfach nur stehen und hielt noch immer den Hörer in der Hand, als könnte Roisin sich umentscheiden und wieder auftauchen wie ein Geist aus Plastik und Kupfer. Nichts. Nur dieses leise Summen, mit dem Telefone so tun, als wären sie nur Technik und nicht Kanäle für Dinge, die man besser nicht durch sich durchlaufen lässt.

Ich legte auf, sehr vorsichtig, als könnte ich damit den Inhalt des Gesprächs wieder zurück in den Apparat stopfen. Es funktionierte nicht. Die Küche war voller neuer Informationen: Eamon, 1978, eine Uhrzeit, die auch mir unangenehm vertraut war, ein Tonband, das seit Jahrzehnten irgendwo in Dublin lagerte wie eine Zeitbombe mit Magnetband.

„Na großartig“, sagte ich in den Raum. „Jetzt haben wir offizielle Aktenunterstützung. Das ist fast so, als würde man einem Haus mitteilen, dass es jetzt eine Denkmalschutzplakette kriegt.“

Die drei Gläser über dem Herd sagten nichts. Aber ich hatte das Gefühl, dass das Salz ein bisschen aufmerksamer dalag. Vielleicht bildete ich mir das ein. Vielleicht auch nicht.

Niamh.

Natürlich hatte sie ihr Spiel gespielt. Noch in derselben Nacht mit Dublin telefoniert, während ich im Flur Münzen vom Boden sammelte und die Tür unter der Treppe anschrie. Wenn jemand im Ort wusste, wann man von „wir haben hier ein Problem“ zu „wir brauchen Verstärkung“ wechselt, dann sie.

Ich nahm die Jacke vom Stuhl, schlüpfte hinein und ging los. Es fühlte sich falsch an, diese Informationen einfach nur im Haus zu lassen. Als würde man einem Raubtier erzählen, wann der Tierarzt kommt.

Der Weg ins Dorf war feucht und schwer. Der Nebel hatte sich noch nicht ganz entschieden, ob er bleiben oder sich in Regen auflösen wollte. Er hing wie ein schlecht gelaunter Geist in den Hecken. Der Hügel war nur zu erahnen, ein dunkler Fleck im Grau. Ich zwang mich, ihn nicht zu lange anzustarren, und konzentrierte mich auf das Pflaster, das unter meinen Schuhen rutschig war.

Der Laden war offen. Natürlich war er offen. Niamh schloss selten. Sie ließ höchstens die Menschheit draußen. Als ich die Tür aufdrückte, klingelte die kleine Glocke über mir, und ich hatte kurz den absurden Gedanken, dass auch er dieses Geräusch inzwischen kannte.

Niamh stand hinter der Kasse, eine Brille auf der Nase, die ich bisher an ihr noch nicht gesehen hatte. Sie hielt einen Stapel Rechnungen in der Hand, sah aber eher so aus, als wolle sie sie anzünden, als bezahlen.

„Er lebt noch“, sagte sie, ohne aufzuschauen. „Ich seh’s an deinem Gesicht. Kein Keller, keine Tür, keine neuen Münzen?“

„Kein Keller“, bestätigte ich. „Keine neue Münze. Aber ein Anruf aus Dublin.“

Sie nahm langsam die Brille ab. „Roisin?“

„Roisin“, wiederholte ich. „Ex-Kripo, jetzt Hobby-Altfälle. Und Nichte eines gewissen Eamon Sheehan, der 1978 am Feenhügel verschwunden ist, während du irgendwo hier wahrscheinlich versucht hast, Leute davon abzuhalten, sich mit falschen Dingen anzulegen.“

Niamh verzog den Mund. „Damals war ich zu beschäftigt damit, denselben Fehler zu machen“, sagte sie. „Aber ja. Eamon.“

Ich trat näher an den Tresen. „Du hast ihr meine Nummer gegeben.“

„Natürlich“, sagte sie. „Du glaubst doch nicht ernsthaft, ich lasse dich hier allein mit ihm spielen, ohne wenigstens eine Person im Raum zu wissen, die halbwegs weiß, wie man mit Behörden lügt.“

„Sie kommt am Samstag“, sagte ich. „Mit Akte. Und Tonband. Und der charmanten Idee, Seamus’ alte Aussagen in meinem Wohnzimmer abzuspielen.“

Niamh schnaubte. „Natürlich will sie das. Wenn du so lange in Dublin warst wie sie, glaubst du irgendwann, man könnte alles mit Dokumentation erschlagen.“

„Du hältst es für eine schlechte Idee.“

„Ich halte es für eine gefährliche Idee“, korrigierte sie. „Aber das ist hier keine Kategorie mehr. Wir sind längst hinter ‚gefährlich‘, Theo. Wir sind in ‚konsequent‘. Wenn er sowieso mit dir redet, kannst du genauso gut zuhören, was er damals gesagt hat, als du noch nicht da warst.“

„Das Tonband stammt nicht von ihm“, sagte ich. „Sondern von Seamus.“

„Glaubst du ernsthaft, er war damals nicht in jedem Satz, den Seamus gesagt hat?“ Sie legte die Rechnungen weg, griff unter den Tresen, holte eine Packung Zigaretten hervor und sah mich fragend an.

„Ich versuche gerade, den Aschenbecher zu entdämonisieren“, sagte ich. „Wenn du ihn mir wieder verzaubern willst, müssen wir einen neuen kaufen.“

„Ich rauche vor der Tür“, knurrte sie, riss die Packung auf und deutete mit dem Kopf zur Ladentür. „Komm.“

Draußen lehnte sie sich an die Wand, zündete sich eine an und blies den Rauch in die Richtung des Meeres, das man von hier nicht sehen konnte.

„Eamon war… der, den man nicht erwähnt“, sagte sie schließlich. „In jeder Familie gibt es so einen. Der, über den gelacht wurde, als er jung war, und geschwiegen, als er weg war. Er war nicht schlimmer als die anderen Jungs. Nur… mutiger. Oder dümmer. Kommt drauf an, wen du fragst.“

„Hast du ihn gekannt?“

„Flüchtig“, sagte sie. „Ich war damals… was… sechzehn? Zu alt, um noch mit den Kindern zu spielen, zu jung, um mit den Männern im Pub zu sitzen. Eamon war zwei Klassen über mir. Laut, schön, so einer, der mit der falschen Sorte Selbstvertrauen gesegnet ist. Er hat den Hügel nicht geglaubt. Und nichts, was dahinter wohnt.“

„Bis er es geglaubt hat“, murmelte ich.

Sie nickte, zog am Filter, als würde sie ihn bestrafen. „Sie sind nachts raus. Aidan, Cian, Seamus, er. Die üblichen Verdächtigen. Es war ein Sommer wie im Film. Viel zu heiß, viel zu lang, alle dachten, es bleibt ewig so. Dann war der Abend. Dann waren es nur noch drei.“

„Und du?“

„Ich hab meinen Vater im Laden vertreten“, sagte sie. „Hab Bier verkauft, Brot abgewogen, mir Geschichten von alten Frauen angehört, die schon längst wussten, dass der Hügel nichts Gutes will. Am nächsten Morgen war das Dorf anders. Nicht lauter, nicht hektischer. Nur… konzentrierter. Als würde jeder darauf warten, dass jemand eine Zahl nennt, die nicht mehr stimmt.“

Sie schüttelte den Kopf. „Die Polizei kam, hat ein bisschen gefragt, ein bisschen aufgeschrieben, ein bisschen genickt. Eamon war nicht der erste, der verschwand. Nur einer der wenigen, bei denen jemand nachgefragt hat. Seine Schwester war damals nach Dublin gezogen. Sie hat nicht locker gelassen. Roisin ist ihre Tochter. Das erklärt dir den Rest.“

„Sie redet von Akten“, sagte ich. „Von einem Nachbarn, der behauptet hat, um 3:07 Klopfen vom Haus gehört zu haben.“

Niamh schnippte Asche auf den Boden. „Pat Hennessy“, sagte sie. „Damals im Ort als ‚Pat der Feige‘ bekannt. Hat seine Frau im Stich gelassen, als das Dach einstürzte, ist selbst rausgerannt, hat sie drunter liegen lassen. Später erzählt er der Polizei, er hätte ‚was Klopfendes‘ gehört. Sicherheitshalber hat er nicht dazu gesagt, dass er sich die Decke übers Gesicht gezogen hat.“

„Die Uhrzeit stimmt trotzdem“, sagte ich.

„Die Uhrzeit stimmt“, gab sie zu. „Er hat auf die Küchenuhr geschaut. So viel wusste sogar er.“

Wir schwiegen einen Moment. Ein Lieferwagen rollte vorbei, der Fahrer hob kurz die Hand, Niamh nickte zurück. Alltag spielte sich weiter ab, während wir über Leute redeten, die aus dem Alltag gefallen waren wie Schrauben aus einer Maschine.

„Was ist mit dem Tonband?“, fragte ich. „Du kanntest es?“

„Ich wusste, dass jemand Seamus mal ‚offiziell‘ vernommen hat“, sagte sie. „Er hat nicht gern drüber geredet. Er meinte, er hätte damals zu viel gesagt und zu wenig geschwiegen. Ich dachte, die Aufnahme wäre verschwunden. Ist sie ja auch. Nur nicht gut genug.“

„Und du findest es sinnvoll, diese Stimme, die damals voll war mit seiner Version von ihm, in meinem Wohnzimmer zu haben, während die Wand zuhört?“

„Sinnvoll ist das falsche Wort“, sagte sie. „Notwendig trifft es eher. Er liebt Wiederholungen. Wenn du das Band abspielst, hört er sich selbst beim ersten Versuch zu. Vielleicht machst du ihm damit klar, dass er auch Fehler macht.“

Ich musste lachen, kurz und ohne Freude. „Du willst mir weismachen, dass ein… was auch immer… sich über seine eigene Archivaufnahme ärgert?“

„Er hasst es, wenn Menschen sich erinnern, ohne sich von ihm erinnern zu lassen“, sagte sie ernst. „Das Tape ist eine Erinnerung, die nicht aus ihm kommt. Das ist gefährlich. Aber auch unsere einzige Chance. Vielleicht.“

„Roisin kommt Samstag“, wiederholte ich. „Tonband, Kopien, Fremdperspektive. Was soll ich bis dahin tun?“

„Überleben“, sagte sie trocken. „Nicht öffnen. Nicht antworten. Und aufschreiben, was passiert. Wenn sie kommt, brauchen wir eine Chronik. Kein Roman, keinen schön formulierten Mist. Daten, Geräusche, Uhrzeiten. Du hast das sowieso schon halb gemacht. Mach es ganz.“

„Er fängt jetzt an, an anderen Türen zu klopfen“, sagte ich leise. „Gestern Nacht an meiner Schlafzimmertür. Gleiche Uhrzeit. Gleiche Geduld.“

Niamh blies den letzten Rest Rauch aus. „Dann wird er nervös“, sagte sie. „Das ist gut. Nervöse Götter – oder was immer er sein will – sind unvorsichtig. Er wird versucht sein, zu zeigen, wie groß er ist. Und dabei verrät er mehr, als ihm lieb ist.“

„Du redest, als würdest du ihm zugucken“, sagte ich.

„Tue ich“, antwortete sie. „Nicht mit Augen. Aber du bist nicht der Einzige, durch den er spricht. Ich höre ihn schon länger, als gesund ist. Deswegen will ich, dass du es diesmal nicht allein machst. Darum Roisin. Darum das Tape. Darum deine verdammten Münzen im Salz, statt in der Tasche.“

Wir gingen wieder rein. Hinter der Kasse legte sie die Zigaretten weg, schob die Rechnungen zur Seite.

„Komm heute Abend nicht in den Pub“, sagte sie. „Nicht, wenn du es vermeiden kannst. Er fängt an, dich dort als Bühne zu benutzen. Lass ihn reden, wo er sich an Wände halten muss.“

„Du wirfst mich aus meinem einzigen sozialen Umfeld“, protestierte ich halbherzig.

„Ich werfe dich nicht“, sagte sie. „Ich verschiebe dich. Von einer Angriffsfläche zur anderen. Du bist hier sicherer als mit zehn Pints im Blut und Seamus’ Erinnerungen in der Luft.“

„Was ist mit Seamus?“, fragte ich. „Soll ich ihm sagen, dass seine Vergangenheit demnächst auf Kassette in meinem Wohnzimmer läuft?“

„Nein“, sagte sie hart. „Bis Samstag nicht. Wenn das Tape läuft, wird er es spüren. Wenn du es ihm vorher sagst, läuft er entweder weg oder sitzt dir mit so großen Augen in der Küche, dass er ihn direkt in sich reinlassen könnte. Beides hilft niemandem.“

Sie hatte recht. Leider.

Auf dem Rückweg zum Haus fühlte ich mich, als würde ich auf eine Aufführung zugehen, bei der ich der einzige Zuschauer und gleichzeitig Requisite war. Der Nebel hatte sich gelichtet, das Feld lag wieder offen, das Gras glänzte nass. Der Hügel saß da wie immer – ein Fels in der Brandung, nur dass hier die Brandung aus Zeit bestand.

„Samstag", sagte ich leise in seine Richtung. „Dann kommt jemand, der sich an dich erinnert, ohne dass du ihr die Geschichte vorgeschrieben hast. Ich hoffe, du hasst das so sehr, wie Niamh denkt."

Das Haus empfing mich unverändert. Drei Gläser, eine Tür, ein Foto. Der Nachmittag zog sich hin wie Kaugummi auf Pflaster. Ich schrieb, ich ging auf und ab, ich machte mir Notizen, in denen mehr Uhrzeiten als Adjektive standen.

Abends, als es wieder auf die bekannte Stunde zuging, setzte ich mich in die Küche, nicht im Wohnzimmer, nicht im Flur. Ich wollte da sitzen, wo ich alles im Blick hatte: die Gläser, die Tür, das Telefon.

Als die Uhr im Flur Mitternacht schlug, war das Haus ruhig. Kein Flüstern, kein Kratzen. Ich schrieb weiter, fast trotzig. Je näher es auf drei zuging, desto schwerer wurden meine Augen.

Diesmal, sagte ich mir, bleibst du sitzen. Kein heroisches Runterstolpern, kein Monolog im Flur. Wenn er klopft, klopft er eben. Türen anzuschweigen ist auch eine Entscheidung.

Irgendwann muss ich eingenickt sein, den Kopf auf den verschränkten Armen, zwischen Kaffeedunst und Tintenflecken.

Ich wurde wach, weil die Uhr im Flur leise, aber deutlich drei schlug. Eins. Zwei. Drei. Keine 3:07, kein Klopfen, keine Stimme durch Holz. Nur diese drei nüchternen Schläge.

Ich sah auf meine Armbanduhr. 3:04.

„Na guck an", murmelte ich. „Heute bist du zu früh oder ich bin zu spät."

Das Haus war still. Kein Kratzen, kein „Theo". Es war fast beleidigend friedlich.

Ich saß noch lange da und wartete auf das gewohnte *tok*, das kleine Kullern, irgendwas. Es kam nichts.

Vielleicht, dachte ich, sammelte er seine Kräfte. Vielleicht hörte er mir zu, wie ich Notizen machte. Vielleicht war er beschäftigt, weil in Dublin gerade jemand in ein altes Regal griff und ein Tonband zurechtrückte, das seit Jahrzehnten auf eine neue Stimme gewartet hatte.

Ich schrieb: „Nacht ohne Klopfen. Drei Schläge der Uhr, sonst nichts. Er ändert den Rhythmus."

Dann legte ich den Stift weg, sah zu den drei Gläsern hoch und wusste: Der vierte Schlag würde kommen. Vielleicht nicht als Münze. Vielleicht nicht als Klopfen. Vielleicht als Stimme aus einem alten Lautsprecher, wenn Roisin am Samstag auf Play drückte.

Und ich war nicht sicher, ob es besser oder schlechter war, dass ich ihm dann zuhören würde – mit jemandem an meiner Seite, der noch mehr verloren hatte als ich.

Am Tag nach Roisins Anruf fühlte sich das Haus an wie ein Theater, in dem die Requisiten bereits aufgebaut sind, aber der Vorhang noch unten ist. Alles stand an seinem Platz: drei Gläser über dem Herd, das Foto vom Hügel darunter, der Aschenbecher leer, die Tür unter der Treppe zu. Nichts bewegte sich, nichts klopfte, nichts flüsterte. Und gerade das machte mich nervös.

Er konnte laut sein, aufdringlich, penetrant. Damit kam ich klar, so halb. Laut bedeutete, dass man wusste, wo er war. Aber dieses Schweigen – das war etwas anderes. Es war die Art von Ruhe, die man in einem Zimmer merkt, kurz bevor jemand „Überraschung“ schreit.

Ich begann den Tag mit einer vernünftigen Geste: ich stellte den Wasserkocher an und machte Kaffee. Während er vor sich hin brummte, schrieb ich in mein Notizbuch:

„Nacht: kein Klopfen, keine Münze, nur Uhrschläge. Roisin kommt Samstag. Haus wirkt… aufmerksam.“

„Aufmerksam“ war ein komisches Wort für ein Gebäude. Aber ich hatte schon seltsamere benutzt.

Der Kaffee schmeckte heute besser. Vielleicht, weil ich wusste, dass sich etwas aus der Außenwelt auf dem Weg zu mir befand. Eine Frau mit einer Akte, einer Kassette und einem Namen, der seit 1978 durch dieses Dorf geisterte wie ein schlechter Witz, den keiner mehr erzählt.

Eamon.

Ich setzte mich in die Küche, die Tasse in den Händen, und versuchte mir vorzustellen, wie er gewesen war: sechzehn, siebzehn, vielleicht achtzehn, laut, hübsch, dumm genug, um sich mit einem Hügel anzulegen. Es ist erstaunlich leicht, sich jüngere Männer vorzustellen, wenn man selbst alt genug ist, um ihre Fehler zu sehen, ohne selbst noch ganz drin zu stecken.

Ich ging die Akte im Kopf durch, die ich noch gar nicht gesehen hatte: ein paar Seiten, vergilbtes Papier, schlecht getippte Zeilen, ein Foto mit einem jungen Gesicht, das irgendein Amt in eine Ecke tackert. „Vermisst.“ Als wäre er nur irgendwo falsch abgebogen auf dem Weg in die spätere Mittelschicht.

„Was wirst du sagen, wenn sie hier steht?“, fragte ich mich. „‚Ja, Ihr Onkel hat sich damals mit einem Ding angelegt, das jetzt bei mir durch die Wand flüstert, und ich sammle gerade Münzen, damit er mich nicht komplett auffrisst‘?“

Nicht hilfreich.

Ich beschloss, den Tag zu strukturieren, als wäre er normal. Duschen, schreiben, irgendwann was essen, vielleicht einmal durchs Dorf gehen, nicht in den Pub, wie Niamh es mir geraten hatte. Je mehr Alltag ich aufbaute, desto weniger fühlte ich mich wie eine Spielfigur in seinem Spiel.

Beim Schreiben merkte ich, wie mein Blick immer wieder zu den drei Gläsern wanderte. Jedes war ein Punkt auf der unsichtbaren Karte, die er um mich gelegt hatte. Feld, Cal, Tür. Drei Befestigungen, drei Seile. Noch konnte ich mich bewegen, aber ich spürte, wie kurz sie waren.

Ich stand auf, nahm einen Stuhl und stellte ihn direkt unter das Regal. Vorsichtig, als wäre ich wieder sechzehn und würde im Elternhaus heimlich an die Süßigkeiten oben im Schrank wollen, stieg ich darauf und nahm nacheinander jedes Glas in die Hand.

Nicht, um etwas zu ändern. Nur, um zu sehen.

In Glas eins – der „Originalmünze" – lag das Metall ruhig, eingebettet in das Salz wie ein Zahn in Zahnfleisch. Nichts flackerte, nichts vibrierte. Aber es war, als würde ein feines Summen an meinen Fingern zerren, kaum hörbar.

In Glas zwei, der „Cal-Münze", war das Salz unruhiger. Hier und da kleine Hohlräume, als hätte sich etwas darin bewegt und sei dann wieder eingeschlafen. Die Münze selbst war angelaufen, dunkler, schwerer.

In Glas drei – der Lieferung von gestern Nacht – war das Salz glatt wie frisch gefallener Schnee. Die Münze lag mittendrin, noch fast glänzend. Neuware.

Ich stellte alle drei wieder hin, exakt so, wie sie vorher gestanden hatten. Er sollte nicht den Eindruck bekommen, dass ich seine Szenerie umdekorierte. Aber ich schrieb mir die Unterschiede auf. Wenn Roisin kam, sollte sie mehr haben als „es fühlt sich komisch an".

Gegen Mittag klopfte es. Normal. An der Haustür. Drei schnelle Schläge, die nicht nach 3:07 und nicht nach „ich wohne im Mauerwerk" klangen.

Ich zuckte trotzdem zusammen. Adrenalin kennt keine Differenzierung.

An der Tür stand Cian. Ohne Fahrrad, mit Kapuzenpulli, der eindeutig älter war als er, und einem Blick, der sagte: „Ich hab zu viel gehört, um einfach in die Schule zu gehen."

„Du siehst aus, als hättest du eine Nacht im Kühlschrank geschlafen", sagte er zur Begrüßung.

„Du siehst aus, als würdest du deine Nächte auf Wikipedia verbringen", gab ich zurück. „Komm rein."

Er trat ein, sah wie reflexhaft zur Wand hinter dem Kamin, dann zur Küche. „Niamh hat gesagt, ich soll mal nach dir sehen", meinte er, ohne Umschweife. „Und sie hat gesagt, ich soll keine dummen Sprüche machen."

„Du hast schon zwei gemacht", sagte ich. „Aber ich lasse das als Bewältigungsstrategie durchgehen."

In der Küche blieb er stehen, starrte auf die drei Gläser. „Scheiße", sagte er leise.

„Sehr präzise Analyse", sagte ich.

„Drei", murmelte er. „Das ging schnell."

„Er hat einen guten Vertrieb“, sagte ich. „Die dritte kam heute Nacht. Bodenlieferung, passend zur Tür unter der Treppe.“

Cian verzog das Gesicht. „Hat er gesprochen?“

„Durch Holz“, sagte ich. „Nicht in meinem Kopf. Das war neu.“

Er nickte, als hätte er genau das erwartet. „Wenn er die Kanäle wechselt, heißt das, dass der alte nicht mehr so gut funktioniert. Deine Wände sind ihm zu voll. Du hörst ihn, aber du sagst Nein. Also bespielt er die Türen. Er mag Übergänge.“

„Ich mag sie nicht“, sagte ich. „Ich mag Türen, die sich nur öffnen, wenn ich sie brauche, um in ein anderes Zimmer zu kommen. Nicht in ein… was auch immer.“

Cian setzte sich an den Küchentisch, drehte den Aschenbecher mit zwei Fingern, ohne wirklich hinzusehen. „Niamh hat mir erzählt, dass jemand aus Dublin kommt“, sagte er. „Dass sie die Akte holt, die ‚alle vergessen‘ haben. Ich wette, ich weiß, um wen es geht.“

„Eamon“, sagte ich.

Er nickte. „Der vierte Strich.“

„Du warst damals nicht mal geboren“, erinnerte ich ihn.

„In diesem Dorf erbt man Geschichten wie Familienbesteck“, sagte er. „Man weiß, welches Messer fehlt, auch wenn man nie damit geschnitten hat.“

Wir schwiegen. Die Gläser über uns wirkten wie drei kleine Scheinwerfer, obwohl sie nur das Licht reflektierten.

„Ist es eine gute Idee, sie herkommen zu lassen?“ fragte er dann. „Ehrlich.“

„Ich weiß es nicht“, sagte ich. „Ich weiß nur, dass sie ohnehin irgendwann gekommen wäre. Menschen, denen man jahrzehntelang erklärt, sie sollen eine Lücke vergessen, sind irgendwann die hartnäckigsten. Und wenn ich schon hier sitze, will ich nicht der sein, der ihr sagt: ‚Tut mir leid, die Tickets sind ausverkauft‘.“

„Er wird sie hassen“, sagte Cian. „Sie bringt etwas mit, das er nicht kontrolliert. Alte Worte, die nicht aus ihm kommen. Vielleicht hört er sich selbst darauf. Vielleicht hört er, wo er nicht so geglänzt hat, wie er dachte.“

„Du redest von ihm, als wäre er ein Schauspieler, der seine Kritiken nicht erträgt.“

Cian zuckte die Schultern. „Vielleicht ist er genau das. Jemand, der sich selbst ständig spielen muss, um zu existieren. Wenn sich keiner mehr an ihn erinnert, ist er weg. Deswegen investiert er so in Leute wie dich. Und Seamus. Und…“

„Eamon“, ergänzte ich.

„Ja“, sagte Cian.

Ich dachte an das halb verbrannte Foto unter dem Glas. „Hast du ihn gekannt?“, fragte ich vorsichtig.

„Nur aus Geschichten“, sagte Cian. „Aber er war… wie du. Neugierig, wütend, gelangweilt von dem, was ‚normal‘ ist. Das sind die Besten für ihn. Und die Schlechtesten für sich selbst.“

„Fantastischer Trost“, sagte ich.

Er grinste kurz. „Immerhin lüg ich nicht.“

Er wurde wieder ernst. „Wenn sie kommt“, sagte er, „geh ich nicht in dein Haus.“

Ich sah ihn überrascht an. „Weil du Angst hast?“

„Weil ich schon zu viel drin hab von ihm“, sagte er ruhig. „Wenn sie das Band abspielt und er sich auf deine Wände stürzt, will ich nicht auch noch hier sitzen und als Verstärker dienen. Ich hör ihn, auch wenn ich wegschaue. Und er hört mich. Das reicht.“

„Niamh will es auch nicht hören?“, fragte ich.

„Sie wird es hören“, sagte er. „Aber sie kennt ihre Grenze. Sie weiß, wann sie rausgehen muss. Ich… bin nicht so gut darin.“

Es war seltsam, wie nüchtern er das sagte. Kein Pathos, kein Selbstmitleid. Nur eine Bestandsaufnahme.

„Also was willst du?“, fragte ich. „Warum bist du hier?“

„Weil du vielleicht eine Karte brauchst“, sagte er. „Bevor sie kommt.“

Ich blinzelte. „Eine… Karte?“

„Du gehst nicht genug raus“, stellte er fest. „Du kennst das Haus, die Tür, die Gläser. Aber du kennst das Feld nicht richtig. Du hast den Hügel gesehen, ja. Aber du kennst seine Linien nicht. Seine Wege. Die Stellen, an denen er dünn ist.“

„Ich geh da bewusst nicht drauf“, sagte ich. „Ich hab so eine persönliche Regel, dass ich nicht auf Orte steige, die versuchen, mir Münzen in den Flur zu rollen.“

„Du musst auch nicht drauf“, sagte Cian. „Aber du solltest wissen, wie er aussieht, wenn man ihn nicht nur mit Augen betrachtet. Es gibt eine alte Karte im Pub. Nicht offiziell. Kein Ding mit Maßstab und Nordpfeil. Eher… eine Zeichnung. Eine, die Leute gemacht haben, als sie noch versucht haben, ihn zu verstehen, statt nur wegzugucken.“

„Eine Karte vom Feld?“, fragte ich.

„Vom Feld. Vom Hügel. Von den Wegen darunter“, sagte er. „Seamus hat sie. Oder Liam. Oder einer der anderen Alten. Sie hängt nicht an der Wand, weil keiner sehen will, dass er ihr mal Namen gegeben hat. Aber sie ist da. In einer Schublade, unter Bierdeckeln, irgend so ein Mist.“

Die Vorstellung einer heimlichen Karte machte etwas in mir wach, das mit der ganzen Scheiße hier nur am Rande zu tun hatte: Neugier. Technische, fast kindliche Neugier. Es war die gleiche Sorte, die mich früher bis spät in die Nacht hatte Stadtpläne analysieren lassen, wenn ich eine neue Gegend kennengelernt hatte. Man fühlt sich weniger verloren, wenn man weiß, wo die Straßen langlaufen.

„Niamh hat mir gestern gesagt, ich soll nicht in den Pub“, erinnerte ich ihn.

„Deshalb gehst du heute“, sagte Cian. „Nicht, um zu trinken, sondern um etwas zu holen. Eine Karte ist kein Deal. Eine Karte ist nur eine andere Art von Nein. Du sagst: ‚Ich will wissen, wo du mich haben willst, damit ich hier nicht aus Versehen hinlaufe.‘“

Ich dachte darüber nach. Es klang logisch. Es klang auch nach genau der Art von Halbwahrheit, die einen in Schwierigkeiten brachte.

„Seamus wird nicht begeistert sein“, sagte ich.

„Seamus ist nie begeistert, wenn die Vergangenheit zu laut wird“, meinte Cian. „Aber er weiß, dass sie sowieso schreit. Und tief drin will er, dass mal jemand anders die Bilder sieht, die er seit Jahrzehnten im Kopf hat.“

„Du hast das alles schon durchgedacht“, sagte ich.

„Ich hab nicht so viele Hobbys“, gab er zurück. „Und du bist das spannendste Projekt, das dieses Dorf seit Jahren hatte.“

„Noch so ein Trost“, murmelte ich.

Wir verabredeten nichts Großes. Er würde nicht mitkommen. Es sei „besser so“. Ich sollte einfach am späten Nachmittag rübergehen, wenn die ersten schon sitzen, aber noch nicht betrunken sind.

Als er ging, blieb die Luft im Flur einen Moment dick, als hätte er etwas zurückgelassen. Vielleicht war es nur die Information. Vielleicht auch etwas anderes.

Allein in der Küche sah ich noch einmal zu den drei Gläsern.

„Eine Karte“, sagte ich. „Von dir. Vom Hügel. Von dem, was darunter ist.“

Es fühlte sich falsch an, sich auf den Pub zu freuen. Aber ein Teil von mir tat genau das. Nicht wegen des Biers, nicht wegen der Stimmen, sondern wegen der Möglichkeit, eine Zeichnung in der Hand zu halten, auf der er nicht derjenige war, der die Linien gezogen hatte.

Am späten Nachmittag zog ich die Jacke an, steckte das Notizbuch ein und verließ das Haus. Der Weg zum Pub war derselbe wie immer. Nur mein Ziel hatte sich verändert.

„Die Karte im Pub“, dachte ich. „Wenn du eine Bühne willst, mein Freund, dann schauen wir uns vorher den Bauplan an.“

Der Wind zog vom Meer herauf, feucht und kühl, und hinter der Mauer lag das Feld, als würde es sich extra flach machen. Der Hügel dahinter tat so, als wäre er nur Deko.

„Samstag kommt Dublin“, sagte ich leise. „Heute gehörst du mir.“

Und ich drückte die Pub-Tür auf, nicht als Mensch, der trinken wollte, sondern als jemand, der nach einem Stück Papier fragte, von dem alle behaupteten, sie hätten vergessen, dass es existiert.

Die Karte im Pub

Der Pub roch wie immer nach Bier, Fritteusenöl und verpassten Lebensentscheidungen. Es war erstaunlich tröstlich. In einem Dorf, in dem Hügel Leute fraßen und Wände flüsterten, war ein Raum voller Menschen, die sich freiwillig zerstörten, fast so etwas wie Bodenhaftung.

Ich blieb einen Moment im Eingang stehen, damit meine Augen sich an das gedämpfte Licht gewöhnten. Die üblichen Verdächtigen waren da: zwei alte Männer am Fenster, die seit Jahren denselben Platz bewachten wie aggressive Zimmerpflanzen; eine Gruppe jüngerer Typen am Dartboard, die so taten, als ginge es um Sport und nicht darum, wer sich am wenigsten traut, über das Feld zu reden; an der Theke Liam, der Wirt, breit, ruhig, mit einem Gesicht wie ein zu lange benutztes Schneidebrett.

Und natürlich Seamus.

Er thronte auf seinem Stammhocker, das Glas vor sich, die Hände darum gefaltet, als würde er beten – allerdings zu einer sehr speziellen Gottheit aus Malz und Hopfen. In sein Profil hatte sich diese Mischung aus Sturheit und Schuld eingegraben, die ich inzwischen fast mochte. Wenn schon jemand mit mir unterging, dann bitte einer, der wenigstens wusste, warum das Wasser stieg.

Ich schloss die Tür hinter mir, und die Gespräche fielen nicht ab, aber sie verschoben sich um einen Ton. Ein bisschen leiser, ein bisschen gespannter. In Killarneagh lernt man früh, halbe Sätze zu führen, wenn neue Leute im Raum sind.

„Theo“, brummte Liam, als ich mich der Theke näherte. „Du bist spät dran. Oder früh. Je nachdem, ob du gestern schon angefangen hast.“

„Ich habe heute Freigang“, sagte ich. „Die Wand hat mir Urlaub vom Feld gegeben.“

Liam verzog keine Miene, aber ich sah das kurze Zucken in seinen Augen. Er wischte mit einem Tuch über eine Stelle, die sauberer war als die meisten meiner Gedanken.

„Das Übliche?“, fragte er.

„Ein Pint, ja“, sagte ich. „Und vielleicht… eine Auskunft.“

Er stellte das Glas unter den Zapfhahn. „Letzteres ist teurer.“

„Ich zahle in Informationen“, sagte ich. „Oder in peinlichen Geständnissen. Was immer hier gerade mehr wert ist.“

Seamus drehte den Kopf, langsam, als würde er befürchten, der Rest könne dabei abfallen. „Was willst du wissen?“, fragte er. „Wir machen hier keine Führungen mehr zum Hügel, falls du das im Sinn hattest.“

„Keine Führungen, nein“, sagte ich. „Nur eine Karte.“

Es war, als hätte ich einen unsichtbaren Stein ins Wasser geworfen. Die Wellen liefen nicht über Gesichter, sondern über Schultern. Rücken spannten sich, Blicke flackerten. Der Dartpfeil eines der Jungs landete so weit neben dem Board, dass man ihm eigentlich den Führerschein abnehmen müsste.

„Eine was?“, fragte Liam scharf.

„Eine Karte“, wiederholte ich. „Vom Feld. Vom Hügel. Von dem, was ihr früher mal darin gesehen habt, bevor ihr beschlossen habt, dass ‚vergessen‘ eine Lösung ist. Ich hab gehört, es gibt eine.“

Seamus starrte in sein Glas, als würde er hoffen, darin einen anderen Gesprächspartner zu finden. „Cian“, murmelte er. Es war kein Name, es war eine Anklage.

„Ich hab nicht gesagt, von wem ich die Idee habe“, sagte ich. „Aber wenn wir schon dabei sind: ja, Cian meint, irgendwo hier hängt oder liegt eine Zeichnung herum, die mehr zeigt als nur ‚Grün mit Hügel‘.“

Liam stellte mir das Pint hin. Der Schaum sah aus wie eine unschuldige Decke über etwas Tiefem. „Du bist erst seit ein paar Wochen hier“, sagte er langsam. „Und du weißt schon mehr, als gesund ist. Wenn du klug wärst, würdest du jede Karte verbrennen wollen.“

„Ich bin nicht klug“, sagte ich. „Ich bin Schriftsteller. Das ist wie klug, nur ohne Rückfahrschein. Je weniger ich weiß, desto mehr füllt er die Lücken. Und ganz ehrlich, ich hab schon genug von seinen Versionen.“

Seamus lachte trocken, ein Geräusch, das eher nach Husten klang. „Er fängt an, sich zu beschweren, Liam“, sagte er. „Stell dir vor, einer von uns will diesmal selbst bestimmen, wo er hintritt.“

Liam sah zuerst mich an, dann die anderen im Raum. Ein kurzer Blick reichte, um zu erkennen, dass alle sehr beschäftigt damit waren, nicht hinzusehen.

„Was glaubst du, was dir eine Karte bringt?“, fragte er.

„Ein Gefühl dafür, wo ich besser nicht unabsichtlich lande“, sagte ich. „Ich plane nicht, den Hügel zu besteigen, mit Fahne und Picknick. Aber ich will wissen, wo er anfängt. Und wo er dünn ist. Wenn ich schon in seinem Haus wohne, würde ich gern wissen, wie weit seine Pfoten reichen.“

Seamus bewegte das Glas zwischen seinen Händen, sein Blick wurde glasiger – nicht nur vom Alkohol, eher von Erinnerungen, die sich meldeten wie alte Narben bei Wetterumschwung.

„Er hat Roisin schon am Telefon“, sagte er plötzlich.

Liam zuckte sichtbar. „Du redest zu viel“, knurrte er.

„Sie kommt“, fuhr Seamus fort, als hätte er ihn nicht gehört. „Die Nichte von Eamon. Die mit der Akte. Mit dem Band. Wenn du glaubst, dass wir die Geschichte noch mal ohne Plan durchspielen, irrst du dich.“

Die Dartspieler taten jetzt so, als diskutierten sie sehr angeregt über Punktestände. Ein Paar am Tisch in der Ecke redete demonstrativ zu laut über einen Sale in Galway.

„Es gibt eine Karte“, sagte Liam schließlich, „weil manche von uns irgendwann geglaubt haben, man könnte ihn kartografieren wie einen Fluss oder einen Wald. ‚Wenn wir wissen, wo er ist, können wir ihn umgehen‘, hieß es. Hat nicht funktioniert.“

„Weil ihr ihn nicht umgehen wolltet“, murmelte Seamus. „Weil ihr immer wieder hin seid wie Fliegen zum Licht.“

„Weil er sich bewegt“, sagte Liam. „Weil Linien verschwimmen. Weil du nicht aufzeichnen kannst, was zwischen den Köpfen der Leute hin und her springt. Aber ja, es gibt sie noch. Vielleicht. Irgendwo.“

Ich nahm einen Schluck Bier. Es war kalt und bitter, und zum ersten Mal seit langem hatte ich das Gefühl, dass etwas in meinem Leben geschmacklich stimmte.

„Ich will keine Wunder“, sagte ich. „Nur Umrisse. Wenn Roisin kommt, will ich nicht noch darüber stolpern, dass unter meinem Wohnzimmer vielleicht ein Pfad eingezeichnet ist, von dem keiner mehr reden will. Die Münzen reichen als Überraschung.“

Liams Blick zuckte kurz, kaum merklich, bei dem Wort „Münzen“. Er wusste Bescheid. Natürlich wusste er Bescheid. In diesem Dorf war „Nicht darüber reden“ eine aktive Sportart.

„Du hast drei“, sagte Seamus leise.

Ich sah ihn an. „Ich hab drei. Und ich will, dass es dabei bleibt.“

„Vier Striche auf der Rückseite vom Foto“, fuhr er fort. „Drei Münzen im Salz. Einer fehlt. Du willst mir erzählen, du merkst die Symmetrie nicht?“

„Ich merke sie“, sagte ich. „Und ich hasse sie. Genau deswegen will ich vorher wissen, wo die anderen Linien laufen. Du hast doch damals mit deiner Scheißkamera geglaubt, du hättest Kontrolle, nur weil du durchs Objektiv geguckt hast. Ich bin wenigstens ehrlich: ich will nicht auftauchen als verschwommene Silhouette auf seinem nächsten Andenken.“

Liam legte das Tuch weg. Seine Hände lagen auf dem Tresen, breit, ruhig. Es waren Hände von jemandem, der schon zu viele Gläser und zu viele Särge gesehen hatte.

„Die Karte ist kein Spielzeug“, sagte er. „Sie ist auch keine Schatzkarte. Sie ist… ein Geständnis, das wir auf Papier gemalt haben. Jeder Strich sagt: ‚Ja, ich war da. Ja, ich hab hingesehen. Ja, ich hab ihn gespürt.‘ Wenn du sie in die Hand nimmst, unterschreibst du das mit.“

„Vielleicht“, sagte ich. „Oder ich unterschreibe, dass ich diesmal nicht blind bin, wenn er mir Dinge vor die Füße wirft. Ich hab schon genug unbeschriebene Seiten, danke.“

Seamus starrte auf einen Punkt irgendwo zwischen mir und dem Glas. „Hol sie raus“, sagte er. „Er kommt sowieso. Mit oder ohne Zeichnung. Lieber wissen wir, wo wir standen, als so zu tun, als hätten wir nur davon geträumt.“

„Seamus“, warnte Liam.

„Nein“, sagte der alte Mann plötzlich scharf. „Genug ‚Nein‘ hatten wir damals, als keiner zur Polizei gehen wollte und alle so getan haben, als wäre Eamon einfach durchgebrannt. Jetzt hat einer drei Münzen im Salz stehen und eine Frau aus Dublin im Anflug, und du willst ihn unbewaffnet lassen?“

Die Spannung im Raum wurde dichter. Ein Glas irgendwo klirrte leise, als jemand es zu hart abstellte.

Liam sah mich an. In seinem Blick lag weniger Ablehnung, als ich erwartet hatte. Mehr… Abwägen.

„Wenn du die Karte siehst“, sagte er langsam, „kannst du sie nicht wieder ungesehen machen. Du wirst Linien in deinem Kopf haben, die er benutzen kann. Wege. Knoten. Orte. Du gibst ihm damit Futter. Aber du gibst dir auch was: einen Rahmen.“

„Er malt ohnehin in mir rum“, sagte ich. „Dann will ich wenigstens wissen, ob die Striche von ihm oder von euch sind.“

Liam atmete durch, laut genug, dass man es über das Gemurmel im Pub hörte. Dann drehte er sich um, ging zum Ende der Theke, beugte sich hinunter und begann, in einer der Schubladen zu kramen.

Der ganze Pub hielt den Atem an. Es war, als würde jemand hier drin eine Bombe entschärfen – langsam, routiniert, aber mit dem Wissen, dass ein falscher Griff alles hell machen könnte.

Papier raschelte, Holz klapperte, ein paar Bierdeckel fielen irgendwo auf den Boden. Dann tauchte Liam wieder auf. In der Hand hielt er etwas, das auf den ersten Blick wie eine alte Speisekarte aussah: braunes, leicht welliges Kartonpapier, an den Rändern fleckig.

Er legte es nicht vor mir auf die Theke. Er hielt es fest, eine Hand an jeder Ecke, als hätte er Angst, dass es weglaufen könnte.

„Das hier“, sagte er, „ist keine offizielle Karte. Kein Vermessungsamt, kein Priester, keine Schule würde das akzeptieren. Das hier haben wir gezeichnet. Spät, betrunken, verängstigt, nach Nächten, in denen wir gesessen und gesagt haben: ‚Er war da. Er war dort. Hier hat er geflüstert. Da hat er gezogen.‘ Jeder Strich bedeutet, dass jemand einmal zu nah dran war.“

Ich schluckte. „Und trotzdem zeigst du sie mir.“

„Weil du sowieso schon viel zu dicht dran bist“, sagte er. „Und weil ich keine Lust habe, noch eine Nichte aus Dublin zu sehen, die in dreißig Jahren bei mir am Tresen steht und fragt, warum keiner was gesagt hat.“

Langsam, als würde er einem Kind ein gefährliches Werkzeug geben, drehte er das Kartonpapier so, dass es zu mir zeigte, und schob es dann über den Tresen.

Ich legte die Hände bewusst flach an den Rand der Theke, ohne es zu berühren. Ein Teil von mir wollte wegrennen. Ein anderer Teil – der lautere – lehnte sich innerlich vor.

Die Karte zeigte nicht viel, auf den ersten Blick. Ein paar Linien, Kreise, Striche, Namen. Keine Legende, kein Maßstab. Aber ich erkannte das Haus, grob skizziert, mit einem kleinen Rechteck. Das Feld, als unregelmäßige Fläche. Die Mauer. Der Hügel, dick eingekreist, als würde jemand sagen: „Hier, Idioten, genau hier."

Und darunter – das, was mir die Luft aus der Lunge drückte – waren Linien, die von diesem Hügel ausgingen. Wie Wurzeln, nur in alle Richtungen. Einige liefen gerade ins Dorf. Eine endete genau unter einem kleinen Rechteck, das vermutlich mein Haus war. Daneben stand in krakeliger Schrift ein einziges Wort:

„Keller."

Ich starrte auf das Papier. Irgendwo im Pub klickte jemand sein Feuerzeug, jemand lachte zu laut über einen Witz, der nichts mit mir zu tun hatte.

„Da geht's lang, wenn du runter willst", sagte Seamus leise. „Nur für den Fall, dass du irgendwann vergisst, wo die Tür unter der Treppe hinführt."

Ich legte die Fingerspitzen auf den Rand der Karte. Nicht in die Linien. Noch nicht.

„Er hat seine Karte", murmelte ich. „Jetzt habe ich meine."

Und ich wusste, dass ab diesem Moment die Frage nicht mehr war, ob ich das Spiel mitspielte. Sondern nur noch, wie lange ich es schaffte, mit der Karte in der Hand Nein zu sagen.

Ich weiß nicht, wie lange ich die Karte einfach nur angestarrt habe. Lange genug, dass das Bier vor mir schal wurde und meine Hände anfingen zu kribbeln, obwohl ich sie noch nicht einmal richtig auf das Papier gelegt hatte.

Das Haus war ein Rechteck, grob, fast lieblos. Daneben ein zweites, kleineres, das vermutlich der Schuppen oder irgendein alter Anbau war, an den ich nie gedacht hatte. Das Feld war eine unförmige Fläche, schraffiert, als hätte jemand mit zu viel Druck versucht, das Grün sichtbar zu machen. Die Mauer ein halbkreisförmiger Strich. Und der Hügel: ein dicker, schwarzer Punkt, eingekreist, nachgezogen, als hätte irgendjemand sehr betrunken, sehr wütend versucht, ihn durch den Karton zu bohren.

Von diesem Punkt gingen Linien aus. Nicht gerade, nicht ordentlich, eher wie die Kritzeleien eines nervösen Kindes: mal dünn, mal stärker, mal unterbrochen, dann wieder aufgenommen. Einige liefen durchs Feld, andere bogen Richtung Dorf ab, zwei endeten irgendwo in der Nähe des Pubs. Eine dickere Linie schob sich wie eine dunkle Wurzel direkt auf mein Haus zu – oder auf das, was in dieser Zeichnung mein Haus sein musste.

Und genau unter diesem Rechteck stand „Keller".

„Ich dachte, das Haus hat keinen richtigen Keller“, sagte ich, ohne den Blick zu heben. „Nur diese… Tür unter der Treppe. Und wahrscheinlich ein paar Ratten, die über mich lachen.“

Seamus schnaubte. „Du glaubst doch nicht ernsthaft, dass die Tür da im Nichts endet“, sagte er. „Nenn es Keller, nenn es Hohlraum, nenn es Löcher in der Realität. Da unten ist was. War immer was.“

„Die meisten Häuser hier haben irgendeinen Keller“, fügte Liam hinzu. „Einen echten, mit Kartoffeln und feuchter Luft. Aber deins… ist älter. Es wurde auf etwas gebaut, das schon da war. Der Raum darunter war zuerst. Das Haus kam später. Wenn du so willst, bist du der Dachschmuck.“

„Ich habe schon schlechtere Jobs gehabt“, murmelte ich.

Meine Finger lagen immer noch nur am Rand der Karte, als wäre da eine Linie, die ich nicht überschreiten wollte. Es fühlte sich an, als würde der Karton unter meiner Haut summen, (oder ich redete mir das ein, weil mein Leben gerade zu viel mit Geräuschen ohne Quelle zu tun hatte).

„Diese Linien“, sagte ich. „Wie sind sie entstanden? Einfach so frei Hand? Oder habt ihr nachts ’ne Vermessungsparty gemacht und ihn gefragt, wo’s langgeht?“

Ein murmelndes Lachen irgendwo im Raum, das ungefähr so heiter war wie eine Beerdigungsansprache.

„Wir haben sie gemacht“, sagte Liam knapp. „In Nächten, in denen wir alle wussten, dass etwas passiert war. Wenn sich einer von uns hingestellt hat und gesagt hat: ‚Hier. Hier hat er gezogen. Hier wurde jemand krank. Hier hat einer Stimmen gehört.‘ Dann haben wir eine Linie gemacht. Nicht sofort. Manchmal erst nach Jahren. Manchmal nach dem dritten Bier, manchmal nach Beerdigungen. Immer, wenn jemand nicht mehr so tun konnte, als wäre nichts gewesen.“

Er tippte mit dem Finger auf eine Stelle, an der eine dünnere Linie das Dorf streifte. Nahe der Kirche, wenn ich die Skizze richtig interpretierte. „Hier“, sagte er. „Da hat sich vor Jahren mal einer aufgehängt. War ein ganz braver Katholik. Hat niemandem was getan. Sagten alle. Aber die Nacht, bevor er es getan hat, saß er genau da, wo du jetzt sitzt, und hat in die Ecke gestarrt, als würde ihn jemand auf einen Tanz bitten.“

Er fuhr die Linie weiter entlang, zu einem kleinen Kreis außerhalb der Dorfgrenze. „Hier“, fuhr er fort, „ist ein Auto von der Straße abgekommen. Kein Regen, kein Eis, keine Erklärung. Fahrer tot, Beifahrerin im Koma und wieder raus, aber nicht mehr ganz da. Hat später nur noch vom Flüstern gesprochen. Und vom Kleefeld. Dabei ist sie nie bei dir am Haus gewesen, Theo. Nicht, dass wir wüssten.“

„Und jede dieser Geschichten“, sagte ich leise, „hat hier eine Linie bekommen.“

„Nicht jede“, warf Seamus ein. „Nur die, bei denen jemand den Mut hatte, zu sagen: ‚Es war nicht nur Pech. Es war… mehr.‘“

Ich schluckte. Die Linien, die sich vom Hügel aus verzweigten, waren keine Fantasie. Sie waren das Ergebnis von Menschen, die irgendwann beschlossen hatten, sich selbst nicht mehr zu belügen. Genau das machte sie gefährlicher als jede Legende.

„Warum hängt das Ding nicht im Rathaus?“, fragte ich. „Schön eingerahmt mit der Überschrift: ‚Hier nicht hinlaufen, ihr Idioten‘?“

Liam verzog den Mund. „Weil wir nicht wollen, dass irgendwelche Touristen mit Regenjacke und Selfiestick sich einbilden, sie könnten ‚ging heute ’ne Runde auf dem Spukhügel wandern‘ bei Instagram posten“, sagte er. „Je weniger Leute davon wissen, desto weniger Futter hat er.“

„Und trotzdem zeigst du es mir“, sagte ich.

„Weil er dich ohnehin schon gefunden hat“, sagte Seamus. „Weil du Münzen hast, die andere nur in Geschichten kennen. Weil du ihm sowieso nicht mehr egal bist. Und weil du, im Gegensatz zu vielen vor dir, noch Nein sagen kannst.“

„Noch“, ergänzte Liam.

Ich atmete tief durch, schob das Pint etwas zur Seite, damit ich die Karte besser sah. Es gab kleinere Markierungen, Punkte, Kreuze, Kringel, Zahlen ohne Legende. An drei Stellen am Hügel waren kleine Häkchen eingezeichnet, als hätte jemand die häufigsten Eintrittsstellen markiert.

„Was ist das?“, fragte ich und deutete darauf.

„Da, wo es am leichtesten ist, rüberzugehen“, sagte Seamus. „Stellen, an denen der Boden dünn ist. Wo du stehst und plötzlich nicht mehr so genau weißt, wo deine Füße aufhören. Wo du anfängst, Dinge zu sehen, die nicht für dich gedacht sind.“

„Wie viele von euch sind… rüber?“, fragte ich.

Seamus lachte kurz, ohne Humor. „Alle“, sagte er. „Manche nur mit den Augen. Manche nur mit einem Ohr. Manche ganz. Die, die ganz rüber sind, haben keine Linien mehr auf Karten. Die sind selbst Linien geworden. In ihm.“

Es war die Sorte Satz, bei der man entweder anfängt zu trinken oder zu beten. Ich nahm einen Schluck. Beten war nie so mein Metier gewesen.

Mein Blick blieb wieder an „Keller“ hängen. Das Wort war in einer anderen Handschrift geschrieben, enger, präziser, als hätten die Finger weniger gezittert.

„Wer hat das geschrieben?“, fragte ich.

Liam zögerte kurz, dann sagte er: „Eamon.“

Das Bier im Glas wurde plötzlich sehr viel weniger schmeichelhaft.

„Er hat die Karte gesehen?“, fragte ich.

„Er war einer der Ersten, die drauf rumgekritzelt haben“, sagte Seamus. „Eamon hat immer so getan, als wäre er über allem. ‚Ach, das ist nur ein Hügel‘, ‚ach, das sind nur Geschichten‘. Aber wenn du genau hinsiehst, findest du seine Handschrift überall da, wo er am dichtesten dran war. Er hat ‚Keller‘ drunter gesetzt, als wir nach einmal zu viel Whiskey darüber gestritten haben, ob es da überhaupt einen gibt.“

„Und?“, fragte ich. „War er drin?“

Es folgte eine Stille, die nicht nur aus dem Fehlen von Worten bestand.

„Er ist runter“, sagte Seamus schließlich. „Aber nicht über deine Tür. Damals war das Haus noch nicht so renoviert. Da gab es einen anderen Zugang. Hinter dem Haus, im Boden, verschlossen mit einer Platte, die schon halb verrostet war. Eine Art alte Falltür. Wir haben sie irgendwann zugeschüttet. Aber der Weg war derselbe.“

Eine Falltür hinter dem Haus. Ich dachte an die Wiese, an den Klee, an die Stellen, an denen der Boden weicher war. Mir wurde flau.

„Er war nicht der Erste, der runter ist“, mischte sich Liam ein. „Aber er war der Erste, von dem so wenig übrig geblieben ist, dass wir nicht mal ’nen ordentlichen Gerüchtedienst hingekriegt haben. Es hieß, er sei abgehauen. Nach England, nach Dublin, nach sonstwohin. Die Eltern wollten das glauben. Der Rest hat sich Stillschweigen verordnet.“

„Und ihr habt ‚Keller‘ auf eine Karte geschrieben“, sagte ich.

„Weil wir wussten, dass es nicht nur ein Loch im Boden ist“, sagte Seamus. „Sondern ein Loch in allem. Es zieht. Von unten. Es ist…“

Er suchte nach einem Wort, nahm einen Schluck, als könne er es im Glas finden. „…eine andere Tür“, sagte er schließlich.

Das Wort fuhr mir durch den Körper wie ein Stromschlag.

„Unter meiner Tür“, sagte ich langsam, „liegt also… eine andere Tür.“

„Nenn es, wie du willst“, antwortete Liam. „Für mich ist es ein Ort, den man nicht betritt, wenn man nicht vorhat, die Regeln zu ändern. Und meistens ändern sie sich nicht zu deinen Gunsten.“

Ich ließ die Worte in mir sacken. Drei Münzen. Drei Gläser. Eine Tür im Flur. Ein „Keller“ auf einer handgemalten Karte. Hügel-Linien, die darunter hinführten wie Stromkabel in einen Verteilerkasten.

„Ich möchte eine Kopie“, sagte ich.

Das zog ihnen beiden kurz sichtbar den Stecker.

„Bist du komplett wahnsinnig?“, fauchte Seamus. „Eine Karte reicht. Eine ist schon zu viel. Du willst noch mehr Papier, auf dem sein Netzwerk rumliegt?“

„Wenn Roisin kommt“, sagte ich ruhig, „brauchen wir etwas, das wir gemeinsam ansehen können. Ich bin nicht scharf drauf, jedes Mal in den Pub zu rennen, wenn ich mich vergewissern will, ob ich gerade auf einer Linie stehe oder nicht. Und ehrlich gesagt traue ich einer Karte, die bei euch unter Bierdeckeln lagert, nicht zu, die nächsten Wochen unfallfrei zu überstehen.“

„Du willst ihn mitnehmen“, sagte Liam. Nicht die Karte. Ihn.

„Ich will mir eine Seite aus eurem Schulheft abpausen“, sagte ich. „Mehr nicht. Ihr behaltet das Original. Ich kriege eine Skizze. So ungenau, dass er sich davon nicht geschmeichelt fühlen muss, so klar, dass ich erkenne, wo die dicken Wurzeln laufen. Und ja, ich weiß, dass ich mir damit auch ein Stück von ihm ins Haus hole. Aber er ist sowieso schon da. Vielleicht ist es ein Unterschied, ob ich seine Linien oder eure in den Händen halte.“

Liam sah mich lange an. Es war kein angenehmer Blick. Aber da war etwas darin, das ich mir zu meinem Vorteil einredete: Respekt. Oder zumindest die resignierte Anerkennung, dass ich nicht nach fünf Pint und einem Halbsatz umfallen würde.

„Du zeichnest ab“, sagte er schließlich. „Du nimmst sie nicht mit. Du gehst nicht mit unserer Karte durch die Gegend. Das hier bleibt hier. Wenn er was zerstören will, soll er es bei uns tun, nicht bei dir.“

„Einverstanden“, sagte ich.

Er holte Papier und einen stumpfen Bleistift aus einer Schublade – das offizielle Bürobedarfslager des „O’Malley’s“. Ich setzte mich, zog das Glas zur Seite, legte das Blatt daneben und begann, die groben Umrisse zu übertragen.

Haus. Feld. Mauer. Hügel. Die dickeren Linien, die Knotenpunkte, das Wort „Keller“. Ich ließ absichtlich ein paar der kleineren Kringel weg. Es ging mir nicht darum, jeden verfluchten Spukpunkt in der Umgebung auf meinem Schreibtisch zu haben. Ich wollte die Hauptströme.

Während ich zeichnete, merkte ich, wie meine Hand zitterte. Nicht stark, aber genug, dass die Linien leicht wackelten. Es war okay. Es durfte schäbig aussehen. Je weniger ordentlich, desto weniger Einladungscharakter.

Seamus und Liam sagten nichts, während ich arbeitete. Die Geräusche des Pubs drangen gedämpft an mich heran: Lachen, Gläser, das Klackern von Dartpfeilen. Aber über allem lag die gespannte Aufmerksamkeit derer, die wissen, dass jemand gerade dabei ist, eine Bombe als Skizze mitzunehmen.

Als ich fertig war, legte ich den Bleistift weg. Meine Kopie war keine Schönheit. Aber sie zeigte, was ich sehen musste.

„Danke“, sagte ich leise.

Liam nahm das Original, klappte es einmal zusammen und verschwand wieder damit unter der Theke, in der Schublade, aus der es gekommen war. Der Karton machte ein dumpfes Geräusch, als er auf Holz traf.

„Du weißt, dass er den Unterschied kennt“, sagte Seamus.

„Zwischen was?“, fragte ich.

„Zwischen seiner Karte und deiner“, sagte er. „Er weiß, wo er wirklich langläuft. Er weiß, wo wir ihn sehen und wo nicht. Deine Zeichnung ist…“ Er suchte nach einem Bild. „…wie ein Kinderbild von einem Monster. Es sieht scheiße aus. Aber es hängt am Kühlschrank. Und jedes Mal, wenn du dran vorbeigehst, denkst du dran, dass es da ist.“

„Genau“, sagte ich. „Und ich hoffe, dass ich irgendwann vergesse, dass das Monster die Stifte bezahlt hat.“

Ich faltete mein Blatt, steckte es in die Innentasche der Jacke. Es fühlte sich an wie ein billiger Talisman. Einer, der wenigstens auf meiner Seite improvisiert war, nicht auf seiner.

„Wenn Roisin kommt“, sagte Liam, „und ihr das Ding auf dem Tisch ausbreitet, denk dran: er hört mit. Er sieht, wo du hinzeigst. Rede so, als würdest du ihm gerade erklären, wie wenig er dich interessiert. Verstehst du?“

„Du willst, dass ich ihm auf seiner eigenen Karte den Mittelfinger zeige“, sagte ich.

„Wenn du es schon machst, dann mit Stil“, meinte Seamus.

Ich trank mein Pint aus. Es schmeckte plötzlich wieder nach Bier und nicht nach Metall. Vielleicht hatte ich mich daran gewöhnt, dass alles hier mehr als eine Bedeutung hatte.

Als ich den Pub verließ, war es draußen dunkler geworden. Die Luft war klarer, der Nebel zurückgewichen, als hätte jemand beschlossen, ich hätte heute genug Schleier gesehen.

Das Feld lag da, schwer, dunkel. Der Hügel zeichnete sich deutlich gegen den Himmel ab. Ich ging den Weg zum Haus hoch, die Hände in den Jackentaschen, spürte das Papier an meiner Brust.

„Du hast deine Linien“, sagte ich in Richtung Mauer. „Ich hab meine. Mal sehen, wer sie besser lesen kann.“

Das Haus empfing mich mit seinem üblichen Knacken. In der Küche hingen die drei Gläser über dem Herd, unbewegt. Ich setzte mich an den Tisch, holte die Kopie der Karte hinaus und legte sie daneben.

Drei Münzen im Salz. Ein Wort auf Papier. „Keller“.

Und plötzlich war mir sehr klar, dass der nächste Schritt dieser Geschichte nicht in meiner Macht lag.

Aber wie ich ihn aufschreiben würde – das war immer noch meine Entscheidung.

Ich saß in meiner Küche und starrte auf zwei Dinge, die sich gegenseitig erklärten und gleichzeitig noch verwirrender machten: drei Gläser über dem Herd und eine hässliche Kopie einer hässlichen Karte. Es sah aus, als hätte jemand versucht, ein Brettspiel zu erfinden, bei dem der einzige Spielzug „Bereue deine Entscheidungen“ heißt.

Die Karte lag ausgestreckt auf dem Tisch, gehalten von der Kaffeetasse oben links und dem Aschenbecher unten rechts. Dazwischen: Linien, Kringel, das dick eingekreiste Loch namens Hügel – und das Wort, das mir seit der Pub-Szene unter der Haut brannte: „Keller“.

Ich fuhr mit dem Finger dicht über der Linie entlang, die vom Hügel direkt unter mein Haus führte. Ich berührte das Papier nicht wirklich; irgendwas in mir war überzeugt, dass man ihn nicht auch noch taktil triggern sollte, wenn er sowieso schon eine Dauerleitung in meine Wand gelegt hatte.

„Du bist also nicht nur Feld“, murmelte ich. „Du bist Rohrsystem. Erdleitung. Volkseigener Untergrund.“

Wenn man lange genug auf Striche starrt, fangen sie an, sich zu bewegen. Die Linie vom Hügel zum Haus wurde in meinem Kopf zu etwas Lebendigem, einem dunklen Faden, der durch Erde kroch, sich um Steine schmiegte, an Wurzeln vorbeizog, bis er direkt unter den Bodenbrettern meiner Küche ankam, einmal höflich gegen die Unterseite vom Herd klopfte und dann weiterkrabbelte bis zur Tür unter der Treppe.

Keller. Natürlich.

Ich stand auf, bevor mein Hirn anfing, Geräusche zu dem Bild zu erfinden. Das Haus knarzte irgendwo, ein ganz normales Holzknacken, aber mein Körper interpretierte es inzwischen wie ein Orakel. Ich ging zum Fenster und sah hinaus.

Das Feld lag da, als hätte es gerade eine Vorlesung in Unschuld absolviert: nasses Grün, glitzernde Tropfen, eine leichte Senkung, wo das Wasser sich sammelte. Hinter der Mauer der Hügel, heute klarer zu sehen, die Konturen schärfer. Je länger ich hinsah, desto mehr hatte ich das Gefühl, er war einen Tick näher gerückt. Natürlich war das Quatsch. Hügel wandern nicht. Aber manchmal wandert der Blick, und der Effekt ist derselbe.

„Ich habe eine Karte von dir“, sagte ich leise in Richtung Scheibe. „Du bist jetzt offiziell ein Ort mit Linien. Keine mythische Nebelzone mehr, sondern ein beschrifteter Fleck. Das gefällt dir nicht, oder?“

Das Feld antwortete mit Wind. Er strich über die Kleeoberfläche, ließ alles einmal in dieselbe Richtung kippen, ein grünes Seufzen.

Ich ging zurück zum Tisch, setzte mich und legte das Notizbuch neben die Karte. Auf eine neue Seite schrieb ich:

„Inventur, Stand: kurz vor Zusammenbruch“

Darunter:

– Drei Münzen im Salz (Feld, Cal, Tür)
– Eine Karte mit Wurzeln vom Hügel ins Dorf
– „Keller“ unter dem Haus
– Anruf aus Dublin, Ankunft Samstag
– Uhrzeit 3:07 als Running Gag des Grauens

Ich starrte die Liste an. Wenn man es so sortiert sah, ergab es fast Sinn. Ein perfider, schlechter Sinn, aber immerhin etwas, das nicht nur aus diffusem Schrecken bestand.

„Er spielt in Etappen“, dachte ich. „Zuerst Feld, dann Haus, dann Tür. Jetzt bringt Dublin ein Band mit, als Bonusmaterial. Und ich sitze in der Extended Edition, ohne gefragt worden zu sein.“

Mein Handy lag neben dem Notizbuch. Ich nahm es in die Hand, drehte es, als wäre es ein besonders miesgelaunter Talisman, und tippte dann:

„Samstag steht. Ich hab was für Sie, das Sie sehen sollten. Bringen Sie Aspirin mit. T.“

Ich schickte die Nachricht an Roisin, bevor ich meine Vernunft konsultieren konnte. Die Antwort kam schneller als gedacht:

„Aspirin hab ich immer. Sie bringen Tee und Notizen. Ich bringe die Toten. – R.“

Ich legte das Handy weg. Der Satz „Ich bringe die Toten“ ist einer, den man normalerweise nicht in seiner Küchenkorrespondenz haben will. Andererseits: Das Haus hatte längst eine offene Türpolitik für alles, was keinen ordentlichen Abschluss gefunden hatte.

Ich faltete die Karte zusammen, nicht zu klein, nur einmal in der Mitte, und schob sie in eine Klarsichtfolie, die ich irgendwo in einer der Umzugskartons gefunden hatte. Papier in Plastik. Der Versuch, etwas Abstraktes vor etwas Flüssigem zu schützen. Vor ihm.

Die Gläser über dem Herd reflektierten das Küchenlicht. Drei kleine Lichter, drei Punkte auf meiner improvisierten Tafel. Ich überlegte einen Moment, ob ich die Reihenfolge ändern sollte. Feld – Cal – Tür? Tür – Cal – Feld? Am Ende ließ ich alles, wie es war. Ich hatte das Gefühl, er würde es als Einladung verstehen, wenn ich anfing, seinen Altar umzugestalten.

Der restliche Nachmittag zog sich wie Kaugummi. Ich versuchte zu schreiben, aber alles, was ich auf den Bildschirm brachte, klang so, als würde ich heimlich dem Hügel eine Liebeserklärung diktieren. Also wechselte ich zur rohen Variante: Chronik, Uhrzeiten, Symptome. Doktor Theo, Diagnose: „Patient leidet unter ekstatischem Klopfen in der Struktur“.

Gegen Abend nahm ich doch wieder den Stift. Kein Laptop, keine Datei, die sich vielleicht irgendwann von selbst öffnet, wenn der Strom flackert. Papier hatte noch niemand gehackt, außer mit Feuer. Ich skizzierte auf eine neue Seite grob das, was ich von der Karte im Kopf hatte, ohne draufzusehen, testete, wie tief sie sich schon eingebrannt hatte.

Haus. Feld. Hügel. Linie. Keller.

Es ging schneller als mir lieb war.

Als die Dunkelheit kam, fast ohne Zwischenton, machte ich das Licht in allen Räumen an. Das war inzwischen Ritual. Wohnzimmer, Küche, Flur. Das Schlafzimmer oben nur als schummrige Lampeninsel, für später.

Ich stellte mich in den Flur und sah die Tür unter der Treppe an. Heute wirkte sie weniger bedrohlich als… beleidigt. Wie ein Hund, dem man verboten hatte, ins Schlafzimmer zu kommen.

„Du hast deinen eigenen Eingang im Boden“, sagte ich. „Du musst nicht ständig an meiner Treppe kratzen.“

Nichts.

Ich ging ins Wohnzimmer, legte Holz nach. Der Kamin war zu meinem Verbündeten geworden, weil er etwas konnte, was dem Ding im Feld fehlte: konsequent etwas zerstören. Hitze, Flamme, Asche. Kein Vertrag, nur Physik.

Beim Zusehen, wie das Feuer sich durch das Holz fraß, dachte ich an das Tonband. An Seamus’ Stimme von vor Jahrzehnten, eingefangen auf Magnet, konserviert wie eine Insektenleiche im Bernstein. Es war ein seltsamer Trost, zu wissen, dass seine Worte damals schon versucht hatten, ihn zu retten, und es nicht hatten. Vielleicht konnten sie wenigstens mich ein Stück weit von der Wand wegziehen.

„Der perfekte Samstagabend“, murmelte ich. „Dublin, Dorf, Dämon, Nostalgie. Ich sollte Popcorn anbieten.“

Die Uhr im Flur tickte sich auf die übliche Problemzone zu. Ich merkte, wie mein Körper sich auf 3:07 vorbereitete, als wäre es eine Prüfung, für die ich nichts gelernt hatte. Ich setzte mich in die Küche, diesmal mit Absicht, das Notizbuch vor mir, die Karte daneben, die Gläser über dem Kopf.

Die Minuten krochen, wie sie das immer tun, wenn man auf etwas wartet, das man nicht haben will.

2:59.

3:01.

3:03.

Ich versprach mir, nicht auf die Uhr zu sehen, sah auf die Uhr und hasste mich.

3:06.

Ich hielt den Atem an.

3:07.

Die Uhr schlug nichts, sie hatte keinen Schlag für einzelne Minuten, aber in meinem Kopf klang es trotzdem wie ein Gong.

Ich wartete auf das Klopfen.

Es kam nicht.

Der Flur blieb still. Die Wand blieb still. Die Tür blieb still. Nur das Haus knackte leise, weil Holz das so macht, wenn es alt ist und nachts kalt wird.

„Feigling“, sagte ich nach einer halben Minute.

Vielleicht war es unklug, zu provozieren. Vielleicht war es auch das Einzige, was mir blieb.

3:10.

Plötzlich ein leises, kaum hörbares Geräusch. Nicht Klopfen. Kein Metall. Eher ein kratzendes, schleifendes Schaben.

Ich spannte mich an. Das Geräusch kam nicht von der Wand, nicht von der Tür. Es kam vom Fenster.

Ganz langsam drehte ich den Kopf.

Die Küche war im warmen Licht, das Fenster ein schwarzes Rechteck darin. Von draußen drückte irgendetwas gegen das Glas, strich entlang, wie eine Hand mit sehr vorsichtigen Fingern.

Es war kein Gesicht, das ich sah. Nur Schatten, dunkler als die Nacht dahinter. Etwas glitt einmal von oben nach unten, blieb kurz an der Stelle stehen, wo meine Augenhöhe war, und bewegte sich weiter.

Ich stand nicht auf. Ich ging nicht hin. Ich blieb sitzen, die Hände flach auf dem Tisch, der Rücken wie festgenagelt.

Das Schaben wanderte, vom Fenster zur Außenwand, dann war es weg.

Ich hörte mein Herz so laut, dass ich fast sicher war, die Münzen im Salz mussten mitvibrieren.

Langsam stand ich auf, ging einen Schritt, dann noch einen, bis ich am Fenster war. Ich blieb seitlich, sah nicht direkt hinaus, sondern nur mit dem Augenwinkel.

Draußen: Feld. Dunkel, schwer. Nichts am Glas. Keine Hand, kein Gesicht. Nur die Reflexion meiner eigenen Fresse, blass und leicht verzerrt.

„Er testet die Ränder“, dachte ich. „Wenn Türen und Wände langweilig werden, versucht er’s mit Fenstern.“

Auf dem Rückweg zum Tisch bemerkte ich etwas auf der Fensterbank. Ein kleiner, dunkler Streifen, dort, wo der Rahmen innen leicht übersteht.

Blatt.

Ein Kleeblatt.

Feucht, als hätte es jemand gerade eben dort hingelegt. Vier Blätter, sauber aufgefächert, ein winziger Tropfen dunkel in der Mitte. Ich beugte mich näher.

Kein Tau. Kein Wasser.

Blut.

Nur ein winziger Tropfen, aber dunkel genug, dass mein Körper sofort reagierte.

„Sehr subtil“, flüsterte ich. „Du machst Fortschritte. Keine Münze. Nur ein Blatt.“

Ich holte ein Küchenpapier, legte es neben das Kleeblatt, rührte es nicht an. Wenn Roisin kam, sollte sie es sehen. Vielleicht war es nur eine lächerliche Kleinigkeit. Vielleicht war es der Prolog zu dem Kapitel, dessen Titel das Inhaltsverzeichnis schon kannte.

Ich sah auf die Karte, auf die Linie vom Hügel zum Haus, zum Keller. Dann auf den kleinen, dunklen Punkt mitten im Grün des Blatts.

Er hatte mir Blut ans Kleefeld gebracht, bis an die Scheibe.

„Okay“, sagte ich in die Küche, in die Nacht, in das Haus. „Kapitel verstanden. Bis hierhin spiel ich mit. Aber die Tür bleibt zu.“

In der Wand knackte es, als hätte jemand die Kiefer zusammengebissen.

Ich setzte mich hin, schrieb unter meine Liste einen neuen Punkt:

– Kleeblatt am Küchenfenster. Blut.

Blut im Kleefeld

Am nächsten Morgen war das Kleeblatt weg.

Nicht einfach verschwunden im Sinn von „ich habe es verlegt“ oder „es ist unter irgendeinem Küchentuch gelandet“. Weg im Sinn von: Ich wusste zu hundert Prozent, dass ich es auf ein Blatt Küchenpapier gelegt hatte, direkt neben die Spüle, sauber ausgerichtet, die vier Blätter wie ein kleines grünes Rad. Und jetzt lag da nur noch das Papier. Trocken. Ohne Blatt. Ohne Blut.

Ich stand barfuß in der Küche, die Luft roch nach Nacht, nach Kaltem, nach etwas, das nicht mehr da war und trotzdem die Stimmung bestimmte. Draußen war das Feld im grauen Vormittag verschwommen, der Hügel ein Schatten. Ich beugte mich über die Arbeitsfläche, tastete sie mit der Hand ab, als könnte das Ding einfach nur runtergerutscht sein. Nichts.

„Wenigstens bist du ordentlich“, sagte ich in den Raum. „Nicht mal ein Fleck bleibt.“

Ich nahm das Küchenpapier hoch und hielt es gegen das Licht. Kein roter Punkt, kein Schatten, kein Abdruck. Wenn ich nicht wüsste, was hier letzte Nacht an der Scheibe gehangen hatte, könnte ich schwören, ich hätte es mir eingebildet. Aber mein Körper erinnerte sich an den Geruch, den winzigen Metallhauch, den Blut hat, wenn es frisch ist. Er erinnert sich sehr zuverlässig an alles, was ihm nicht gefällt.

Ich legte das Papier weg, nicht in den Müll, sondern in das Notizbuch. Zwischen zwei Seiten, so, als wäre es doch irgendeine Art Beweis. Als könnte man später sagen: „Hier, genau hier war es. Man sieht… nichts. Aber da war was."

Die Karte lag noch auf dem Tisch, ordentlich gefaltet in der Folie. Als ich sie herauszog, raschelte das Plastik zu laut. Ich legte die Zeichnung neben die Tasse, die ich mir inzwischen gemacht hatte, und ließ meine Augen über die Linien laufen. Vom Hügel zu meinem Haus, von hier runter zur unfreundlichen Markierung „Keller". Draußen, einen halben Meter hinter dem Fenster, irgendwo im Klee, hatte er ein kleines, nasses Zeichen gesetzt.

Blut im Kleefeld.

Es klang wie der Name eines schlechten Dorfkrimis, den keiner kaufen würde, weil alle sagten: „Ach, das ist doch eh nur ausgedacht." Nur, dass hier nichts ausgedacht war. Oder besser: nicht von mir.

Ich schnappte mir Jacke und Schuhe, zog sie an, bevor mein rationaler Teil genug Zeit hatte, mir zu erklären, wie bescheuert es ist, früh am Morgen mit einem Kater aus zu wenig Schlaf durchs nasse Gras zu laufen.

Draußen schlug mir die Luft entgegen. Kalt, klar, mit diesem Schimmer von Salz vom Meer her, das man nicht sieht, aber riecht. Der Boden war noch feucht vom nächtlichen Nebel, der sich als dünne Schicht zurückgezogen hatte.

Ich ging zuerst ums Haus herum, nicht gleich zum Feld. Der gusseiserne Rahmen des Küchenfensters war von außen dunkler, roher als von innen. Nichts an ihm ließ erkennen, dass hier nachts etwas dagewesen war. Kein Schmier, keine Spur. Ich hätte nicht sagen können, an welcher Stelle das Blatt gehangen hatte.

„Du machst sauber hinter dir", murmelte ich. „Ordentlicher Geist. Wie praktisch."

Dann wandte ich mich zur Mauer. Sie wirkte heute niedriger. Vielleicht, weil ich weniger Abstand zu ihr hatte. Vielleicht, weil ich inzwischen wusste, was dahinter war.

Ich setzte einen Fuß auf den ersten Stein, spürte, wie er leicht nachgab. Nicht, weil er locker war, sondern weil meine Knie beschlossen hatten, dass sie heute nur auf Probe arbeiteten. Ich stieg nicht drüber. Ich setzte mich. Wie an einem Grenzübergang, an dem man lieber seinen Pass zweimal kontrolliert, bevor man weitergeht.

Das Feld erstreckte sich vor mir, ein Teppich aus dunklem Grün. Vom Blatt der letzten Nacht war nichts zu sehen. Kein nasser Fleck, kein dunkler Kreis, keine kleine Blutspur, die man hätte verfolgen können. Wenn er mir etwas gezeigt hatte, dann nur mir. Und nur kurz.

Ich ließ den Blick schweifen. Es war still, aber nicht leer. Vögel irgendwo am Rand, keine Kühe, keine Menschen. Der Hügel saß in der Mitte wie jemand, der zu lange auf dem gleichen Stuhl hockt und trotzdem nicht aufsteht, obwohl ihm die Beine eingeschlafen sind.

„Wo genau warst du?", fragte ich leise.

Ich wusste, dass ich keine Antwort bekommen würde. Aber mein Kopf suchte trotzdem. Etwa in der Mitte zwischen Haus und Hügel gab es eine leichte Vertiefung im Klee, ein kaum

sichtbares Muster, als wäre da öfter jemand gegangen. Kein Weg, eher eine Ahnung von Richtung.

Vier Blätter. Ein Tropfen. Drei Münzen. Eine Karte. Ich versuchte, kein Muster zu sehen, aber Muster waren sein Hobby. Und anscheinend auch meins mittlerweile.

Ich blieb lange auf der Mauer sitzen. Lange genug, dass meine Füße kalt wurden und meine Hände auch. Ich rauchte nicht. Ich hätte gekonnt, die Packung steckte in der Jackentasche. Aber der Aschenbecher auf dem Küchentisch und das Altar-Gerede von Niamh hatten sich tiefer in mich gefressen, als ich zugeben wollte.

„Du hast Blut im Klee“, sagte ich schließlich in Richtung Hügel. „Und ich hab ein Wochenende mit Akte vor mir. Wir haben beide unsere Termine.“

Der Wind wechselte die Richtung. Für einen Moment roch die Luft nicht nach Meer, sondern nach etwas anderem. Metall. Erde. Alt. Es kam aus dem Feld, nicht von der Straße. Ich richtete mich auf, mein Körper stramm wie ein Hund, der etwas wittert.

Da war nichts zu sehen. Nur Klee, Gras, Tropfen. Aber der Geruch blieb.

Roisin.

Der Gedanke kam, ohne dass ich ihn formt, wie eine fremde Überschrift, die jemand in mein Gehirn gesetzt hatte. Ich hätte schwören können, sie war nicht von mir.

„Lass sie in Ruhe“, sagte ich. „Sie bringt ihre eigenen Toten mit. Deine reichen.“

Der Geruch verflog. Die Luft wurde wieder normal, also so normal, wie Luft sein kann, wenn sie über einem Feld voller alter Geschichten hängt.

Zurück im Haus. Die Küche wirkte nicht anders. Und das war das Beunruhigende: Als würde sie mit Absicht so tun, als sei nichts. Die Gläser über dem Herd glänzten, das Salz war glatt. Das Telefon schwieg.

Ich setzte mich an den Tisch und schlug das Notizbuch auf. Auf der Seite, auf der ich gestern „Kleeblatt am Fenster. Blut.“ notiert hatte, ergänzte ich:

„Heute Morgen weg. Keine Spur. Kein Blatt. Kein Fleck.“

Darunter, ein bisschen zögerlich:

„Er löscht auch das, was er mir zeigt. Oder nimmt es zurück.“

Es gab zwei Möglichkeiten: Entweder war das Blatt einfach getrocknet, vom Luftzug weggetragen, vom Haus verschluckt worden, wie kleine Dinge in Ritzen verschwinden. Oder er hatte bewusst aufgeräumt, weil das Bild seinen Zweck erfüllt hatte.

In beiden Fällen war ich derjenige, der mit einer Erinnerung dasaß, die sich nicht mehr beweisen ließ. Genau sein Fachgebiet. Menschen mit Erlebnissen zurücklassen, die man ihnen leicht ausreden konnte.

Draußen fuhr ein Auto vorbei. Dann noch eins. Ich hörte Stimmen vom Weg her, irgendjemand lachte. Für ein paar Sekunden klang das wie eine andere Welt. Eine, in der Kleeblätter nur Glücksbringer waren und nicht kleine, blutige Post-its von etwas, das unter der Erde kroch.

Ich stand auf und ging in den Flur. Die Tür unter der Treppe sah mich – ja, ich fing inzwischen an, Türen emotionale Zustände zu unterstellen – abwartend an.

„Du bleibst zu", sagte ich. „Ich weiß jetzt, dass du mehr als nur Staub beherbergst. Herzlichen Glückwunsch. Trotzdem bleibst du zu."

Ich ging mit der Hand knapp an der Klinke vorbei, berührte sie nicht. Es war ein bisschen wie in Berlin vor einer roten Ampel zu stehen, um drei Uhr morgens, wenn kein Auto kommt, und trotzdem nicht zu gehen, weil man sich selbst beweisen will, dass man Regeln nicht nur dann einhält, wenn man beobachtet wird.

Im Wohnzimmer stellte ich das Radio an. Kein Musikprogramm, irgendein Nachrichtensender, der über Dinge sprach, die weit weg waren: Politik, Zahlen, Staus, Themen, die früher mal mein Alltag gewesen waren. Ich hörte nur halb zu, aber es half. Es gab einen Rahmen. Eine Erinnerung daran, dass die Welt größer war als diese Koordinate aus Haus, Feld, Hügel und Keller.

Nach einer Stunde sinnlosen Zuhörens begann ich mit dem, was Niamh von mir verlangt hatte: Chronik. Ich schrieb die letzten Tage und Nächte so unromantisch wie möglich auf. Uhrzeiten, Geräusche, Zitate. Keine Metaphern, kein Versuch, das hübsch zu machen. Er sollte sich in diesen Sätzen nicht wohlfühlen.

3:07 – Klopfen unter der Treppe – Münze – Stimme durch Holz.
Niamh kommt, dritte Münze ins Salz.
Nacht ohne Klopfen, nur Uhrschläge.
Schaben am Fenster, Blatt, Blut.

Es sah aus wie ein medizinisches Protokoll einer Krankheit, von der niemand wusste, wie man sie nennt.

Ich überlegte, ob ich Seamus Bescheid sagen sollte, dass Roisin am Samstag definitiv kommen würde. Dass wir Tonband hören würden, während das Haus lauschte. Die Vorstellung, ihn zum wiederholten Mal mit seiner Vergangenheit konfrontieren zu müssen, gefiel mir nicht. Aber die Vorstellung, dass er es durch ihn erfährt, gefiel mir noch weniger.

„Später", sagte ich mir. „Erst einmal überlebt du den Tag. Und die Nacht. Wenn alles gut geht, hast du morgen noch genug Zeit, alten Männern zu erklären, warum du ihren Dämon im Wohnzimmer abspielst."

Im Laufe des Tages fiel mir auf, wie oft mein Blick inzwischen automatisch auf die Uhr wanderte. Wie mein Körper auf bestimmte Minuten reagierte, auch tagsüber. 15:07, 17:07 – kleine, harmlose Spiegelungen, die in meinem Kopf mehr Aufmerksamkeit bekamen, als sie verdienten.

„Er hat dir eine Zahl in den Kopf gesetzt", hätte Cian gesagt. „Das ist wie ein Wurm im Lied."

Am späten Nachmittag rief niemand an. Weder Roisin noch Niamh noch irgendwer sonst. Das Haus knarzte. Die Gläser standen. Das Feld lag. Es war die Art von Ruhe, die man nicht genießen kann, weil man weiß, dass sie etwas auflädt.

Als es Abend wurde, stand ich wieder an der Mauer. Diesmal ohne Jacke, nur im Pullover, die Hände tief in den Taschen. Ich sah auf das Kleefeld, suchte nach irgendetwas, das „Blut" sagte. Ein dunkler Fleck, ein Schatten. Nichts.

„Du hast es gezeigt und wieder genommen", sagte ich leise. „Warum?"

Es war keine echte Frage an ihn. Mehr ein Versuch, meine eigenen Gedanken zu ordnen.

Weil er wollte, dass ich weiß, dass er kann.

Weil er mir sagen wollte, dass das Kleefeld nicht nur Dekoration ist, sondern Teil seines Körpers.

Weil er einen Namen im Kopf hatte – Eamon – und schon mal die Bühne vorbereitete, auf der Roisin stehen würde.

„Blut im Kleefeld", flüsterte ich. „Du denkst, das ist ein schöner Titel. Ich denke das nicht."

Der Wind wurde stärker, zog durch den Klee, ließ ihn in Wellen kippen. Für einen Moment sah es aus, als würde das Grün an einer Stelle dunkler. Nicht viel, nur einen Hauch. Ich blinzelte, und es war weg.

Ich ging zurück ins Haus, bevor mein Kopf anfing, daraus wieder Bilder zu machen, die länger blieben, als mir lieb war.

In der Küche schaltete ich das Licht an, ließ die Karte auf dem Tisch liegen, das Notizbuch daneben. Ich setzte mich, nahm den Stift und schrieb einen Satz unter alles, was da schon stand:

„Wenn er mir Blut im Klee zeigt, will er, dass ich es nachverfolge. Ich werde es nicht tun. Noch nicht."

Das „Noch nicht" stach mir selbst in die Augen. Ich strich es nicht durch. Besser, ich sah es schwarz auf weiß, als dass es unsichtbar in meinem Kopf blieb.

Die Nacht würde kommen. Das Kleefeld würde da sein. Das Blut vielleicht nicht.

Und ich hatte die unangenehme Ahnung, dass er noch nicht fertig damit war, mir zu zeigen, wem dieses Blut eigentlich gehört.

Der Tag kroch voran wie ein verletztes Tier. Er kam nicht richtig in Gang, blieb hängen, schleppte sich, fiel wieder hin. Ich tat, was man so tut, wenn man versucht, nicht irre zu werden: ich spülte, ich wischte, ich sortierte. Als würde eine saubere Küche irgendetwas ändern an einem Feld, das nachts Blut an Fenster legt.

Zwischendurch ertappte ich mich dabei, wie ich die Folie mit der Karte streichelte, als wäre sie eine Hausapotheke. „Beruhigung, 500 Milligramm, dreimal täglich nach Bedarf.“ Es half natürlich nicht. Linien sind kein Medikament. Eher die Diagnose.

Gegen Mittag hielt ich es im Haus nicht mehr aus. Die Wände waren zu nah, die Gläser über dem Herd zu still, die Tür unter der Treppe zu präsent. Ich brauchte Abstand, und ausgerechnet der Ort, der am wenigsten Distanz versprach, zog mich an wie ein Unfall auf der Autobahn.

Ich zog die Stiefel an, die ich aus Trotz immer noch als „normal“ bezeichnete, obwohl längst klar war, dass sie in einer Umgebung standen, die dieses Wort nicht verdiente. Jacke, Notizbuch in die Innentasche, Handy dazu – als würde irgendein Netz hier draußen etwas anderes einfangen als Wind.

Draußen war das Licht flach. Die Sonne hatte beschlossen, heute nur pro forma aufzutauchen, eine graue Scheibe hinter Wolken. Das Feld schimmerte dunkel, das Grün fast schwarz an manchen Stellen.

Ich ging an der Mauer entlang, suchte eine Stelle, an der die Steine halbwegs stabil wirkten, setzte mich wie am Morgen darauf. Ich sagte mir, dass ich nur schauen würde. Nur schauen. Kein Schritt ins Klee, kein Theater.

„Ja, klar“, murmelte ich. „Nur gucken. Hat bei so vielen Leuten so gut funktioniert.“

Ein Wagen fuhr den Weg vorbei, langsam. Der Fahrer hob die Hand, ich nickte knapp. Von außen sah ich wahrscheinlich aus wie jemand, der einfach nur gern ins Feld starrt. Ein Exot, aber harmlos.

Das Kleefeld wirkte unberührt. Zu unberührt. Keine Reifenspuren, keine Trittpfade, nur dieses dichte, gleichmäßige Grün. Wenn gestern Nacht irgendwo Blut geflossen war, hatte der Regen es weggespült. Oder etwas anderes hatte aufgeräumt.

Ich kniff die Augen zusammen. Es gab eine kleine Senke, etwa in der Mitte zwischen Mauer und Hügel. Kein richtiger Graben, eher eine Delle, in der das Grün dunkler war. Nicht rot, nicht braun – nur satter, schwerer.

„Natürlich“, sagte ich. „Wenn schon Blut, dann bitte mit ästhetischer Lichtstimmung.“

Ich hätte jetzt umdrehen können. Zurück ins Haus, Tee, Radio, Protokoll. Aber irgendetwas in mir – der gleiche Teil, der auch nachts um drei im Flur steht, statt die Decke über den Kopf zu ziehen – lehnte sich vor.

Ein Fuß über die Mauer. Ein zweiter. Der Boden gab weich nach, klatschnass unter der Grasdecke. Kein Einsinken, kein Sumpf, nur nasser Boden, wie er sich gehört nach zu viel Wasser von oben.

„Nur bis zur Senke“, sagte ich laut, als wäre das ein Vertrag. „Kein Schritt weiter.“

Der Klee streifte meine Hosenbeine, kalt und feucht. Jeder Schritt war ein leises Rascheln, ein kleines Missfallen des Bodens, das ich ignorierte. Ich versuchte, nicht auf einzelne Pflanzen

zu treten, was ungefähr so gut funktionierte, wie nicht an rote Knöpfe zu denken, wenn sie vor einem blinken.

Je näher ich der Senke kam, desto deutlicher roch die Luft nach Erde. Nicht nach frischer, freundlicher Gartenerde, sondern nach etwas Tieferem. Nach Schichten, die länger liegen als ein Menschenleben. Der metallische Unterton war wieder da. Nicht stark. Aber da.

Aus der Nähe sah die Senke nicht spektakulär aus. Eine flache Mulde, in der das Gras dichter und der Klee höher war. Als hätte hier jemand vor langer Zeit gesessen. Oder gelegen. Der Boden war dunkler, aber das konnte am Wasser liegen.

Ich hockte mich hin, strich vorsichtig ein paar Blätter zur Seite. Meine Finger wurden sofort nass. Grün, Braun, Schwarz. Kein rotes Aufleuchten, keine dramatische Spur.

„Suchst du wirklich nach einer Lache?“, fragte ich mich. „Was würdest du tun, wenn du sie findest? Ein Foto machen? Eine Probe nehmen? Aufs Tonband sprechen?“

Ich lachte kurz, heiser. Das Geräusch passte nicht hierher. Es klang, als wäre ich mir selbst nicht ganz geheuer.

Dann sah ich es.

Kein Fleck. Kein Strahl. Nur ein winziger Streifen, dort, wo ein paar Halme umgebogen waren. Eine dünne Kruste am unteren Ende eines Stängels, so schmal, dass man sie übersehen konnte, wenn man nicht genau hinsah. Dunkelbraun, fast schwarz.

Ich strich vorsichtig darüber. Die Kruste brach, bröselte zwischen meinen Fingern. Der Geruch, der aufstieg, war schwach, aber unverwechselbar. Metall, alt, erdig.

„Du machst es in homöopathischen Dosen“, murmelte ich. „Gerade genug, damit ich es nicht wegreden kann. Nicht genug, damit ich damit zur Polizei rennen könnte, ohne ausgelacht zu werden.“

Die Vorstellung, wie ich in Galway irgendwo in einer Wache sitze und einem gelangweilten Typen in Uniform erkläre, dass der Kleehügel hinter meinem Haus mir nachts Blutblätter an die Scheibe klebt, war so absurd, dass ich fast wieder lachen musste.

Ich wischte die Reste der Kruste am Hosenbein ab. Ein winziger dunkler Fleck blieb zurück. Zeugnis oder Dreck? Schwierig zu sagen.

Mein Blick wanderte zum Hügel. Aus dieser Perspektive wirkte er höher. Nicht riesig, aber… dichter. Der Klee zu seinen Füßen war dunkler. Ich konnte mir einbilden, dass er genau dort am höchsten stand, wo die Karte ihre dickste Linie eingezeichnet hatte.

„Wenn du willst, dass ich näher komme, musst du dir mehr Mühe geben“, sagte ich. „Ein paar Krümel reichen nicht. Ich habe schon blutigere Küchenunfälle gehabt.“

Der Wind drehte. Ein Vogel rief irgendwo, scharf, verärgert. Ich hatte das Gefühl, als hätte ich das Wildverbotsschild übersehen, das für Menschen gilt, die zu neugierig sind.

Langsam stand ich auf. Meine Knie taten weh. Es lag nicht nur am Hocken. Es lag an der Erkenntnis, dass ich gerade mitten in dem stand, was andere Leute seit Jahrzehnten umgingen.

Ich drehte mich um. Das Haus schien weiter weg, als es sein dürfte. Es war nur eine optische Täuschung, ich wusste das. Trotzdem war da dieser Moment, in dem ich das Gefühl hatte, der Weg zurück wäre länger.

„Er hat dich", hätte Seamus gesagt. „Nicht ganz, aber genug, dass du umdrehen musst, statt laufen zu können."

Ich ging los. Schritt für Schritt. Kein Rennen, kein Panikspurt – so etwas liebt er. Ruhig, kontrolliert. Zumindest sah es von außen so aus. Innen war alles im Sprint.

An der Mauer blieb ich stehen. Es war lächerlich, wie sehr mir die Steine plötzlich vorkamen wie eine Grenze zu einem anderen Staat. Ein letzter Blick ins Feld, dann schwang ich das Bein rüber, stieg zurück auf die „Zivil-Seite".

Die Luft schien sofort leichter. Das mag Einbildung sein, aber Einbildungen haben manchmal recht. Ich atmete tief durch, lehnte mich kurz an einen Pfosten und musste lachen.

„Du bist ein Idiot", sagte ich zu mir. „Du gehst mitten in etwas rein, das du nicht verstehst, nur um mit einem Hosenfleck wieder rauszukommen und zu sagen: ‚Ja, das riecht nach Blut.' Herzlichen Glückwunsch. Großartige Feldforschung."

Trotzdem, als ich zurück ins Haus ging, war da ein seltsames Gefühl. Eine Mischung aus Triumph und Schuld. Triumph, weil ich drin war und wieder draußen. Schuld, weil ich die Grenze absichtlich überschritten hatte. Als ob jemand innen einen Strich in irgendeine unsichtbare Liste gemacht hätte: „Theo – ein Schritt weiter."

In der Küche zog ich die Stiefel aus und sah mir den Fleck am Hosenbein an. Nur ein dunkler Schatten, vielleicht Dreck, vielleicht altes Blut, vielleicht beides. Ich setzte mich an den Tisch, schlug das Notizbuch auf und schrieb:

„Mittags im Feld gewesen. Senke im Klee. Kruste, Geruch nach Metall. Kein frisches Blut. Aber etwas war da. Der Weg zurück fühlte sich länger an als der hin."

Ich fügte hinzu:

„Er will, dass ich mich daran gewöhne, drüben zu sein."

Das Telefon vibrierte. Ich zuckte zusammen, obwohl ich auf einen Anruf gehofft hatte. Roisin. Niamh. Meinetwegen der Papst, der sich entschuldigt, dass die Hölle unter meinem Haus liegt.

Eine Nachricht von einer unbekannten Nummer. Dublin-Vorwahl.

„Bin Samstag 10:32 in Killarney, dann Bus. Wenn er bis dahin etwas Neues versucht: notieren, nicht verhandeln. R."

Ich antwortete nur: „War im Feld. Kein Vertrag unterschrieben. Bericht folgt."

Drei Punkte tauchten kurz auf – sie schrieb etwas –, verschwanden wieder. Dann nichts.

Ich legte das Handy weg und merkte erst nach ein paar Sekunden, dass meine Hände zitterten. Nicht wegen des Felds. Wegen des Wortes „Vertrag“, das sie ganz nebenbei in den Text geworfen hatte.

„Nicht verhandeln“, hatte sie geschrieben.

Drei Münzen im Salz. Eine Karte mit „Keller“. Blutkrümel im Klee. Sie wusste mehr, als sie am Telefon gesagt hatte. Oder sie war lange genug Polizistin gewesen, um zu erkennen, wann jemand in etwas reingeriet, das nicht mehr mit normalem Recht zu greifen war.

Am Nachmittag kam Niamh vorbei. Ohne vorher anzurufen, wie Leute das tun, die ein Recht auf deine Küche beanspruchen. Sie klopfte einmal, kurz, normal, und stand dann in der Tür, mit einer Tüte in der Hand.

„Ich hab Brot und Käse“, sagte sie. „Du siehst aus, als hättest du heute noch nichts gegessen, was nicht flüssig war.“

Ich betrachtete sie. „Das ist erschreckend präzise“, gab ich zu.

Sie stellte die Tüte auf den Tisch, setzte sich, warf einen Blick auf die Karte, die offen dalag, und auf das Notizbuch mit den Notizen. „Du warst draußen“, stellte sie fest.

„Senke im Klee“, sagte ich. „Keine Filmblutorgie, falls du das meinst. Ein bisschen Kruste, bisschen Geruch, viel Kopfkino.“

Sie nickte langsam. „Er zeigt dir nur Häppchen“, meinte sie. „Gerade so viel, dass du es nicht mehr vergessen kannst. Nicht genug, damit du sicher bist, was du gesehen hast.“

„Warum?“, fragte ich.

„Weil Menschen, die zweifeln, leichter zu ziehen sind“, sagte sie. „Wer ganz sicher ist, rennt weg oder geht zum Arzt. Wer gar nichts merkt, ist langweilig. Aber wer nachts wach liegt und denkt ‚hab ich das wirklich gesehen?‘ – das sind seine Lieblingsmenschen.“

„Dann muss er mich ja lieben“, murmelte ich.

„Er findet dich interessant“, korrigierte sie. „Liebe ist was anderes. Liebe tut weh, aber sie will dich nicht unbedingt verschlingen.“

Wir aßen. Brot, Käse, ein paar Oliven, die in diesem Kontext wie eine Absurdität wirkten. Normales Essen in einem nicht normalen Haus.

„Er hat das Blatt weggenommen“, sagte ich schließlich. „Heute Morgen war nichts mehr da.“

„Natürlich nicht“, sagte sie. „Spuren sind für uns. Er braucht sie nicht. Er hat das Original.“

„Blut?“

„Geschichten“, antwortete sie. „Er badet darin. Blut ist nur die sichtbare Form davon. Es bleibt in ihm. Bei uns bleibt die Erinnerung an den Fleck auf der Erde.“

Ich dachte an Roisins Onkel. An Eamon, an die Nacht damals, an das, was Roisin gesagt hatte: „Es geht um jemanden, der dort verschwunden ist.“

„Meinst du, das, was er mir zeigt, gehört zu ihm?“, fragte ich. „Also Eamon? Oder ist das einfach Deko?“

Niamh sah mich lange an, dann zum Fenster hinaus. „Wenn du mich fragst“, sagte sie, „ist da draußen mehr als eine Geschichte. Das Feld ist voll. Voll von Leuten, von Versuchen, von Niederlagen. Blut im Klee kann jedem gehören, der nicht rechtzeitig weggesehen hat.“

Sie griff nach dem Notizbuch, blätterte, las ein paar Zeilen. „Du schreibst gut, wenn du Angst hast“, sagte sie.

„Beruhigend“, meinte ich. „Vielleicht ist das Ganze nur ein sadistisches Schreibseminar.“

„Dann würde er dir weniger Pausen lassen“, sagte sie trocken. „Er ist ungeduldig geworden. Drei Münzen in ein paar Nächten, jetzt Blut vor der Scheibe. Er will Fortschritt. Er will seinen vierten Punkt.“

Ich dachte an das Inhaltsverzeichnis, das irgendwo in einem verlorenen, harmlosen Moment entstanden war. An Titel, die plötzlich nicht mehr wie bloße Überschriften klangen, sondern wie Anweisungen.

„Solange ich unten nicht aufmache“, sagte ich, „hat er ihn nicht.“

„Solange du unten nicht aufmachst“, bestätigte sie. „Und solange du oben nicht anfängst, sein Vokabular zu benutzen.“

„Wie meinst du das?“

„Nenn es nicht ‚sein Feld‘“, sagte sie. „Nicht ‚sein Hügel‘. Sag ‚das Feld‘, ‚der Hügel‘. Nimm ihm die Besitzurkunde aus dem Mund. Und wenn du von Blut redest, sag ‚irgendjemandes Blut‘, nicht seins. Solange du ihm nicht das Eigentumsrecht an allem zugestehst, was hier passiert, bleibt ein kleiner Spalt, durch den du vielleicht durchschlüpfen kannst.“

„Feinheiten in der Grammatik, um einen… was auch immer… auszutricksen“, sagte ich. „Das ist die seltsamste Taktik, von der ich je gehört habe.“

„Worte sind Verträge“, sagte sie ruhig. „Du bist Schreiber. Du solltest das am besten wissen.“

Sie blieb nicht lange. Der Laden wartete, die Leute brauchten Brot, Zigaretten und das beruhigende Gefühl, dass jemand an der Kasse sitzt, der so tut, als wäre das Dorf normal.

Als sie gegangen war, saß ich allein da, wieder mit Karte und Notizbuch. Draußen senkte sich das Licht. Das Feld wurde dunkler, der Hügel fester.

Blut im Klee.

Vielleicht war es Eamons. Vielleicht nicht. Vielleicht war es nur der erste Strich in einem Bild, das er vorhatte, am Wochenende großflächig weiterzumalen.

Egal, wem es gehört hatte. Ich wusste eins: Es war nicht meins. Noch nicht.

Und ich schwor mir, dass es so bleiben würde. Zumindest für eine weitere Nacht.

Die Nacht kam wie immer ein bisschen zu früh und ein bisschen zu dicht. Seit ich in diesem Haus war, fühlte sich Dunkelheit nicht mehr wie bloße Abwesenheit von Licht an, sondern wie jemand, der den Dimmer absichtlich in Zeitlupe runterdreht, um zu sehen, ab welchem Punkt man nervös zu blinzeln beginnt.

Ich hatte den ganzen späten Nachmittag damit verbracht, so zu tun, als wäre ich mit Schreiben beschäftigt, tatsächlich aber vor allem darauf zu achten, nicht zu oft zum Fenster zu schauen. Jedes Mal, wenn mein Blick trotzdem auswich, war da das Feld. Nichts Spektakuläres. Nur Klee, Gras, der Umriss des Hügels. Und trotzdem fühlte es sich an, als würde man in ein Gesicht starren, das gute Miene zu sehr schlechtem Spiel macht.

Die Karte lag zusammengesetzt in ihrer Folie im Wohnzimmer, auf dem Couchtisch, zwischen zwei alten Taschenbüchern, die ich extra danebengelegt hatte. So, als könnte normale Literatur die Ausstrahlung eines handgezeichneten Horror-Lageplans irgendwie neutralisieren. In der Küche lag das Notizbuch, offen, Stift quer darüber. Die drei Gläser über dem Herd sahen von unten aus wie eine kleine Prozession.

Ich beschloss, heute Abend im Wohnzimmer Dienst zu schieben. Küchendienst hatte ich genug gehabt. Das Feuer im Kamin war eine angenehm primitive Maßnahme gegen alles, was keinen Körper hatte. Holz knackt, Flammen fressen, Glut glimmt – da gibt es kein „Vielleicht“. Entweder es brennt oder nicht.

Ich legte ein paar Scheite nach und setzte mich in den Sessel. Der Stoff roch ein wenig nach altem Rauch und nach dem Waschmittel irgendeiner Vormieterin, die vermutlich viel normalere Probleme gehabt hatte als ich.

Das Radio ließ ich diesmal aus. Stattdessen lauschte ich dem Haus.

Es ist erstaunlich, wie viele Geräusche ein Gebäude machen kann, ohne dass man sich dabei Sorgen machen muss: Holz, das arbeitet, Rohre, die seufzen, Wind, der an irgendetwas rüttelt, das Jahrzehnte lang nicht neu justiert wurde. Hier drin war das alles etwas lauter, weil man alles sofort durch die Übersetzungsmaschine „Was, wenn er…“ laufen ließ.

„Du kriegst heute keine Bühne“, sagte ich leise. „Kein Monolog, kein Pingpong. Wenn du was willst, musst du dir schon ein richtig gutes Geräusch einfallen lassen.“

Das Kratzen, das sonst so gern an der Kaminwand herumlungerte, blieb aus. Es war, als wäre er beschäftigt.

Wie spät es war, wusste ich nicht genau. Ich hatte aufgehört, jede Stunde aufzuschreiben, um ihr kein Gewicht zu geben. Die Uhr im Flur murmelte ihre Sekunden, aber ich zwang mich, nicht dauernd nachzusehen. Ich wollte nicht, dass alles auf diese verdammten 3:07 zulief.

Stattdessen dachte ich an Samstag. An Roisin, an den Bus, der sie hierher bringen würde, an ihre Akte, das Tonband. Eine fremde Frau, die mit einem Kassettenrekorder in meinem Wohnzimmer sitzt, während an der Wand ein Ding lauscht, das seit Jahrzehnten mit ihren Familiengeschichten jongliert.

Ein Teil von mir freute sich fast darauf. Nicht, weil ich masochistische Tendenzen entwickelt hatte – die waren schon vorher da –, sondern weil ich die Verantwortung teilen wollte. Jemanden neben mir sitzen haben, der noch wütender auf diesen Ort war als ich. Das versprach zumindest kurzfristig eine Form von Gleichgewicht.

Draußen begann es zu regnen. Kein dramatisches Gewitter, nur dieses gleichmäßige, irische Dauerprasseln, das sich anfühlt, als würde jemand oben einen riesigen Duschkopf aufdrehen und vergessen, ihn wieder abzuschalten. Das Geräusch beruhigte mich kurz. Regen war klar. Regen war bekannte Physik.

Ich stand auf, trat ans Wohnzimmerfenster und schob den Vorhang ein Stück zur Seite.

Das Feld war nur noch eine Ahnung, der Hügel ein dunkler Schatten im Regenvorhang. Im Schein der wenigen Straßenlaternen in der Ferne glitzerten die Tropfen wie feiner Staub. Für einen Moment sah es fast schön aus. Dann fiel mir wieder ein, wo ich wohnte, und ich verbot mir das Wort.

Im Klee flimmerte es.

Nicht hell, nicht bunt – eher eine Änderung im Grau. Als hätte jemand ganz kurz eine andere Farbe dazwischen geschoben und gleich wieder rausgezogen. Ich kniff die Augen zusammen. Das Prasseln auf dem Glas machte kleine Wellen, die das Bild verzerrten.

„Wenn du jetzt einen Regenbogen über dir wachsen lässt, war’s das mit subtil“, murmelte ich.

Nichts. Kein leuchtender Bogen, kein kitschiges Naturwunder. Nur Regen, Klee und ein Hügel, der aussah, als hätte er schon deutlich schlimmere Duschen erlebt.

Ich wollte gerade wieder vom Fenster weg, als es passierte.

Es blitzte kein Licht. Es knallte kein Donner. Es war schlicht… Farbwechsel.

Ganz kurz – keine Sekunde, vielleicht nicht mal eine halbe – schien das Feld in einem anderen Spektrum zu existieren. Der Klee wirkte dunkler, fast schwarz, während dazwischen etwas aufflammte, das nicht richtig zu benennen war. Kein reines Rot, kein klares Gelb, eher ein schmutziger, verschmutzter Regenbogenschatten. Als hätte jemand versucht, alle Farben gleichzeitig in den Boden zu drücken und vergessen, sie richtig zu sortieren.

Dann war es weg.

Ich stand da, die Hand noch am Vorhang, und atmete. Langsam. Zu langsam für meinen Herzschlag, der meinte, jetzt müsse er sprinten.

„Also doch“, flüsterte ich. „Ein Kunstprojekt.“

Je länger ich versuchte, mir einzureden, dass meine Augen sich nur einen Streich erlaubt hatten, desto sicherer war ich mir: da draußen hatte etwas kurz aufgeleuchtet. Nicht als Strahl am Himmel, sondern als Fleck im Klee. Eine Art Regenbogen, der vergessen hatte, wohin er gehört.

Ich zog mich vom Fenster zurück, als hätte ich gemerkt, dass ich zu dicht an einer Bühne stehe, auf der gleich jemand etwas macht, das man später nicht mehr aus dem Kopf bekommt.

Zurück im Sessel griff ich fast automatisch zum Notizbuch, das ich mir ins Wohnzimmer geholt hatte. Ich schlug eine neue Seite auf und schrieb:

„Abends Regen. Kurz Farbflackern im Feld – wie gebrochener Regenbogen im Gras. Kein Himmelbogen. Nur Boden. Dauer: Augenblick. Keiner da, der's bezeugen kann außer mir. Perfekter Stil von ihm."

Ich starrte auf die Worte „Regenbogen im Gras". Sie sahen harmlos aus. Kinderbuch-Harmlos. Und trotzdem wusste ich, dass es nichts Kindliches daran gab, wenn ein Regenbogen vergisst, den Himmel zu benutzen.

Es klopfte nicht. Weder an Wand noch Tür noch Fenster. Stattdessen war da nur das Prasseln des Regens und das sanfte Knistern des Feuers. Es war, als würde er mir diese Nacht frei geben. Zum Nachdenken. Oder zum Verrücktwerden.

„Du weißt, dass Samstag jemand kommt, der deine Bilanz ausgleichen will", sagte ich. „Also schiebst du mir vorher noch ein paar Bilder unter. Kleeblätter, Blut, kaputte Regenbögen. Damit ich schön weichgekocht bin, wenn sie mit dem Tonband anrückt."

Die Glut im Kamin sackte in sich zusammen. Eine kleine Flamme schlug noch einmal höher, als wolle sie Applaus heucheln.

Ich blieb lange sitzen. Länger, als irgendein vernünftiger Schlafrhythmus empfehlen würde. Immer wieder lauschte ich, ob das Prasseln draußen in Klopfen überging. Ob irgendwo ein 3:07 lauert, die mir entgangen war.

Aber die Nacht blieb, was sie war: nass, schwer, voll von Dingen, die sich unter der Oberfläche bewegten.

Irgendwann schleppte ich mich die Treppe hoch, Zähne putzen, Gesicht waschen, dieses ganze verzweifelte „Ich tue so, als wäre das hier ein normaler Tag gewesen"-Programm.

Im Schlafzimmer ließ ich den Vorhang diesmal ganz offen. Wenn da draußen wieder Farben im Klee explodierten, wollte ich sehen, von welcher Seite sie kamen.

Als ich im Bett lag, die Decke bis zum Kinn, hörte ich den Regen leiser werden. Tropfen wurden zu vereinzelten Schlägen, dann zu nichts. Die Uhr im Flur arbeitete sich weiter voran.

Kein Klopfen. Kein Flüstern. Nur dieses Gefühl, dass irgendwo da draußen jemand an einer Palette stand und neue Töne mischte. Nicht für den Himmel. Für die Erde.

Kurz bevor ich wegdämmerte, schob sich ein Gedanke dazwischen, klarer als alles andere an diesem Tag:

Wenn draußen eines Tages ein Regenbogen steht, den niemand im Dorf sieht, außer mir, dann weiß ich, dass er ihn nicht mehr versteckt.

Und seltsamerweise war der letzte Gedanke, bevor der Schlaf mich erwischte, kein Gebet, kein Fluch, sondern nur eine nüchterne Feststellung:

Ich werde verdammt gut aufpassen müssen, welche Farben am Samstag auf dem Tisch liegen – auf Papier, im Klee, auf alten Tonbändern.

Denn ab jetzt war klar: Er konnte nicht nur Blut im Feld verstecken. Er konnte auch Licht ausradieren.

Der verschwundene Regenbogen

Ich wachte mit dem Gefühl auf, dass die Nacht mir irgendetwas gezeigt hatte, das ich nicht hätte sehen sollen. Nicht so konkret wie Blut im Klee oder Münzen auf dem Boden, eher etwas, das durch die Augen in den Kopf geraten war und sich dort jetzt weigerte, wieder rauszugehen.

Der Regen hatte aufgehört. Die Welt war in dieses stumpfe Grau getaucht, das Irland zwischen Niesel und Weltuntergang einsetzt. Ich blieb kurz im Bett liegen und lauschte. Das Haus war still. Kein Kratzen, kein Klopfen, kein Schaben am Fenster. Nur die Uhr im Flur, die sich durch die Sekunden kämpfte, als müsste sie allein verhindern, dass alles gleichzeitig passiert.

In der Küche roch es nach abgestandenem Kaffee von gestern. Ich stellte frisches Wasser auf, rieb mir das Gesicht, als könnte ich die Bilder der letzten Nacht aus mir herausmassieren. Dieses kurze Aufflackern im Feld – wie ein Regenbogen, der sich verlaufen hatte – ließ mich nicht los.

Ich trat ans Fenster, Tasse in der Hand, und sah hinaus. Das Kleefeld lag brav da, zu brav. Keine Farbschlieren, keine geheimnisvollen Lichtflecken. Einfach nur nasses Grün, das in der Morgendämmerung fast schwarz wirkte. Der Hügel dahinter war ein stumpfer Buckel, keine Spur von dem flackernden Farbfilm, den ich in der Nacht über ihm gesehen hatte.

„Natürlich“, murmelte ich. „Wenn du schon Licht klaust, dann richtig.“

Das Handy vibrierte auf dem Küchentisch. Ich fuhr zusammen, als hätte jemand in der Wand geschnipst, entspannte mich dann, als ich den Bildschirm sah: unbekannte Nummer mit Dublin-Vorwahl.

»Schon unterwegs. Ich glaube, Ihre Gegend nimmt es persönlich, dass ich komme. Habe gerade versucht, den schönsten Regenbogen meines Lebens zu fotografieren. Auf dem Bild: nichts als grauer Himmel. Wir hören uns. R.«

Ich las die Nachricht zweimal, dann ein drittes Mal. Regenbogen. Foto. Nichts.

„Natürlich hast du das“, sagte ich in Richtung Fenster. „Warum solltest du dich auch mit lokaler Zielgruppe begnügen, wenn du den Fernverkehr sabotieren kannst.“

Ich schrieb zurück:

»Willkommen im Programm. Hier verschwinden öfter Dinge, die bunt sind. Ich koche Kaffee. Busstation?«

Die Antwort kam fast sofort:

»Bin um 11:05 in Killarneagh. Wenn der Bus nicht beschließt, rückwärts zu fahren. Und ich erzähle Ihnen dann, warum Regenbögen in meiner Familie keine harmlosen Wetterphänomene sind.«

Ich sah auf die Uhr. Noch zwei Stunden. Zwei Stunden, in denen ich theoretisch so tun konnte, als wäre alles normal. Duschen, anziehen, einmal durchs Dorf ohne Feldkontakt. Praktisch verbrachte ich die meiste Zeit damit, die Karte zu falten, wieder aufzufalten, anzustarren und zu überlegen, ob man auf Regenbogenspuren Linien einzeichnen kann.

Kurz vor elf machte ich mich auf den Weg. Die Luft war kalt und klar, die Regenwolken zogen sich langsam zurück, als hätten sie nur eine Nachtschicht gehabt. Ich nahm den Weg durchs Dorf, vorbei an Niamhs Laden, der bereits von zwei älteren Männern belagert wurde, die sich offenbar vornahmen, die gesamte Tagesration Klatsch in einer Stunde zu erledigen.

Der Busparkplatz von Killarneagh war im Grunde nur eine verbreiterte Stelle an der Straße mit einem Schild, das schon bessere Tage gesehen hatte. Ich stellte mich daneben, schob die Hände in die Jackentaschen und tat so, als wäre ich jemand, der schon oft Leute von Bussen abgeholt hatte.

Der Bus kam um 11:12, was für hier fast schon Pünktlichkeit mit Attitüde war. Er spuckte zwei Teenager mit Kopfhörern, eine alte Frau mit Einkaufstasche und dann sie aus.

Roisin war kleiner, als ich sie mir vorgestellt hatte, aber sie hatte diese kompakte Energie von Menschen, die sich auch in vollen Zügen durchsetzen, ohne die Stimme zu heben. Dunkle Haare zu einem ungeduldigen Knoten gebunden, Mantel, der in Dublin vermutlich urban aussah und hier auf dem Land wirkte, als hätte jemand einen Großstadtfilter ins Bild gezogen. Über der Schulter eine abgenutzte Sporttasche, in der etwas eckig Hartes steckte – Akte, Tonband, Vergangenheit.

Sie sah sich kurz um, fixierte mich und zog eine Augenbraue hoch. „Sie sehen genau so aus, wie ich mir jemanden vorstelle, der freiwillig in diesem Haus wohnt“, sagte sie zur Begrüßung.

„Müde, blass und zu höflich, um wegzulaufen?“, fragte ich.

„Neugierig genug, um dableiben zu wollen“, korrigierte sie.

Wir schüttelten uns die Hand. Ihre war kalt, aber der Griff fest.

„Sie hatten ein Wetterphänomen auf der Fahrt“, sagte ich, ohne Umschweife.

„Ich hatte zwei“, antwortete sie. „Einen echten und einen, der sich entschieden hat, auf meinem Handy nicht stattzufinden.“

Sie zog das Handy aus der Manteltasche, wischte kurz über den Bildschirm und hielt es mir hin. Eine Reihe von Fotos, die offensichtlich während der Fahrt entstanden waren: Autobahn, graue Landschaft, nasse Bäume, dann – auf einem Bild – ein unglaublicher Bogen aus Farbe, der den Himmel zerschnitt. Breit, intensiv, als hätte jemand ihn mit Filzstift gezogen.

„Schön“, sagte ich. „Immerhin einer, der sich traut.“

„Warten Sie“, meinte sie. „Nächster Versuch.“

Sie wischte weiter. Noch ein Bild, offenbar nur Sekunden später aufgenommen, aus leicht anderer Perspektive. Straße, Bäume, Himmel. Kein Regenbogen. Nicht einmal ein Rest von ihm. Keine blasse Spur, kein Hauch.

„Und das war der Moment, in dem ich mich gefragt habe, ob ich langsam anfange, Ihre Geschichten zu verstehen“, sagte sie. „Der Bogen war immer noch da, ich habe ihn mit eigenen Augen gesehen. Aber die Kamera meinte, es gäbe nichts zu sehen. Also habe ich noch eins gemacht. Und noch eins.“

Sie zeigte mir eine kleine Galerie: Foto mit Regenbogen, Foto ohne, Foto mit einem seltsamen, blassen Schleier, als wäre die Farbe überbelichtet worden.

„Er mag es nicht, wenn man ihn festhalten will“, sagte ich.

„Oder er möchte entscheiden, wer was sieht“, entgegnete sie. „Meine Augen, ja. Die Linse, nein. Das Band hab ich übrigens im Rucksack. Mal sehen, wie sehr er Magnetband hasst.“

Wir gingen los, weg vom Parkplatz, den kurzen Weg hinunter ins Dorf.

„Sie haben mir am Telefon gesagt, dass Regenbögen in Ihrer Familie mehr sind als nur hübsche Kulisse“, begann ich.

„Meine Mutter hat mir als Kind mal erzählt, dass ihr Bruder an einem Tag verschwunden ist, an dem ‚der schönste Regenbogen, den ich je gesehen habe‘ über dem Feld stand“, sagte sie ruhig. „Sie hat es so oft wiederholt, dass es sich wie ein auswendig gelerntes Gedicht anhörte. ‚Der Regenbogen über dem Feld. Der Tag, an dem Eamon ging.‘ Ich war zwölf, als ich sie zum ersten Mal gefragt habe, warum es kein Foto davon gibt.“

„Und?“, fragte ich.

„Sie sagte nur, es gäbe genug Bilder“, antwortete Roisin. „In den Köpfen. Später, als sie nicht dabei war, habe ich das Familienalbum gesucht. Foto von Eamon mit Fahrrad, Eamon mit Hund, Eamon beim Weihnachtsessen. Kein Eamon mit Regenbogen. Nicht mal ein Regenbogen ohne Eamon.“

Wir gingen an Niamhs Laden vorbei. Roisin warf einen Blick aufs Schild, dann auf mich. „Das ist sie?“

„Das ist sie“, bestätigte ich. „Die inoffizielle Notrufzentrale für alles, was man nicht auf 999 melden will.“

Als ob sie das gehört hätte, ging in dem Moment die Ladentür auf. Niamh trat heraus, einen Karton in den Händen, und blieb abrupt stehen, als sie uns sah.

„Da ist sie ja“, sagte sie, und in ihrer Stimme lag eine Mischung aus Erleichterung und der leisen Hoffnung, dass jemand anders die Verantwortung übernimmt. „Die Frau aus Dublin mit der dünnsten Akte und dem dicksten Kopf.“

Roisin stellte ihre Tasche kurz ab, reichte ihr die Hand. „Und Sie müssen die Frau sein, die seit dreißig Jahren versucht, dieses Dorf davon abzuhalten, sich selbst aufzuessen.“

„Ich gebe mein Bestes“, meinte Niamh. „Es klappt mäßig. Er hat einen starken Appetit.“

Ich sah die beiden an und hatte zum ersten Mal seit Tagen das Gefühl, dass das Ungleichgewicht in diesem Ort kurz flackerte. Hier standen drei Leute, die nicht taten, was man ihnen sagte. Er würde das hassen.

„Er hat dir schon was gezeigt, nicht wahr?“, fragte Niamh Roisin. „Auf dem Weg her.“

„Ein Regenbogen, der sich geweigert hat, auf Fotos zu existieren“, antwortete Roisin. „Ist das sein neuer Trick?“

„Es ist ein alter“, sagte Niamh. „Damals, als Eamon… na ja. Es hieß, an dem Tag hätte es einen Bogen gegeben, wie man ihn nur alle paar Jahre sieht. Die Kinder haben davon erzählt, die Alten auch. ‚Ein Zeichen‘, sagten sie. Danach wollten alle vergessen, dass es ihn je gab.“

„Niemand hat ihn fotografiert?“, hakte Roisin nach.

„Jemand hat es versucht“, sagte Niamh. „Seamus behauptet, er hätte ein Bild in der Hand gehabt, in dem der Hügel unter einem Bogen stand. Hat es Jahre später verbrannt, sagt er. Andere sagen, es hätte nie existiert. Ich sage: Wenn er ihn nicht mögen würde, hätte er ihn nicht gefressen.“

„Er frisst also nicht nur Leute, sondern auch Licht“, sagte ich. „Bescheiden.“

Niamh musterte Roisin. „Du hast das Band mitgebracht?“, fragte sie.

„In der Tasche“, nickte Roisin. „Ich dachte, wir hören ihn uns dort an, wo er damals gesprochen hat. Wenn wir schon mit den Toten reden, dann am Tatort.“

„Du hast meine poetische Seite vermisst“, sagte Niamh zu mir. „Jetzt bekommt sie Konkurrenz.“

Wir gingen weiter, Niamh mit dem Karton zurück in den Laden, wir in Richtung Haus. Der Weg am Feld entlang war kürzer, also nahmen wir ihn. Roisin blieb an der Mauer stehen, legte eine Hand auf den Stein und sah auf das Klee.

„Also“, sagte sie. „Das ist es. Der Ort, an dem man Regenbögen sieht, die nicht bleiben wollen.“

„Und vieles andere, das sich genauso benimmt“, ergänzte ich.

Sie starrte lange auf den Hügel. Kein Regen, kein Lichtspiel, nichts Besonderes. Nur ein dicker Schatten im Tagesgrau.

„Als ich klein war“, sagte sie, ohne den Blick abzuwenden, „hat meine Mutter manchmal vom ‚Bogen‘ gesprochen, als wäre es eine Brücke. ‚Er ist rüber unter dem Bogen‘, sagte sie einmal im Halbschlaf. Ich dachte immer, sie meint so etwas wie Himmel, Paradies, blabla. Jetzt stehe ich hier und stelle fest, dass die Brücke eher die Richtung Keller hat.“

„Die Karte mag das bestätigen“, murmelte ich.

„Welche Karte?“, fragte sie.

Ich erzählte ihr von der Zeichnung im Pub, von den Linien, vom Wort unter meinem Haus. Sie hörte zu, ohne mich zu unterbrechen, das Gesicht etwas härter, je weiter ich kam.

„Er hat sich seine eigenen Regenbögen gebaut“, sagte sie danach. „Nur dass seine nicht nach oben gehen. Er mag keine Himmel. Er mag Tiefe.“

Wir gingen weiter, den schmalen Weg zum Haus hinauf. Es stand da wie immer, aber in meiner Wahrnehmung hatte es inzwischen mehr Schichten als ein schlecht gemaltes Ölgemälde. Außen: Steine, Putz, Fenster. Innen: Wände, Türen, Stimmen. Darunter: Linien, Keller, irgendetwas, das seit Jahrzehnten auf Besuch wartete.

Roisin blieb noch einmal kurz stehen, bevor wir auf die Schwelle traten. „Ich hatte auf dem Weg hierher kurz die Hoffnung, dass das alles nur übertrieben ist“, sagte sie. „Dass ich eine zu dünne Akte aufgeblasen habe, weil es bequemer ist, an Geschichten zu glauben als an banale Abwesenheit.“

„Und jetzt?“, fragte ich.

„Jetzt“, sagte sie, „seh ich mir an, wie viel von unserem Regenbogen damals wirklich verschwunden ist – und wie viel er nur verschoben hat. Vielleicht nicht im Himmel. Vielleicht im Klee. Vielleicht auf einem Band.“

Ich öffnete die Tür. Das Haus atmete uns ein.

Hinter der Küche warteten drei Gläser, eine Karte, ein Telefon, das zu viel wusste, und ein Kassettenrekorder, der seit Jahrzehnten darauf wartete, wieder abgespielt zu werden.

Und irgendwo draußen, über einem Feld, das gerade so tat, als sei es nur nass, hatte jemand beschlossen, dass Farbe nicht mehr unbedingt sichtbar sein muss, um weh zu tun.

Roisin stellte ihre Tasche auf dem Küchentisch ab, als würde sie einen Zeugen verhören, der sich weigert, von allein zu reden. Die Sporttasche war alt, an den Rändern ausgefranst, aber der Reißverschluss glitt auf, als hätte er auf diesen Moment gewartet.

„Okay“, sagte sie. „Sie zeigen mir zuerst Ihr Archiv, dann ich Ihnen meins.“

„Mein Archiv ist weniger sortiert als Ihrs“, gab ich zurück. „Es besteht aus drei Gläsern, einer hässlichen Zeichnung und einem Notizbuch, das keine Kapitelnummern mag.“

Sie folgte meinem Blick nach oben. Die Gläser über dem Herd wirkten im Tageslicht fast harmlos. Drei Rowdys in einer Schulecke, die so tun, als hätten sie damit nichts zu tun.

„Sieht aus, als würden Sie eine sehr spezielle Diät machen“, meinte sie. „Körner, Metall, Schuldgefühle.“

„Ich nenne es Präventionsmaßnahme“, sagte ich. „Je mehr von seinen Münzen nicht dort sind, wo er sie haben will, desto weniger kann er damit werfen.“

Sie stand auf, ging näher heran, musterte erst das Salz, dann, ohne es zu berühren, die Münzen darin. „Die erste vom Feld“, stellte sie fest. „Die zweite von diesem… Cal. Und die dritte aus Ihrem Flur. Unter der Tür.“

„Ihre informellen Akten sind gut“, murmelte ich.

„Ich habe mit Leuten geredet, die seit Jahrzehnten versuchen, nicht mit sich selbst zu reden“, sagte sie. „Irgendwann rutscht was durch.“

Sie machte keine Anstalten, die Gläser anzufassen. Stattdessen trat sie einen Schritt zurück und sah sich in der Küche um. Ihr Blick blieb kurz am Aschenbecher hängen, dann wanderte er zu dem Foto, das ich wieder unter Glas eins geschoben hatte: der Hügel, die vier Jungen, der halb verbrannte Rand.

„Das ist er“, sagte sie leise.

„Der Hügel?“, fragte ich.

„Der Hügel auch“, sagte sie. „Aber ich meine ihn.“ Sie deutete auf den Jungen rechts, halb abgeschnitten vom Rand, Gesicht nur zur Hälfte zu erkennen, aber gerade genug, um zu wissen, dass er lacht, als hätte die Welt ihm noch nichts getan.

„Das ist Eamon?“

Sie nickte. „Meine Mutter hatte eine Kopie. Eine unscharfe, schlechte, aber sie hat sie im Nachttisch gehabt, bis sie starb. Ich hab’s gesehen, wenn sie eingeschlafen ist und die Schublade offen blieb. Immer dieses Stück Hügel, dieses halbe Gesicht, diese drei anderen Jungs, deren Namen keiner im selben Satz sagen wollte wie seinen.“

Ihre Finger schwebten kurz über dem verbrannten Rand, ohne ihn zu berühren. „Ich wusste, dass das hier irgendwo sein musste. Ich hab’s gesucht. In der Akte, bei Verwandten, bei Leuten, die behaupten, sie hätten alles weggeworfen. Und jetzt hängt es über einem Herd, bewacht von Salzgläsern.“

„Willkommen in meinem Innenleben“, sagte ich.

Sie ließ den Blick sinken. „Gut“, sagte sie, und in dem Wort lag etwas Hartes, das mir gefiel. „Dann hat er sein Andenken. Und wir haben unseres.“

Sie öffnete die Tasche, holte zuerst einen dicken Ordner heraus – die Akte, vermute ich – und legte ihn sorgfältig zur Seite, weit genug von den Kaffeeflecken, nah genug, um ihn später zu greifen. Darunter erschien ein flacher, rechteckiger Kasten: ein alter Kassettenrekorder, grau, mit leicht vergilbten Tasten, wie aus einer Zeit, in der man Dinge noch repariert hat, statt sie wegzuwerfen.

Sie legte ihn auf den Tisch, als würde sie ein Tier in den Käfig setzen. Dann zog sie ein Etui heraus, öffnete es und holte eine schwarze Kassette hervor, auf der mit weißem Lackstift ein paar Buchstaben standen: „S. Byrne – 88 – Hügel/Haus“.

Mein Magen machte einen kleinen, unsauberen Salto.

„Er hat geredet“, sagte sie. „Lange. Und jemand hat mitgeschnitten. Offiziell für die Unterlagen. Inoffiziell, weil er Angst hatte, dass Seamus sich sonst irgendwann selbst nicht mehr glaubt.“

„Und Sie wollen das ausgerechnet hier abspielen“, sagte ich.

„Wo sonst?“, fragte sie. „In einem Büro in Dublin, zwischen Aktenordnern und Kaffeespuren von Leuten, die denken, der schlimmste Dämon sei die Steuerprüfung? Er hat hier drüber gesprochen. Er hat hier gelebt. Er hat hier geklopft gehört, die wir jetzt auch hören. Wenn er damals versucht hat, dem, was in ihm war, eine Form zu geben, dann machen wir den Kreis wenigstens da zu, wo er angefangen hat.“

„Er war damals schon betrunken, oder?“, fragte ich.

„Natürlich war er betrunken“, sagte sie. „Nüchtern hätte er gar nicht erst angefangen.“

Sie schob den Recorder ein Stück von der Tischkante weg. „Bevor wir das Ding anschalten, zeigen Sie mir Ihren Teil“, sagte sie. „Ich will den Zustand der Bühne kennen, bevor wir den alten Text drauflegen.“

Ich holte die Kopie der Karte aus dem Wohnzimmer, legte sie neben den Recorder. Roisin beugte sich darüber, ohne sich hinzusetzen. Sie hatte die Haltung einer Tatortermittlerin, auch ohne Marke.

„Haus“, murmelte sie. „Feld. Mauer. Hügel. Linien. Keller.“

Beim letzten Wort verdunkelte sich ihr Gesicht. „Das stand wirklich so da?“, fragte sie.

„In sauberer Schrift“, sagte ich. „Laut Liam von Eamon selbst. Ein Label für die Stelle, an der er besonders gern runtergeschaut hat.“

„Natürlich“, murmelte sie. „Er hat es immer geliebt, Dinge zu benennen. ‚Wenn du dem Monster einen Namen gibst, verliert es die Hälfte seiner Macht‘, hat er zu meiner Mutter gesagt, als sie als Kind Angst vorm Dunkeln hatte. Er hat nur nie dazugesagt, dass manchmal der Name kleben bleibt.“

Ihr Finger schwebte über der Linie, die vom Hügel direkt zum Rechteck meines Hauses führte. „Eine Wurzel“, sagte sie. „Eine von vielen. Aber eine, die mehr Gewicht hat als die anderen.“

Sie folgte der Linie mit den Augen, bis zum Wort darunter. „Ich habe all die Jahre gedacht, ‚er ist unter dem Bogen durch' wäre Metapher", sagte sie. „Jetzt sieht es eher nach Wegbeschreibung aus."

Sie richtete sich auf, sah mich an. „Sie waren unten?"

„Nein", sagte ich. „Ich war im Feld, an der Stelle, wo der Boden weicher ist. Ich war vor der Tür, ich war mit dem Ohr an der Wand. Aber ich habe den Keller nicht betreten. Ich habe vor, das so zu lassen."

„Gut", sagte sie. „Wenn Sie anfangen, da reinzugehen, bevor wir das Ding hier gehört haben, hab ich umsonst mit der Bahn gekämpft."

Sie deutete auf das Notizbuch. „Und das?"

Ich schob es zu ihr. Sie blätterte. Nach ein paar Seiten wechselte ihr Gesichtsausdruck von skeptischer Professionalität zu etwas, das dazwischen lag – Interesse, vielleicht Respekt, vielleicht der leise Horror, den man hat, wenn man sich selbst in den Aufzeichnungen anderer wiederfindet.

„Klopfen um 3:07", las sie. „Münzen. Tür. Kleeblatt. Blut. Farbflackern im Feld. Regenbogenversuch."

Sie nickte langsam. „Er hat schneller gearbeitet, als ich dachte", sagte sie. „Als meine Mutter jung war, hat er sich mehr Zeit gelassen. Vielleicht, weil damals noch mehr Leute waren, die er gleichzeitig bespielen konnte."

„Oder weil wir heute ungeduldiger sind", sagte ich. „Niemand will mehr auf seine Hölle warten. Expresslieferung oder gar nicht."

Sie klappte das Notizbuch zu, legte eine Hand darauf, als würde sie es als Zeugen vereidigen. „Gut", sagte sie. „Dann haben wir zumindest eine Chronik. Er hasst Chroniken. Chroniken behaupten, es gäbe eine lineare Zeit. Seine Lieblingsbehauptung ist, dass alles gleichzeitig passieren kann."

„Er benimmt sich wie ein Regisseur, der die Schnittfolge kontrollieren will", sagte ich.

„Deswegen mögen wir Bänder", antwortete sie. „Bänder laufen nur vorwärts. Und wenn er versucht, rückwärts reinzugrätschen, hören wir's vielleicht."

Sie setzte sich, holte zwei kleine Kopfhörer aus der Tasche, überlegte kurz, steckte sie dann aber wieder weg. „Wir lassen ihn hören", entschied sie. „Ohne Filter. Sonst müssen wir das Ding zehnmal abspielen, um uns gegenseitig die verpassten Stellen zu diktieren. Wenn er mithört, umso besser. Vielleicht schämt er sich für seine frühe Arbeit."

„Du unterschätzt seine Eitelkeit", hätte Niamh gesagt.

Ich nickte. „Wenn wir's tun, dann ganz", meinte ich. „Kein heimliches Lauschen im Schlafzimmer, kein ‚nur mal kurz reinhören'. Wenn das Ding läuft, dann hier, mit Blick auf Feld und Gläser."

„Sie haben mehr Theaterinstinkt, als gesund ist“, sagte Roisin. „Aber gut. Dann machen wir Bühne auf.“

Sie legte die Kassette behutsam in den Recorder, schob sie mit zwei Fingern zurecht, klappte den Deckel zu. Das Klicken klang endgültig.

„Bevor ich starte“, sagte sie, „noch etwas: Egal, was er sagt, egal, wie sehr Sie sich wiedererkennen in dem, was Seamus damals beschreibt – Sie antworten nicht. Nicht laut, nicht im Kopf. Sie hören zu, Sie notieren meinetwegen, Sie trinken Kaffee, Sie rollen mit den Augen, aber Sie geben ihm kein ‚Ja‘, kein ‚stimmt‘, kein ‚Genau so‘. Verstanden?“

„Das ist schwer, wenn er mich mit meinen besten Sätzen zitiert“, sagte ich.

„Dann schreiben Sie neue“, entgegnete sie.

Ich atmete tief durch, sah kurz zur Wand – aus Gewohnheit – und sagte dann: „Von mir aus. Leg los.“

Sie drückte auf „Play“.

Der Recorder sprang an, mit einem leicht gequälten Surren, als hätte er schon mal bessere Steckdosen gesehen. Ein leises Rauschen füllte die Küche, ein Knistern, das mich an alte Radios erinnerte, in denen man nachts versucht, verbotene Sender reinzukriegen.

Dann eine Stimme.

Seamus.

Jünger, höher, weniger brüchig, aber unverkennbar.

„Also“, sagte die Stimme auf dem Band, „wenn ich Ihnen sage, dass der Regenbogen nicht am Himmel, sondern im Feld war, schreiben Sie das dann auf, oder lassen Sie mich gleich als verrückt einweisen?“

Roisin und ich sahen uns kurz an.

„Er fängt mit dem Regenbogen an“, flüsterte sie. „Natürlich.“

Ich sah zum Fenster. Das Feld lag grau und schwer unter dem Tageslicht. Kein Bogen, keine Farbe, nichts.

Das Band rauschte weiter, Seamus lachte trocken, jemand – wahrscheinlich ein Polizist – räusperte sich im Hintergrund.

Und irgendwo im Mauerwerk, ganz tief drin, vibrierte etwas, als würde jemand die Hand auf eine Fernández legen, obwohl gerade ein anderes Stück läuft.

Wir hörten zu. Und der verschwundene Regenbogen von damals begann, sich Wort für Wort in unsere Küche zu schieben.

Die Stimme auf dem Band klang, als wäre sie in einer anderen Schwerkraft aufgenommen worden. Jünger, ja, aber mit diesem Zug, den Menschen haben, die schon wissen, dass sie später sagen werden: „Ich hab’s euch doch gesagt“, ohne je gehört worden zu sein.

„…sag Ihnen ja, Sergeant, er war nicht da, wo er hingehört“, hörten wir Seamus. „Kein Bogen über dem Dorf, nichts Nettes zum Draufzeigen mit den Kindern. Er stand im Feld. Im Feld, hab ich gesagt. Wie ’ne Fahne. Wie ’ne Narbe.“

Ein leises Blättern, eine zweite Stimme, tiefer, bemüht neutral: „Sie meinen, er erschien… tiefer? Nicht am Himmel?“

„Ich meine, er stand dort, wo er nicht stehen sollte“, knurrte Seamus auf dem Band. „Nicht über uns, sondern vor uns. Als würde er aus dem Boden wachsen. Von hier nach da…“

Man hörte, wie etwas geschoben wurde, vielleicht ein Stuhl. Roisins Blick flog zu mir, dann zur Karte auf dem Tisch. Ihre Hand zuckte, als wollte sie eine Linie nachziehen, konnte sich gerade noch bremsen.

„Und ‚da‘ ist…?“, fragte der Sergeant.

„Sie waren noch nie da draußen, was?“, kam es zurück. „Hinterm Haus, übers Klee, die Mauer, der Hügel. Sie wissen schon. Der Hügel, über den niemand redet, wenn die Kinder zuhören.“

„Beschreiben Sie ihn“, sagte die Polizeistimme.

„Er ist ein Hügel“, antwortete Seamus. „Wie sehen Hügel aus? Grün, weich, tun so, als wären sie harmlos. Aber darunter ist es hart. Darunter zieht’s. Und an dem Tag…“

Eine kurze Pause. Man hörte das Rascheln von Kleidung, jemand rutschte nervös auf dem Stuhl.

„…an dem Tag war er bunt“, sagte er leiser. „Nicht hübsch bunt. Eher, als hätte jemand alle Farben genommen, die er hatte, und sie in ein Loch gekippt. Es war zu viel. Zu nah. Zu…“ Er suchte nach einem Wort, fand keins. „…falsch.“

Der Recorder rauschte, als wolle er dieses „falsch“ noch einmal verstärken.

Roisin starrte auf das Gerät, als könnte die Kassette plötzlich ausspucken, was damals wirklich zu sehen war.

„Als der Bogen da stand“, fuhr Seamus nach ein paar Sekunden fort, „waren wir noch alle. Eamon vorne, wie immer. Er konnte nie hinten gehen. Aidan daneben, Cian links von ihm, als würde er ihn im Zweifel zurückziehen. Ich… ein Schritt dahinter. Ich bin ein Feigling, Sergeant, schreiben Sie das ruhig. Ich hab’s damals gewusst, ich weiß es jetzt. Aber Feiglinge leben länger. Manchmal.“

„Sie waren zu viert?“, fragte die andere Stimme.

„Wir waren zu viert am Rand“, korrigierte Seamus. „Wir sind nicht alle rüber.“

Das Band knackte. Irgendwo im Hintergrund war ein fernes Geräusch zu hören, das wie ein Schrank klang, der geschlossen wurde. Oder eine Tür.

„Es hat geklopft“, sagte Seamus. „Sie wollen jetzt hören, ich hab getrunken, ich hab Gras geraucht, ich hab Pillen genommen. Hab ich nicht. Noch nicht. Das Klopfen war da, bevor wir die Flasche überhaupt aufgemacht hatten.“

„Wo hat es geklopft?“, fragte der Sergeant. Er klang genervt, aber nicht uninteressiert.

„Am Haus“, sagte Seamus. „Am, äh…“ Man hörte, wie er mit der Zunge schnalzte, als müsste er Schluckauf aus den Worten schütteln. „…am Haus am Feld. Wir waren erst dort. Eamon meinte, wir holen ’ne Decke. ‚Wenn wir schon ins Gras gucken, können wir uns wenigstens nicht den Arsch abfrieren‘, hat er gesagt. Also zum Haus. Hintereingang. Da, wo der Boden weicher ist.“

Ich schielte zu Roisin. Ihr Gesicht war angespannt, aber ruhig. Die Hände flach auf dem Tisch, damit sie nicht anfingen, zu zittern.

„Es klopfte von innen“, sagte Seamus auf dem Band. „Nicht an der Haustür. An der kleinen. Unter der Treppe. Drei Schläge, sauber, wie…“

Wie jemand, der weiß, was 3:07 bedeutet, dachte ich. Das Band verriet die Uhrzeit noch nicht, aber der Rhythmus in seiner Stimme war eindeutig.

„…wie jemand, der genau weiß, wo du stehst“, endete Seamus. „Wir standen da, zu viert, wie Idioten mit einer Decke unterm Arm, und haben uns angeguckt, als würden wir warten, dass einer sagt ‚war nur der Wind‘. Aber keiner hat’s gesagt. Weil wir alle wussten, dass Wind nicht so klopft. Wind kratzt, Wind pfeift, Wind schlägt was zu. Der hier hat angeklopft, als würde er fragen, ob wir Zeit für ein Gespräch haben.“

„Wer hat die Tür geöffnet?“, fragte der Polizist.

Es knisterte. Eine lange Pause. Man hörte Seamus atmen. Nicht betrunken, nicht weinerlich. Nur schwer.

„Keiner“, sagte er dann. „Nicht gleich.“

Eine Sekunde Hoffnung. Eine Sekunde, in der der Junge auf dem Band und der alte Mann an der Theke in meinem Kopf sich gegenseitig ansahen.

„Eamon hat gelacht“, fuhr er fort. „Er lacht immer zuerst. ‚Na, wer versteckt sich denn da?‘, sagt er. ‚Die Feen? Die Toten? Oder der Pfarrer, der Schnaps klaut?‘. Er war…“ Seamussuchte wieder nach einem Wort. „…laut. Sie wissen schon. Er war immer laut.“

„Und dann?“, bohrte der Sergeant nach.

„Dann“, sagte Seamus, „hat er gesagt: ‚Wenn keiner von euch Feiglingen die Klinke anfasst, mach ich’s eben.‘“

Roisin schloss kurz die Augen.

Ich sah zur Tür unter der Treppe, obwohl sie von hier aus nicht zu sehen war. Ich konnte sie trotzdem spüren, wie man eine Steckdose spürt, in die man aus Versehen schon mal gegriffen hat.

„Ich hab Nein gesagt“, fuhr Seamus fort. „Ich hab wirklich Nein gesagt. Fragen Sie die anderen, solange sie’s noch wissen. Ich hab gesagt: ‚Lass es. Muss doch nicht jede Tür in deinem Leben aufgehen.‘“

Ein tonloses Lachen, das sich nicht entschied, lustig zu sein.

„Er hat gelacht“, wiederholte Seamus. „‚Wenn du willst, kannst du ja draußen warten‘, sagt er. ‚Bei den Regenbögen im Himmel. Ich guck mal, was untendrunter los ist.‘ Und dann hat er…“

Man hörte ein dumpfes Geräusch, als würde jemand mit der Hand auf den Tisch schlagen, um einen Punkt zu setzen.

„…dann hat er geklopft zurück“, sagte Seamus. „Dreimal. Genau so. Er wollte witzig sein.“

In der Küche war es so still, dass ich meinen eigenen Puls in den Ohren hören konnte. Die Wand hinter dem Herd schien sich leicht vorzubeugen.

„Klopfen“, wiederholte der Sergeant auf dem Band. „Er hat… geantwortet?“

„Wie beim Pizzaservice“, sagte Seamus bitter. „Nur dass der hier keine Speisekarte braucht.“

Das Band knackte. Rauschen. Jemand hustete im Hintergrund.

„Und dann?“, fragte die Polizeistimme.

Noch eine Pause. Länger diesmal. Ich hörte, wie Roisin unbewusst den Atem anhielt. Ich merkte, dass ich dasselbe tat.

„Dann“, sagte Seamus langsam, „hat die Tür geöffnet. Nicht, weil einer gedrückt hätte. Einfach so. Kein Quietschen, kein Knarren. Nur… auf.“

Das Rauschen erhöhte sich kurz, als wollte das Band verhindern, dass wir die nächsten Sekunden zu klar hören.

„Wir haben nix gesehen“, fuhr Seamus fort. „Kein Licht, kein Rauch, keine Gestalt. Nur… dunkler als dunkel. Kennen Sie das? Wenn’s Nacht ist und du trotzdem sagen kannst, wo die Wand ist, weil sie weniger schwarz ist als der Rest? Bei der Tür war’s anders. Dahinter war nichts. Kein Raum, keine Stufen. Nur ein Schwarz, das nicht endete.“

Ich spürte, wie sich mir die Nackenhaare aufstellten. Nicht wegen irgendeines speziellen Wortes, sondern wegen der Art, wie er „nichts“ sagte. Als hätte er beschlossen, dieses Wort ab jetzt nie wieder leichtfertig zu benutzen.

„Und der Regenbogen?“, fragte der Sergeant, der irgendwie versuchte, bei seinen Notizen zu bleiben. „Sie sagten, er stand im Feld.“

Seamus lachte kurz. „Er stand noch“, sagte er. „Draußen. Wie ein Schild. Als würden zwei Welten gleichzeitig ‚Hier entlang‘ sagen. Einer nach oben, einer nach unten. Und Eamon stand in der Tür und meinte: ‚Guck mal, Jungs. Der Himmel hat ’ne Trapdoor.‘“

„Sie sind ihm gefolgt?“, fragte die andere Stimme.

„Ich bin ein Feigling“, wiederholte Seamus. „Ich bin draußen geblieben. Vor der Schwelle. Einer von uns…“

Ein Rauschen fraß kurz seine Worte. Als würde jemand durch eine Aufnahme greifen, Jahrzehnte später, und an der Stelle herumwühlen.

„…ist ganz rüber“, hörten wir dann bruchstückhaft. „Die anderen haben geschaut. Manche mit einem Auge, manche mit beiden. Ich hab nur mit einem geschaut. Hat gereicht.“

„Wie meinen Sie das, ‚ganz rüber‘?“, fragte der Sergeant.

Seamus schwieg. Lange. So lange, dass ich dachte, das Band wäre gerissen.

„Er ist gegangen“, sagte er schließlich. „Und er ist nicht wieder hochgekommen. Nicht so, wie wir ihn kannten.“

„Sie sagten doch, er sei verschwunden“, hakte der Mann nach.

„Verschwunden heißt in Ihrer Welt: weg, irgendwo draußen, irgendwo anders, vielleicht mit ’ner anderen Frau oder ’nem anderen Job“, sagte Seamus scharf. „In meiner Welt heißt verschwunden: Du hörst ihn noch schreien, aber du siehst ihn nicht mehr. Und der Regenbogen steht mitten im Feld, breit wie’n Tor. Und keiner weiß, ob er jetzt drunter durch ist oder oben drüber.“

Neben mir ballten sich Roisins Hände unmerklich zu Fäusten.

„Warum sind Sie nicht…“, setzte der Sergeant an.

„…hinterher?“, fiel ihm Seamus ins Wort. „Weil ich keine Farben mag, die nicht bleiben wollen. Und weil irgendwas in mir gesagt hat: ‚Wenn du jetzt einen Schritt machst, bist du auf seiner Seite, nicht mehr auf deiner.‘ Ich hab damals nicht gewusst, wessen ‚Seite‘ das genau ist. Ich weiß nur, dass ich seitdem öfter aufgewacht bin mit dem Gefühl, dass die Decke zu kurz ist.“

Das Rauschen wurde wieder stärker, als hätte die Kassette schwer zu tragen an diesem Teil der Geschichte.

„Was ist mit dem Haus?“, fragte der Sergeant. „Sie sprachen von einem Keller.“

Ich merkte, wie sich mein Körper verkrampfte. Nur das Wort reichte, um die Tür unter der Treppe näher rücken zu lassen, obwohl sie keinen Millimeter bewegt hatte.

„Der Keller ist darunter“, sagte Seamus. „Nicht der, den der Bauplan hat. Der andere. Der, den du nicht in der Grundrisszeichnung findest. Er fängt unter der Tür an und hört dort auf, wo du nicht mehr weißt, welcher Regenbogen dich geholt hat.“

„Sie sind nicht sehr kooperativ, Mr. Byrne“, meinte die andere Stimme, die jetzt genervt klang.

„Ich rede mehr, als gut für mich ist“, antwortete Seamus. „Aber ich sag Ihnen, was Sie aufschreiben können, wenn Sie unbedingt was tippen wollen: Schreiben Sie, dass er nicht weg war. Dass er geblieben ist. Nur nicht dort, wo Sie gesucht haben. Schreiben Sie, dass der Regenbogen im Feld stand. Schreiben Sie, dass es unter dem Haus eine Tür gibt, die keine Stufen hat. Und dass Sie die Finger davon lassen sollen, wenn’s klopft.“

Der Recorder klickte leise, als würde das Band kurz an eine unsichtbare Kante stoßen.

„Warum?“, fragte der Sergeant – müde, fast spöttisch. „Warum sollten wir nicht aufmachen?“

Die Antwort kam ohne Pause, ohne Zögern, ohne Alkohol in der Stimme, nur mit einer Klarheit, die mich fröstelte:

„Weil er lernt, wann man neugierig ist“, sagte Seamus. „Und er mag Leute, die denken, ein Regenbogen sei ein Versprechen. In diesem Feld ist er eine Einladung.“

Das Band rauschte noch ein paar Sekunden, dann stoppte es abrupt. Ein hartes *Klack* – Ende der Seite.

Die Küche war wieder nur Küche. Kein Rauschen, keine jungen Stimmen, nur unser Atem und das leise Ticken der Uhr.

„Das war erst die halbe Kassette“, sagte Roisin nach einem Moment. „Er redet noch über die Nacht danach. Und über den Nachbarn, der 3:07 auf seine verdammte Uhr geschaut hat.“

Ich starrte auf den Recorder, als könnte er noch dampfen.

Draußen über dem Feld war kein Regenbogen. Aber ich war mir ziemlich sicher, dass irgendwo da draußen etwas grinsend mitgezählt hatte, wie oft wir innerlich „Ja“ gedacht hatten, während wir einem jüngeren Seamus zuhörten.

„Wir drehen die Kassette gleich um“, sagte Roisin. „Aber vorher…“

Sie sah zur Wand. Zur Tür im Flur. Zum Fenster, hinter dem das Klee still lag.

„…will ich wissen, ob er es mag, wenn man ihm sagt, dass das hier nicht mehr nur seine Geschichte ist“, murmelte sie.

Ich wusste nicht, ob er es hörte. Aber ich wusste, dass wir längst mitten in etwas standen, das nicht mehr einfach verschwinden würde wie ein Regenbogen auf einem unscharfen Foto.

Besuch im Moor

Wir machten eine Pause, weil der Recorder es so wollte. Das harte *Klack* der gestoppten Kassette hing noch in der Luft, wie eine Tür, die jemand ins Schloss gezogen hatte, ohne zu sagen, ob er gleich wieder reinkommt.

Roisin stützte die Ellenbogen auf den Tisch und rieb sich die Augen. „Ich habe ihn seit Jahren nicht mehr so jung gehört“, sagte sie leise. „Er klingt, als hätte er noch alle Zähne im Maul und genug Mut, um sich an Gott persönlich zu vergreifen.“

„Mut und Dummheit teilen sich hier oft denselben Stuhl“, murmelte ich.

Die Wand hinter dem Herd war still, beinahe demonstrativ. Das Feld draußen tat so, als ginge es ihm nichts an, was auf einem alten Band gesagt wurde. Wenn ich eins inzwischen verstanden hatte, dann dies: Er musste sich nie beeilen. Er hatte Zeit. Wir nicht.

Roisin stand auf, ging ein paar Schritte in der Küche auf und ab wie ein Tiger im zu kleinen Käfig. „Bevor wir die andere Seite hören“, sagte sie, „will ich noch einen anderen Ort sehen. Nicht nur dieses Haus und dieses freundlich besoffene Klee da draußen.“

„Mir wäre ein Café in Galway recht“, sagte ich.

„Mir auch“, meinte sie. „Stattdessen hab ich etwas im Angebot, das in jeder Tourismusbroschüre unter ‚absolut nicht empfehlenswert‘ fällt.“

Sie griff nach ihrer Tasche, fischte den Ordner heraus, schlug ihn auf. Ein paar vergilbte Blätter, Fotos, handschriftliche Notizen, Stempel, die aussahen, als hätten sie schlechte Laune.

„Hier“, sagte sie und tippte auf eine Seite. „Zwei Jahre nach Eamons Verschwinden. Jugendlicher männlich, noch nicht zwanzig, im Moor gefunden. Kein Ausweis, keine klare Zuordnung. Verdacht auf Unfall, suizidale Tendenzen, bla bla. Die Akte ist dünn wie Papier, aber…“

Sie schob ein Foto hervor. Schwarzweiß, unscharf, aufgenommen von jemandem, der offenbar Angst hatte, näher ranzugehen. Man sah nur dunklen, nassen Boden, Torf, Wasser, und etwas Helles dazwischen, eine Form, die mal ein Gesicht gewesen sein musste.

An der Seite war handschriftlich ein Name notiert. Kein offizieller, eher ein Spitzname: „Bog Boy“.

„Und?“, fragte ich. „Was hat das mit dem zu tun, was uns seit Tagen die Wände vollflüstert?“

„Der Fundort ist markiert“, sagte sie. „Auf einer Skizze. Und diese Skizze…“

Sie zog ein anderes Blatt hervor. Eine grobe Landschaftszeichnung, ein paar Kreuze, eine gestrichelte Linie. Ich erkannte nichts – bis sie mit dem Finger an den Rand fuhr, wo jemand in krakeliger Schrift „Killarneagh – Feld – Hügel“ hingeschrieben hatte.

„Hier oben ist unser Lieblingshügel“, sagte sie. „Und hier unten…“ Ihr Finger glitt nach Süden, über ein eingezeichnetes Brachland, bis zu einem dunklen Fleck, den jemand dick

umrandet hatte. „…liegt das Moor. Nicht weit. Eine halbe Stunde zu Fuß, wenn man nicht ständig stehenbleibt, um sich zu fragen, ob man völlig den Verstand verloren hat."

„Mein Verstand ist schon in Teilzahlung", sagte ich. „Und du willst mir jetzt erzählen, dass er nicht nur Feld und Keller bespielt, sondern auch Torf?"

„Wenn man etwas ins Moor wirft, will man, dass es verschwindet", sagte sie. „Körper, Geschichten, alte Schuhe. Aber das hier…" Sie tippte wieder auf den dunklen Fleck. „…ist zu nah dran an allem anderen. Und in der Akte steht ein Satz, der mich seit Wochen verfolgt."

Sie blätterte, suchte, fand, las vor: „‚Zeuge berichtet von schimmernder Erscheinung über dem Wasser. Beschreibung ähnelt Lichteffekt, wie bei Regenbogen, nur horizontal.'"

Ich ließ mich in den Stuhl fallen. „Er hängt seine bunten Schleier also nicht nur übers Feld, sondern auch übers Moor", sagte ich. „Sehr produktiv."

„Wenn er etwas loswerden will, das nicht ganz geklappt hat, bringt er es dahin, wo Dinge langsam werden", sagte sie. „Moor ist Zeit in zäh. Es frisst, aber es spuckt auch wieder aus. Manchmal erst Jahrzehnte später."

Ich dachte an die Linien auf der Karte, an die Wurzel, die vom Hügel Richtung Dorf und weiter lief. In der Kopie war das Moor nicht eingezeichnet gewesen, aber jetzt, mit der Skizze der Polizei, sah ich die Verbindung vor mir. Wurzeln, Wasser, Schwarzes darunter.

„Du willst hin", sagte ich.

„Ich will sehen, ob sich seine Farben dort anders verhalten", antwortete sie. „Und ich will wissen, ob der Junge im Moor wirklich nichts mit dem hier zu tun hat."

„Niamh wird begeistert sein", murmelte ich. „Sie liebt es, wenn Leute freiwillig in Richtung Sumpf laufen."

„Sie kommt nicht mit", sagte Roisin. „Jemand muss jedenfalls im Laden stehen und so tun, als würde sie nur Brot verkaufen. Wenn wir unterwegs steckenbleiben, soll es wenigstens eine geben, die sich fragt, warum es plötzlich so ruhig ist."

Ich hätte Nein sagen können. Ich hätte vorschlagen können, wir hören einfach die zweite Seite der Kassette, trinken noch ein, zwei Kannen Kaffee, lassen das Moor Moor sein. Ich tat es nicht.

„Dann zieh dir gute Schuhe an", sagte ich. „Der Boden da draußen hat Humor."

Wir nahmen den Pfad hinter dem Haus, der an der Mauer entlang führte, aber nicht wundersamerweise durchs Feld bog. Ich blieb bewusst auf der „sicheren" Seite der Steine, obwohl ich wusste, dass diese Sicherheit mittlerweile mehr emotional als real war.

Nach ein paar hundert Metern endete die Mauer. Das Feld blieb zurück, der Weg wurde schmaler, steiniger, führte an Hecken vorbei, in denen Vögel sich lautstark beschwerten, dass Menschen hier unterwegs waren.

„Wie oft waren Sie schon im Moor?", fragte Roisin.

„Seit ich hier bin? Keinmal“, sagte ich. „Davor? Ein paar Mal, als ich jünger war. Da war es ein Ort, wo man versucht, mit jemandem rumzumachen, der später behauptet, er hätte nur frische Luft schnappen wollen.“

Sie grinste kurz. „Und? Hat es geklappt?“

„Mit dem Rumknutschen oder der frischen Luft?“, fragte ich.

„Beidem.“

„Einmal ja, einmal nein“, sagte ich. „Frische Luft war… begrenzt.“

Der Weg senkte sich. Die Luft wurde feuchter, nicht mehr nur vom Meer, sondern von etwas, das aus dem Boden selbst kam. Es roch nach nassem Holz, nach Laub, nach Wasser, das schon zu lange keine Sonne mehr gesehen hatte.

„Wie weit ist es noch?“, fragte sie.

„Bis dahin, wo man anfängt, die Schuhe zu verfluchen: fünf Minuten“, sagte ich. „Bis dahin, wo man sie ausziehen müsste, wenn man klug wäre: zehn.“

Sie lachte kurz. „Meine Familie hat mir immer gesagt, ich hätte einen guten Sinn für Timing“, meinte sie. „Ich bin gespannt, ob er dem Moor gefällt.“

Die Bäume wurden dünner, das Land flacher. Plötzlich öffnete sich eine Fläche, als hätte jemand einen riesigen Löffel voll Erde herausgekratzt. Dunkler Boden, Pfützen, Schollen, hier und da Grasbüschel, die aussahen, als hätten sie beschlossen, trotz allem zu überleben.

Das Moor lag da, breiter, als ich es in Erinnerung hatte. Vielleicht war ich damals nur an der Kante gewesen, vielleicht hatten meine Augen damals eine eigene Schutzfunktion. Jetzt war alles offen.

„Schön“, sagte Roisin trocken. „Sieht aus wie der Ort, an dem Gedanken hingehen, wenn man sie zu lange ignoriert.“

„Oder wie das Innere meines Kontostands“, sagte ich.

Wir blieben am Rand stehen. Der Boden unter unseren Füßen war weich, aber noch nicht heimtückisch. Ein paar Meter weiter sah man Stellen, an denen das Wasser dunkler war, fast schwarz.

Roisin holte das Skizzenblatt hervor, auf dem der Fundort eingezeichnet war. Sie drehte sich einmal im Kreis, verglich Horizontlinien, Sträucher, die Kontur eines entfernten Hügels, und deutete dann auf eine Stelle links von uns.

„Da“, sagte sie. „Zumindest ungefähr. Der Punkt hier, der dicke Fleck – das müsste dieser Bereich sein.“

Ich folgte ihrem Finger. Dort, wo sie hinzeigte, war der Boden noch ein Stück abgesackter, eine Mulde im Moor. Das Wasser stand höher, kaum Bewegung, nur gelegentlich ein Blubbern, wenn irgendwo Luft entwich.

„Damals hat der Bauer gesagt, das Moor will nur zurück, was ihm gehört“, murmelte Roisin. „Die Polizei hat ‚ertrunken‘ angekreuzt. Niemand hat gefragt, warum er keine Schuhe anhatte, als sie ihn rausgezogen haben. Das steht irgendwo in einer Randnotiz, durchgestrichen.“

„Und du glaubst, er ist… gezogen worden?“, fragte ich.

„Ich glaube, er war zu nah an etwas dran, das ihn nicht mochte“, sagte sie. „Vielleicht Feld, vielleicht Hügel, vielleicht Keller. Vielleicht alles zusammen. Wenn die Wurzeln tief genug gehen, ist es egal, ob oben Klee oder Torf draufliegt.“

Wir starrten auf das Wasser. Es bewegte sich kaum. Nur ab und zu ein Zucken, wenn eine Blase aufstieg und zerplatzte, geruchlos, aber mit dieser Ahnung von etwas Fauligem darunter.

„Was erwartest du?“, fragte ich. „Dass er uns eine Leiche hochschickt? ’nen Regenbogen im Schlamm? Ein Münzchen auf der Pfütze?“

„Ich erwarte gar nichts“, sagte sie. „Ich finde es nur fair, ihm zu zeigen, dass wir wissen, wo er seine Reste lagert.“

Der Wind frischt auf und fuhr über die Oberfläche des Moors. Kleine Wellen bildeten sich, liefen gegen kleine Grasinseln, brachen sich daran. Für einen Moment schien etwas unter dem Wasser aufzublitzen. Kein klares Bild, eher ein Lichtreflex, der zu lange blieb, um zufällig zu sein.

Roisin kniff die Augen zusammen. Ich tat dasselbe.

Da war etwas.

Kein Regenbogen im klassischen Sinn. Eher ein Streifen, ein Bogenfragment, das sich nicht entschließen konnte, vollständig zu werden. Farben, ja – aber wie verletzt. Ein verwaschenes Rot, ein blasses Grün, ein Gelb, das aussah, als hätte jemand schon zu oft draufgetreten. Es lag knapp unter der Oberfläche, schimmerte, schob sich, verschwand wieder, ohne sich zu spiegeln.

„Siehst du das auch?“, fragte sie.

„Wenn ich Nein sage, macht es das nicht besser“, antwortete ich.

Wir standen da wie zwei Idioten, die auf einen unterirdischen Regenbogen starrten.

„Es ist kein Spiegelbild“, sagte Roisin. „Da oben ist nichts, was sich spiegeln könnte. Kein Licht, keine Sonne, kein Bogen.“

„Er probt“, sagte ich. „Oder er recycelt. Vielleicht war das mal der da draußen über dem Feld. Jetzt hängt er drin im Schlamm und gammelt vor sich hin.“

„Oder es ist das, was übrig bleibt, wenn man versucht, durch eine falsche Tür zu gehen“, murmelte sie.

Wir sahen noch eine Weile zu. Das Farbfragment tauchte auf, tauchte ab, nicht regelmäßig, nicht freundlich. Es wirkte… beleidigt.

„Er mag es nicht, dass wir hier sind“, sagte sie.

„Er mag es generell nicht, wenn Leute außerhalb seines Skripts auftreten“, meinte ich. „Dort drüben hast du die Hauptbühne.“ Ich deutete in die Richtung des Hügels, den man von hier nur als vage Erhebung ahnte. „Hier hast du den Keller des Theaters. Requisitenlager. Dinge, die nicht mehr richtig funktionieren, aber zu schade sind zum Wegwerfen.“

Roisin zog das Handy aus der Tasche. „Ich versuche es trotzdem“, sagte sie.

„Wenn du einen Regenbogen im Moor auf Kamera bannst, biegst du die Physik“, sagte ich.

„Die Physik hat uns längst im Stich gelassen“, meinte sie. „Jetzt darf die Forensik es wenigstens versuchen.“

Sie hob das Handy, machte ein Foto, noch eins, noch eins. Wir sahen gleichzeitig auf den Bildschirm.

Moor. Wasser. Dunkel. Kein Farbstrich.

„Natürlich“, sagte sie. „Er hat aus der Busfahrt gelernt.“

Sie steckte das Handy zurück, ohne sich zu sehr zu ärgern. Es war eher eine nüchterne Bestätigung.

„Wenigstens weiß ich jetzt, dass meine Mutter nicht völlig durchgedreht ist“, sagte sie. „Wenn sie von ‚Farben im Boden‘ geredet hat, dachte ich immer, das sei eine poetische Art, über Trauer zu reden. Jetzt stehe ich hier und sehe, dass wir’s zu wörtlich nehmen müssen.“

Wir schwiegen. Das Moor war erstaunlich laut in seiner Stille.

„Lass uns gehen“, sagte ich schließlich. „Bevor einer von uns auf die Idee kommt, zu testen, wie tief es ist.“

„Noch nicht“, sagte sie. „Eine Frage hab ich noch.“

Sie trat einen Schritt näher an den Rand, kniete sich hin, so weit sie sich traute, ohne reinzurutschen. Dann sagte sie in einer Tonlage, die weder laut noch leise war:

„Wenn du ihn hier irgendwo hast – gib uns wenigstens einen Namen zurück.“

Nichts.

Dann, ganz kurz, ein Blubbern, ein kleines Aufsteigen von Luftblasen, direkt in der Mulde, die auf der Skizze markiert war. Die Farben unter der Oberfläche flackerten ein letztes Mal, als würde jemand das Licht im Keller ausknipsen.

„Fein“, sagte sie. „Dann holen wir ihn aus den Akten. Du kannst behalten, was du im Torf versteckt hast. Den Rest nehmen wir mit.“

Auf dem Rückweg zum Haus war der Wind lauter. Er trieb uns im Rücken, als wolle er uns schneller weg haben. Ich drehte mich einmal um, sah das Moor kleiner werden, den Fleck, an dem wir gestanden hatten, verschwinden.

„Er weiß jetzt, dass wir seine Abstellkammer gesehen haben“, sagte ich.

„Gut“, meinte sie. „Dann kann er aufhören zu hoffen, dass wir nur über die hübschen Regenbögen reden.“

Vor uns lag das Haus, still, die Küche, der Recorder, die zweite Seite des Bandes.

Und das Feld dazwischen, in dem irgendwo noch ein kompletter Bogen fehlte.

Wir redeten kaum auf dem Rückweg. Das Moor hing uns zwischen den Schultern wie ein nasses Handtuch, das man vergessen hat auszuwringen. Der Weg kam mir länger vor als der Hinweg, obwohl es exakt dieselben Steine, dieselben Pfützen, dieselben dämlichen, empörten Vögel waren.

Kurz bevor wir die Mauer erreichten, die das Feld vom Rest der Welt trennte, blieb Roisin stehen. Sie drehte sich noch einmal um, blickte zurück in Richtung der dunklen Fläche, die inzwischen wieder nur Landschaft war.

„Er versteckt nichts gut“, sagte sie. „Er versteckt alles nur weit genug, dass man müde wird, bevor man ankommt.“

„Strategie der faulen Götter“, murmelte ich. „Nicht unsichtbar machen, nur anstrengend.“

Sie nickte, ohne zu lächeln. „Aber jetzt weiß ich, warum meine Mutter nach gewissen Spaziergängen tagelang nicht reden wollte“, sagte sie. „Sie ist da draußen gewesen. Nicht im Torf, aber dicht genug dran, um seine Art zu sehen, Dinge halb zu löschen.“

Wir gingen weiter. Die Mauer tauchte auf, das Feld dahinter, der Hügel, das Haus. Alles wie immer, nur wir nicht.

Niamh stand vor dem Laden, als wir durchs Dorf kamen. Arme verschränkt, Zigarette in der einen Hand, Blick so scharf, dass man sich unwillkürlich gerade hinstellte.

„Ihr stinkt nach Moor“, sagte sie, noch bevor wir nah genug waren, um Hallo zu sagen.

„Danke“, meinte ich. „Du hast eine sehr charmante Art, Besuch zu empfangen.“

„Ich meine nicht den Schlamm“, sagte sie. „Ich meine die Luft, die mitkommt, wenn man dort war, wo der Boden Dinge gern behält. Was habt ihr angefasst?“

„Nichts“, sagte Roisin. „Zumindest nichts, was nicht von selbst an unsere Schuhe wollte.“

Niamh musterte unsere Stiefel, dann unsere Gesichter. „Ihr habt ihn gesehen“, stellte sie fest. „Seine Farben. Oder das, was davon übrig ist.“

„Ein halber Regenbogen im Torf“, sagte Roisin. „Eher ein zerrissener Streifen. Wie ein Lappen, der zu oft benutzt wurde.“

„Und natürlich nicht auf Foto bannbar“, fügte ich hinzu.

„Natürlich nicht“, wiederholte Niamh. „Er mag es nicht, wenn man Beweise sammelt. Er bevorzugt mündliche Überlieferung. Dann kann er später behaupten, ihr habt euch nur reingesteigert.“

Sie schnippte die Zigarette weg, trat sie mit dem Absatz aus, ohne hinzusehen. „Ihr seid zu zweit hingegangen“, sagte sie. „Das ist besser, als wenn einer allein geht. Wenn einer allein etwas sieht, ist es Spuk. Wenn zwei das Gleiche sehen, ist es ein Problem.“

„Und wenn drei es hören?“, fragte ich. „Einer auf dem Band, zwei in der Küche?“

Niamh verzog den Mund. „Dann wird es eine Aussage“, sagte sie. „Und Aussagen mag er noch weniger als Beweise. Beweise kann man verbrennen. Aussagen bleiben hängen.“

„Wir wollten die andere Seite noch hören“, warf Roisin ein. „Die, auf der er über die Uhrzeit spricht, die ihr hier so liebt.“

Niamh nickte langsam. „Tut euch den Gefallen und esst vorher etwas“, sagte sie. „Niemand sollte mit leerem Magen zuhören, wie ein jüngerer Mann beschreibt, wie ein Regenbogen versucht hat, jemanden zu verschlucken.“

Sie verschwand wieder im Laden, ohne auf eine Antwort zu warten. Wir gingen weiter zum Haus.

Drinnen war es wärmer als draußen, aber nicht einladend. Das Haus hatte diese Stimmung, die man kennt, wenn man heimkommt und merkt, dass jemand da war, während man weg war – ohne sichtbare Spuren, nur dieses minimale Verschieben der Luft.

Die Gläser über dem Herd standen, wie ich sie zurückgelassen hatte. Kein neues Metall, kein verrutschtes Salz. Das Foto vom Hügel glitt halb aus der Ecke hervor, in die ich es geschoben hatte, als würde es näher an die Kante wollen.

„Hat der Wind nicht geschafft“, murmelte ich und schob es wieder ganz unter Glas eins. „Du bleibst da.“

Roisin hing Mantel und Tasche über die Stuhllehne, rollte die Schultern, als müsse sie den Moorrest abschütteln. „Essen“, sagte sie. „Sonst fangen wir an, auf leeren Magen mehr hineinzuinterpretieren, als selbst er verdient hat.“

Ich machte Omelett, weil Eier und Käse Dinge sind, die man auch dann noch herunterbekommt, wenn einem innerlich der Boden schwankt. Während die Pfanne zischte, blätterte Roisin im Ordner. Ihr Finger fuhr an den Rändern der Seiten entlang, blieb hier und da hängen, strich über einen Namen, ein Datum, eine Floskel.

„Hier“, sagte sie zwischendurch, ohne aufzusehen. „Erinnerst du dich an den Nachbarn, der 3:07 in seinen Kalender geschmiert hat?“

„Pat mit der Uhr“, sagte ich.

„Pat mit der Uhr“, bestätigte sie. „Er hat später noch was ausgesagt. Nicht offiziell. Dem Pfarrer. Die Notiz ist in einem Randkommentar gelandet. Angeblich hat er in jener Nacht einen Regenbogen gesehen, der ‚nicht da war, als ich die Vorhänge wieder aufgezogen habe‘. Sie haben vermerkt: ‚Zeuge unsicher, Alkohol nicht auszuschließen.‘“

„Hier kriegt jeder Regenbogen sofort eine Alkoholprüfung“, sagte ich.

„Manche Dinge sind so lächerlich, dass sie schon wieder praktisch sind“, meinte sie. „Aber für mich heißt das: Er hat damals die gleiche Masche gebracht wie heute bei mir im Bus und bei dir im Feld. Zeig’s einem, nimm’s dem Medium weg.“

Wir aßen im Stehen. Teller in der Hand, Gabeln in der anderen, schweigend. Nur das Geräusch von Metall auf Keramik, der dumpfe Takt der Uhr.

„Feld, Moor, Keller“, sagte Roisin irgendwann, während sie ihren Teller in die Spüle stellte. „Das sind seine drei Spielplätze. Oben, halb oben, ganz unten.“

„Oben für die Touristen“, meinte ich. „Halb oben für die, die zu neugierig sind. Ganz unten für die, über die man im Dorf nur noch in Halbsätzen spricht.“

„Und mittendrin dieses Haus“, sagte sie. „Mit dir als Übergangsobjekt.“

„Ich war mal stolz darauf, vielseitig einsetzbar zu sein“, sagte ich.

Wir gingen zurück zum Tisch. Der Recorder stand noch da, als hätte er in unserer Abwesenheit aufgepasst, dass nichts vom Inhalt entweicht. Die Kassette war am Ende der ersten Seite stehen geblieben, die Spulen sichtbar angespannt.

„Bereit?“, fragte sie.

„Das Wort hat hier seine Bedeutung verloren“, sagte ich. „Aber ja.“

Sie drehte die Kassette um. Das Geräusch, mit dem Plastik auf Plastik trifft, war lächerlich klein im Vergleich zu dem Gewicht, das ich ihm im Kopf gab.

„Egal, was jetzt kommt“, sagte sie, „denk dran: Er ist damals nicht in dieser Küche gesessen. Er war in einem Büro. Anderswo. Andere Wände, anderes Licht. Wenn er heute mitlauscht, hört er sich selbst in einem Raum, den er damals nur von außen kannte. Das ist nicht seine Bühne. Das ist unsere.“

„Wenn du das lang genug wiederholst, glaube ich es fast“, murmelte ich.

Sie drückte auf „Play“.

Diesmal sprang die Stimme schneller an. Kein langes Rauschen, kein Vorspiel. Direkt mitten hinein:

„…sag Ihnen, ich hab die Uhr gesehen“, hörten wir Seamus. „Nicht nur einmal. Ich hab hingeschaut, weil ich wissen wollte, wie lange ein Mensch brauchen kann, um zu schreien, ohne dass es einer hört.“

Roisin legte reflexartig die Hand auf das Notizbuch, das offen zwischen uns lag.

„3:07“, sagte die Polizeistimme. „Das ist die Zeit, die Sie angeben.“

„Die Zeit, zu der er geklopft hat“, korrigierte Seamus. „Ich rede nicht von dem Geklopfe aus der Tür. Ich rede von dem Geklopfe in den Wänden, nachdem wir alle wieder im Dorf waren. Ich war daheim, in meinem Bett, zu nüchtern, um zu schlafen, zu wach, um mir einzureden, es wäre alles normal. Und dann…“

Es rauschte, als hätte jemand das Mikro zu nah an die Kehle gehalten.

„…dann kam’s durch den Putz“, sagte er. „Kein lautes Hämmern. Nur dieses *tok*. Dreimal. Wie vorher. Ich hab auf die Uhr geschaut. Ich hab drauf gestarrt, als könnte ich die Zeiger festnageln. 3:07. Und ich hab mir geschworen, wenn ich das noch einmal höre, pack ich meine Sachen und lauf, bis ich keine Wiese mehr sehe.“

„Aber Sie sind geblieben“, stellte der Sergeant fest.

„Natürlich bin ich geblieben“, sagte Seamus bitter. „Wohin hätte ich gehen sollen? Sie können hier hinfahren, wenn Sie genug Diesel im Tank haben. Wir kommen hier schwerer weg.“

Das Band knisterte kurz, bevor er weitersprach.

„Ich hab später herausgefunden, dass ich nicht der Einzige war“, sagte er. „Pat mit der Uhr, der Feigling, der sich die Decke übers Gesicht gezogen hat, hat’s auch gehört. Die Frau vom Pfarrer auch. Zwei Häuser weiter, andere Wand, gleiche Uhrzeit. Einer hat gesagt, es wäre die Wasserleitungen. Einer hat gesagt, es wäre der Wind. Einer hat gesagt, es wäre Gott. Ich sag, es war er. Er klopft nicht nur an Türen. Er klopft an Köpfe.“

Ich sah zu den Gläsern hoch. Drei kleine, klare Feststellungen im Regal, jede mit einem Stück Metall, das irgendwann auch an einem Kopf vorbeigegangen war.

„Und das Haus?“, fragte die Polizeistimme. „Waren Sie noch einmal dort?“

Seamus holte hörbar Luft.

„Sie wissen, dass ich da bin, weil einer von Ihnen meinte, wir sollten ‚alle Wege noch einmal abgehen‘, bevor Sie den Fall zu den Akten legen“, sagte er. „Ich bin hingegangen. Am Tag. Immer nur am Tag. Ich bin nicht blöd. Ich hab mir das Feld angesehen, den Hügel aus der Ferne, die Mauer. Ich bin nicht wieder über die Schwelle. Nicht nach der Nacht.“

„Hat jemand die Tür kontrolliert?“, fragte der Mann. „Die unter der Treppe?“

„Sie stand zu“, sagte Seamus. „Als wäre nie was gewesen. Bisschen Staub, bisschen altes Holz. Kein schwarzes Loch, keine Stimmen. Nur ein Stück Haus, das so tat, als wäre es immer brav gewesen. Aber ich wusste, dass er noch da ist. Ich wusste es. Weil er sich was Neues gesucht hat.“

„Was meinen Sie damit?“, fragte der Sergeant.

„Er ist in ihn gegangen“, sagte Seamus. „Was glauben Sie denn?“

Roisin spannte sich neben mir spürbar an.

„Er?“, fragte die andere Stimme. „Sie meinen… Eamon?“

„Wen sonst?“, schnappte Seamus. „Er stand in der Tür, hat gelacht, hat geklopft, hat Witze gemacht. Und irgendwann war’s nicht mehr er, der lacht. Es war… er. Das, was hinter der Tür war. Und als wir am nächsten Tag am Feldrand standen, war da kein Körper, kein Schuh, kein blutiger Kleefleck, an dem Sie sich hätten festhalten können. Nur ein Gefühl, dass da einer fehlt, den keiner mehr beim Namen nennen will.“

Es wurde stiller auf dem Band. Man hörte nur das leise Rauschen, das von aufgebrauchter Magnetspur blieb.

„Sie haben nicht sehr viel, Mr. Byrne“, sagte der Sergeant. „Kein Körper, kein Tatort, keine Zeugen außer Leuten, die nachts Geräusche hören.“

„Ich hab genug“, sagte Seamus. „Ich hab eine Uhrzeit, ein Feld, einen Hügel und eine Tür. Und wenn Sie schlau sind, lassen Sie das irgendwo in Ihren Unterlagen stehen, damit irgendwann, wenn er sich jemand anders aussucht, einer nachschauen kann und sagt: ‚Ach, guck an. Der hat das schon mal gemacht.‘“

Roisin schloss das Notizbuch. Langsam, mit einer Bewegung, die klang, als würde man einen Deckel auf eine Schüssel tun, in der es weiterarbeitet.

„Du wolltest Namen, keine Metaphern“, sagte sie leise. „Der Mann auf dem Band hat sie geliefert. Die Frage ist nur, wem sie heute noch gehören.“

Der Recorder lief noch ein paar Sekunden leer, dann sprang er mit einem leisen *Klick* auf Stopp.

Die Stille danach war dichter als jede Moorluft.

Draußen über dem Feld stand kein Regenbogen. Keine Farbe, kein Lichtstreifen. Trotzdem war mir, als hätte jemand kurz einen Schattenbogen über das Haus gelegt.

„Also“, sagte ich nach einer Weile. „Wir haben Feld, Moor, Tür, Uhrzeit, verschwundene Jungen, Regenbögen, die nicht auf Fotos wollen, und eine Küche, in der ein alter Mann aus vergangenen Jahrzehnten uns erklärt, wie sehr er bereut, nicht noch feiger gewesen zu sein. Was fehlt?“

Roisin sah zur Wand, zur Tür unter der Treppe, zu den Gläsern.

„Der Teil, in dem er etwas zurückgibt“, sagte sie. „Aber dazu muss er merken, dass wir nicht nur zuhören. Sondern mitschreiben.“

Sie tippte mit dem Finger auf das Notizbuch. „Und wenn er irgendwo in diesem Haus zählt, wie oft du ‚Ja‘ gedacht hast, während das Band lief, dann soll er ruhig wissen, dass wir auch zählen.“

„Dann sind wir jetzt bei was?“, fragte ich.

„Bei mehr, als ihm lieb ist“, sagte sie.

Und eigenartigerweise war das der erste Moment seit Tagen, in dem ich das Gefühl hatte, dass er nicht der Einzige war, der hier etwas lernte.

Der Rest des Nachmittags fühlte sich an wie der Kater nach einem Fest, auf das ich nie eingeladen war. Alles war einen Tick zu laut und gleichzeitig gedämpft, als hätte das Haus einen Wattebausch über die Ohren geschoben – und genau im richtigen Moment wieder weggenommen, wenn es spannend wurde.

Roisin saß noch immer am Küchentisch, den Blick auf das Notizbuch gerichtet, als wäre es ein Tatortfoto. Der Recorder hatte seinen großen Auftritt gehabt und stand jetzt da wie ein erschöpfter Schauspieler nach der Premiere: Deckel zu, Band drin, nicht mehr in der Lage, irgendetwas zu liefern, außer seinem eigenen Gewicht.

„Er war jung“, sagte sie irgendwann, ohne aufzusehen. „Auf dem Band. Jünger als ich, als ich zum ersten Mal die Akte gesehen habe. Jünger als du, als du beschlossen hast, hier einzuziehen. Und er hat damals schon klingen müssen wie jemand, der seit Jahren mit etwas lebt, das nicht in dieser Welt Zuhause ist.“

„Und trotzdem hat er noch Humor“, murmelte ich. „‚Pizzaservice‘, ‚Trapdoor im Himmel‘. Wenn man die Pointe wegstreicht, bleibt nicht viel, außer einem Loch.“

Sie blätterte zurück zu den ersten Seiten ihrer Notizen, verglich Datum mit Datum, setzte kleine Häkchen neben bestimmte Stellen im Transkript. „Er beschreibt die Farben fast genauso, wie meine Mutter es getan hat“, sagte sie. „‚Zu nah‘, ‚zu voll‘, ‚zu falsch‘. Als Kind dachte ich, sie übertreibt, weil Geschichten so funktionieren. Jetzt sehe ich, dass sie versucht hat, realistisch zu bleiben. Und realistisch sieht hier halt so aus.“

Ich ging zum Fenster, mehr aus Reflex als aus tatsächlichem Bedürfnis. Das Feld lag da, nass, dunkel, harmlos. Wenn man lange genug hinschaut, erkennt man die Illusion – oder man gewöhnt sich daran. Ich war mir nicht sicher, was schlimmer war.

„Wenn er zählt, was wir denken“, sagte ich leise, „hat er heute viel Arbeit.“

„Gut“, sagte Roisin. „Dann ist er beschäftigt und kommt nicht auf die Idee, irgendwo anders zu klopfen.“

Der Satz hing zwischen uns. Klopfen war kein neutrale Wort mehr. Es war ein Code. Drei Schläge bedeuten „Ich weiß, wo du bist.“

Es klopfte nicht. Trotzdem zuckte ich, als die Rohre irgendwo tief im Haus ein Geräusch machten, das vage daran erinnerte.

„Wir müssen ihm etwas wegnehmen“, sagte sie dann, so nüchtern, als ginge es um einen Streit mit einem Vermieter.

„Die Miete?“, fragte ich.

„Die Deutungshoheit“, antwortete sie. „Seit Jahren erzählt er diese Geschichte. Feld, Hügel, Regenbogen, Tür, Keller. Immer aus seinem Winkel. Durch Leute wie Seamus, durch Geräusche, durch… na ja.“ Sie deutete auf die Gläser. „Durch kleine Gegenstände, die sich schlecht erklären lassen. Wenn wir ihn nur immer wieder durch andere nacherzählen lassen, bleibt er Autor.“

„Und was schlägst du vor?“, fragte ich. „Ein alternatives Programmheft?“

„Etwas, das nicht ihm gehört“, sagte sie. „Ein Rahmen. Ein Vertrag, der nicht mit ihm geschlossen wurde.“

Ich musste lachen. „Du warst zu lange Polizistin“, sagte ich. „Bei dir ist die Antwort auf alles ein Formular.“

„Weil Formulare die Welt regieren“, konterte sie. „Auch die, in der du bisher gewohnt hast. Hier wirkt es anders. Aber das Prinzip bleibt: Wer den Vertrag schreibt, bestimmt die Bedingungen. Bisher hat er die Regeln gemacht. ‚Du hörst, du siehst, du klopfst, du kommst.‘ Wir müssen dem etwas entgegensetzen, das ihn zwingt, sich festzulegen.“

„Wie willst du ihm einen Vertrag unterschieben, den er nicht diktiert hat?“, fragte ich. „Er unterschreibt doch nichts, was nicht schon längst in seinem Sinne formuliert ist.“

„Vielleicht“, sagte sie, „ist er so arrogant, dass er unterschreibt, ohne genau zu lesen. Solche Leute kenne ich.“

Ich setzte mich wieder, nahm mir einen Stift, drehte ihn zwischen den Fingern. Der Gedanke war lächerlich – und gleichzeitig der einzige, der sich nicht sofort wie eine weitere Verlängerung seines Spiels anfühlte.

„Du willst einen Vertrag aufsetzen?“, fragte ich. „Zwischen wem genau?“

„Zwischen dir und dem Haus“, sagte sie. „Oder besser: zwischen dir und dem, was dich hier nicht fressen darf. Wir können ihn nennen, wie du willst. ‚Bewohnervereinbarung‘, meinetwegen. Wichtiger ist, was drinsteht.“

„Das Haus unterschreibt nicht“, sagte ich.

„Muss es nicht“, meinte sie. „Du schreibst die Bedingungen so, als wären sie alte Tatsachen. ‚In diesem Haus gilt: Türen werden nicht geöffnet, wenn sie nachts ohne erkennbaren Grund klopfen.‘ ‚In diesem Haus gilt: Münzen bleiben dort, wo sie liegen, bis sie jemand ins Salz legt.‘ ‚In diesem Haus gilt: Niemand geht in einen Keller, dessen Existenz nicht im Kaufvertrag erwähnt wurde.‘“

„Das klingt wie eine unsichtbare Hausordnung“, sagte ich.

„Ist es auch“, sagte sie. „Du lachst. Aber du weißt, wie Sprache funktioniert. Wenn Dinge oft genug ausgesprochen oder geschrieben werden, fangen sie an, sich wie Regeln zu benehmen. Er benutzt das die ganze Zeit. ‚Hier verschwinden Leute‘, ‚hier kommen Regenbögen nicht auf Fotos‘. Er hat Sätze in die Gegend gesetzt, an die sich alle halten, ohne es zu merken. Wir setzen unsere daneben.“

Der Gedanke war so schräg, dass er schon wieder Sinn ergab. Ein Manifest des Widerstands, in einem Haus, das sich an Worte klammert wie andere an Stromkabel.

„Und was bringt das?“, fragte ich.

„Vielleicht gar nichts“, sagte sie. „Vielleicht nur das Gefühl, dass du nicht völlig passiv bist. Aber vielleicht stolpert er irgendwann über einen Satz, der nicht von ihm ist. Vielleicht spielt er sich abends selbst sein Lieblingsprogramm ab – ‘Theo, der Mensch mit den drei Münzen’, ‘Seamus, Staffel 1–5’, ‘Eamon, das verlorene Lachen’ – und dazwischen steht plötzlich etwas wie: ‚Du bekommst ihn nicht ganz. Du kriegst maximal die Hälfte. Der Rest gehört nicht dir.‘“

„Und du glaubst wirklich, dass ihn das irritiert?“, fragte ich.

„Eitelkeit ist seine größte Schwäche“, sagte sie. „Alles, was nicht in seine Inszenierung passt, nervt ihn. Und genervte Gegner machen Fehler.“

Ich lehnte mich zurück. Der Stuhl knarrte. „Immerhin ist es besser, als tatenlos darauf zu warten, dass er den nächsten Regenbogen irgendwo reinlegt“, sagte ich.

„Fang an zu schreiben“, sagte sie. „Ich helfe dir, die Formulierungen unmissverständlich zu machen. Keine Schlupflöcher, keine poetischen Bilder, in die er sich gemütlich reinlegen kann.“

Ich zog das Notizbuch heran, schlug eine neue Seite auf. Oben schrieb ich, fast zögerlich:

„Hausregeln“

Es sah lächerlich aus. Spießig. Normal. Und gerade das hatte etwas Tröstliches.

„Nummer eins“, sagte Roisin. „In diesem Haus gilt: Nächtliches Klopfen an Türen, Wänden oder Fenstern wird ignoriert, sofern keine reale Person draußen steht, die dringende Hilfe braucht. Diese Ausnahme wird nur nach visueller Bestätigung gewährt.“

Ich schrieb:

„1. Nächtliches Klopfen (Türen/Wände/Fenster) wird nicht beantwortet, außer es steht nachweislich ein lebender Mensch davor.“

Der Stift kratzte über das Papier. Es klang fast wie ein kleines, trotziges „Nein“.

„Nummer zwei“, fuhr sie fort. „In diesem Haus gilt: Metall, das ohne erkennbaren Grund auftaucht, wird nicht aufgehoben, außer zur Sicherung in Salz. Es wird nicht in die Tasche gesteckt, nicht zurückgegeben, nicht als Zahlungsmittel akzeptiert.“

Ich formulierte:

„2. Unerklärlich auftauchende Münzen bleiben dort, wo sie liegen, oder werden ausschließlich zu Bannzwecken in Salz gelegt. Sie werden nicht getragen, nicht verschenkt, nicht benutzt.“

„Nummer drei“, sagte sie. „In diesem Haus gilt: Räume, die nicht auf offiziellen Grundrissen stehen, werden nicht betreten, solange eine andere Person (nicht er) im Haus ist, die dagegen Einspruch erhebt.“

„Klingt juristisch“, sagte ich.

„Ist Absicht“, meinte sie.

Ich schrieb:

„3. Kein Betreten von Räumen oder Hohlräumen, die nicht im Kauf-/Mietvertrag erwähnt sind, wenn eine zweite Person im Haus ist, die widerspricht. Bei Unsicherheit gilt: nicht öffnen.“

Wir machten weiter. Es wurde eine Liste aus Sätzen, die auf den ersten Blick wie paranoide Wohnungstipps klangen und auf den zweiten Blick eine Art Gegenerzählung waren.

„Keine alleinigen Entscheidungen nach 3:00 Uhr.“
„Keine Interpretation von Regenbögen als Einladung, solange sie nicht alle sehen können, die im Raum sind.“
„Keine Gespräche mit Stimmen, die keinen Körper im selben Raum nachweisen können.“

Je länger die Liste wurde, desto mehr hatte ich das Gefühl, dass wir nicht nur Regeln für das Haus schrieben, sondern für uns. Leitplanken am Rand einer Straße, auf der jemand dauernd versucht, dich in die Gegenfahrbahn zu stupsen.

Als wir bei Punkt zehn angekommen waren, schob ich das Notizbuch ein Stück von mir weg.

„Und jetzt?“, fragte ich. „Nageln wir das ans Holz? Lesen wir es laut? Schicken wir eine Kopie ans Bistum?“

„Das hier bleibt hier“, sagte sie. „Auf dem Tisch, auf dem du seine Münzen neben dem Frühstück liegen gehabt hast. Wir schreiben es noch einmal sauber ab. Eine für dich, eine für mich. Und dann…“

Sie sah zur Wand.

„…lesen wir es laut“, beendete sie. „Nicht einmal. Mehrmals. Nicht wie eine Beschwörung, eher wie eine Erinnerung. Für ihn. Und für dich.“

„Und du glaubst, das ist mehr als nur Symbolik?“, fragte ich.

„Symbolik ist alles, was wir haben“, sagte sie. „Er arbeitet seit Jahrzehnten damit. Es wird Zeit, dass wir sie ihm klauen.“

Wir schrieben sauber ab. Zwei Blätter, eng beschrieben, ohne Ausschmückung, ohne Schnörkel. Sachlich, beinahe bürokratisch. Der Ton einer Behörde, die es satt hat, sich verarschen zu lassen.

Als wir fertig waren, lag ein Hauch von etwas in der Küche, das ich bisher hier nicht gespürt hatte. Kein Schutz, kein Wunder, aber… Widerstand.

Roisin nahm ihr Exemplar, faltete es, steckte es in ihren Ordner. Meins ließ ich auf dem Tisch liegen, neben der Karte.

„Du weißt, was wir gerade angefangen haben“, sagte sie.

„Ja“, sagte ich. „Wir haben ihm ein Formular geschickt.“

„Wir haben den ersten Entwurf eines Vertrags gemacht“, sagte sie. „Und am Ende wird er entscheiden, ob er ihn ignoriert, übertritt oder sich daran stößt. Aber er wird ihn lesen müssen. Früher oder später. Das ist das Einzige, was ich sicher sagen kann.“

In der Wand knackte es. Sehr leise.

Nicht wie ein Ja. Nicht wie ein Nein.

Eher wie ein „Ich hab’s gehört.“

Und zum ersten Mal seit ich in diesem Haus war, hatte ich nicht nur Angst davor, was als Nächstes kam, sondern auch eine Idee, wie ich es nennen würde.

Nicht als Bitte.

Sondern als Bedingung.

Der Vertrag

Es gibt Papier, das leicht ist, fast belanglos – Einkaufszettel, alte Rechnungen, Liebesbriefe, die man nie abgeschickt hat. Und es gibt Papier, das schwer auf dem Tisch liegt, obwohl man es problemlos mit zwei Fingern hochheben kann.

Die beiden Blätter, auf denen unsere Hausregeln standen, gehörten zur zweiten Sorte. Mein Exemplar lag in der Mitte der Platte, das von Roisin steckte ordentlich gefaltet in ihrem Ordner, wie eine geladene Waffe in einer zu sauberen Schublade. Die Luft in der Küche war dicht, als würde jedes Wort darauf schon jetzt Sauerstoff verbrauchen.

„Also gut“, sagte sie. „Jetzt kommt der Teil, den ich an Verhören immer am nervigsten fand.“

„Der, wo alle so tun, als wäre alles, was man sagt, für die Ewigkeit?“, fragte ich.

„Der, wo Protokoll vorgelesen wird“, korrigierte sie. „‚Ist das so richtig gesagt? Stimmen Sie dem zu? Möchten Sie etwas hinzufügen?‘ Die meisten wollten nur raus und haben genickt. Hier drinnen ist es anders. Hier drinnen musst du wollen, dass jedes Wort kleben bleibt.“

„Du meinst, ich soll mich selbst verlesen“, sagte ich.

„Du sollst ihm keine Ausflüchte lassen“, antwortete sie. „Auch nicht in deinem eigenen Kopf.“

Sie nahm das Blatt, das auf dem Tisch lag, drehte es so, dass die Schrift zu mir zeigte, und lehnte sich zurück. „Du bist der, der hier wohnt“, sagte sie. „Also bist du der, der sagt, was gilt. Laut. Nicht für mich. Für ihn.“

Ich schaute kurz zur Wand, obwohl ich mir geschworen hatte, das weniger zu tun. Es war wie bei einem Hund, der schon tausendmal gebissen hat: Man weiß, man sollte ihm nicht in die Augen sehen, und tut es trotzdem.

„Wenn ich das laut vorlese“, sagte ich, „ist das der Moment, in dem er lacht.“

„Vielleicht“, meinte sie. „Vielleicht ist es auch der Moment, in dem er zum ersten Mal merkt, dass jemand anderes Sätze in sein Theater hängt. Und falls er lacht – gut. Lachen ist eine Reaktion. Eine Reaktion heißt, du hast ihn kurz aus seiner Routine gezogen.“

Ich nahm das Blatt. Meine Hände zitterten nicht, aber sie waren schwerer als sonst. Die Buchstaben sahen kindisch aus: meine Handschrift, halb bemüht ordentlich, halb an der Grenze zwischen Notiz und Drohung.

„Du warst mal Lehrer, oder?“, fragte sie.

„Nein“, sagte ich. „Aber ich hab oft so getan, als würde ich Leuten etwas erklären, das sie nicht hören wollten.“

„Dann ist das hier deine Paradedisziplin“, sagte sie. „Stell dir vor, du würdest einem sehr ungezogenen, sehr alten Schüler klarmachen, dass es jetzt neue Regeln gibt.“

Ich holte tief Luft. Es fühlte sich lächerlich an – und gleichzeitig so ernst, dass mir schlecht wurde.

„In diesem Haus gilt“, begann ich, und meine Stimme klang fremd in meinen Ohren, „nächtliches Klopfen an Türen, Wänden oder Fenstern wird nicht beantwortet, außer es steht nachweislich ein lebender Mensch davor.“

Das Wort „lebend“ blieb einen Moment hängen. Als hätte jemand im Putz kurz innegehalten.

„Weiter“, sagte Roisin leise.

„Unerklärlich auftauchende Münzen bleiben dort, wo sie liegen“, las ich, „oder werden ausschließlich zu Bannzwecken in Salz gelegt. Sie werden nicht getragen, nicht verschenkt, nicht benutzt.“

Bei „nicht benutzt“ schob mein Blick sich reflexhaft nach oben, zu den Gläsern. Das Licht der Küchenlampe spiegelte sich dreifach im Glas, dreimal derselbe winzige Sonnenfleck. In den Salzen war nichts in Bewegung. Keine Vibration, kein Schimmern.

„Kein Betreten von Räumen oder Hohlräumen, die nicht im Kauf- oder Mietvertrag erwähnt sind“, fuhr ich fort, „wenn eine zweite Person im Haus ist, die widerspricht. Bei Unsicherheit gilt: nicht öffnen.“

Das Holz in der Nähe der Tür unter der Treppe knackt immer mal. Alt eben. Heute tat es genau in dem Moment, als ich „nicht öffnen“ sagte. Nicht laut, kein Dröhnen – nur dieses

feine, beleidigte Knacken, das Möbel von sich geben, wenn man sie herumträgt, ohne zu fragen.

„Er hört zu“, murmelte Roisin.

„Natürlich hört er zu“, sagte ich. „Nichts liebt er mehr.“

Ich las weiter.

„Keine Entscheidungen nach drei Uhr morgens, die den Zustand des Hauses, der Türen oder des Bodens betreffen. Dinge, die nachts beschlossen werden, gelten nur, wenn sie bei Tageslicht wiederholt werden.“

Ein bisschen Pratchett hatte sich eingeschlichen, ob ich wollte oder nicht. Sätze, die nüchtern wirken wollten und dabei kurz an Humor kratzten, der fast zu trocken war, um wirklich so genannt zu werden.

„Regenbögen, Lichterscheinungen oder Farbveränderungen über Feld, Moor oder Haus gelten nicht als Einladung, solange sie nicht von allen Anwesenden gleichzeitig gesehen werden können. Einzelwahrnehmungen werden nicht befolgt.“

Beim Vorlesen wurde mir klar, wie sehr ich mich die letzten Tage von Einzelwahrnehmungen hatte herumkommandieren lassen. Ein Blatt an der Scheibe, ein Flackern im Gras, ein Splitter Regenbogen im Moor. Er hatte mir Bilder zugeworfen wie Brotkrumen.

„Stimmen“, las ich, „die keinen Körper im selben Raum nachweisen können, werden nicht als Autorität anerkannt. Sie erhalten keine Zusagen, Versprechen oder Antworten.“

Jede Silbe fühlte sich an wie ein Gesprächsabbruch, den ich längst hätte führen sollen.

„Dieser Haushalt gibt keine Einladungen an nicht eindeutig definierte Gäste“, fuhr ich fort. „Wer hier sein will, kommt durch die normale Tür, mit normalen Mitteln, zu normalen Zeiten. Alles andere wird ignoriert.“

„Das ist meine Lieblingsstelle“, murmelte Roisin.

Ich las bis zum letzten Punkt. Kein Pathos, keine besonderen Betonungen, nur sachlich, wie jemand, der Hausordnung an ein schwarzes Brett pinnt, in der Hoffnung, dass wenigstens die Hälfte davon hängen bleibt.

Als ich fertig war, legte ich das Blatt auf den Tisch.

Die Küche war still. So still, dass selbst das Ticken der Uhr wie eine Provokation klang.

„Und?“, fragte ich nach ein paar Sekunden. „Jetzt kommt der Teil, wo das Geschöpf aus dem Abfluss steigt, die Blätter zerreißt und uns dafür auslacht?“

„Wenn er so plump wäre, wäre er längst weg“, sagte Roisin. „Nein. Wenn er reagiert, dann subtil. Er fängt an, deine Sätze umzubauen. Er schlägt dir Situationen vor, in denen du deine eigenen Regeln brechen willst. Er flüstert dir ein ‚nur dieses eine Mal‘ ins Ohr. Wenn er sowas wie Eitelkeit hat, versucht er, dich dazu zu bringen, den Vertrag selbst zu verraten.“

„Na super“, sagte ich. „Also eigentlich wie jeder beschissene Mietvertrag, den ich je unterschrieben habe.“

Sie grinste kurz. „Mit dem Unterschied, dass dieser hier auf deiner Seite ist, wenn du ihn ernst nimmst.“

„Und was ist mit deiner Kopie?“, fragte ich.

„Die ist für später“, sagte sie. „Wenn ich wieder in Dublin sitze und sie mich fragen, warum ich so viel Zeit in einer Küche an der Küste verbracht habe, in der angeblich nichts passiert ist. Dann kann ich sagen: ‚Jemand hat Regeln aufgeschrieben, und etwas hat darauf reagiert.‘ Und wenn sie mir nicht glauben, haben sie immerhin ein Stück Papier, das sie nervös macht.“

Ich stand auf, nahm das Blatt, auf dem unsere Punkte standen, und ging damit in den Flur.

„Was machst du?“, fragte sie.

„Ich hänge es dahin, wo er am meisten pisst ist“, sagte ich.

Es gab keine Pinnwand, keinen vorgesehenen Platz für Mitteilungen. Also nahm ich Klebeband aus einer der Schubladen – eines, auf dem jemand vor Jahren „für echte Probleme“ geschrieben hatte – und klebte die Hausregeln direkt neben die Tür unter der Treppe. Nicht auf Augenhöhe, sondern ein Stück höher. Für mich. Nicht für den, der von innen dagegen drückte.

Als das Papier an der Wand hing, fühlte ich mich ziemlich lächerlich. Ein Fast-Fünfzigjähriger, der eine selbstgebastelte Regel-Liste neben eine unsichtbare Kellertür pappt, in einem Haus, in dem Wände flüstern.

Dann knarzte die Stufe genau über mir. Ein trockenes, kurzes Geräusch.

Roisin war in der Küchentür stehen geblieben und beobachtete mich. „Er weiß jetzt, dass du ihm was hingehängt hast, das nicht von ihm ist“, sagte sie.

„Soll er einen Leserbrief schreiben“, murmelte ich. „Beschwerdestelle ist im Moor.“

Wir gingen zurück an den Tisch. Ich setzte mich, versuchte so zu tun, als wären das hier nur Worte.

Nach ein paar Minuten passierte das erste Mal etwas.

Ganz klein. Fast unscheinbar.

Eines der Gläser über dem Herd vibrierte. Nicht stark, nicht lange – nur ein leichtes Zittern, als hätte jemand an einem unsichtbaren Faden gezogen. Das Salz darin rutschte einen Millimeter, die Münze kippte minimal zur Seite und blieb dann wieder liegen.

„Das war nicht der Verkehr draußen“, sagte Roisin.

„Hier fährt kaum Verkehr“, antwortete ich.

Das Glas beruhigte sich. Wieder drei stillstehende Wächter über dem Herd.

„Ist das jetzt Zustimmung oder beleidigtes Augenrollen?“, fragte ich.

„Das ist: ‚Ich hab’s gesehen‘“, sagte sie. „Wenn ich raten müsste, wird er dir in den nächsten Nächten Situationen liefern, in denen du testen musst, wie ernst du die Punkte nimmst. Wenn er schaffen kann, dass du selbst die Regel brichst, die du geschrieben hast, braucht er nichts zu tun. Du erledigst den Rest.“

„Was wären denn typische Prüfungen?“, fragte ich. „Damit ich wenigstens weiß, was in der Klausur drankommt.“

Sie zählte an den Fingern ab. „Eine Stimme, die nach Hilfe ruft, ohne dass du siehst, wer es ist. Ein Klopfen, das sich anhört, als wäre jemand gestürzt. Ein Geräusch im Keller, das so exakt klingt wie etwas, das du kennst – Schritte, die zu dir gehören müssten, obwohl du weißt, dass niemand sonst hier ist.“

„Super“, sagte ich. „Ein psychopathischer Feueralarm in meinem eigenen Kopf.“

„Denk dran“, sagte sie, „er hat dieselben Tricks schon bei Seamus probiert. Und wahrscheinlich bei Eamon. Du bist nicht der Erste, aber vielleicht der Erste, der mit solchen Sätzen dagegenhält.“

„Und was ist mit ihm?“, fragte ich. „Der, der im Moor liegt, der nur noch als Name in deiner Skizze rumgrundelt?“

„Wenn wir Glück haben“, sagte sie, „nimmt er es persönlich, dass wir über ihn in Präsenz schreiben. Leute, die in Akten stecken, mögen es nicht, wenn man sie nur noch als Fallnummern kennt. Vielleicht ist das unsere kleine Allianz: die Lebenden, die keine Lust mehr haben, Futter zu sein, und die Toten, die sauer sind, dass sie lediglich als Randnotiz endeten.“

„Eine Art Mieterverein für alle, die aus Versehen in seiner Zuständigkeit gelandet sind“, murmelte ich.

„So ungefähr“, sagte sie.

Es klang grotesk, aber je länger der Nachmittag sich hinzog, desto klarer wurde mir, dass genau das der Punkt war: nicht mehr einfach nur Kulisse sein. Nicht nur reagieren, sondern setzen. Worte, Regeln, Bedingungen.

Als es draußen dunkler wurde, stand ich noch einmal auf und ging in den Flur. Das Blatt hing da, ein schäbiger kleiner Schildersatz in einem Haus, das seit Jahrzehnten seine eigenen Schilder aufgestellt hatte.

„In diesem Haus gilt das“, sagte ich halblaut. „Und wenn dir was nicht passt, kannst du ja versuchen, eine Beschwerde bei der Verwaltung einzureichen.“

Die Tür unter der Treppe blieb zu.

Die Stille dahinter war nicht leer. Aber sie war – fürs Erste – einverstanden damit, mich reden zu lassen.

Und das war mehr, als ich zu Beginn des Tages gehabt hatte.

Die Dämmerung saß wie ein blauer Fleck über dem Feld, als hätte der Tag irgendwo aneckt und sich verletzt. In der Küche war es heller als draußen, was mir nicht gefiel. Ich mochte es nicht, wenn das Haus anfing, wie eine Bühne zu wirken: innen Licht, außen Dunkel, und irgendwer dazwischen, der entscheidet, wer wann auftritt.

Der Zettel mit den Regeln hing im Flur, wo ich ihn sehen konnte, wenn ich den Kopf nur ein wenig drehte. Es war ein armseliges Stück Papier in einem sehr alten Streit. Aber es war meins. Unseres. Nicht seins. Das allein war schon fast Grund zum Anstoßen, wenn ich nicht misstrauisch geworden wäre gegenüber allem, was sich wie ein Sieg anfühlte.

Roisin ging durchs Haus, als würde sie den Grundriss auswendig lernen wollen. Küche, Wohnzimmer, Flur, Treppe, oben die Zimmer, zurück. Keine neugierigen Finger an der Kellertür, kein übertriebenes Heraushängen aus den Fenstern. Nur dieser prüfende Blick, den Menschen bekommen, die gelernt haben, Tatorte auch dann zu sehen, wenn noch niemand tot ist.

„Wir sollten eine Bestandsaufnahme machen“, sagte sie, als sie wieder in der Küche stand. „Nur um sicher zu gehen, dass wir wissen, was sich verändert, wenn er anfängt, zu reagieren.“

„Okay“, sagte ich. „Punkt eins: Wir haben immer noch drei Gläser, eine Karte, eine Kassette und keinen Bock.“

„Punkt zwei“, fuhr sie fort, ohne auf meinen Ton einzugehen, „wir haben bisher keinerlei direkten körperlichen Angriffe. Keine blauen Flecken, die nicht erklärbar wären, keine Kratzer, keine Bissspuren, keine…“ Sie hielt kurz inne, musterte meine Hände. „…keine sichtbaren Zeichen, dass er dich angefasst hat.“

„Er ist eher der emotionale Missbraucher“, sagte ich. „Er fummelt an den Nerven, nicht an der Haut.“

Sie nickte. „Umso wichtiger, dass du unterscheiden kannst, was von dir ist und was von ihm. Die Regeln helfen dabei. Sie sagen dir, wo du aufhörst, ihm Arbeit abzunehmen.“

„Und was ist mit dir?“, fragte ich. „Du stehst hier mitten im Feld seiner Zuständigkeit. Der wird dich nicht als Zuschauerin verbuchen. Du bist die mit dem Band.“

„Soll er es versuchen“, sagte sie. „Ich hab zwanzig Jahre lang Leuten zugehört, die behauptet haben, es wäre ein Unfall gewesen. Ich erkenne es, wenn jemand lügt. Und er lügt. Dauernd. Das ist seine Kunstform. Meiner ist: Protokolle schreiben, in denen die Lügen keinen Platz mehr haben.“

Sie setzte sich wieder an den Tisch. „Wir warten“, sagte sie. „Er hat das Glas schon wackeln lassen. Das war sein ‚Wirklich? Das meinst du ernst?‘. Als Nächstes kommt der Test.“

„Ich hasse Tests“, murmelte ich.

Die erste Probe kam früher als mir lieb war.

Es war noch nicht tief in der Nacht, eher dieses Zwischenstadium, in dem sich Leute entscheiden, ob sie noch ein Glas trinken oder ins Bett gehen. Ich stand am Herd und tat so, als würde ich Tee machen, Roisin blätterte im Ordner, der Recorder lag wie ein schlafendes Tier zwischen uns.

Dann klingelte das Telefon.

Nicht lang, nicht schrill, einfach nur normal. Ein angenehmer, banaler Ton in einem Haus, in dem Geräusche selten banal waren.

Ich sah automatisch zu Roisin. Sie legte den Stift weg. „Nimm ab“, sagte sie. „Aber denk dran: keine Zusagen ohne Körper.“

Ich ging zum Apparat, der auf einem kleinen Regalbrett im Flur stand. Alt, mit Kabel, Tastatur, kein funkendes Plastik. Ich hätte schwören können, dass er ein bisschen anders klang als sonst. Oder ich war es, der anders hörte.

„Ja?“, sagte ich.

Atmen. Nur Atmen. Kein Hallo, kein Rascheln, kein Hintergrundlärm. Nur dieser Ton, wenn jemand aus einer Entfernung in eine Leitung atmet, die schon zu viel gehört hat.

„Wer ist da?“, fragte ich.

Stille. Dann ein Kratzen. Nicht an der Tür, nicht in der Wand, sondern in der Leitung. Ein leises, schleifendes Schaben, als würde jemand mit einem Fingernagel über Metall fahren.

Eine Stimme setzte an. Nicht sofort. Eher zögernd. Als müsste sie sich erst durch irgendetwas durchkämpfen.

„Theo.“

Es klang nicht wie Roisin. Nicht wie Niamh. Nicht wie Seamus.

Es klang wie ich.

Nur ein bisschen verzerrt. Ein Hauch zu tief, ein Hauch zu langsam. Aber der Name – mein Name – kam so aus dem Hörer, als hätte ich selbst versucht, mich vom anderen Ende anzurufen.

Die Regeln. Punkt irgendwas: Stimmen ohne Körper. Keine Autorität. Keine Antworten.

„Du hörst es?“, fragte Roisin leise aus der Küche.

Ich hob die Hand, als könnte ich damit die Stimme im Hörer auf Abstand halten.

„Theo“, wiederholte es. „Mach auf.“

Das war der Punkt, an dem mein Körper in zwei Hälften auseinandergehen wollte: die eine Hälfte wollte zurückschreien, die andere den Hörer sofort auflegen.

„Wo bist du?“, fragte ich, bevor ich den Satz bewusst formuliert hatte.

Fehler. Das war schon zu viel. Eine Antwort. Eine Beteiligung.

Das Geräusch in der Leitung veränderte sich. Irgendetwas schnarrte, als würde jemand näher ans Gerät rücken, ohne zu verstehen, wie Abstand funktioniert.

„Hier“, sagte die Stimme. „Unten. Du hast mich weggesperrt.“

Ich hatte niemanden weggesperrt. Ich hatte eine Tür nicht geöffnet. Das ist ein Unterschied. Aber genau da setzt er an.

Roisin stand jetzt im Flur, dicht hinter mir, ohne mich zu berühren. Ihre Präsenz war so greifbar, dass ich kurz dachte, sie hätte mir die Hand auf die Schulter gelegt.

„Hör auf das, was du geschrieben hast“, sagte sie leise. „Nicht auf das, was er sagt.“

Ich sah zum Zettel neben der Kellertür. „Stimmen ohne Körper… keine Antworten.“

„Du hast keine Stimme weggesperrt“, fuhr sie fort. „Du hast eine Tür nicht geöffnet. Er arbeitet mit Schuld. Nimm sie ihm weg.“

Der Hörer klebte an meinem Ohr. Die Stimme darin wurde insistenter, noch immer in meinem Tonfall, als würde jemand eine Aufnahme von mir durch einen Filter jagen.

„Du weißt, wie sich das anfühlt“, sagte sie. „Draußen bleiben. Nicht gehört werden. Du weißt, wie es ist, vor verschlossenen Türen zu stehen. Mach auf.“

Es war faszinierend, wie präzise er stach. Die richtigen Worte, die richtigen Erinnerungen, alles hübsch aufgereiht wie Werkzeuge in einer Schublade.

„Ich mach gar nichts“, sagte ich. „Nicht für jemanden, der meine Stimme klaut.“

Es knackte. In der Leitung, in der Wand, in mir.

„Feigling“, zischte es. „Du hast Angst.“

„Ja“, sagte ich. „Und im Gegensatz zu manchen Leuten habe ich beschlossen, dass ich damit alt werden will.“

Ich legte auf.

Nicht dramatisch, nicht mit Schwung. Einfach: Hörer in die Gabel, Gespräch beendet.

Das Klacken klang lauter, als es sein dürfte.

Im selben Moment ertönte ein dumpfer Schlag von unten. Kein Klopfen, eher ein einmaliges, verärgertes Poltern, als wäre jemand mit der flachen Hand gegen die Innenseite der Kellertür gefahren.

„Das war's?", fragte ich. „Ein beleidigter Möbelpacker?"

„Das war der erste Versuch", sagte Roisin. „Er hat deine Stimme benutzt. Das ist dreist. Aber nicht neu. Schritt eins: Er zeigt dir, wie gut er dich schon imitiert. Schritt zwei: Er wartet, ob du neugierig wirst. Schritt drei: Er belohnt Neugier. Mit etwas, das sich anfühlt wie Erleichterung, aber am Ende nur weniger von dir übrig lässt."

„Immerhin haben wir Schritt eins und zwei abgebrochen", sagte ich. „Schritt drei kann er sich sonstwohin stecken."

Ich merkte erst, wie sehr meine Hände zitterten, als ich sie von dem Hörer nahm. Schweiß in den Handflächen, Herzschlag im Hals, ein leichtes Summen in den Ohren.

„Setz dich", sagte sie. „Es ist ein Erfolg, kein Grund, dich zu schämen. Du hast aufgelegt. Das ist mehr, als manche schaffen."

Wir gingen zurück in die Küche. Ich setzte mich, sie blieb stehen.

„Er hat irgendwas mitgenommen", sagte ich nach einer Weile. „Ein Stück Stimme, ein Stück Reflex. Als hätte er kurz die Kontrolle übernommen, und ich wäre nur hinterhergehinkt."

„Er hat etwas ausprobiert", sagte sie. „So wie du seine Regeln ausprobierst. Nur dass wir es dokumentieren."

Sie zog das Notizbuch heran. „Wie spät war es?", fragte sie.

Ich sah auf die Uhr an der Wand. „Kurz nach acht", sagte ich. „Noch weit weg von seiner Lieblingszeit."

Sie schrieb: „Telefonat, 20:08. Stimme imitiert Theo, fordert Öffnen der Tür. Reaktion: Gespräch beendet, keine Handlung an der Tür."

„Er wird beleidigt sein", fügte sie hinzu, ohne es aufzuschreiben. „Er erwartet, dass seine erste Verkleidung mehr Eindruck macht."

Im Flur blieb es still. Keine weiteren Geräusche von unten, kein Klingeln. Nur das neutrale Schweigen eines Hauses, das gerade eine Diskussion erlebt hatte, die niemand sonst mitbekommen hat.

„Das wird nicht das letzte Mal gewesen sein, dass er versucht, dich über vertraute Töne zu kriegen", sagte sie. „Irgendwann wird er jemanden benutzen, der dir näher ist als du selbst. Da musst du wach sein."

„Ich hab kaum noch Leute, die mir nahe sind", sagte ich. „Das ist dein Vorteil."

„Oder seiner", entgegnete sie. „Je weniger echte Stimmen du hast, desto leichter ist es, Platz zu schaffen für seine."

Wir schwiegen. In meinem Kopf war es plötzlich sehr voll und gleichzeitig leer, wie ein Raum, in dem die Möbel abgebaut wurden, aber der Geruch noch da ist.

„Der Vertrag gilt“, sagte sie schließlich. „Du hast eine Regel angewendet. Er wird das hassen.“

„Er kann sich hinten anstellen“, sagte ich. „In der Schlange der Leute, die mich hassen, weil ich nicht ans Telefon gehe.“

Sie lächelte kurz, ernst, dann zeigte sie auf den Flur. „Wir machen jetzt was sehr Spießiges“, sagte sie.

„Noch spießiger als Hausordnung?“

„Wir hängen eine zweite Kopie daneben“, sagte sie. „In deiner Handschrift. Und ich unterschreibe unten. Als Zeugin. Wenn er schon mit Protokollen spielt, soll er wissen, dass das hier nicht nur eine Laune war.“

Also schrieb ich die Regeln noch einmal, sorgfältiger, ohne Zittern. Unten setzte ich meinen Namen, in diesem unleserlichen Halbgekritzel, das man entwickelt, wenn man zu viele Formulare ausgefüllt hat. Daneben Roisin, in klaren Buchstaben.

Wir klebten das zweite Blatt unter das erste. Zwei Reihen von Sätzen, zwei Namen. Kein Blut, kein Siegel, keine Wachstropfen. Nur Tinte.

„Jetzt ist es offiziell“, sagte sie.

„Und was genau?“, fragte ich.

„Dass du dich nicht mehr allein mit ihm rumärgerst“, sagte sie. „Das zieht bei solchen Typen mehr als jede Kamera über der Haustür.“

Der Abend zog sich, aber anders als sonst. Die Erwartung war da, klar. Aber irgendwo dahinter war ein dünner, störrischer Strich: Ich. Wir. Papier.

Es klopfte nicht um 3:07.
Es klopfte gar nicht.

Stattdessen hatte ich einen Traum, in dem ich vor einer Tafel stand und Regeln erklärte, die niemand hören wollte. In der letzten Reihe saß einer mit einem Hut aus Klee, die Beine baumelten, das Lächeln war schief. Jedes Mal, wenn ich einen Satz an die Tafel schrieb, stand er auf, strich ihn durch und malte ein kleines Regenbogenstück daneben.

Als ich aufwachte, war ich schweißnass.

Der Zettel im Flur hing noch. Keine Striche, keine Regenbogenstücke.

Nur unsere Worte.

Zum ersten Mal seit langem hatte ich das Gefühl, es war nicht völlig egal, was ich sagte.

Und dass der, der sonst alles kommentiert, gerade damit beschäftigt war, sich eine passende Antwort zu überlegen.

Am Morgen danach fühlte sich das Haus an, als hätte jemand heimlich ein Schild an die Haustür gestellt: „Kein Eintritt für Selbstverständlichkeiten“. Die Geräusche waren die gleichen wie immer – Holz, das sich dehnt, Rohre, die seufzen, der Wind, der an irgendetwas rüttelt, das längst ersetzt gehört hätte – aber etwas in der Reihenfolge stimmte nicht mehr so ganz.

Ich blieb länger als sonst im Bett liegen, hörte zu, sortierte. Kein Klopfen. Kein Schaben. Kein Telefon, das meinen Namen mit meiner eigenen Stimme ausprobierte. Nur der leise Takt der Uhr im Flur, der mich inzwischen mehr beruhigte als nervte.

In der Küche roch es nach Nacht: kalte Glut, abgestandener Tee, einer dieser unbestimmten Düfte, von denen man weiß, dass sie verschwinden, sobald man ein Fenster öffnet. Ich tat es nicht sofort. Erst stand ich mitten im Raum und sah hoch zu den Gläsern. Drei. Still. Salz glatt, Münzen ruhig. Das Foto vom Hügel an seinem Platz.

Der Zettel im Flur hing noch. Beide. Kein verrutschtes Klebeband, keine eingerissene Ecke, keine schicken übernatürlichen Brandränder. Nur zwei Blätter Papier an einer Wand, hinter der etwas saß, das sich gestern Abend meine Stimme ausgeborgt hatte und beleidigt war, als ich aufgelegt habe.

„Guten Morgen“, sagte ich halblaut. „Der Vertrag steht noch. Du auch?“

Keine Antwort. Kein Drama.

Ich setzte Kaffee auf – aus Prinzip. Schlaf war vorhanden, aber brüchig gewesen, durchzogen von Bildern: Tafeln, Kreide, ein Klassenraum, in dem niemand außer einem Kerl mit grünem Hut saß. Er hatte bei jeder Regel, die ich an die Tafel schrieb, einen Strich durchgezogen und einen kleinen Regenbogen daneben gemalt. Zum Glück hatten Träume hier noch keine offizielle Unterschrift.

Roisin kam die Treppe runter, barfuß, Haare zerzaust, Gesicht verknittert von einem Schlaf, der offensichtlich genauso wenig Erholung gebracht hatte wie meiner. Sie warf einen Blick Richtung Flur, sah die Blätter, atmete einmal kurz hörbar aus.

„Er hat sie hängen lassen“, sagte sie.

„Vielleicht liest er langsam“, murmelte ich. „Nicht jeder ist Schnellleser.“

Sie nahm sich eine Tasse, setzte sich an den Tisch und deutete mit dem Kinn Richtung Telefon. „Hat er sich noch mal gemeldet?“

„Nein“, sagte ich. „Vielleicht hat er gemerkt, dass ich ein schlechter Gesprächspartner bin, wenn ich mir vorher selbst Regeln aufschreibe.“

„Oder er sucht gerade im Archiv nach besseren Stimmen“, meinte sie. „Die von gestern war zu offensichtlich. Er mag es subtil. Er will, dass du zweifelst, nicht dass du laut sagst: ‚Das bin nicht ich.‘“

Ich setzte mich ihr gegenüber. „Du klingst, als hättest du Erfahrung mit Dingen, die so tun, als wären sie jemand anders“, sagte ich.

„Ich war lange genug in Vernehmungsräumen“, erwiderte sie. „Menschen, die wissen, dass sie Mist gebaut haben, fangen irgendwann an, ihre eigenen Sätze zu wiederholen. ‚Ich bin doch gar nicht so einer‘. ‚Ich wollte das nicht.‘ Irgendwann glaubst du ihnen fast. Das ist der Moment, in dem du aufs Protokoll schauen musst. Da steht, was wirklich passiert ist. Nicht, was sie gern hätten, dass passiert wäre.“

„Unser Protokoll ist ein A4-Blatt neben einer Tür, hinter der man vermutlich in eine Gegend fällt, in der keine Druckerschwärze mehr funktioniert“, sagte ich.

„Deshalb brauchen wir mehr“, sagte sie. „Mehr Protokoll. Mehr Dinge, die nicht aus ihm kommen.“

Sie klappte den Ordner auf, blätterte durch ihre Notizen. „Ich will sehen, ob er auf Papier reagiert. Nicht nur auf deine Hausordnung.“

„Du willst ihm einen Wutanfall in A4 entlocken?“, fragte ich.

„Ich will wissen, ob er sich sehen kann, ohne sich selbst zu schmeicheln“, antwortete sie. „Deswegen hab ich das Band mitgebracht. Deswegen hab ich das Moor gesehen. Und deswegen sitze ich hier an deinem Küchentisch, statt in einem Büro, in dem der schlimmste Spuk die Kaffeemaschine ist.“

Sie zog ein leeres Blatt aus einer Klarsichthülle, legte es neben mein Notizbuch und schrieb in sauberer, fast schulbuchhafter Schrift eine Überschrift:

„Ereignisse, die nicht mehr allein ihm gehören“

Darunter setzte sie Datum, Uhrzeit, Stichworte. Klopfen. Münzen. Feld. Moor. Telefon. Regenbögen, die verschwinden. Der Vertrag im Flur.

„Das hier“, sagte sie, „ist kein Tagebuch. Tagebücher mag er. Menschen, die in der Ich-Form schreiben, sind sein Lieblingsfutter. Das ist ein Bericht. Dritte Person, nüchtern, ohne Pathos. ‚Um xx:xx Uhr trat Folgendes ein. Es lagen folgende Umstände vor. Es gab folgende Zeugen.‘ Du bist einer. Ich bin einer. Niamh, Seamus, Cian. Er hasst Zeugen.“

„Zeugen machen Geschichten kaputt“, sagte ich. „Zumindest für diejenigen, die gern allein erzählen.“

„Genau“, sagte sie.

Wir arbeiteten eine Weile schweigend. Sie stellte Fragen, ich lieferte Details, die ich selbst schon fast vergessen hätte, wenn sie nicht so besessen davon gewesen wäre, nichts in der Schwebe zu lassen.

„Als die erste Münze im Flur lag“, fragte sie, „wann genau?“

Ich sah auf meine eigenen Notizen. Blätterte zurück. „Zwei Uhr irgendwas, ich war gerade vom Feld zurück“, sagte ich. „Noch vor dem ersten 3:07-Klopfen.“

Sie schrieb: „Münzen tauchen auf, bevor feste Uhrzeit etabliert ist. Er setzt erst Requisiten, dann Soundeffekte."

„Als das Kleeblatt an der Scheibe klebte", fuhr sie fort, „hat es wirklich geblutet? Oder hat dein Kopf das nachträglich eingefärbt, weil du inzwischen weißt, wie er Themen setzt?"

Ich dachte an den Geruch, an den winzigen dunklen Tropfen, an dieses unfreundliche Ziehen in meinem Magen, als ich näher herangegangen war. „Es war Blut", sagte ich. „Wenig. Aber echt."

„Gut", sagte sie, und ich war mir nicht sicher, ob sie das Blut meinte oder die Tatsache, dass ich nicht zögerte.

Wir trugen die Dinge zusammen wie Leute, die nach einer Flut ihre Habseligkeiten aus den Trümmern ziehen. Hier ein Satz, der nicht von ihm ist. Dort eine Erinnerung, in der er nicht die Regie geführt hat. Namen, Daten, kleine Fakten, die sich weigerten, in sein großes, glattes Märchen vom „War doch alles nur Zufall" einzufügen.

Irgendwann sah ich auf und stellte fest, dass der Kaffee kalt geworden war. Draußen hatte sich das Licht geändert; es war heller geworden, obwohl die Sonne sich immer noch hinter einer gleichgültigen Wolkendecke versteckte.

„Er ist still", sagte ich.

„Er ist beleidigt", korrigierte sie. „Du hast aufgelegt. Du hast ihm ein Schild vor die Tür gehängt. Und jetzt schreibst du ihn wie eine Akte, nicht wie eine Legende. Das mag er nicht."

„Wann schlägt beleidigt in aktiv um?", fragte ich.

„Wenn er merkt, dass Ignorieren nicht reicht", sagte sie. „Wenn seine üblichen Tricks nicht mehr automatisch greifen."

Ich dachte an das Telefon, an die Stimme, an das Poltern von unten. Es war kein großer Angriff gewesen. Eher ein vorsichtiges Antasten.

„Was ist, wenn er woanders ansetzt?", fragte ich. „Nicht hier. Nicht im Haus. Jemand anders. Seamus. Cian. Jemand, der nicht unterschrieben hat."

„Dann ist das seine zweite alte Schwäche", sagte sie. „Er überschätzt seine Reichweite. Er denkt, weil er Linien im Boden hat, gehören ihm alle, die darauf stehen. Aber nicht alle führen zurück unter dein Haus. Manche führen im Kreis. Manche sind abgerissen. Und manche sind nur noch Erinnerung."

Sie stand auf, ging zum Fenster, sah auf das Feld hinaus. „Wir sollten etwas tun, was er nicht erwartet", sagte sie.

„Koffer packen und ans Mittelmeer fahren?", schlug ich vor.

„Dich kenne ich", sagte sie. „Du würdest ihn überall mit hinnehmen. Er sitzt dann in deinem Bungalow und rollt dir Oliven über den Fliesenboden."

Sie drehte sich um, betrachtete den Kamin im Wohnzimmer, der von der Küche aus zu sehen war: schwarzer Rahmen, dunkle Öffnung, ein Schacht, der in die Höhe führte.

„Er erwartet, dass wir ihn hören“, sagte sie. „Dass wir uns fragen, was er als Nächstes sagt oder zeigt. Dass wir uns auf ihn konzentrieren wie auf ein schlecht gelauntes Haustier. Vielleicht ist es an der Zeit, dass nicht nur wir ihm zuhören, sondern jemand anderes uns.“

„Du willst die Nachbarn einladen?“, fragte ich.

„Ich will etwas, das nicht vergessen kann, was es gesehen hat“, sagte sie. „Etwas, das keine Meinung hat, keine Angst, keine Schuldgefühle. Etwas, das nur… aufzeichnet.“

Mein Blick folgte ihrem. Kamin. Schacht. Oben Dach, unten Feuerstelle. In der Mitte ein Raum, in dem seit Jahrzehnten nur Rauch unterwegs gewesen war und vielleicht der eine oder andere Vogel, der falsch abgebogen ist.

„Du denkst an eine Kamera“, sagte ich.

„Ich denke an einen Zeugen, der nichts erzählt, aber alles zeigt, wenn man ihn dazu zwingt“, antwortete sie. „Und ich denke an einen Ort, an dem er sich nicht ständig selbst im Spiegel sieht. Wenn wir sie einfach in die Ecke stellen, reißt er uns das Ding metaphorisch aus der Hand. Wenn sie aber oben sitzt, im Schornstein, auf ihn herabguckt, während er versucht, sein kleines Theaterstück zu spielen…“

„…dann merkt er es vielleicht nicht gleich“, vollendete ich den Gedanken. „Oder er merkt es und muss zum ersten Mal einen Auftritt hinlegen, bei dem jemand anderes hinter ihm steht.“

Ich stellte mir vor, wie eine kleine Linse von oben auf die offene Feuerstelle starrt, auf das Wohnzimmer, auf die Küche, auf die Wand mit dem Zettel. Eine stumme Pupille, die nicht urteilt, nicht kommentiert, sondern nur sammelt, was passiert.

„Alte Kameras sind besser“, sagte sie. „Analoge. Keine Cloud, kein WLAN, nichts, was er mit einer Fingerbewegung durchs Funknetz verschmieren kann. Etwas mit Band. Kassette. Magnet. Damit kennen wir uns hier ja inzwischen aus.“

„Ich hab irgendwo noch eine“, sagte ich langsam. „Aus meiner Zeit, bevor alles digital wurde. MiniDV, staubig, aber die müsste noch funktionieren. Ich hab sie nie weggeschmissen. War zu sentimental.“

„Sentimentalität rettet uns vielleicht den Arsch“, meinte sie. „Zumindest einen Teil davon.“

Die Vorstellung, eine Kamera in den Schornstein zu schieben, war so absurd, dass sie sich sofort richtig anfühlte. Wie alle guten Abwehrmaßnahmen: halb improvisiert, halb spießig, komplett unklar in ihrer Wirksamkeit – aber besser als nichts.

„Wenn wir die Kamera in den Kamin hängen“, sagte ich, „müssen wir auf Feuer verzichten.“

„Dann frierst du eine Nacht“, sagte sie. „Ich war Polizistin auf Landwachen mit defekten Heizungen. Ich weiß, dass man das überlebt. Außerdem“ – sie deutete auf die Gläser – „wenn er beschließt, dass Feuer ab jetzt seins ist, haben wir ganz andere Probleme.“

Ich stand auf, ging in das Wohnzimmer, stellte mich vor den Kamin. Die Mauer war rußgeschwärzt, aber trocken. Oben, tief im Schacht, sah ich nur dunkles Nichts. Kein Licht von oben, kein Vogel, kein Geräusch.

„Wenn ich eine Kamera da reinsetze“, sagte ich, „ist das so, als würde ich ihm sagen: ‚Ich glaube dir nicht mehr aufs Wort.‘“

„Genau“, sagte sie. „Und das ist vielleicht der härteste Satz, den ihm hier seit Jahrzehnten jemand entgegengeschleudert hat.“

Ich legte die Hand an den Rand der Öffnung. Kalt. Stein. Nichts Esoterisches.

„Dann hol ich das Ding“, sagte ich. „Bevor er auf die Idee kommt, den Schornstein für Rauchzeichen zu benutzen.“

Ich ging nach oben, in eines der Zimmer, in denen noch Umzugskartons standen, auf denen Sachen wie „Elektronik (?)“ und „Kabelsalat“ gekritzelt waren. Es dauerte, bis ich den richtigen fand. Zwischen einem alten Discman, Ladegeräten, deren zugehörige Geräte längst tot waren, und einer Tüte voller vergessener Batterien lag sie: die kleine, schwarze Kamera, mit abgewetztem Riemen und längst leerem Akku.

Als ich sie in der Hand hielt, fühlte sie sich schwerer an, als sie aussah. Nicht nur physisch. Es war, als hätte sie irgendwo in sich noch Bilder von früheren Leben gespeichert – Biergärten, Konzerte, ein paar ungünstige Gesichter bei schlechten Hochzeitstänzen. Dinge, die lächerlich wirkten im Vergleich zu dem, was sie jetzt sehen sollte.

Zurück in der Küche sah Roisin das Ding und nickte. „Perfekt“, sagte sie. „Ein Gerät aus einer Zeit, in der man noch dachte, Daten seien sicher, wenn man das Band nicht verliert.“

„Wir werden es nicht verlieren“, sagte ich.

„Nein“, sagte sie. „Aber vielleicht verliert er etwas: die Kontrolle über den Blick.“

Wir stellten die Kamera auf den Tisch, zwischen Vertrag, Kassette und Karte. Vier Arten, etwas festzuhalten. Vier verschiedene Egos, die darin steckten: seins, unseres, das der Bürokratie und das einer Technik, die keine Haltung hat.

„Heute Nacht“, sagte sie, „sitzt sie oben. Und wenn er beschließt, den Vertrag zu kommentieren, schauen wir uns morgen an, ob er das unter Zeugen getan hat.“

Ich sah zur Wand mit den Blättern, zur Tür darunter, zum Kamin.

Zum ersten Mal seit ich hier war, hatte ich das Gefühl, dass nicht nur er die Winkel kannte, aus denen man jemandem beim Schlafen zusehen konnte.

Und das war, zugegeben, ein verdammt unangenehmer Trost.

Die Kamera im Schornstein

Die Kamera sah auf dem Küchentisch aus wie ein Relikt aus einer anderen Dimension, und ausnahmsweise war es eine Dimension, mit der ich mich auskannte: Vor-Cloud, Vor-Handyvideo, Vor-„Ich filme alles und vergesse es auf irgendeiner Festplatte“. Kleine, schwarze Kiste, winziges Objektiv, ausziehbarer Sucher, ein Fach für Kassetten, die man mit dem Fingernagel aufhebeln musste.

„Bist du sicher, dass sie noch funktioniert?“, fragte Roisin, während sie sie musterte, als würde sie gleich ihre Rechte verlesen.

„Sicher bin ich mir bei fast nichts mehr“, sagte ich. „Aber sie hat in Berlin engere Clubs überlebt als alles, was hier bisher an die Tür geklopft hat. Also ja – ich hab Hoffnung.“

Ich schob das Akkufach auf, sah die alte, mattschwarze Batterie darin, zog sie heraus. Sie war nicht ausgelaufen, was ich als Zeichen auffasste, dass mir das Universum heute ausnahmsweise nicht direkt ins Gesicht spucken wollte. In einem anderen Karton fand ich das Ladegerät, so klobig, dass es gefühlt mehr wiegen musste als der Akku selbst.

„Wenn der Strom hier auch besessen ist, sind wir geliefert“, murmelte ich, während ich alles einsteckte. Die Steckdose knackte nicht, der Sicherungskasten blieb stumm. Eine kleine, rote LED leuchtete am Ladegerät auf.

„Sie lädt“, sagte ich.

„Gut“, meinte Roisin. „Dann kann er sich schon mal darauf einstellen, dass er heute Nacht nicht allein Regie führt.“

Wir hatten noch ein paar Stunden, bevor es dunkel wurde. Stunden, in denen ich versuchte, so zu tun, als wäre es völlig normal, an einem Nachmittag eine Kamera für übernatürliches Hausverhalten vorzubereiten. Ich spulte eine der alten Kassetten vor, bis das Display Null anzeigte. Ein paar Sekunden flackerte ein eingefrorenes Bild auf: ich, viele Jahre jünger, mit einem Plastikbecher in der Hand, irgendwo in einem viel zu überfüllten Raum. Musik, Lachen, jemand, der ins Bild tanzt, als hätte er kein Schamgefühl.

Ich drückte sofort auf Stop.

„Das hier kriegt er nicht“, sagte ich. „Die guten Zeiten bleiben bei mir.“

„Er bekommt die Restlaufzeit“, sagte Roisin. „Die Nacht, nicht deine Jugend.“

Als der Akku voll war, schoben wir ihn wieder in die Kamera. Sie erwachte mit einem leisen surrenden Geräusch, das mit dem Brummen des Hauses konkurrierte. Ich stellte Datum und Uhrzeit nicht um. Es war egal, ob die Anzeige auf dem Display stimmte. Wichtig war nur, dass das Band lief.

„Wir müssen sie so platzieren, dass er sie nicht gleich als Fremdkörper erkennt“, sagte Roisin. „Er ist arrogant, aber nicht blind.“

„Wenn ich sie direkt in die Ecke stelle, kommt er nur, um sie vom Regal zu pusten“, sagte ich. „Und wenn ich sie offen in die Mitte des Raumes stelle, fühlt er sich geehrt und macht sein bestes Programm.“

„Im Schornstein“, sagte sie. „Das ist der einzige Ort hier, der sowohl zu ihm als auch zu uns gehört. Luft, Rauch, Wärme, Stein. Kein klar abgegrenzter Raum. Keine Tür, die nur er bedienen kann.“

Wir gingen ins Wohnzimmer. Ich kniete mich vor den Kamin, tastete den inneren Rand ab. Ruß, trocken, krümelig, alt. Meine Finger schwärzten sich, als ich sie innen an die Wand legte.

„Wir brauchen irgendwas, um sie aufzuhängen“, sagte ich. „Wenn ich sie einfach nur reinstelle, filmt sie fünf Stunden lang nur Backsteine und tote Spinnen.“

„Hast du Draht?“, fragte sie.

Ich lachte kurz. „Du klingst wie jemand, der alles mit Draht löst.“

„Ich hab viel mit Provisorien gearbeitet“, sagte sie. „Manchmal hält eine provisorische Lösung länger als alles, was offiziell genehmigt wurde.“

Im Schuppen hinter dem Haus – einem der wenigen Orte, an denen er bisher erstaunlich wenig Interesse gezeigt hatte – fand ich eine Rolle dünnen, aber stabilen Drahts, ein Erbstück des Vorbesitzers. Es roch nach Metall und Spinnweben. Ich schnitt ein Stück ab, testete die Festigkeit, dann wickelte ich es um die Kamerabefestigung, dort, wo früher ein Stativ gesessen hatte.

„Wenn die jetzt runterfällt und im Kamin zerschellt, ist das ein sehr teures Symbolbild“, sagte ich.

„Dann lernen wir, dass wir es beim zweiten Mal besser machen müssen“, meinte Roisin.

Ich legte mich halb in den Kamin, eine unbequeme, rußige Angelegenheit, und führte die Hände nach oben in den Schacht. Der Stein war kalt, aber trocken. Etwa eine Armlänge über der Öffnung gab es eine leichte Ausbuchtung, eine Art Sims, auf dem sich Ruß abgesetzt hatte.

„Hier“, sagte ich. „Hier könnte sie hängen.“

Mit viel Gefluche, ein paar zusätzlichen Drahtschlingen und der Geduld eines Menschen, der inzwischen akzeptiert hatte, dass sein Leben zu großen Teilen aus absurden Handbewegungen an unübersichtlichen Orten bestand, befestigte ich die Kamera so, dass sie leicht nach unten schaute. Nicht direkt auf den Kaminboden, sondern in einem Winkel, der das Wohnzimmer mit einfing.

Ich ließ vorsichtig los. Nichts fiel. Keine Kamera, kein Stein, keine jahrzehntealte Taubenleiche.

„Sie hängt“, sagte ich. „Und wenn sie fällt, hören wir es.“

Ich drückte auf Aufnahme, bevor ich den Kopf wieder herauszog. Die kleine rote Leuchte, die blinkte, war im Schacht kaum noch zu sehen.

„Das Band läuft“, sagte ich.

„Gut“, sagte Roisin. „Dann sind wir ab jetzt offiziell beobachtet.“

Zurück in der Küche fühlte ich mich anders. Nicht sicherer, aber… begleitet. Als hätte man einen stillen Zeugen in den Raum gesetzt, der nichts sagt, sich nichts merkt im moralischen Sinn – aber Dinge festhält, die sonst wieder in seinem schwarzen Loch verschwinden würden.

„Er weiß es“, sagte ich.

„Er spürt, dass etwas anders ist“, korrigierte sie. „Aber ob er die Kamera versteht, ist eine andere Frage. Er ist alt, Theo. Alt wie Dinge, die noch keine Elektrizität kannten. Er kann mit Symbolen, mit Holz, mit Stein, mit Blut, mit Metall. Aber mit Magnetband tut er sich schwer. Sonst hätte er Seamus’ Kassette längst zu Staub gemacht.“

„Er hat sie in einer Schublade verrotten lassen“, sagte ich. „Nicht das Gleiche, aber nah dran.“

„Vielleicht, weil er gehofft hat, dass sie nie wieder jemand abspielt“, meinte sie. „Heute haben wir ihm das Gegenteil bewiesen.“

Der Rest des Nachmittags verging in einer merkwürdigen Mischung aus Warten und Verdrängen. Wir versuchten, Normalität zu spielen: kochen, essen, kurze Gespräche über Dinge, die nichts mit ihm zu tun hatten. Sie erzählte von Dublin, von einem Kollegen, der bei jedem zweiten Fall „dämonische Einflüsse“ witterte und trotzdem nie über seine eigene Scheidung hinweggekommen war. Ich erzählte von Berlin, von Wohnungen, in denen die einzigen spukenden Geräusche von Nachbarn kamen, die um drei Uhr morgens beschlossen, Möbel umzustellen.

„Und du hast dir ausgerechnet dieses Haus ausgesucht“, sagte sie.

„Es hat mich ausgesucht“, entgegnete ich. „Ich wollte nur einen Ort, an dem es regnet, ohne dass Menschen sofort Drama machen.“

„Das hast du jetzt“, meinte sie. „Regen gibt es genug. Drama leider auch.“

Als es dunkel wurde, war die Kamera längst Teil des Hauses. In meiner Wahrnehmung zumindest. Ich sah sie nicht mehr, aber ich wusste, dass sie da war, oben im Schacht, das kleine Band laufend, Stunde um Stunde sammelnd, was auch immer die Nacht großzügig genug hergab.

Wir beschlossen, die Nacht in unterschiedlichen Zimmern zu verbringen. Nicht, weil wir einander aus dem Weg gehen wollten, sondern weil wir sehen wollten, ob sich etwas daran änderte, wie er sich bewegte, wenn wir nicht im selben Raum lagen.

„Wenn wir beide in der Küche sitzen, konzentriert er sich auf die Küche“, sagte sie. „Wenn du oben bist und ich unten, muss er sich entscheiden. Er mag Entscheidungen nicht. Er mag es, wenn alle Wege zu ihm führen. Jetzt führen ein paar zu uns.“

Ich schlief im Schlafzimmer, wie immer. Roisin blieb zunächst noch unten, schrieb in ihr Protokoll, telefonierte einmal kurz nach Dublin – ein nüchternes Gespräch, halblaut geführt, ohne Namen, ohne Details, nur die Information, dass sie „noch bleibt“.

„Wie lange?“, hatte die Stimme am anderen Ende gefragt.

„Bis es reicht“, hatte sie geantwortet. „Oder bis das Haus sagt, dass es genug hat.“

„Das ist kein offizieller Zeitrahmen“, hatte ihr Gegenüber gesagt.

„Diese Sache hier ist nicht offiziell“, hatte sie erwidert und aufgelegt.

Als ich im Bett lag, hörte ich sie noch unten herumlaufen. Dann Schritte auf der Treppe, die nicht bemüht leise waren. Sie wollte, dass er wusste, wo sie war. Keine Geisterhaftigkeit, keine Unsichtbarkeit.

„Gute Nacht“, rief sie vom Flur aus.

„Wenn du was hörst, schreib’s auf“, rief ich zurück.

„Wenn ich was höre, wecke ich dich“, sagte sie. „Du bist nicht der einzige, der Prüfungen bestehen muss.“

Das Haus senkte sich langsam in die Nacht. Die Geräusche verteilten sich, Schrumpfen im Holz, das Rauschen der Heizung, ein gelegentlicher Windstoß an den Dachziegeln.

Die Uhr im Flur arbeitete sich durch die vertrauten Zahlen, wie jemand, der einen langen, monotonen Text aufsagt, den er auswendig kennt. Ich zwang mich, nicht auf die Anzeige am Handy zu schauen. Es war egal, ob es Mitternacht war, zwei, drei oder vier. Entscheidend war nur, ob irgendetwas die Regeln testete.

Irgendwann muss ich eingeschlafen sein. Der Schlaf kam nicht in einem Stück, eher in Brocken, zwischen denen mein Kopf wie an die Oberfläche eines zu kalten Sees tauchte. Immer wieder lauschte ich, ob etwas anders klang.

Ich wachte von einem Geräusch auf, das so sanft war, dass es im ersten Moment fast angenehm wirkte: ein leises, gleichmäßiges Rauschen. Nicht der Regen – der hatte kurz ausgesetzt –, nicht der Wind. Eher wie ein Band, das läuft.

Für einen Moment war ich verwirrt, dann fiel mir die Kamera ein. Natürlich. Das surrende Geräusch, das sie macht, wenn das Band läuft, ist tagsüber von Gesprächen, Geschirr, Radiomurmel überdeckt worden. Jetzt, in der Nacht, war es das Lauteste im Haus.

Es klang, als würde jemand ganz oben in der Dunkelheit einen Satz schreiben, dessen Inhalt wir erst morgen sehen würden.

Ich lauschte. Keine anderen Geräusche. Kein Klopfen, kein Schaben. Nur dieses monotone Summen aus dem Kamin.

„Nimm auf, was du willst“, dachte ich. „Diesmal hast du nicht das letzte Wort.“

Ob er es hörte, wusste ich nicht. Aber in dem Moment verstand ich etwas, das ich vorher nur halb gefühlt hatte:

Es war nicht nur er, der uns von außen betrachtete. Wir hatten ihm einen zweiten Blick in den Nacken gesetzt.

Und wenn er heute Nacht beschloss, sich vorzuführen – vor den Gläsern, vor der Tür, vor der Wand – dann würde er das nicht mehr nur in seinem eigenen Kopf tun.

Er würde es vor der Linse eines Geräts tun, das keine Angst kannte.

Das Summen aus dem Kamin wurde irgendwann zum Teil des Hintergrunds, wie das Ticken der Uhr. Ich dämmerte wieder weg, mit dem merkwürdigen, unangenehmen Trost im Kopf, dass jemand – oder etwas – diesmal nicht nur uns beobachtete, sondern auch beobachtet wurde.

Was genau das Band einfing, würde ich erst am nächsten Tag erfahren.

Aber eins war klar:

Die Nacht gehörte nicht mehr allein ihm.

Wir spulten die Nacht zurück, bevor sie richtig angefangen hatte.

Morgens, nach einem Kaffee, der stark genug war, um tote Argumente wiederzubeleben, standen wir vor dem Kamin wie zwei Leute, die überlegen, ob sie wirklich sehen wollen, was im eigenen Kühlschrank liegt. Die Kamera hing noch. Der Draht hatte gehalten, kein Scherbenhaufen im Aschebett, keine Spur davon, dass irgendetwas versucht hätte, sie herunterzuzerren.

„Immerhin“, sagte ich. „Technik eins, Dunkelheit null.“

„Warte mit der Wertung, bis wir wissen, was drauf ist“, meinte Roisin.

Ich kletterte halb wieder in den Schornstein, fummelte den Draht los, vorsichtiger als am Abend zuvor, und zog die Kamera herunter. Sie war kalt, rußig, aber sie vibrierte minimal in der Hand – der Motor lief noch. Ich drückte auf Stop, das rote Licht erlosch. Ein leises Surren, dann Ruhe.

Wir setzten uns an den Küchentisch, als würden wir uns ein Familienvideo ansehen. Nur, dass die Familie hier aus drei Gläsern, einer Tür und einem beleidigten Feld bestand. Ich schloss die Kamera ans Ladegerät an, nicht um sie zu laden, sondern um sie stabil zu halten, klappte den kleinen, ausgebleichten Bildschirm aus und drückte auf Play.

Zuerst: Schwarz.

Dann ein Flackern, das ich kannte. Das Kameramenü erschien, die Zeitangabe sprang auf eine absurde Uhrzeit, die nichts mit der Realität zu tun hatte, weil ich sie nie neu eingestellt hatte. Und dann sahen wir: unser Wohnzimmer, leicht von oben, aus einem Winkel, in dem ich mich selbst noch nie beobachtet hatte.

Der Kaminboden, das Sofa, der Couchtisch, der Durchgang zur Küche, ein Stück vom Flur mit der Wand, an der unsere Regeln hingen. Das Bild war körnig, die Farben fahl, als hätten sie Angst, sich zu weit aus dem Schwarz herauszuwagen.

„Sieht aus wie eine schlechte Fernsehsendung, die keiner sehen will“, murmelte ich.

„Perfekt“, sagte Roisin. „Er mag kein Publikum, das er nicht selbst ausgesucht hat.“

Die ersten Minuten waren langweilig. Wirklich langweilig. Wir sahen uns selbst, in Zeitlupe unseres eigenen Lebens: ich, wie ich abends noch einmal durchs Wohnzimmer ging, um zu prüfen, ob alles aus ist; Roisin, wie sie am Tisch saß und Notizen machte; ich, wie ich das Licht löschte; sie, wie sie schließlich die Treppe hochging.

„Immerhin“, sagte ich, „wir haben jetzt Beweise, dass wir tatsächlich das tun, was wir glauben, dass wir tun.“

„Warte“, meinte sie. „Interessant wird es, wenn wir aus dem Bild verschwinden.“

Wir spulten vorsichtig vor. Das Wohnzimmer leer, das Licht gedimmt, nur der schwache Schein der Küchenlampe, der in den Raum zog. Die Uhrzeit im Display war keine Hilfe, also orientierten wir uns an der Helligkeit: irgendwann war es ganz dunkel, dann wieder heller – wahrscheinlich, als der Morgen kam.

„Zurück“, sagte sie, als der Bildschirm langsam aufhellte. „Ein Stück vor dem Grauen.“

Ich spulte zurück, bis der Raum wieder im Nachtmodus war. Nur Schatten, Möbel als dunkle Klötze, die Tür zum Flur als helleres Rechteck.

Und dann sahen wir es.

Als erstes dachte ich, der Fernseher hätte sich von allein eingeschaltet. Im linken Bildrand, dort, wo eigentlich nur die Wand über dem Sofa sein sollte, flackerte es kurz bunt. Nicht stark, kein grelles Licht, nur ein Streifen von Farbe, der sich über die Tapete legte, ohne eine erkennbare Quelle zu haben.

Es sah aus wie ein kleiner, schiefer Regenbogen, der vergessen hatte, sich ordentlich zu biegen.

„Da“, sagte ich.

„Ich seh’s“, sagte sie.

Das Flackern blieb vielleicht zwei Sekunden. Länger als ein normales Reflexspiel. Die Kamera registrierte es, brav, ohne Kommentar. Dann war es weg.

„Kein Blitz von draußen“, sagte Roisin. „Kein Auto, kein Scheinwerfer. Es war zu innen. Zu nah an der Wand.“

Wir spulten ein Stück vor, dann zurück, stoppten immer wieder, Schritt für Schritt. Der Farbstreifen war eindeutig da, wenn man genau hinsah. Rot, grün, gelb, blass, wie durch schmutziges Wasser gezogen.

„Er testet das neue Publikum“, meinte ich. „Kurze Einblendung: ‚Guck mal, was ich kann.‘“

Wir sahen weiter. Minutenlang passierte nichts. Die Kamera lief, der Raum blieb leer, das Haus atmete sein Holzknacken.

Dann: Bewegung.

Nicht groß, nicht dramatisch. Nur eine leichte Veränderung im Flur, dort, wo man von hier aus die Wand mit den Zetteln gerade so erahnen konnte. Ein Schatten, der durch den Helligkeitskontrast wanderte, ohne dass man eine konkrete Form erkannte. Kein Mensch, kein Tier – eher ein dunklerer Streifen innerhalb des Gesamtgraus.

„Stopp“, sagte Roisin.

Ich hielt das Bild an.

Der Schatten lag jetzt genau an der Stelle, an der die Blätter hängen mussten. Man sah sie nicht klar, der Ausschnitt war schräg, die Kamera weit oben, aber man erkannte die helle Fläche an der Wand. Der dunkle Streifen darüber sah aus, als hätte sich für eine Sekunde ein Rauchschweif genau an diese Stelle gelegt.

„Zurück. Ein Frame vorwärts“, sagte sie.

Ich klickte mich durch. Frame um Frame. Es war, als würde man jemanden beim Atmen beobachten, der versucht, so wenig wie möglich zu verraten.

In einem der Einzelbilder sah man es.

Nur ganz kurz, nur, wenn man es wusste: Die Blätter an der Wand schienen sich minimal zu verändern. Nicht verrutschen, nicht flattern. Die Schrift.

Die Kamera hatte keine Auflösung, um klar Worte zu zeigen, aber man sah Linien, dunkle Balken auf hellem Hintergrund. In diesem einen Frame wirkten sie anders – dicker, als hätte jemand die Buchstaben kurz aufgeblasen.

„Er liest“, sagte Roisin leise. „Mit dem Finger sozusagen.“

„Oder er versucht, sie zu übermalen“, meinte ich.

Wir schauten weiter. Im nächsten Frame waren die Balken wieder normal. Keine Verdichtung, kein Aufquellen mehr. Nur Papier an der Wand. Der Schatten zog weiter, glitt am Türrahmen entlang, verschwand nach links, in Richtung Küche.

„Hat er gestern Nacht irgendwas gemacht, als du wach warst?“, fragte sie.

„Außer summen aus dem Kamin? Nein“, sagte ich. „Zumindest nichts, was ich mitbekommen hätte.“

Wir spulten noch weiter vor. In einem anderen Abschnitt der Nacht flackerte der Farbstreifen an der Wand über dem Sofa noch einmal auf. Diesmal schräger, blasser. Wie ein Versuch, der nicht ganz gelingt.

„Es ist, als würde er versuchen, etwas durchs Bild zu schieben, das keine stabile Form hat“, sagte sie. „Farben, Schatten, Verdickungen. Alles, was nicht richtig im Material bleibt.“

„Er ist es gewohnt, dass die Welt sich an seine Regeln hält“, murmelte ich. „Durch unsere Kamera hat er plötzlich ein zweites Auge im Raum, das sich nicht beeindrucken lässt.“

„Er versucht, das Auge zu blenden“, sagte sie. „Mit denselben Tricks, die er bei uns benutzt. Nur dass das Ding da“ – sie tippte auf die Kamera – „keine Meinung zu Regenbögen hat.“

Wir spulten zur Stunde, in der meine innere Uhr immer anfing, nervös zu werden. Die Zeitanzeige auf dem Display war zwar falsch, aber unsere Körper wussten, wann es ungefähr gewesen sein musste. Die Dunkelheit schien dichter, das Korn des Bildes grober.

Kein Klopfen. Das konnten wir im Video nicht hören – der interne Ton war abgeschaltet, um nicht fünf Stunden lang Rauschen aufzunehmen. Aber man sah, ob etwas vibrierte. Ein Klirren, ein Ruck durch die Möbel, irgendwas.

Nichts.

„Er hat nicht geklopft“, stellte Roisin fest. „Kein Bewegungszucken an der Tür, keine sichtbare Erschütterung.“

„Er hat gesprochen“, sagte ich. „Durch das Telefon. Vielleicht kann er nur einen Kanal auf einmal.“

„Oder er wollte wissen, ob deine Regeln auch gelten, wenn er sie umgeht“, murmelte sie.

Wir spulten bis zum Morgen. Man sah, wie es draußen heller wurde, wie der Raum langsam deutlicher wurde. Das Sofa bekam Farbe, der Tisch Kontur, der Durchgang zur Küche wurde zu einem hellen Viereck.

Und dann, kurz bevor das Bild wirklich Tag wurde, passierte etwas, das so unspektakulär aussah, dass es unfassbar unangenehm war.

Der Schatten erschien noch einmal. Nicht im Flur, nicht an der Wand, sondern auf dem Boden. Ein dunkler Fleck, oval, als würde etwas zwischen Kamera und Kaminöffnung stehen, das keinen Körper hat, aber Licht frisst.

Das Oval war für zwei Frames da. Dann wanderte es, verzog sich, wurde schmaler, wie ein Fuß, der sich dreht, um zu gehen.

Im nächsten Moment, genau in der Linie zwischen Wohnzimmer und Küche, flackerte der Farbstreifen ein drittes Mal auf. Jetzt schmal, wie ein Messer, das jemand quer durch den Raum zieht.

„Siehst du das?“, fragte ich.

„Ja“, sagte sie. „Er versucht, eine Achse zu bauen. Zwischen Kamin, Tür und Feld.“

Der Streifen lag für einen Herzschlag lang genau auf der gedachten Linie, die von der Feuerstelle zur Flurwand führte, dort, wo der Zettel hing, und weiter zur Haustür, hinter der das Feld lag.

Dann war er weg.

„Er kann die Kamera nicht löschen“, sagte Roisin. „Also versucht er, eine Spur in ihr zu legen. So wie im Feld. So wie im Moor. Er zieht seine Linien überall, wo wir hinschauen.“

„Dann hat er jetzt eine neue“, sagte ich. „Von oben nach unten. Vom Schornstein zur Tür.“

Die Kamera spulte das letzte Stück ab. Am Ende des Bandes sprang sie automatisch auf Stop und warf eine Fehlermeldung aus, die nichts anderes bedeutete als: „Mehr Platz hab ich nicht.“

Wir saßen da, als hätten wir gerade einen sehr experimentellen Kunstfilm gesehen.

„Zusammenfassung“, sagte Roisin, gezwungen sachlich. „Die Kamera hat aufgezeichnet: Farbstreifen, die nicht von außen kommen können, Schattenbewegungen im Flur, minimale Veränderung der Blätter im Moment seiner Nähe. Kein sichtbarer Körper, keine klaren Formen.“

„Also genau sein Stil“, sagte ich. „Genauso viel, dass man es nicht wegdiskutieren kann. Genauso wenig, dass man damit zu irgendeiner Behörde laufen kann, ohne dass sie einen für komplett durchgeknallt halten.“

„Die Behörde bin in diesem Fall ich“, sagte sie. „Und ich halte uns für nur teilweise durchgeknallt.“

Sie nahm das Notizbuch, schlug eine neue Seite auf und schrieb:

„Kamera im Schornstein, erste Nacht: Sichtbare Farbstörungen (regenbogenähnlich) an Innenwand, Schatten ohne klaren Ursprung, Reaktion im Bereich der angebrachten Hausregeln. Kein Ton, keine physische Zerstörung.“

„Wichtig“, fügte sie hinzu, „er hat die Kamera nicht abgeschaltet. Er hat sie nicht zerstört. Er hat sie benutzt.“

„Wie meinst du das?“, fragte ich.

„Er hat vor ihr gespielt“, sagte sie. „Er wusste nicht genau, was sie ist, aber er hat gemerkt, dass da etwas ist, das ihn ansieht. Und er hat seine Tricks gezeigt. Farben, Schatten, kleine Eingriffe. Das ist Eitelkeit. Und Eitelkeit können wir nutzen.“

Ich sah sie an. „Du willst ihm eine Bühne bauen, auf der er sich selbst entlarvt“, sagte ich.

„Er entlarvt sich die ganze Zeit“, antwortete sie. „Wir müssen nur aufhören, ihm die Regie allein zu überlassen. Wenn er sich zeigt, wenn er seine Linien zieht, wenn er versucht, unsere Worte zu dick werden zu lassen, dann haben wir Bilder. Nicht perfekt, nicht klar, aber besser als gar nichts. Er ist es gewohnt, im Kopf zu bleiben. Jetzt klebt ein Teil von ihm auf Band.“

Ich stellte mir vor, wie er da draußen stand – am Hügel, im Feld, unter der Erde, wo auch immer – und spürte, dass etwas von ihm eingefangen worden war, ohne dass er kontrollieren konnte, wie es erzählt wird.

„Er wird versuchen, die zweite Nacht besser zu nutzen“, sagte ich.

„Gut“, sagte Roisin. „Dann schauen wir ihm weiter zu.“

Ich spulte das Band zurück, nahm es aus der Kamera und legte es auf den Tisch, neben die Kassette mit Seamus’ Stimme. Zwei kleine Plastikgehäuse voller Geschichten, die er so nicht geplant hatte.

„Wir brauchen ein System“, sagte sie. „Alle Kassetten bekommen Datum, Uhrzeit, kurze Zusammenfassung. Und sie bleiben hier. Er mag es nicht, wenn man seine Sachen mitnimmt. Aber er hasst es noch mehr, wenn man sie sortiert.“

Ich holte einen Stift, schrieb auf das Etikett:

„Haus – Nacht 1 – Schornstein“

Die Buchstaben wirkten harmlos. Aber ich wusste, dass sie es nicht waren. Es war eine neue Art, ihn beim Namen zu nennen. Nicht mit alten Worten, sondern mit unseren.

Draußen über dem Feld war der Himmel immer noch grau. Kein Regenbogen, kein Lichtspiel.

Aber irgendwo, im Schacht des Kamins, hatte eine Linse mitgezählt, wie oft er sich gezeigt hatte.

Und ich hatte das dumpfe Gefühl, dass er das nicht so schnell vergessen würde.

Es ist eine merkwürdige Art von Intimität, wenn du mit jemandem zusammensitzt und dir gemeinsam dabei zusiehst, wie du schläfst. Die Kassette lag neben der von Seamus, zwei kleine Särge für bewegte Bilder und alte Stimmen. Roisin strich mit dem Daumen über das Etikett „Haus – Nacht 1 – Schornstein“, als würde sie prüfen, ob die Worte schon warm geworden waren.

„Sieht aus, als hätten wir ihm zum ersten Mal in den Rücken geschaut“, sagte sie.

„Er hat uns auch in den Rücken geschaut“, erwiderte ich. „Nur schon viel länger.“

Wir frühstückten schweigend. Brot, Butter, Kaffee, der inzwischen so stark war, dass er als Baugenehmigung für eine neue Herzkammer hätte durchgehen können. Draußen hing der Himmel tief, aber es regnete nicht. So ein Tag, an dem die Wolken sich nur darauf konzentrieren, Stimmung zu machen.

„Lass ihn überlegen“, sagte Roisin schließlich. „Er hat gestern Nacht gemerkt, dass ein Teil von ihm nicht nur in Köpfen landet. Er wird seine nächsten Schritte vorsichtiger setzen. Eitel, aber nicht dumm.“

„Und was machen wir?“, fragte ich. „Auch überlegen?“

„Wir tun etwas, was er hasst“, sagte sie. „Wir teilen Informationen.“

Sie klappte ihren Ordner zu, steckte die Kassette ein. „Niamh sollte sehen, was die Kamera eingefangen hat. Zumindest den Teil mit der Wand.“

„Du willst Feldkino im Laden?“, fragte ich.

„Ich will, dass jemand anders es mit eigenen Augen sieht“, sagte sie. „Nicht, weil ich Beweise brauche. Sondern weil er es hasst, wenn Menschen dieselben Bilder teilen.“

Es dauerte, bis ich die Kamera auf ein halbwegs akzeptables Transportmaß runtergeputzt hatte. Der Ruß ging nicht ganz ab, aber sie sah wenigstens nicht mehr aus, als hätten wir sie direkt aus einem Schornsteinfeger-Rollenspiel geklaut.

Der Weg ins Dorf war kurz, aber ich merkte, wie oft ich dabei über die Schulter sah. Das Feld lag neben uns, feucht, schwer, scheinbar harmlos. Der Hügel saß da wie jemand, der vorgibt, nichts mit dem Gespräch am Nachbartisch zu tun zu haben und trotzdem jedes Wort mitbekommt.

„Er weiß, wohin wir gehen“, sagte ich.

„Soll er“, meinte Roisin. „Er soll wissen, dass wir nicht nur in seiner Küche flüstern.“

Niamh stand wie meistens vor dem Laden, Zigarettenpause, Arme verschränkt. Ihre Augen flickerten sofort zur Kamera in meiner Hand.

„Na, habt ihr ihm ein Selfie verpasst?“, fragte sie.

„Er hat sich selbst eins verpasst“, sagte Roisin. „Wir haben nur auf Aufnahme gedrückt.“

Drinnen, hinten im Laden, zwischen Regalen mit Konserven und Zigarettenstangen, stellten wir die Kamera auf einen umgedrehten Getränkekasten. Der kleine Bildschirm klappte hoch wie ein schlechtes Theater.

„Wenn jetzt jemand reinkommt und eine Fanta kaufen will und sieht, wie wir hier heimlich Horrorfilme gucken, sind wir geliefert“, murmelte ich.

„Hier drin ist jeder Horrorfilm nur die zweitgrößte Attraktion“, sagte Niamh. „Mach an.“

Wir spulten vor bis zu dem ersten Farbflackern. Das Wohnzimmer erschien, graue Sofalinie, dunkler Kamin, der Durchgang zur Küche. Dann diese kurze, kranke Regenbogenwelle an der Wand.

Niamh beugte sich näher, als bräuchte sie eine Brille, die sie nicht zugab. „Da“, sagte sie. „Wie damals. Zu nah.“

„Und hier“, sagte Roisin, spulte weiter bis zum Schatten an der Flurwand. Man sah die helle Fläche, an der unsere Blätter hingen, und den dunklen Zug darüber.

„Er geht lesen“, murmelte Niamh. „Natürlich geht er lesen. Er will wissen, was du ihm vorsetzst, bevor er es zerreißt.“

„Er hat nichts zerrissen“, sagte ich. „Noch nicht.“

„Er ist langsam, wenn etwas nicht aus ihm kommt“, antwortete sie. „Er muss sich an neue Werkzeuge gewöhnen. Band, Kamera, Regeln. Das Feld ist sein Wohnzimmer. Das hier ist eine Fremdsprache.“

Wir ließen sie den Rest sehen. Den Schattenfleck auf dem Boden, den schmalen Regenbogenstreifen, der sich wie eine Narbe zwischen Kamin und Flurwand spannte.

„Das ist nicht schön“, sagte sie. „Aber es ist klar. Klar genug, dass ich nicht sagen kann, ihr hättet euch was eingebildet.“

„Wir freuen uns über dein Vertrauen“, sagte ich trocken.

„Ihr bekommt kein Vertrauen“, sagte sie. „Ihr bekommt Zeuginnen. Das ist was anderes.“

Als wir die Kamera wieder einpackten, ging die Ladentür auf. Ein Junge kam hinein, vielleicht zwölf, dreizehn, dünn, zu große Jacke, Schulrucksack über einer Schulter. Er blieb stehen, als er uns sah, diese typische Starre von Kindern, die ahnen, dass Erwachsene gerade über etwas reden, das man ihnen später mit einem „Ist nichts“ wegwinkt.

„Morgen, Liam Óg“, sagte Niamh.

„Hi“, murmelte er. „Brauche… äh… Brot und Milch. Mum hat gesagt…“ Er brach ab, weil sein Blick an der Kamera hängen blieb.

„Das ist alt“, sagte ich. „Die interessiert sich nur für Ruß.“

Er nickte nicht. Seine Augen waren auf diesen kleinen, schwarzen Kasten geheftet, als hätte er ihn schon mal gesehen, aber nicht in einem Laden.

„Du warst gestern spät noch unterwegs“, sagte Niamh beiläufig, während sie Brot in eine Tüte schob. „Hat man mir erzählt.“

Der Junge zuckte, als hätte sie ihm eine Feder zwischen die Rippen geschoben. „Nur kurz“, sagte er. „Konnte nicht schlafen.“

Roisin und ich wechselten einen Blick.

„Warum konntest du nicht schlafen, Liam?“, fragte sie, mit diesem Ton, den ich inzwischen kannte: halb freundlich, halb Verhör.

Er schaute sie an. Fremdes Gesicht, fremder Akzent, keine Dorfgeschichte im Rücken. Das machte ihn vorsichtiger – und gleichzeitig ehrlicher.

„Ich… hab was gesehen“, sagte er. „Draußen. Mum sagt, ich soll nicht immer gucken, aber…“

„Was hast du gesehen?“, fragte ich.

Er biss sich auf die Lippe, wog den Rucksack auf der Schulter, als wäre der plötzlich sehr schwer.

„Einen Regenbogen“, sagte er schließlich.

Die Luft im Laden wurde einen Tick dichter.

„Gestern war kein Regen“, sagte Niamh. „Keiner, der so was macht.“

„War auch keiner“, entgegnete er. „Also… oben nicht. War kein Bogen am Himmel. Aber da war einer…“ Er sah zu mir, als wäre ich die nächstbeste Zielscheibe. „…über Ihrem Haus.“

Mein Herz machte diesen unsauberen Dreher, den es inzwischen perfektioniert hatte.

„Wie meinst du das?“, fragte ich.

„Er stand“, sagte der Junge. „Nicht so wie sonst, über allem. Er stand… drauf. Auf dem Dach. Also so sah’s aus von unserem Fenster. Mum hat geschlafen. Ich bin aufgestanden, hab rausgeguckt. Da war erst nix. Dann plötzlich… Farben. So’n Ding, das von hinten über Ihr Dach ging, runter zum Feld. Ich dachte erst, das ist vielleicht von der Straße, von einem Auto oder so. Aber es war zu bunt.“

„Wie lange?“, fragte Roisin.

„Weiß nicht“, sagte er. „Lang genug, dass ich dachte, ich soll’s mir merken. Nicht lang genug, um Mum zu wecken.“

„War es nur über dem Dach?“, fragte Niamh.

Er schüttelte den Kopf. „Es ist… reingegangen“, sagte er. „Also… in den Schornstein. Es hat oben draufgestanden und dann ist es…“ – er machte eine Bewegung mit der Hand, als würde er Rauch nach unten schieben – „…da reingeflossen. Wie wenn man Farbe in ein Glas kippt.“

Wir schwiegen alle drei. Ich hörte mein eigenes Blut rauschen.

„Und was dann?“, fragte Roisin leise.

„Dann war’s weg“, sagte der Junge. „Nicht langsam. Einfach so. Und… äh…“ Er zögerte kurz. „Ich hab irgendwas gehört. Als wär jemand ganz leise am Reden. Aber nicht bei uns. Bei Ihnen.“

„Du konntest es hören?“, fragte ich.

„Nicht richtig“, sagte er. „Wie… wenn der Fernseher ganz leise an ist, durch die Wand. Nur dass wir keinen Fernseher mehr haben.“

Der Blick von Roisin schnitt kurz zu mir, dann wieder zu ihm.

„Warum bist du überhaupt ans Fenster gegangen?“, fragte sie. „Gab’s vorher schon was?“

Er zuckte mit den Schultern. „Ich hatte… so'n Geräusch im Kopf", sagte er. „Als würde irgendwo… was laufen. Wie…" Er hielt inne, suchte nach einem Vergleich, den er kannte. „…wie wenn man beim alten Videorekorder vergisst, ihn auszumachen. Dieses Sssss. Das war auf einmal da. Und dann hab ich rausgeguckt."

Mein Nacken wurde kalt.

Ein Band, das läuft. Ein Kamin, der summt. Ein Junge, der das Geräusch im Kopf hört.

„Wann war das?", fragte ich. „Eher spät? Nacht?"

„Also… die Uhr am Ofen hat zwei gesehen", sagte er. „Zwei und bisschen. Hab ich mir gemerkt, weil ich dachte: Wenn Mum mich erwischt, hab ich ein Problem. Dann war ich wieder im Bett, und dann…"

„Dann?", drängte Niamh.

Er sah auf seine Schuhe. „Dann hab ich geträumt", murmelte er. „Dass jemand auf unser Dach klettert. Mit so'nem Hut. Grün. Mum sagt, so was gibt's nur im Fernsehen. Aber der sah nicht nett aus. Der hat runtergeguckt, auf das Haus… also Ihr Haus" – er zeigte auf mich – „und hat gegrinst. Und dann hat er mich gesehen. Und dann bin ich aufgewacht."

Die Gänsehaut kam diesmal nicht schleichend. Sie stand einfach da.

„Hast du jemandem davon erzählt?", fragte Roisin.

„Nur… Cian", sagte der Junge. „Der hat gesagt, ich soll's eigentlich für mich behalten. Dass manche Dinge nicht lauter werden wollen als nötig."

Der Name hing im Raum.

Cian.

Der, der damals neben Eamon im Feld stand. Der, der heute an einem Küchentisch in seinem eigenen Haus sitzt und so tut, als sei er nur ein alter Mann, der schlechten Whiskey trinkt und schlechten Schlaf hat.

„Na toll", murmelte Niamh. „Der hat also auch schon wieder Besuch gehabt."

Der Junge sah uns abwechselnd an, merkte, dass er mehr losgetreten hatte, als er geplant hatte. „Ich… wollte nicht…", begann er.

„Schon gut, Liam Óg", sagte Niamh sanft. „Du hast alles richtig gemacht. Du hast geguckt, du hast's gemerkt, du hast's jemandem gesagt. Mehr kann man von einem, der noch Hausaufgaben macht, nicht verlangen."

Sie packte Brot und Milch in eine Tüte, drückte sie ihm in die Hand. „Und jetzt gehst du nach Hause, ja? Und wenn das Ding noch mal auf unserem Dach rumturnt, gehst du wieder zu Cian. Oder zu mir. Aber nicht allein vors Fenster. Abgemacht?"

Er nickte ernsthaft, als hätte ihm jemand eine wichtige Aufgabe gegeben. Dann war er weg.

Die Tür fiel hinter ihm zu, die kleine Glocke klirrte. Es dauerte ein paar Sekunden, bis jemand ausatmete.

„Er sucht sich schon wieder die Jungen“, sagte Roisin. „Natürlich tut er das.“

„Er sucht sich Augen, die noch nicht gelernt haben, wegzugucken“, sagte Niamh. „Eamon war sechzehn, als er angefangen hat, Dinge zu sehen, die nicht für ihn waren. Cian war nur einen halben Schritt dahinter. Und jetzt…“

„Jetzt hängt eine Kamera in meinem Schornstein“, sagte ich, „und ein Junge im Dorf weiß mehr über die letzte Nacht in meinem Haus als ich.“

„Willkommen bei deinem neuen Titel“, meinte Roisin. „Nicht nur Bewohner, nicht nur Chronist, sondern auch… Anziehungspunkt.“

„Und der ‚Junge, der zu viel wusste‘ wohnt ein paar Straßen weiter“, sagte Niamh. „Cian hat ihm schon erzählt, was er nicht vergessen soll.“

Roisin klappte den Ordner wieder auf, griff nach einem Stift. „Wir müssen mit ihm reden“, sagte sie. „Mit dem alten. Und vielleicht auch mit dem jungen. Bevor er ganz in sein Muster rutscht.“

„Du meinst, bevor er der nächste wird, der Regenbögen sieht, die keiner fotografieren kann?“, fragte ich.

„Ich meine, bevor er merkt, dass es eine Art von Wissen gibt, für die es keine Schule gibt“, sagte sie. „Und bevor er lernt, dass man damit hier oben allein gelassen wird.“

Auf dem Rückweg zum Haus sah ich unwillkürlich auf das Dach. Kein Bogen, keine Farben, nur Schornstein, Ziegel, Antenne, die nichts mehr empfing.

Trotzdem hatte ich das Gefühl, als würde noch etwas dort oben stehen. Nicht mehr sichtbar, nicht mehr bunt. Nur als Erinnerung an eine Linie, die sich in der Nacht von irgendwoher auf mein Haus gelegt hatte.

„Die Kamera hat ihn beim Üben erwischt“, sagte Roisin. „Der Junge hat ihn beim Auftritt gesehen.“

„Und wir stecken dazwischen“, murmelte ich.

„Genau der Ort, an dem man sein muss, wenn man jemandem in die Suppe spucken will“, sagte sie. „Der nächste, mit dem wir reden, ist Cian. Er war damals der Junge, der zu viel wusste. Bevor der Hügel ihm beigebracht hat, den Mund zu halten.“

Ich sah noch einmal zurück in Richtung Dorf.

Der Junge mit dem Rucksack war längst verschwunden.

Aber sein Satz blieb: „Es ist in den Schornstein gegangen.“

Der Platz über meinem Kamin fühlte sich plötzlich weniger wie eine improvisierte Kameraposition an – und mehr wie eine offene Kehle.

Und irgendwo, zwischen altem Band, jungen Augen und einer Linie aus Farbe, die sich ihren Weg durchs Dach gesucht hatte, wartete bereits der Nächste, der zu viel wissen würde.

Der Junge, der zu viel wusste

Cian wohnte am Rand des Dorfes, in einem Haus, das so tat, als wäre es gesund. Von außen war alles ordentlich: gestrichene Fassade, gerader Zaun, ein paar Blumen in Töpfen, die den letzten Regen noch in ihren Blättern hielten. Es war die Sorte Haus, an der Leute vorbeigehen und denken: „Da wohnt jemand, der seine Rechnungen pünktlich zahlt." Wenn man genauer hinsah, merkte man, dass die Gardinen zu sauber waren und die Fenster einen Ticken zu oft geputzt wurden. Als müsste man unbedingt verhindern, dass sich etwas von innen nach außen absetzt.

„Er war immer der, der alles gesehen hat", sagte Roisin, als wir vor dem Gartenpfad stehen blieben. „Damals im Feld, später im Dorf. Er hat nie gut darin verstanden, wegzugucken. Deswegen war er perfekt für ihn. Und der schlechteste Kandidat, um alt zu werden."

„Und trotzdem ist er älter geworden als Eamon", murmelte ich. „Also hat er irgendwas richtig gemacht. Oder er hatte Pech beim Aussterben."

Sie läutete nicht. Sie klopfte. Zwei kurze, ein langer Schlag gegen die Tür, ein alter Rhythmus, den hier alle kannten: Bekannte, keine Zeugen Jehovas, keine Postboten. Innen scharrte ein Stuhl, Schritte näherten sich.

„Wenn er uns nicht reinlassen will, ist das ein schlechtes Zeichen", sagte sie. „Wenn er uns reinlässt, ist es ein anderes."

Die Tür öffnete sich einen Spalt. Ein Auge erschien, graublau, müde, aber nicht so stumpf, wie ich es erwartet hatte. Dann ging der Spalt weiter auf, und da stand er: Cian.

Er war jener Sorte Mann, die in der Mitte des Lebens stecken geblieben schien, obwohl der Körper längst weitergegangen war. Die Schultern breiter als notwendig, der Bauch ein bisschen zu weich, Hände mit Schwielen, die von Arbeit erzählten, aber auch von langen Nächten am Tresen. Das Gesicht hatte tiefe Furchen, die nicht alle von Wetter und Zeit stammten.

„Ich hab euch kommen sehen", sagte er, ohne Begrüßung, ohne Höflichkeit. „Der Junge war schneller als ihr."

„Natürlich war er das", sagte Roisin. „Kinder rennen. Erwachsene brauchen erst einen Kaffee."

Er sah sie an, musterte sie kurz, und ich sah den Moment, in dem er die Verbindung zog zwischen ihrem Gesicht und den Namen in der Akte, die er nie gesehen hatte.

„Du bist sie“, sagte er. „Die aus Dublin. Die, die denkt, dass Papier gegen ihn hilft.“

„Ich bin die, die immer noch liest, was andere vergessen wollen“, antwortete sie. „Darf ich reinkommen oder willst du alles im Vorgarten klären, wo er besser mithört?“

Er zuckte mit einer Schulter, machte eine Geste, die irgendwo zwischen Einladung und Resignation hing, und trat zur Seite. Wir gingen hinein.

Das Innere des Hauses sah so aus, wie ich mir seinen Kopf vorgestellt hatte: vollgestellt, aber geordnet. Übervolle Regale mit Büchern, die nach Feuchtigkeit und altem Rauch rochen, ein Fernseher, der aussah, als würde er seit Jahren denselben Kanal zeigen, ein Tisch mit einer wackeligen Lampe, unter der ein Notizblock lag – leer. Auf einer Kommode standen drei gerahmte Fotos: eine Frau mit strengem Mund und gütigem Blick, ein jüngerer Cian mit zwei anderen Männern vor einem Boot, und ein Schwarzweißbild, auf dem vier Jungen vor einem Hügel standen.

„Das Foto verfolgt mich“, murmelte ich, bevor ich mich bremsen konnte.

„Es verfolgt uns alle“, sagte Cian. „Setzt euch.“

Wir setzten uns an den Tisch. Er nahm keine Zigarette, keinen Drink, ausnahmsweise. Nur eine Tasse, in der vermutlich Kaffee war, aber er rührte nicht darin.

„Liam Óg hat geredet“, begann Roisin. „Über letzte Nacht. Über dein Gespräch mit ihm. Über Dinge, die er gesehen hat und die nicht für ihn gedacht waren.“

„Die Dinge suchen sich ihre Augen selber“, sagte Cian. „Ich hab ihm nur gesagt, er soll nicht so tun, als hätte er nichts gesehen. Das machen schon genug Leute in diesem Kaff.“

„Er hat einen Bogen über meinem Dach gesehen“, sagte ich. „Und etwas, das in den Schornstein gegangen ist.“

Cian schloss kurz die Augen, als hätte er Zahnschmerzen hinter der Stirn. „Er war immer schon tiefgründig“, murmelte er. „Der Hügel. Er ist nicht zufrieden damit, nur das Feld zu haben. Er will alles, was dranhängt.“

„Du weißt, dass er nicht einfach ‚Hügel‘ ist“, sagte Roisin ruhig.

„Ich weiß, dass er viele Namen hat, und keiner trifft es so richtig“, erwiderte Cian. „Wenn du willst, kannst du ihn nennen wie den Typen aus den Geschichten mit den grünen Jacken und den Töpfen am Ende vom Regenbogen. Mir egal. Solange du nicht glaubst, er wäre klein.“

„Ich nenne ihn ‚das Ding, das sich nimmt, was es kriegen kann‘“, sagte sie. „Das reicht mir.“

Eine Weile sagte niemand etwas. Draußen hörte man ein Auto vorbeifahren, irgendwo kläffte ein Hund. Das Haus um uns herum lauschte, aber anders als meines. Dieses hier war es gewohnt, dass jemand in ihm Dinge verschweigt.

„Du warst damals mit im Feld“, sagte Roisin schließlich. „Mit Eamon, mit Seamus, mit dem vierten.“

„Ich war immer der, der mitging, wenn keiner mehr wollte“, sagte Cian. „Nicht mutig genug, um vornewegzulaufen, nicht feige genug, um zu Hause zu bleiben. Perfekte Position für jemand, der zu viel sieht.“

Sie zog nichts aus ihrer Tasche. Kein Band, kein Foto. Sie ließ den Satz einfach im Raum stehen, bis er bereit war, etwas daraufzulegen.

„Er war schön, weißt du“, sagte er leise. „Der Bogen. Damals. Nicht so zerrissen wie das, was die Kinder heute sehen. Voll. Ganz. So einer, bei dem du denkst: Wenn du da drunter stehst, kann dir nichts passieren.“

„Und dann standet ihr darunter“, sagte ich.

„Nicht alle“, erwiderte er. „Einer ist vorneweg. Einer ist stehen geblieben. Einer ist halb reingestiegen, halb draußen geblieben. Und ich…“ Er lachte kurz, bitter. „…ich hab das gemacht, was ich immer gemacht habe: ich hab alles beobachtet und nichts verstanden.“

Seine Hände spielten mit dem Löffel in der Tasse, ohne ihn zu benutzen.

„Nachher“, fuhr er fort, „haben sie gesagt, er wäre weggelaufen. ‚Der Junge mit den großen Ideen ist endlich abgehauen‘, haben sie sich eingeredet. Aber wir wussten es. Wir haben’s gehört. Wir haben’s gefühlt. Er ist nicht weggelaufen. Er ist verschwunden. Er ist… eingesackt.“

„In die Tür?“, fragte Roisin.

Sein Blick zuckte zu ihren Augen. Ein kurzer, scharfer Funke. „Du hast das Band gehört“, sagte er. „Du weißt, was Seamus gesagt hat. Du willst jetzt hören, ob ich denselben Text abspule oder einen neuen. Stimmt’s?“

„Ich will hören, was du erinnerst, nicht, was im Protokoll steht“, antwortete sie. „Er war damals der, der noch genug Stolz hatte, um ‚ich hab Nein gesagt‘ zu betonen. Du warst der, der geschwiegen hat. Mich interessiert, warum.“

Er lachte, diesmal leiser. „Weil ich kapiert habe, dass Worte Verträge sind“, sagte er. „Er hat viel geredet, Eamon. Er hat alles benannt, was nicht bei drei auf den Bäumen war. ‚Der Bogen‘, ‚die Tür‘, ‚der Keller, der keiner ist‘. Er hat Sätze gesagt wie: ‚Wenn du ihm den richtigen Namen gibst, verliert er die Hälfte seiner Macht.‘ Hat er dir das auch erzählt?“

„So ähnlich“, sagte ich. „Mit anderen Beispielen.“

„Hat er dabei erwähnt, dass Namen auch kleben?“, fragte Cian. „Dass sie sich an dir festfressen können wie Dornen? Er hat damals gerne mit Namen gespielt. Und er hat übersehen, dass manchmal nicht du den Namen gibst, sondern er dir. Und wenn du nicht aufpasst, wirst du ‚Der, der zu viel weiß‘, bevor du überhaupt entschieden hast, ob du überhaupt irgendwas wissen wolltest.“

Die Worte blieben zwischen uns hängen wie Rauch, der nicht weiß, zu welchem Fenster er raus soll.

„Du hast heute wieder einem Jungen etwas gesagt“, erinnerte ihn Roisin. „Du hast ihm gesagt, dass er nicht so tun soll, als hätte er nichts gesehen. Dass Erinnerung wichtig ist.“

„Ja“, sagte Cian. „Ich hab ihm gesagt, er soll nicht vergessen. Aber ich hab ihm nicht gesagt, dass Wissen hier oben ein gefährlicher Sport ist.“

„Warum nicht?“, fragte ich.

„Weil es noch gefährlicher ist, wenn keiner mehr was weiß“, sagte er. „Dann gehört ihm alles. Jedes Geräusch, jedes Licht, jedes Verschwinden. Dann ist alles seine Version. Und ich hab langsam die Schnauze voll von seiner Version.“

Er lehnte sich zurück, sah uns an, als wäge er etwas ab.

„Ihr habt ihn wieder laut gemacht“, sagte er. „Das spürt man. Die letzten Jahre hat er gemurmelt. Ein paar Klopfer hier, ein paar Schatten da. Nichts, was man nicht als schlechtes Wetter abtun konnte. Jetzt…“ Er deutete mit dem Kopf in Richtung meines Hauses, das man von hier nicht sehen konnte, aber beide wussten, in welcher Richtung es lag. „…jetzt findet er’s wieder lustig.“

„Er hat mit dir wieder angefangen“, sagte Roisin. „Nicht mit uns. Du warst der Erste, der dem Jungen erklärt hat, dass man manche Dinge nicht wegerzählt.“

„Ich war der Erste, der ihm gesagt hat, dass er nicht verrückt ist“, korrigierte Cian. „Das ist ein Unterschied. Verrückt wird man hier schnell genug. Da braucht man keine Hilfe.“

Ich dachte an die Kamera im Schornstein, an das Band, an den Farbstreifen, der sich gestern Nacht quer durch mein Wohnzimmer gelegt hatte. Ich dachte an den Jungen mit dem zu großen Rucksack, der von Farben erzählte, die in den Schornstein flossen, als wäre er ein Glas.

„Was hat er damals mit dir gemacht?“, fragte ich. „Nicht im Feld. Danach. Als du schon zu viel wusstest und er beschlossen hat, dass du den Mund halten sollst.“

Cian sah aus dem Fenster, als hätte er die Szene dort draußen festgenagelt. Seine Stimme wurde flacher, als würde er versuchen, sich selbst nicht zu sehr zu hören.

„Er hat mir gezeigt, wie sich Schweigen anfühlt“, sagte er. „Keine Stimmen mehr, keine Bilder, keine bunten Spielchen. Einfach… nichts. Wochenlang. Es war, als hätte jemand den Ton und die Farbe aus meinem Kopf gedreht. Ich konnte arbeiten, essen, schlafen – aber da war keine Geschichte mehr. Keine Sätze. Nur die Lücken dazwischen.“

„Das klingt fast… erholsam“, sagte ich vorsichtig.

„Du weißt nicht, wie süchtig du nach deinen eigenen Gedanken bist, bis dir jemand zeigt, wie es ohne ist“, sagte er. „Er hat mich nicht gequält. Er hat mich leer gemacht. Und als ich dachte, ich halte das nicht mehr aus, hat er mir eins zurückgegeben. Einen Satz. Nur einen.“

Er sah uns wieder an.

„‚Du weißt mehr als die anderen‘, hat er gesagt. ‚Also sei still.‘ Und ich habe das ernst genommen. Zwei Jahre lang. Drei. Ich hab gesehen, wie Seamus sich kaputtgetrunken hat, wie andere sich eingeredet haben, dass das alles nur eine seltsame Phase war. Ich hab geschwiegen. Ich dachte, ich würde alle schützen, wenn ich alles bei mir behalte.“

„Und?“, fragte Roisin.

„Am Ende hatte er alles“, sagte Cian. „Die Geschichte, die Bilder, die Namen. Und ich hatte nur noch Angst davor, meinen Mund aufzumachen.“

Es war wenige Sekunden völlig still, selbst draußen hielt der Wind den Atem an.

„Deswegen redest du jetzt mit dem Jungen“, sagte ich. „Damit er nicht denselben Deal unterschreibt.“

„Deswegen rede ich jetzt mit euch“, sagte Cian. „Ich bin alt genug, dass er mich nicht mehr als Hauptspeise braucht. Aber ich kann ihm in die Suppe spucken. Mit Worten. Mit allem, was ich damals gesehen habe, als ich dachte, ich wäre der Zuschauer, nicht Teil der Aufführung.“

Er deutete mit dem Kinn in Richtung meines Hauses, als könnte er durch Wände, Felder und Hügel sehen.

„Du wohnst da, wo er den Eingang hat“, sagte er zu mir. „Du hast angefangen, Sätze an seine Tür zu hängen. Das ist mutig. Oder dumm. Oder beides. Und du hast dir jemanden geholt, der Protokolle schreibt.“ Er nickte zu Roisin. „Wenn ihr schon beschließt, euch mit einem alten Stück Scheiße wie ihm anzulegen, dann solltet ihr alles haben, was ich zu bieten hab.“

„Dann fang an“, sagte Roisin. „Nicht mit dem Feld. Nicht mit dem Hügel. Mit der Nacht danach. Mit dem Tag, an dem du gemerkt hast, dass du von nun an jemand bist, der zu viel weiß.“

Er atmete ein, langsam, tief.

„Das war kein Tag“, sagte er. „Das war ein langer, beschissener Regen, der nie aufgehört hat. Aber ich kann dir erzählen, wo der erste Tropfen gefallen ist.“

Und in dem Moment war klar, dass es nicht nur einen Jungen gab, der zu viel wusste. Es gab mindestens zwei. Einen damals im Feld. Einen heute mit zu großen Schultern und zu vielen Falten.

Und jetzt hatten wir ihn endlich dazu gebracht, wieder zu reden.

„Der erste Tropfen“, sagte Cian, „kam nicht im Feld. Der kam am Küchentisch meiner Mutter.“

Er drehte die Tasse zwischen den Händen, als würde er versuchen, die richtige Drehzahl zu finden, um die Erinnerung freizuwirbeln.

„Sie hatte so eine hässliche Wachsdecke“, fuhr er fort. „Mit blauen Blumen, die nie in Irland wachsen würden. Eamon hat immer gesagt, die Decke wäre das Unnatürlichste im ganzen

Dorf. Nicht der Hügel, nicht das Feld. Die Decke. An dem Morgen hat sie geglänzt, als hätte jemand Regen draufgeschmiert."

Er sah nicht uns an, sondern an uns vorbei, irgendwo an die Wand, hinter der sein früheres Leben offenbar noch einmal lief.

„Es war früh", sagte er. „Zu früh für die Uhr, aber zu spät, um so zu tun, als wäre alles wie immer. Ich war klitschnass, die Schuhe voller Schlamm, die Hände…" Er sah auf seine Finger, als würde er erwarten, dort noch Spuren zu finden. „…die Hände wussten nicht, ob sie zittern oder festhalten sollen. Ich bin rein, hab die Tür hinter mir zugezogen, und meine Mutter stand da, mit dem Geschirrtuch in der Hand, und hat mich angeguckt."

Er machte ihre Stimme nach, tiefer, aber man hörte, wie sie geklungen haben musste: „‚Wo ist er?', hat sie gefragt. Kein Hallo, kein ‚Was hast du angestellt?'. Nur: ‚Wo ist er?'"

„Welche Antwort wolltest du geben?", fragte Roisin.

„Die falsche", sagte er. „Die, die alle hören wollten. ‚Er ist weggerannt, Mum, der Idiot, ist abgehauen, wollten ihm folgen, haben ihn verloren, tut mir leid.' So war der Text, der bereitlag. Aber er kam nicht raus. Stattdessen hab ich…"

Er schwieg, suchte nach dem richtigen Wort. Dass ausgerechnet ihm das schwerfiel, war eine Ironie, die keiner von uns kommentierte.

„…den Mund aufgemacht", sagte er. „So weit, dass alles hätte rausfallen können. Aber es kam nur eins: ‚Er ist drunter durch.' Mehr nicht. Kein Hinweis, worunter, wohin. Nur das. Meine Mutter hat mich angesehen, als wäre ich plötzlich zwei Jahre alt und hätte wieder in die Ecke gemacht. Dann hat sie mir eine gescheuert."

Er sagte es ohne Anklage. Eher wie jemand, der endlich beschreiben kann, was immer im Schatten stand.

„Nicht, weil sie böse war", fuhr er fort. „Sondern, weil sie Angst hatte. Die Art Schlag, die sagt: ‚Sag das nie wieder. Nicht so. Nicht vor mir. Nicht vor irgendwem.' Dann hat sie mich an den Schultern gepackt, fest, diese Hände, die sonst Brot kneten und Wäsche auswringen, und gesagt: ‚Du weißt es. Ich seh's dir an. Du weißt es. Also sei still.'"

„Hast du ihr gesagt, was du gesehen hast?", fragte ich.

„Nein", sagte er. „Ich wollte. Aber er war schneller."

„Er?", hakte Roisin nach.

„Nicht der Hügel", sagte Cian. „Nicht das Feld. Der… andere. Der, der den Bogen gestellt hat. Der, der hinter der Tür wartet. Der hat in dem Moment gemerkt, dass ich in meinem Kopf angefangen habe, die Geschichte zu sortieren. Also hat er mir einen Tausch angeboten."

Er lehnte sich zurück, die Stuhllehne knarrte.

„Es war kein richtiger Satz", erklärte er. „Mehr so 'ne Ahnung. Du kennst das doch, wenn du glaubst, du hättest selbst gerade eine Idee gehabt, und erst später merkst du, dass sie sich

anfühlt, als wäre sie von jemand anderem reingeschoben worden. So war das. Als würde neben meinen eigenen Gedanken auf einmal eine andere Stimme sitzen, die sich tarnt."

„Was hat sie gesagt?", fragte Roisin.

„Dass ich Ruhe haben könnte", sagte er. „Keine Bilder mehr. Kein Regenbogen, der da steht, wo er nicht stehen sollte. Kein Gefühl mehr, dass gleich jemand aus dem Boden greift. Einfach Ruhe. Ein leeres Feld im Kopf. Im Gegenzug…"

Er sah uns wieder an. Die Augen waren jetzt klarer, als hätten sie sich an das helle Messer der Erinnerung gewöhnt.

„…im Gegenzug sollte ich den Mund halten", sagte er. „Nicht lügen, nicht erzählen, nicht interpretieren. Einfach nur leben. Arbeiten, schlafen, saufen, sterben. Wie so viele hier. Er hat mir nicht versprochen, dass ich alt werde. Er hat mir nur versprochen, dass ich in Ruhe gelassen werde, solange ich nichts sage."

„Und du hast angenommen", stellte ich fest.

„Natürlich hab ich angenommen", sagte Cian. „Ich war sechzehn. Ich wollte nicht der sein, der den Erwachsenen erklärt, dass der Himmel ein Loch hat. Ich wollte nur, dass dieser Bogen aus meinem Kopf verschwindet. Also hab ich geschwiegen. Und er hat Wort gehalten. Eine Zeit lang."

„Wie hat sich die Ruhe angefühlt?", fragte Roisin.

Er lachte kurz, trocken. „Wie Watte im Kopf", sagte er. „Wie ein Raum, in dem alle Möbel rausgetragen wurden. Keine Bilder, keine Sätze. Ich hab in der Werkstatt gestanden, Bretter gesägt, Nägel in Holz gehauen, bin abends in den Pub, hab dieselben Geschichten gehört wie jeder andere – über Fußball, über Politik, über kleine Schandtaten – und in mir drin war Stille. Nicht die gute, in der man sich ausruht. Die andere. Die, in der du irgendwann anfängst, Geräusche zu erfinden, nur um nicht durchzudrehen."

„Wann hat er die Ruhe wieder weggenommen?", fragte ich.

„Als er merkte, dass ich sie besser aushalte als gedacht", sagte Cian. „Er unterschätzt gern Leute, die nicht vorneweg laufen. Eamon war leicht. Er hat den Bogen gesehen und ist lachend drauflos. Bei mir hat er gedacht, ein bisschen Schweigen reicht, um mich klein zu kriegen. Aber ich hab's überlebt. Und als ich angefangen hab, mich in der Stille einzurichten, hat er das nicht ausgehalten."

Er neigte den Kopf leicht, als würde er auf ein Geräusch lauschen, das nur er hörte.

„Er kam zurück", sagte er. „Nicht mit Bildern. Diesmal mit Sätzen. Mit Halbsätzen. Stimmen in der Nacht, die meinen Namen sagten. Kichern unter dem Fenster. Worte, die jemand anders gesagt hat, früher, die auf einmal wieder im Ohr waren, wenn ich in der Küche stand oder auf dem Klo saß. Er hat mir die Ruhe weggenommen und mir stattdessen ein neues Programm gegeben: Rückblenden. Nur die unangenehmen."

Roisin schrieb mit, ihre Schrift war klein und gedrängt.

„Welche Sätze?“, fragte sie.

„Die von ihm“, sagte Cian. „Von damals. Seine Sprüche über den Bogen, über die Tür. ‚Wenn du ihm den richtigen Namen gibst…‘, weißt du noch. Nur dass ich plötzlich gemerkt habe, dass es nicht seine Sätze sind. Es sind seine. Des anderen. Er benutzt uns, um auf sich zu zeigen. Jeder, der nah genug dran war, ist eine Wiederholungsmaschine.“

„Du bist keine Wiederholungsmaschine“, sagte sie.

„Ich war eine“, sagte er. „Bis ich gemerkt habe, was passiert, wenn ich die Sätze nicht rauslasse. Wenn ich sie drinhalte. Dann werden sie dick. Schwer. Sie fangen an, am Fleisch zu ziehen. Du siehst Leute, die hier rumlaufen, die in sich Sätze tragen, für die sie nie unterschrieben haben. ‚Er ist nur weggelaufen.‘ ‚Es war nur ein Unfall.‘ ‚Regenbögen sind harmlos.‘ Du hörst das so oft, bis du nicht mehr weißt, ob sie es selbst glauben oder ob er sie nur als Lautsprecher benutzt.“

„Wann hast du aufgehört, für ihn zu sprechen?“, fragte Roisin.

Cian grinste schief. „Als ich beschlossen hab, dass ich lieber für mich lüge als für ihn die Wahrheit zu sagen“, sagte er. „Ich hab angefangen, seine Sätze kaputtzumachen. Wenn einer im Pub gesagt hat: ‚Es war doch nur ein dummer Junge, der abgehauen ist‘, hab ich geantwortet: ‚Ja, genau, und ich bin der Papst.‘ Wenn einer meinte, das Feld sei einfach nur ein Feld, hab ich gesagt: ‚Natürlich, ich schlafe da jede Nacht ohne Decke.‘ Ironie ist das Einzige, was ihm nicht gehört. Er kann mit Ernsthaftigkeit, mit Angst, mit Schuld. Aber Spott… Spott ist schwerer zu fressen.“

Ich dachte an meine eigenen Sprüche der letzten Tage, an die trockenen Kommentare, die ich in die Stille geworfen hatte. Vielleicht war das nicht nur Selbstschutz gewesen, sondern auch kleine Stiche in etwas, das sich wichtiger nahm als alle.

„Und heute?“, fragte ich. „Heute sitzt du hier, trinkst Kaffee, machst Witze und schickst einen Jungen nach Hause mit dem Rat, nicht zu vergessen. Wie passt das zu dem Deal, den du damals hattest?“

„Der Deal ist alt“, sagte Cian. „Er hat sich daran gehalten, solange es ihm Spaß gemacht hat. Jetzt hat er wieder Lust auf Theater. Er stellt Bögen über Dächer, lässt Farben in Schornsteine laufen, klaut sich Stimmen aus Telefonleitungen. Und ich soll noch still sein? Vergiss es. Er hat seinen Teil vom Vertrag gebrochen. Also brech ich meinen auch.“

„Du willst ihm wehtun“, sagte Roisin.

„Ich will ihn stören“, sagte Cian. „Weh tut er sich selbst. Jeder, der so viel Kontrolle braucht, ist innerlich schon längst wund.“

Er stand auf, ging zu der Kommode mit den Fotos, nahm das Bild der vier Jungen vor dem Hügel in die Hand.

„Siehst du uns?“, fragte er, hielt es so, dass wir es sehen konnten. „Das sind nicht nur lustige Burschen an einem Sommertag. Das sind vier Mittelpunkte in seinem Plan. Einer ist drunter durch. Einer hat sich totgesoffen. Einer hat gelernt, den Mund zu halten. Und einer…“ Er

deutete auf den Jungen ganz links, den, der halb im Schatten stand. „…der wäre fast ganz verschwunden, bevor er überhaupt richtig dagewesen ist."

„Der vierte", sagte ich. „Über den keiner redet."

„Weil er aus einer Familie war, die es gewohnt ist, Dinge zu verlieren", sagte Cian. „Die haben ihn einfach in ihren Katalog aufgenommen. ‚Eins: Vater im Meer. Zwei: Schwester weggezogen. Drei: Sohn im Feld verschwunden.' Die haben nie groß rumgeschrien. Die haben nur weitergemacht. Und das liebt er."

„Wer schweigt, wird sein Lieblingspublikum", murmelte Roisin.

„Genau", sagte Cian. „Und deswegen rede ich jetzt. Nicht, weil ich mir einbilde, dass das hier alles beendet, was er angefangen hat. Sondern, weil ich nicht will, dass Liam Óg irgendwann an derselben Stelle steht wie ich damals. Mit zu viel im Kopf und zu wenig Stimme."

Er legte das Foto zurück, vorsichtiger, als ich erwartet hätte.

„Ihr habt eine Kamera in den Schornstein gehängt", sagte er plötzlich. „Das hab ich gespürt."

„Wie?", fragte ich.

„Es war, als hätte jemand ein Auge dahin geklebt, wo er bisher nur Luft hatte", sagte Cian. „Ein Blick, der nicht ihm gehört. Er mag das nicht. Er wird versuchen, dieses Auge zu blenden. Aber er kann es nicht bereden, nicht bestechen. Und ihr könnt zurückspulen."

„Wir haben erste Bilder", sagte Roisin. „Farbstreifen, Schatten, nichts, was man einem Richter vorlegen könnte, aber genug, um zu wissen, dass er sich bewegt, wenn er glaubt, wir schlafen."

„Ihr braucht keine Richter", sagte Cian. „Ihr braucht Zeugen. Lebende, tote, magnetische. Alles, was nicht ihm gehört. Und ihr braucht Sätze, die nicht aus seinem Mund kommen."

„Deswegen bist du wichtig", sagte sie.

Er zuckte die Achseln, aber ich sah, dass er den Satz gespeichert hatte.

„Wenn ihr wirklich was ändern wollt", sagte er, „dann müsst ihr ihn zwingen, sich zu zeigen, wo er am wenigsten gern gesehen wird. Nicht im Feld. Nicht im Moor. Sondern dort, wo er nur mit halber Kraft arbeiten kann: zwischen Menschen, die nicht mehr bereit sind, alleine zu denken."

„Das klingt nach einer verdammt anstrengenden Aufgabe", sagte ich.

„Ist es", sagte Cian. „Aber du hast dir das Haus ausgesucht. Und sie hat sich den Ordner genommen. Und ich…" Er setzte sich wieder hin und nahm zum ersten Mal einen Schluck aus seiner Tasse. „…ich bin müde davon, Hauptdarsteller in einem Stück zu sein, das jemand anders geschrieben hat."

Er stellte die Tasse ab, fester als nötig.

„Also“, sagte er. „Fragt. Ich erzähle. Über die Nacht, in der er mir gezeigt hat, wie sich Stille anfühlt. Über das Geräusch, das kam, als ich das erste Mal dagegen geredet habe. Und über den Tag, an dem ich begriffen habe, warum er Kinder lieber mag als Alte.“

„Weil Kinder noch glauben, dass Regenbögen Wünsche erfüllen“, sagte ich.

„Weil Alte wissen, dass Wünsche Verträge sind“, entgegnete er.

Und in seinem Blick lag dieser eigenartige Trotz, den ich inzwischen kannte: die Mischung aus Angst, Wut und Wachheit, die Leute haben, die sich entschieden haben, nicht mehr brav mitzuspielen.

Der Junge, der damals zu viel wusste, war alt geworden. Aber in diesem Moment war er hellwach.

Und das war vielleicht das Gefährlichste, was ihm passieren konnte.

„Die Nacht, in der er mir gezeigt hat, wie sich Stille anfühlt“, sagte Cian, „war eigentlich ein ganz normaler Abend. Das ist das Gemeine: Es gab keinen Donner, keinen dramatischen Wind, keine fromme Vorwarnung. Nur ein Tag, der einfach nicht aufgehört hat, bis er plötzlich gar nicht mehr da war.“

Er verschränkte die Hände vor sich, als müsste er sie irgendwo festmachen, damit sie nicht anfangen, Dinge nach uns zu werfen.

„Ich war im Pub“, fuhr er fort. „Natürlich war ich im Pub. Sechszehn, knapp siebzehn, zu alt, um noch Kind zu sein, zu jung, um die Schnauze voll zu haben. Seamus saß da, schon mit dem Glas verwachsen, als wäre es seine Stütze. Die anderen redeten über alles Mögliche, nur nicht über ihn. Du weißt schon. Über den, der drunter durch ist. Wenn einer den Namen sagte, wurde es kurz still, und dann hat einer extra laut gelacht. Du kennst das.“

Ich nickte. Man musste dafür nicht in Irland aufwachsen.

„Ich habe versucht mitzuspielen“, sagte Cian. „Mitzulachen, mitzutrinken, mitzunicken. Aber in mir drin lief der Bogen immer wieder ab. Dieser Moment, in dem er stand, im Feld, zu nah, zu bunt, zu… hungrig. Ich hab gemerkt, dass ich anfange, ihn in Worte zu packen. Nicht laut. In meinem Kopf. ‚Der Bogen stand im Feld. Einer ist darunter verschwunden. Die Tür hat ihn geschluckt.‘ Das war keine große Rede. Nur kleine Sätze, die ich mir leise selbst gesagt habe, als wollte ich sie prüfen.“

Er hob den Blick, als suche er unsere Reaktion.

„Das war der Fehler“, sagte er. „Er hat gemerkt, dass ich anfange, ihm seine Geschichte wegzunehmen. Und das kann er nicht ausstehen.“

„Was ist passiert?“, fragte Roisin.

„Nichts“, sagte er. „Und genau das war das Problem.“

Er lehnte sich zurück, starrte an die Decke, als würde dort ein versteckter Projektor seine Erinnerungen zeigen.

„Ich bin nach Hause“, sagte er. „Später als sonst, aber nicht so spät, dass meine Mutter den Löffel in die Ecke hätte werfen müssen. Sie hat geschimpft, natürlich, weil Mütter schimpfen müssen, das ist ihr Job. ‚Cian, du bist kein Geist, du musst nicht durch Wände gehen, nimm die Tür!‘, solche Sachen. Ich hab genickt, hab irgendwas gemurmelt, bin in mein Zimmer. Es war… voll in meinem Kopf. Laut. Nicht von Stimmen, eher von Bildern. Feld, Hügel, Tür. Immer wieder.“

Er machte eine kurze Pause, atmete langsam aus.

„Und dann“, sagte er, „war plötzlich alles weg.“

„Alles?“, fragte ich.

„Ja“, sagte er. „Nicht wie Müdigkeit. Nicht dieses ‚Ich will schlafen und die Gedanken werden langsam und weich‘. Es war, als hätte jemand den Hauptschalter umgelegt. Ein Klick. Ein Nichts. Keine Bilder, keine Musik im Hinterkopf, keine Erinnerungen, die sich vordrängeln wollen. Ich lag im Bett, hab an die Decke gestarrt, und da war… nichts. Nicht einmal Angst. Und das war das Beängstigendste.“

Roisin schrieb ein Wort auf, strich es durch, schrieb ein anderes.

„Wie lange hat das gedauert?“, fragte sie.

„Wochen“, sagte er. „Vielleicht Monate. Zeit fühlt sich anders an, wenn du innen drin leer bist. Die Leute denken, Stille im Kopf wäre Erleichterung. Ist sie nicht. Sie ist wie ein Zimmer ohne Möbel. Du weißt nicht, wohin mit dir. Du stößt nirgends an, aber du kannst dich auch an nichts festhalten. Ich bin zur Arbeit gegangen, hab Bretter zugesägt, Nägel reingehauen, meine Hände wussten, was zu tun ist. Mein Kopf nicht. Ich hab gegessen, geschlafen, bin in den Pub, hab den gleichen Witz dreißigmal gehört. Nichts hat Spuren hinterlassen.“

Er lachte plötzlich, kurz, hart.

„Weißt du, wie du merkst, dass du innerlich leer bist?“, fragte er, ohne auf eine Antwort zu warten. „Wenn jemand vor dir weint und du denkst: ‚Soll ich jetzt was sagen?‘, aber dir fällt kein Satz ein. Nicht mal ein falscher. Selbst Höflichkeit braucht ein Echo im Kopf. Ich hatte keins mehr.“

„Und dann hat er dir einen Satz zurückgegeben“, erinnerte Roisin.

„Ja“, sagte Cian. „Nicht irgendeinen. Seinen. Es war eines Nachts, ich lag wieder da, starrte an die Decke, weil ich nichts anderes konnte. Und plötzlich war da eine Stimme. Nicht laut, nicht wie im Film, keine Hall-Effekte. Einfach… ein Gedanke, der sich anfühlte, als wäre er von außen reingeschoben worden. ‚Du weißt mehr als die anderen‘, hat er gesagt. ‚Also sei still.‘“

Er sprach den Satz so nüchtern aus, dass er wie eine Verwaltungsmitteilung klang. Genau darin lag seine Härte.

„Und du hast gehorcht“, sagte ich.

„Ich hab ihn angenommen“, korrigierte er. „Das ist was anderes. Ich hab mir gesagt: Wenn ich das mache, krieg ich vielleicht nach und nach wieder Sätze zurück. Eigene. Also hab ich den Mund gehalten. Im Pub, zu Hause, am Feldrand. Wenn einem der Name auf der Zunge lag, hab ich weggeguckt. Wenn einer über ihn lachen wollte, hab ich mitgelacht. Wenn einer gesagt hat, es war nur ein Weglaufen, hab ich genickt. Und jedes Mal war da dieses Gefühl, dass ich ihn verrate – den Jungen, der drunter durch ist. Aber ich hatte Angst, dass, wenn ich rede, er mir wieder alles weg nimmt. Nicht nur das Schlimme. Auch das Gute.“

„Wie lange hat das gehalten?“, fragte Roisin.

„Lange genug, dass ich erwachsen wurde“, sagte Cian. „Arbeit, Frau, Kind, Rechnungen. Alles, was man so sammelt, wenn man denkt, man hätte noch Einfluss. Und er war da, aber nicht mehr in jeder Ecke. Eher wie ein altes Möbelstück im Keller, von dem du weißt, dass es da ist. Du gehst nur nicht hin. Bis…“

Er sah mich an.

„Bis du gekommen bist“, sagte er.

Ich blinzelte. „Ich?“

„Nicht du allein“, gebe ich dir ungern recht“, sagte Cian. „Das Haus hat zugemacht, nachdem Seamus gestorben ist. Er hatte keinen Spaß mehr. Kleines Publikum, keine neuen Augen, die sich schütteln lassen. Das Feld hat vor sich hingegammelt, das Moor hat geschwiegen. Ab und zu hat er aus Langeweile geklopft, mehr nicht. Und dann steht da plötzlich einer mit Koffer und Mietvertrag, der zu alt ist, um sich alles einreden zu lassen, und jung genug, um noch zu glauben, dass sich Dinge ändern lassen.“

„Fabelhaft“, murmelte ich. „Ich wäre auch mit ‚Idiot‘ zufrieden gewesen.“

„Idiot, der vertragstauglich ist“, sagte er. „Du hast dort drüben Sätze an die Wand genagelt. Er hasst Sätze, die nicht von ihm sind. Und dann hast du angefangen, mit Leuten zu reden. Mit Niamh, mit mir, mit ihr.“ Er nickte zu Roisin. „Du hast die Geschichte geöffnet. Und das mag er noch weniger als Regenbögen, die keiner fotografieren darf.“

„Du hättest mir auch einfach sagen können: ‚Zieh wieder aus‘“, sagte ich.

„Bringt nix“, sagte Cian. „Wenn du einmal in seine Linien getreten bist, nimmst du ihn mit. Egal, wohin du gehst. Dein Problem ist nicht das Haus. Dein Problem ist, dass du angefangen hast, ihm nicht zu glauben. Das ist ansteckend. Siehe Liam Óg.“

„Der Junge mit dem Regenbogen im Kopf“, sagte Roisin.

„Genau der“, sagte Cian.

Er stand plötzlich auf, ging in einen kleinen Nebenraum, der eher wie eine Abstellkammer aussah. Wir hörten ihn rascheln, etwas schieben. Als er zurückkam, hatte er eine flache Blechdose in der Hand, ungefähr so groß wie ein aufgeschnittenes Taschenbuch.

„Ich wollte das eigentlich nie wieder sehen“, sagte er. „Aber wenn wir schon dabei sind, ihn zu ärgern, können wir auch tief graben.“

Er öffnete die Dose. Innen lag, zu meiner Überraschung, kein Foto, kein Schmuck, kein alter Brief. Nur ein graues Stofftaschentuch, ordentlich gefaltet. Um das Ganze lugte ein feiner, matter Staub, als hätte jemand Sand darin aufbewahrt, den er vergessen hat auszukippen.

„Sieht aus, als hättest du ein Stück Strand heimlich mitgehen lassen“, sagte ich.

„Strand glänzt mehr“, sagte Cian. Er nahm das Taschentuch vorsichtig heraus und schlug es auf.

Darauf, in der Mitte, lag ein kleiner Haufen aus etwas, das aussah wie der Inhalt eines sehr alten Geldbeutels, nur dass keine klaren Ränder mehr zu sehen waren. Kein richtiges Metall, kein richtiger Sand. Mehr ein Hauch aus winzigen Schuppen, die matt im Licht der Lampe schimmerten.

Nicht grell, nicht wie Schmuck. Eher wie etwas, das einmal geglänzt hat und beschlossen hat, damit aufzuhören.

„Was ist das?“, fragte Roisin.

„Das ist der Rest von etwas, das wir damals gefunden haben“, sagte Cian. „Im Feld. Nicht an dem Tag mit dem Bogen. Später. Wochen danach. Es war, als hätte jemand eine Handvoll Münzen in die Luft geworfen, und sie sind nicht wieder als Münzen runtergekommen.“

Er stupste den Haufen mit dem Finger leicht an. Es war kein Staub, der einfach auseinanderflog, eher etwas, das kurz zusammenhielt und dann zögerlich nachgab.

„Wir waren zu zweit“, fuhr er fort. „Seamus und ich. Er meinte, das wäre Goldstaub. Ich hab gesagt: ‚Gold sieht anders aus.‘ Er meinte: ‚Vielleicht nicht seines.‘“

„Seines“, wiederholte ich.

„Ja“, sagte Cian. „Von dem, der Töpfe verspricht, wenn du lang genug dem Bogen hinterherläufst. Er hat nie Töpfe gebraucht. Staub reicht. Staub lässt sich besser in Köpfe streuen.“

Er nahm das Taschentuch an zwei Ecken hoch, sodass das Zeug in der Mitte liegen blieb.

„Ich hab das aufgehoben“, sagte er. „Als Erinnerung. Nicht als Schatz. Seamus wollte es behalten, weil er dachte, er könnte es eintauschen. Gegen was, weiß der Teufel. Vielleicht gegen Ruhe. Oder gegen Vergessen. Ich hab ihm gesagt, er soll das Zeug nicht anfassen. Er hat nicht gehört. Hat später immer so von ‚Glitzern‘ geredet, wenn er betrunken war. Glaub mir, das war nicht nur der Whiskey.“

„Warum hast du’s nicht weggeworfen?“, fragte Roisin.

„Weil er es hasst, wenn man ihm seine Reste klaut“, sagte Cian. „Und weil ich wissen wollte, ob es sich verändert. Tut es nicht. Es bleibt. Jahre, Jahrzehnte. Es rostet nicht, schimmelt nicht, löst sich nicht auf. Es ist das Hartnäckigste, was ich je gesehen habe. Und das ist eine Leistung in diesem Dorf.“

Ich beugte mich näher. Der Staub roch nach nichts. Kein Metall, kein Erde, kein Moder. Nur Luft. Und trotzdem hatte ich das Gefühl, als würde etwas ganz tief in mir auf dieses matte Schimmern reagieren, wie eine alte Narbe, die juckt, wenn sich das Wetter ändert.

„Du hast gesagt, er mag Kinder, weil sie noch an Wünsche glauben“, erinnerte ich.

„Er mag sie, weil sie noch nicht wissen, was Dinge kosten“, sagte Cian. „Du wirfst ihnen eine Münze hin, eine Farbe, ein Versprechen, und sie sehen nur das Glitzern. Erwachsene fragen irgendwann, was sie dafür zahlen. Kinder nicht. Deswegen fängt er mit ihnen an. Und wenn sie alt genug sind, um die Rechnung zu sehen, ist es zu spät.“

Roisin nickte langsam. „Liam hat gestern schon bezahlt“, sagte sie. „Mit einem Traum. Und mit dem Gefühl, dass er etwas weiß, das er keinem erzählen darf.“

„Und ihr habt diesen Teil vom Handel wenigstens schon mal zerstört“, sagte Cian. „Ihr habt ihm gesagt, dass er reden darf. Dass er nicht verrückt ist. Das ist mehr, als ich damals bekommen habe.“

Er klappte das Taschentuch wieder zu, vorsichtig, als würde er eine verwundete Kreatur einpacken, und legte es zurück in die Dose.

„Warum zeigst du uns das?“, fragte ich.

„Weil ihr die Ersten seid, die nicht gefragt haben, ob ich noch alle Tassen im Schrank hab, als ich vom Bogen erzählt habe“, sagte er. „Und weil ihr angefangen habt, eure eigenen Tassen an die Wand zu nageln.“ Er deutete in die ungefähre Richtung meines Flurs, als sähe er die Blätter mit den Hausregeln vor sich. „Wenn ihr wirklich eine Spur legen wollt, die nicht seine ist, dann fangt mit seiner an.“

„Seine Spur ist Staub“, sagte ich.

„Genau“, sagte Cian. „Staub, den keiner wegsaugen kann. Er fällt, wo er will. In Felder, auf Schuhe, in Träume. Vielleicht auch in deinen Kamin, wer weiß. Und trotzdem gibt’s Momente, in denen er… verrutscht.“

Er beugte sich vor, die Augen plötzlich wacher.

„Wenn ihr heute Nacht die Kamera wieder laufen lasst“, sagte er, „legt ihm eine Falle. Nicht mit Münzen. Die mag er zu sehr. Mit dem, was er übrig lässt, wenn er fertig ist: mit dem, was glitzert, aber nicht mehr ganz glänzt. Ich hab etwas davon für euch.“

Er klopfte auf die Blechdose.

„Er mag es nicht, wenn man seiner Spur folgt, ohne ihm hinterherzulaufen“, sagte er. „Also macht genau das. Legt seinen Staub dorthin, wo er glaubt, dass nur er die Regeln macht. Und schaut zu, wie er reagiert, wenn etwas, das mal ihm gehört hat, plötzlich auf eurer Seite liegt.“

Ich dachte an den Kamin, an die Kamera, an die dünne Linie aus Farbe, die wir auf dem Band gesehen hatten. An das Junge-Gesicht im Laden, das von einem Bogen über meinem Dach erzählt hatte.

„Spur aus Staub statt Spur aus Klee“, murmelte ich.

„Spur aus Gold, das keins mehr ist“, verbesserte er. „Wenn er überhaupt einen wunden Punkt hat, dann den. Er gibt ungern zu, dass irgendetwas an ihm verblasst.“

Roisin schlug den Ordner zu. „Dann haben wir unser nächstes Experiment“, sagte sie. „Du gibst uns ein bisschen von seinem Schrott, wir geben ihm eine Bühne mit Kamera – und sehen, was passiert, wenn er plötzlich nicht mehr der Einzige ist, der Spuren legen darf.“

Cian nickte, langsam, aber entschieden.

„Passt auf“, sagte er. „Er wird euch dafür hassen. Und glauben wir eins: Hass ist ihm lieber als Gleichgültigkeit. Wenn er euch hasst, hat er euch auf dem Schirm. Aber genau da wollt ihr jetzt sowieso hin, oder?“

Ich sah zu Roisin. Sie zuckte mit den Schultern.

„Wir stehen sowieso schon im Lichtkegel“, sagte sie. „Dann können wir auch anfangen, auf den Boden zu malen.“

Draußen vor dem Fenster kroch eine verschwommene Sonne durch die Wolken, als hätte sie vergessen, wie man richtig scheint.

Der Junge, der zu viel wusste, hatte uns eine kleine, unscheinbare Dose gegeben.

Und ich ahnte, dass die Spur, die in meinem Kamin begann, bald nicht mehr nur aus Farben bestehen würde.

Spur aus Goldstaub

Die Dose mit dem Staub fühlte sich an, als würde ich Beweismaterial aus einem völlig anderen Verfahren transportieren. Kein Gewicht, kaum Volumen – und trotzdem hatte ich ständig das Gefühl, ich müsste sie mit beiden Händen festhalten, damit sie mir nicht durch die Finger rutscht und sich in jede Ritze des Dorfes verteilt.

Auf dem Weg zurück zu meinem Haus sagte keiner viel. Roisin trug ihren Ordner, ich die Blechdose, und zwischen uns liefen unsichtbare Verbindungen: Feld, Hügel, Moor, Kamin, Schornstein, ein Junge mit einem zu großen Rucksack und ein alter Mann, der zu lange geschwiegen hatte.

„Wenn du die fallen lässt“, sagte Roisin schließlich, „haben wir ein Problem, das sich sehr schlecht staubsaugen lässt.“

„Keine Sorge“, murmelte ich. „Ich habe selten etwas so ungern verloren wie diesen Schrott.“

Das Haus stand da wie immer, gleichgültig, ein bisschen beleidigt, aber äußerlich harmlos. Ich hatte inzwischen aufgehört zu hoffen, dass es jemals anders aussehen würde. Vielleicht ist

das der Trick solcher Orte: Sie verändern sich nie, damit du irgendwann glaubst, du hättest dir alles nur eingebildet.

In der Küche stellte ich die Dose vorsichtig auf den Tisch, als müsste ich sie vor einem Sprengkommando abgeben. Die Gläser über dem Herd schimmerten stumm, die Münzen im Salz lagen, als hätten sie nie etwas anderes getan.

„Also gut“, sagte Roisin. „Wir haben Material. Einen Schornstein mit Kamera. Und jemanden da draußen, der nicht mag, wenn seine Reste die Seiten wechseln.“

„Plan ist?“, fragte ich.

„Ein klassisch schlechter“, antwortete sie. „Wir provozieren jemanden, der Regenbögen ins Moor schmeißt, mit einem Haufen abgestandenem Glitzer, während wir ihn von oben filmen.“

„Klingt wie ein normaler Freitag“, meinte ich.

Sie klappte ihren Ordner auf, legte ein frisches Blatt bereit. „Wir halten alles fest“, sagte sie. „Zeit, Ort, Menge, Reaktion. Wenn er überhaupt reagiert. Vielleicht ignoriert er uns auch und wir sitzen da wie zwei Idioten, die Staub in ihren Kamin streuen.“

„Ich hab Schlimmeres in Kamine geworfen“, sagte ich. „Zumindest riecht das hier nicht nach Raclette von Weihnachten 2003.“

Ich öffnete die Dose. Der Staub darin wirkte im Tageslicht noch unscheinbarer. Kein Gold, kein Funkeln, nur dieses matte Schimmern, das eher Erinnerung war als Licht.

„Wie viel nehmen wir?“, fragte ich.

„Nur einen Teil“, sagte Roisin. „Cian hat den Rest Jahrzehnte aufgehoben. Wir sollten ihm nicht alles klauen. Außerdem – wenn wir alles auf einmal verballern und er merkt, wie sehr es ihn nervt, haben wir keine Reserve.“

Ich knüllte innerlich bei dem Wort „verballern“, nahm dann aber trotzdem zwei Fingerspitzen voll. Der Staub fühlte sich anders an als erwartet. Nicht trocken wie Sand, nicht kalt wie Metallspäne. Eher wie sehr feiner, lauwarmer Zucker, der beschlossen hat, sich nicht aufzulösen.

„Und wohin damit?“, fragte ich. „In den Kamin? Auf den Boden? Unter die Tür?“

Roisin deutete Richtung Wohnzimmer. „Dorthin, wo seine neue Achse läuft“, sagte sie. „Zwischen Kamin und Flur. Du hast die Linie auf dem Band gesehen. Er versucht, sich da eine Straße zu legen. Genau da legen wir ihm was hin.“

Wir gingen ins Wohnzimmer. Der Kamin war dunkel, die Öffnung ein schwarzer Mund, in dessen Rachen die Kamera hing. Vom Sofa aus sah man den Durchgang zur Küche und, schräg dahinter, den Flur mit der Wand, an der unsere Hausregeln klebten. Die gedachte Linie dazwischen war inzwischen so fest in meinem Kopf, dass ich sie fast gemalt sah.

„Hier“, sagte ich. Ich kniete mich an die Kante, wo Wohnzimmer in Flur überging, und streute den Staub in einem schmalen Bogen über die Dielen. Kein großes Drama, keine rituelle Geste – einfach eine Spur, vielleicht drei Handbreit, nicht mehr.

Im richtigen Licht sah man sie kaum. Nur, wenn der Schein aus der Küche im Winkel kam, schimmerte etwas. Nicht schön, nicht verlockend, eher wie der Rest eines Feuerwerks, das vor Monaten mal beeindruckend war.

„Er wird es sehen“, sagte Roisin.

„Er sieht doch alles“, sagte ich. „Das ist sein Problem.“

Sie blieb einen Moment neben mir stehen, betrachtete die Spur, dann sah sie hinauf in den Kamin. Man hörte die Kamera nicht, sie war noch aus, das Band innen gespannt wie ein Atem, der angehalten wird.

„Wir schalten erst bei Dunkelheit ein“, sagte sie. „Ich will sehen, was passiert, wenn er denkt, die Bühne gehört ihm allein. Tagsüber ist er vorsichtig. Nacht ist seine Lieblingssendezeit.“

„Bis dahin haben wir also Freizeit“, murmelte ich.

„Bis dahin essen wir etwas und tun so, als wären wir normale Leute mit normal hässlichen Teppichen“, sagte sie. „Aber vorher…“

Sie ging zum Flur, blieb vor den Blättern an der Wand stehen, las sie nicht laut, aber mit den Augen, als würde sie prüfen, ob sie noch da waren, noch dieselben Worte trugen.

„Eine Regel fehlt“, sagte sie.

„Welche?“, fragte ich.

„In diesem Haus gilt: Reste von ihm gehören uns“, sagte sie. „Nicht mehr ihm. Egal, ob Münzen, Staub, Farben oder Stimmen auf Band. Was wir aufheben, ist nicht sein Eigentum. Es ist Beweis. Das solltest du ergänzen.“

Ich holte einen Stift, schrieb auf das Blatt unter den anderen Punkten:

„11. Alles, was von ihm bleibt und nicht mehr an ihm hängt (Staub, Münzen, Bilder, Aufnahmen), gehört ab dem Moment der Sicherung nicht mehr ihm, sondern uns. Es wird nicht zurückgegeben.“

Die Formulierung war sperrig, beinahe lächerlich bürokratisch. Genau das machte sie mir sympathisch.

„Und wenn er doch versucht, es zurückzuholen?“, fragte ich.

„Dann verstößt er gegen unsere Hausordnung“, sagte sie. „Und das kann durchaus Konsequenzen haben, auch wenn wir die gerade erst erfinden.“

Der Nachmittag zog sich, wie Nachmittage das tun, wenn man auf etwas wartet, von dem man hofft, dass es ausnahmsweise nicht passiert. Niamh brachte Brot vorbei, angeblich, weil es sonst trocken würde, in Wirklichkeit, weil sie sehen wollte, wie der Staub aussah.

Sie blieb an der Schwelle vom Wohnzimmer stehen, sah auf die Spur am Boden und pfiff leise durch die Zähne. „Da haben wir ihn aber in seinen guten Sachen erwischt“, sagte sie. „So sieht er aus, wenn er sich Mühe gibt.“

„Wird er merken, dass wir ihm was abgenommen haben?“, fragte ich.

„Er merkt alles, was nicht mehr da ist“, sagte sie. „Die Frage ist nur, ob es ihn mehr nervt, dass es fehlt – oder dass es bei dir liegt.“

„Ich tippe auf zweiteres“, sagte Roisin.

„Ich auch“, sagte Niamh.

Als es Abend wurde, schalteten wir keine Lampen mehr ein als nötig. In der Küche eine, im Wohnzimmer eine kleine neben dem Sofa. Der Rest des Hauses lag in einem Halbdunkel, das von außen harmlos aussah und von innen wie eine Einladung wirkte.

Ich holte die Kamera aus der Küche, prüfte Akku und Kassette, kletterte wieder halb in den Kamin und befestigte sie an ihrem Platz. Der Draht hielt, das Objektiv zeigte schräg hinunter, genau auf die Stelle, an der die Staubspur begann.

„Band läuft“, sagte ich, als ich auf Aufnahme drückte. Die kleine rote LED flackerte kurz auf, verschwand dann im Schacht.

Wir entschieden, im Wohnzimmer zu bleiben. Nicht direkt neben dem Kamin, nicht auf dem Staub, aber im Raum. Es war eine merkwürdige Art von Mutprobe: nicht weggehen, nicht weggucken, aber auch nicht aktiv nach Ärger suchen.

„Wenn er uns heute Nacht was zeigt, will ich es sehen, ohne die Pause-Taste zu brauchen“, sagte Roisin. „Ich will wissen, ob er anders wirkt, wenn er merkt, dass da unten nicht nur seine Linien liegen.“

Wir setzten uns aufs Sofa. Zwischen uns der Couchtisch, auf dem eine Kanne Tee stand, die niemand wirklich trinken wollte. Die Gläser in der Küche waren aus dieser Perspektive nicht zu sehen, aber ich wusste, dass sie da waren. Drei kleine, trotzig klare Feststellungen in einem Haus, das ansonsten sehr viel mit Halbschatten arbeitet.

„Meinst du, er versteht, was Staub ist?“, fragte ich.

„Er versteht Besitz“, sagte sie. „Staub ist ihm egal, solange er denkt, dass er ihm gehört. Wenn er merkt, dass du ihn als Spur benutzt, sieht er ihn anders. Dann ist es Verrat.“

„Du redest von ihm, als wär er ein Exfreund mit Kontrollproblem“, sagte ich.

„So ungefähr ist es auch“, sagte sie. „Eine lange, toxische Beziehung zwischen diesem Landstrich und etwas, das nicht gehen will. Nur dass es keine gemeinsame Wohnung gibt, sondern einen Hügel, ein Feld und ein paar schlecht isolierte Häuser.“

Die erste Stunde passierte nichts. Zumindest nichts, was nicht in jede Statistik für knarzende Altbauten passte. Holz arbeitete, Rohre gluckerten, der Wind fing an, sich in den Dachrinnen zu langweilen.

Es war fast gemütlich, wenn man vergaß, dass über uns eine Kamera mitlief und auf dem Boden eine Spur aus fremdem Staub lag.

„Wenn jetzt jemand reinkäme, würde er denken, wir spielen ein sehr schlechtes Gesellschaftsspiel“, sagte ich leise.

„Im Grunde tun wir das auch“, meinte sie. „Spielregeln: Du darfst nicht aufstehen, wenn es klopft. Du darfst nicht antworten, wenn er deine Stimme benutzt. Und du darfst dich nicht bücken, wenn der Staub sich bewegt.“

„Großartig“, sagte ich. „Fehlt nur noch ein Würfel.“

Es wurde später. Das Licht aus der Küche war inzwischen der einzige klare Helligkeitsfleck im Haus. Das Wohnzimmer lag in einem weichen, unentschiedenen Dämmer, gerade hell genug, um die Konturen der Möbel zu erkennen, gerade dunkel genug, um jede Ecke als möglichen Schauplatz zu verdächtigen.

Ich merkte, wie ich anfing, auf die Uhr zu schielen, dann auf den Flur, dann wieder auf die Staubspur. Nichts. Nur Dielen, matt, Staub, matt, Luft, schwer.

„Vielleicht ist das seine Rache“, sagte ich. „Er lässt uns einfach stundenlang warten und macht… nichts.“

„Warten ist seine Spezialität“, sagte sie. „Aber er ist neugierig. Er wird wissen wollen, warum sein Staub nicht da ist, wo er ihn gelassen hat.“

Kurz darauf passierte etwas, das ich fast übersehen hätte. Kein Klopfen, kein Lichtblitz – nur eine Veränderung in der Temperatur. Ein Luftzug, der nicht zur Heizung passte, nicht zum Wind draußen.

Es war, als würde jemand die Tür aufmachen, ohne dass eine Tür sich bewegte. Ein Hauch von Kälte, der vom Flur her kam, sich über den Boden legte, an den Knöcheln entlangstrich.

Ich sah zur Staubspur.

Sie bewegte sich nicht.

Aber die Luft darüber flackerte. Ganz leicht. Als hätte jemand eine Kerze daneben gestellt, die man nicht sehen konnte.

„Spürst du das?“, fragte ich.

„Ja“, sagte Roisin. Sie hatte die Hände auf die Knie gelegt, als müsse sie verhindern, dass sie etwas Dummes taten, wie aufstehen und näher rangehen.

Die Kälte wurde einen Hauch stärker. Nicht dramatisch, nicht filmreif. Eher wie die Vorwarnung eines offenen Fensters in einem anderen Stockwerk.

Im Kamin hörte ich plötzlich wieder dieses leise Surren. Kein Summen wie in der Nacht zuvor, eher ein zarteres Geräusch. Der Motor, der arbeitete, das Band, das lief.

„Er hat gemerkt, dass da oben jemand zuhört“, sagte Roisin.

„Vielleicht mag er Publikum“, sagte ich.

„Vielleicht hasst er es“, entgegnete sie.

Dann sah ich es.

Kein Regenbogen, kein Blitz.

Nur ein leichtes, kaum sichtbares Glitzern, direkt in der Spur. Ein paar der Partikel schienen einen Moment lang heller zu werden. Nicht überall, nicht gleichzeitig – nur an zwei, drei Stellen, als hätte jemand mit einer winzigen, unsichtbaren Pinzette drin herumgestochert.

Es war, als würde etwas prüfen, was wir ihm da hingelegt hatten.

Kein Wind. Kein Schritt. Keine sichtbare Hand.

Nur dieses kurze, beleidigte Aufleuchten von Staub, der nicht wusste, auf welcher Seite er stehen sollte.

Die Kälte im Raum zog sich wieder zurück.

Und ich hatte das Gefühl, dass irgendwo, hinter Wand, Dach und Hügel, jemand kurz die Zähne zusammenbiss.

Die Nacht hatte noch nicht einmal richtig angefangen.

Aber seine Spur hatte beschlossen, dass sie nicht mehr nur ihm gehörte.

Das Glitzern war so schwach, dass man es übersehen konnte, wenn man unbedingt normal bleiben wollte. Leider saß ich neben jemandem, der beruflich darauf trainiert war, nichts zu übersehen, und war selbst der Idiot gewesen, der Staub ins Wohnzimmer gestreut hatte.

„Nicht bewegen“, sagte Roisin. „Weder du noch er.“

Als hätte ich vorgehabt, elegant durch die Spur zu stapfen. Ich saß wie festgenagelt auf dem Sofa, nur die Augen arbeiteten, hin und her, zwischen Flur, Kamin und dem schmalen Bogen aus Staub auf den Dielen.

Ein paar Körnchen leuchteten noch einmal kurz auf, dann wurden sie wieder matt. Es war kein echtes Leuchten, eher ein Erinnern daran, dass sie einmal geglänzt hatten. Wie Leute, die zu lange gelebt haben, um noch an ihre eigenen Jugendfotos zu glauben.

Die Luft über der Spur flackerte weiter. Kein Wind, kein sichtbarer Auslöser – nur diese minimale Verzerrung, als würde irgendetwas versuchen, durch den Boden zu atmen.

„Er tastet ab“, murmelte Roisin. „Wie ein Dieb, der sich nicht sicher ist, ob die Alarmanlage scharf ist.“

„Vielleicht will er nur seinen Pfand zurück“, sagte ich. „Leergut-Gold, zurück zum Absender.“

„Das ist nicht mehr seins“, erinnerte sie mich. „Du hast es an die Wand geschrieben. Reste gehören uns.“

Die Kälte, die vom Flur kam, kroch jetzt in den Raum, legte sich über die Knöchel, stieg die Schienbeine hoch. Es war keine brutale Frostwand, eher dieses Krankenhauskalt: technisch, unpersönlich, mit der stillen Botschaft, dass hier niemand ist, der sich für dein Wohlbefinden interessiert.

Im Kamin summte die Kamera leise. Ich stellte mir vor, wie dieses kleine Band sich drehte, Bild für Bild fraß, während irgendwas Unsichtbares auf unseren Dielen herumfingerte.

„Wenn er klug wäre, würde er so tun, als interessiere ihn das nicht“, sagte Roisin. „Einfach drüber hinweggehen. Aber er ist eitel. Er erträgt es nicht, wenn etwas, das einmal ihm gehört hat, plötzlich eine andere Funktion kriegt.“

„Willkommen im Club“, murmelte ich. „So fühlen sich Leute, deren Ex mit ihrem Lieblingspulli auftaucht.“

Ein paar Körnchen in der Mitte der Spur begannen sich zu bewegen. Nicht fliegend, nicht schwebend – rollend, als hätte jemand eine unsichtbare Fingerspitze mittenrein gedrückt und schob sie langsam in eine Richtung.

Nach links. Richtung Kamin.

Ich hielt unwillkürlich den Atem an.

Der Staub rutschte nicht in einer schönen, gleichmäßigen Linie. Er zögerte, blieb hängen, stockte, zog dann ein kleines, schiefes Muster hinter sich her. Ein Teil blieb zurück, ein anderer klumpte sich. Es sah aus wie ein missglückter Versuch, eine neue Spur zu legen – nur diesmal unter unseren Bedingungen.

„Er will den Anschluss“, flüsterte Roisin. „Vom Staub zum Schornstein, von der Spur zur Achse. Wenn er sie verbinden kann, gehört sie wieder ihm.“

„Und wenn nicht?“, fragte ich.

„Dann hat er ein Loch in seiner Leitung“, sagte sie. „Und Löcher sind das Einzige, was er wirklich hasst.“

Die Kälte im Raum schwankte. Ein Hauch wärmer, dann wieder kälter, als würde sich jemand konzentrieren und erschrecken zugleich.

Die Staubspur ließ sich nicht ganz überzeugen. Die Körnchen in der Mitte rollten ein Stück, dann stoppten sie, als hätten sie eine unsichtbare Grenze erreicht. Der vordere Teil bildete

einen kleinen, helleren Fleck, der dem Kamin näher war. Der hintere Teil blieb störrisch dort, wo ich ihn gestreut hatte.

„Er kriegt nicht alles zurück“, sagte ich leise. „Nur den Teil, der will.“

„Es ist nicht sein Wollen“, sagte Roisin. „Es ist seine Trägheit. Staub bewegt sich dahin, wo am meisten gezogen wird. Der Rest bleibt bei dem, der ihn festhält. Frage ist: Wer hält hier mehr?“

Als Antwort gab es ein neues Geräusch. Kein Klopfen – dafür hätte ich inzwischen ein eigenes Nervensystem gehabt. Es war eher ein tiefes, leises Schaben aus der Wand. Nicht aus der unter der Treppe, nicht vom Feld her. Aus der Richtung, in der die Rohre liefen.

Es klang wie eine Stimme, die sich nicht entscheiden konnte, ob sie sprechen oder nur kratzen wollte.

„Rohr“, sagte ich. „Das kommt aus dem Rohr.“

„Regel sieben“, sagte Roisin automatisch. „Keine Gespräche mit Stimmen ohne Körper.“

„Vielleicht ist es nur Kalk“, flüsterte ich.

„Vielleicht“, sagte sie. „Und vielleicht hat er sich vorgenommen, ab jetzt regelmäßig deine Wasserleitung zu entkalken. Bleib sitzen.“

Das Schaben wurde einen Moment klarer, dann wieder dumpfer. Es war, als würde jemand weit hinten im Metall seinen Namen mit einem stumpfen Nagel schreiben. Kein Wort, kein Satz – nur diese Idee von Sprache, die noch nicht fertig war.

Die Kamera summte weiter.

„Er mag es nicht, wenn du zwei Fronten gleichzeitig aufmachst“, sagte Roisin. „Staub auf dem Boden, Auge im Schornstein, Zettel an der Wand. Zu viel Widerspruch in seiner eigenen Bühne.“

„Vielleicht sollte ich ihm auch noch einen Leserbrief ans Rohr schicken“, sagte ich.

„Wenn du anfängst, mit dem Abfluss zu diskutieren, haben wir ein anderes Problem“, meinte sie.

Das Schaben hörte so abrupt auf, wie es begonnen hatte. Die Kälte zog sich zurück, als hätte jemand die Kühlschranktür zugeschlagen. Der Staub auf dem Boden bewegte sich nicht mehr.

Wir blieben sitzen, viel länger, als vernünftig war. Zwei Gestalten auf einem Sofa, die in einen Flur starrten, als wäre dort eine unsichtbare Zirkusnummer angekündigt.

„Das war’s für den Moment“, sagte Roisin irgendwann. „Er hat probiert. Staub gezogen, Rohre gewürzt. Jetzt wartet er, wie wir reagieren.“

„Ich reagiere, indem ich mir einen anderen Teppich wünsche“, murmelte ich.

„Du reagierst, indem du exakt nichts tust“, korrigierte sie. „Das ist jetzt der schwerste Teil. Nichts. Nicht fegen, nicht zählen, nicht drauf rumdenken, bis du Gesichter im Staub siehst. Wir lassen das liegen, wie es ist, bis morgen.“

„Und wenn ich nachts pinkeln muss?“, fragte ich.

„Dann hebst du die Füße“, sagte sie. „Mehr nicht.“

Wir blieben noch eine Weile im Wohnzimmer, bis die Müdigkeit nicht mehr nur eine Option war, sondern eine biologische Tatsache. Die Uhr im Flur kroch auf Zeiten zu, von denen ich beschlossen hatte, dass ich sie nicht mehr anschauen wollte.

„Ich geh rauf“, sagte ich schließlich. „Wenn ich hier unten einschlafe, wache ich garantiert mitten in der Spur auf.“

„Ich bleib noch ein bisschen“, sagte Roisin. „Ich möchte hören, ob er sich traut, die Rohre noch mal zu benutzen, wenn du nicht mehr im Raum bist.“

„Du weißt, dass das nicht als romantischer Satz durchgeht, oder?“, fragte ich.

Sie grinste schief. „In meiner Welt ist das die romantischste Version von ‚Ich halte Wache‘, die ich habe.“

Oben im Schlafzimmer war es kälter als mir lieb war, aber normal kalt. Die Art, bei der man darüber nachdenkt, ob man die Heizung höher dreht, nicht die, bei der man sich fragt, ob man unwissentlich in einer Leichenhalle eingezogen ist. Ich zog die Decke bis zur Nase, lauschte nach oben, nach unten, nach innen.

Das letzte, was ich hörte, bevor der Schlaf mich erwischte, war das leise Summen aus dem Kamin irgendwo mitten durchs Haus.

Ein Band, das lief.
Staub, der nicht mehr da war, wo er hingelegt worden war.
Rohre, die sich eine neue Sprache angewöhnt hatten.

Als ich aufwachte, war es hell. Die Art von hell, die nicht viel verspricht, aber immerhin genug Licht hat, um den Boden zu sehen. Ich ging als erstes ins Wohnzimmer, noch barfuß, die Luft kühl, aber nicht feindlich.

Die Staubspur war noch da.

Aber sie war nicht mehr dieselbe.

Der vordere Teil, näher am Kamin, war zu einem kleinen, dichten Fleck zusammengeschoben, als hätte jemand ihn mit einer Fingerspitze zusammengekratzt. Der hintere Teil war breiter geworden, feiner verteilt, als hätte er sich geweigert, hinterherzuziehen und stattdessen lieber in der Breite gestreut.

Es sah aus wie eine Miniaturkarte. Ein Knoten, eine Straße, ein ausfransender Rand.

„Nicht anfassen“, sagte Roisin hinter mir. Sie war schon wach, saß am Küchentisch mit einem Stift in der Hand, als hätte sie die ganze Nacht dagelegen und nur darauf gewartet, den ersten Eindruck des Morgens aufzuschreiben.

„Hätt ich nicht vorgehabt“, sagte ich. „Ich fass momentan nicht mal mehr Salz ohne Handschuhe an.“

„Gut“, meinte sie. „Dann können wir jetzt die zweite Hälfte des Experiments machen.“

„Die mit dem Band“, sagte ich.

„Genau“, sagte sie. „Mal sehen, wie begabt er als Choreograf wirklich ist.“

Im Kamin hing die Kamera noch an ihrem Draht, ungerührt, als hätte sie nur eine Nacht im Schacht geschlafen. Ich stieg wieder halb rein, drückte auf Stop, hörte das vertraute Surren, das endete wie ein Seufzer. Cassette raus, Klappe zu, zurück an den Tisch.

Der Moment, in dem man auf Play drückt, ist immer derselbe: ein kurzes, kindisches Hoffen, dass nichts drauf ist, gefolgt von der Angst, dass sehr viel drauf ist.

Das Bild sprang an. Wohnzimmer, von oben, in diesem fahlen, unentschlossenen Kameralicht. Sofa, Tisch, Durchgang, ein Stück Flur, die Wand mit den Regeln als heller Fleck. Und unten, genau an der Grenze, ein blasser Bogen Staub.

„Da“, sagte ich. „Vor dem Theater.“

Wir spulten vor, bis der Raum dunkler wurde. Die Helligkeit nahm ab, das Bild wurde grobkörniger. Ich konnte im Video sehen, wie wir auf dem Sofa saßen: zwei dunkle, stumme Figuren, leicht nach vorne gebeugt, wie Statisten, die vergessen haben, dass sie im Hintergrund nicht spielen sollen.

„Wir sehen aus wie Leute, die auf einen schlechten Zaubertrick warten“, murmelte ich.

„Warte“, sagte Roisin. „Gleich kommt der Kaninchenersatz.“

Der Moment, den ich nachts als Temperaturwechsel gespürt hatte, war im Bild ein kaum sichtbarer Umschlag im Korn. Die Schatten wurden tiefer, der Raum wirkte dichter, obwohl kein Licht angegangen oder ausgegangen war.

Dann sah man es: Der Staub in der Mitte der Spur zog sich zusammen. Nicht wie von einem Luftzug; er floss nicht in eine Richtung, sondern knubbelte sich, als hätte jemand von oben gedrückt. Ein kleiner, heller Fleck entstand, der sich langsam, zäh, Richtung Kamin schob.

„Da“, sagte Roisin. „Siehst du den Zug?“

„Ja“, sagte ich. „Er will den Anschluss.“

Im Flurbereich, weiter hinten, blieb der Staub liegen. Nur ein paar Partikel bewegten sich, zitterten, gingen wieder zurück. Der vordere Teil rutschte, stoppte, rutschte wieder, millimeterweise, als würde irgendetwas seine Kraft in den Boden drücken.

„Er zieht nur das, was er greifen kann“, sagte sie. „Der Rest bleibt bei uns.“

Im Bild, weit oben, sah man, wie unsere Schultern sich minimal anspannten. Es war merkwürdig, sich selbst als Teil dieser Szene zu sehen – zwei Menschen, die nichts tun, und eine Spur Staub, die mitten in einem dunklen Raum ihre Loyalität überprüft.

„Spul weiter“, sagte sie. „Guck, ob er mehr macht.“

Wir taten es. Der vordere Fleck kam ein Stück näher an den Kamin, blieb dann stehen. Im Kamin selbst war nichts zu sehen – nur dunkler Schacht. Keine Hand, kein Schatten, der nach unten griff.

Dann, einige Minuten später, flackerte die Luft über der Spur. Nicht bunt wie beim Regenbogen an der Wand, sondern farblos, wie warme Luft über Asphalt.

„Da war die Kälte“, murmelte ich. „So hat sie sich angefühlt.“

„Du hast Kälte gemerkt, die Kamera sieht Hitze“, sagte sie. „Er spielt mit beidem. Hauptsache, du glaubst, der Raum gehört ihm.“

Das Band lief weiter. An einer Stelle, die ich nur an der Position unserer Körper erkannte – ich hatte mich da kurz bewegt, weil mir das Bein eingeschlafen war –, hörte man im Video einen minimalen Ruck in der Peripherie. Etwas im Flur vibrierte.

„Da war das Rohr“, sagte ich.

Im Bild war es nur ein leichtes Zittern an der Wand, die die Leitung verdeckte. Kein Ton, kein sichtbares Kratzen. Nur dieses Mikro-Beben, das man übersieht, wenn man nicht darauf achtet.

„Er hat nicht gelernt, dass wir Ton abgeschaltet haben“, sagte Roisin. „Er schabt, und die Kamera zuckt nur mit den Pixeln.“

Wir schauten die Nacht bis zu dem Moment, an dem wir ins Bett gingen und nur noch Möbel im Bild blieben. Der Staub lag in zwei Teilen: vorne knubbelig, hinten breit. Keine weiteren Bewegungen, keine neuen Lichtspiele.

Am Ende spuckte die Kamera das letzte Flackern aus und sprang auf Stopp.

„Also“, sagte Roisin. „Ergebnis: Er reagiert. Er zieht. Er versucht zu verbinden. Er kratzt an den Rohren. Er ignoriert die Zettel nicht. Und er kriegt nicht alles zurück, was er will.“

„Das ist mehr, als ich je über einen unsichtbaren Hausbesetzer wissen wollte“, sagte ich.

Sie grinste, aber es war ein müdes Grinsen. „Der Staub bleibt vorerst liegen“, sagte sie. „Er ist jetzt Grenze. Dein Bogen. Deine Linie. Von hier nach da.“

„Und was ist mit dem Rest seiner Linien?“, fragte ich. „Feld, Hügel, Keller?“

Ihr Blick wanderte unwillkürlich in Richtung Flur, zu der Tür unter der Treppe, die man von hier nicht sehen konnte, aber alle fühlten.

„Der Keller hat jetzt ein Problem“, sagte sie. „Er ist nicht mehr der einzige Ort, an dem seine Reste liegen. Und Dinge, die eifersüchtig sind, machen Fehler.“

Ich sah auf die Spur, die es nicht mehr ganz bis zum Kamin geschafft hatte. Auf den kleinen, hellen Knoten, der näher zur Feuerstelle gerutscht war. Auf den breiten, störrischen Rest, der sich geweigert hatte, mitzugehen.

Zum ersten Mal seit Tagen hatte ich das Gefühl, dass nicht nur wir gezogen wurden.

Er wurde es auch.

Und irgendwo da unten, hinter einer Tür, die seit Jahrzehnten zu war, schnappte jemand leise mit der Zunge, weil er merkte, dass über seinem Kopf eine neue Linie gezogen worden war.

Nicht von ihm.

Sondern von uns.

Es ist erstaunlich, wie schnell man sich daran gewöhnt, dass der eigene Wohnzimmerboden zur Frontlinie geworden ist. Früher habe ich mir Sorgen gemacht, ob die Dielen quietschen, wenn Besuch kommt. Jetzt fragte ich mich, ob sie leuchten würden, wenn sich der falsche Wind darüber legte.

Roisin ließ das Band auslaufen und legte die Kassette neben die erste. Zwei Nächte kamen sich so nah, dass sie sich fast berührten. Daneben lag Cians Blechdose, zugeklappt, als würde sie beleidigt schmollen, weil wir ihr einen Teil des Inhalts geklaut hatten.

„Wir müssen den Krempel strukturieren“, sagte sie. „Sonst hast du bald mehr Beweise als Teller.“

„Beweise wofür?“, fragte ich. „Dass Staub nicht dahin will, wo man ihn hinlegt?“

„Beweise dafür, dass er nicht mehr alles kontrolliert“, sagte sie. „Und dass er sich an Dingen stößt, die nicht von ihm sind. Deine Hausordnung. Unsere Kamera. Cians Staub. Das sind alles kleine, hässliche Stolpersteine. Er wird versuchen, sie wegzuräumen. Das ist, wenn wir genau hinschauen müssen.“

Sie blätterte in ihrem Ordner, machte neue Spalten, schrieb „Staubspur – Nacht 2“ darüber, als wäre es ein Laborversuch, bei dem niemand zugeben will, dass das Versuchstier seit Jahrzehnten im Untergrund lebt.

Ich stand wieder im Wohnzimmer, ein paar Schritte entfernt von der Spur. Der Knoten näher am Kamin sah aus, als hätte jemand versucht, ein Loch im Boden mit etwas zu stopfen, das nicht ganz passte. Der hintere Rest lag breit und flach da, wie ein Tier, das beschlossen hat, sich tot zu stellen.

„Ich hab ein Problem“, sagte ich.

„Nur eins?“, fragte sie.

„Theoretisch“, fuhr ich fort. „Wenn ich irgendwann wieder leben will wie ein Mensch mit normaler Wohnung und nicht wie der Verwalter einer paranormalen Grenzzone, muss ich hier irgendwann mal… putzen.“

„Dann schaff dir einen Teppich an, den du wegrollen kannst“, sagte sie. „Bis dahin bleibt das so. Kein Staubsauger, keine Besen, keine lustigen Wischmop-Experimente. Wenn du an dieser Spur herumdokterst, weiß er nicht mehr, welche Bewegung von ihm kam und welche von dir. Und dann dreht er noch mehr durch.“

„Er dreht jetzt schon mehr durch, als im Mietvertrag stand“, murmelte ich.

„Willkommen im Nachtragsgeschäft“, sagte sie.

Ich ging in die Küche, einfach, um einen Raum zu betreten, in dem der Boden noch nicht unterteilt war. Die Gläser über dem Herd standen, wo sie sollten. Die Münzen darin lagen, als hätten sie nie irgendwo anders existiert. Trotzdem kam es mir vor, als würden sie wachsam sein, als würden sie die kleinsten Schwingungen im Haus registrieren.

„Was, wenn er sich jetzt etwas Neues sucht?“, fragte ich über die Schulter. „Etwas, das nicht Kamera, Staub oder Gläser ist? Wir können nicht jeden Gegenstand hier adoptieren.“

„Er hat schon etwas Neues“, sagte Roisin. „Liam. Und Cian. Und dich. Menschen sind ihm lieber als Dinge. Dinge lassen sich schlecht erpressen.“

„Sehr beruhigend“, sagte ich trocken. „Also sollen wir alle kleinen Menschen, die er interessant findet, einsammeln und im Wohnzimmer kreiseln lassen?“

„Noch nicht“, sagte sie. „Aber wir sollten damit anfangen, dass keiner mehr allein bleibt mit dem, was er hört oder sieht. Das ist seine älteste Masche: Isolation. Du bist nie so verwundbar wie in der Minute nach dem Satz ‚War bestimmt nur meine Einbildung‘.“

„Ich hab jahrzehntelang von meiner Einbildung gelebt“, sagte ich. „Ich war ganz zufrieden damit, dass keiner sie ernst genommen hat. Und jetzt hab ich plötzlich ein Publikum aus Gläsern, Staub und einer pensionierten Polizistin.“

„Du wolltest Ruhe“, sagte sie. „Ruhe ist vorbei. Jetzt gibt’s Arbeit.“

Sie klappte den Ordner zu und rieb sich die Augen. Die Müdigkeit hing ihr wie ein grauer Schatten im Gesicht, aber darunter war etwas Hartnäckiges, das ich nicht einordnen konnte. Vielleicht war es das, was Leute meinen, wenn sie von Berufung reden, nur ohne himmlische Absenderadresse.

„Was steht als Nächstes auf deinem internen Einsatzplan?“, fragte ich.

„Erstens: Cian weiter ausquetschen, solange er redet“, sagte sie. „Zweitens: mit Niamh und dem Jungen klären, wie wir verhindern, dass er noch mehr Kinder zu Statisten macht. Drittens…“ – ihr Blick glitt unwillkürlich zur Wand, hinter der die Tür unter der Treppe lag – „…klären, was genau da unten eigentlich auf seinen Einsatz wartet.“

„Der Keller ist nicht im Vertrag“, sagte ich automatisch.

„Genau“, antwortete sie. „Das ist sein Lieblingsargument. Alles, was nicht auf Papier steht, erklärt er zur Höflichkeitszone. Wir haben angefangen, Regeln für oben zu schreiben. Früher oder später werden wir welche für unten brauchen.“

Ich hatte gehofft, dass dieser Satz erst irgendwann im nächsten Leben fallen würde.

„Du willst wirklich da runter“, sagte ich.

„Ich will wissen, womit ich es zu tun habe“, sagte sie. „Ich renne ungern gegen Türen, deren andere Seite ich mir nur zusammenfantasiere. Aber wir gehen nicht heute. Heute hat er genug Aufmerksamkeit bekommen.“

„Du meinst, er soll erst mal mit seinem halben Staub und seiner beleidigten Rohrstimme klarkommen“, sagte ich.

„So ungefähr“, sagte sie. „Wir machen was anderes, was er hasst.“

„Noch was?“, fragte ich. „So langsam geht mir die Liste der Dinge aus, die er nicht mag.“

„Wir reden mit Leuten“, sagte sie. „Und zwar nicht im Flüsterton und nicht in halben Sätzen. Wir fangen damit an, dass wir diesem Dorf ganz langsam die Möglichkeit nehmen, so zu tun, als wäre das hier eine normale Küste mit normalem Scheißwetter.“

„Du willst ihn in die Öffentlichkeit zerren“, sagte ich. „Zumindest in die, die hier zählt.“

„Ich will, dass er nicht mehr allein entscheidet, wie seine Geschichte erzählt wird“, sagte sie. „Wir müssen nicht gleich eine Prozession mit Transparenten machen. Aber wir können anfangen, Dinge auszusprechen, die er jahrelang nur als Andeutung im Raum stehen ließ.“

„Cian hat das halbe Leben gebraucht, um wieder einen ganzen Satz über ihn zu sagen“, gab ich zu bedenken.

„Dann sorgen wir dafür, dass Liam nicht so lange braucht“, sagte sie. „Und dass Niamh nicht die Einzige bleibt, die im Laden weiß, wie es sich anfühlt, wenn der Boden atmet.“

Ich stellte zwei Tassen auf den Tisch, mehr aus Reflex als aus echtem Kaffeebedarf. Die Hände wollten etwas tun, das nichts mit Staub und Band zu tun hatte.

„Und du?“, fragte ich. „Was willst du, abgesehen von einer sauberen Akte und einem ruhigen Gewissen?“

Sie dachte einen Moment nach, als hätte sie sich diese Frage länger nicht gestellt.

„Ich will, dass er irgendwann an eine Wand stößt“, sagte sie. „Eine, die er nicht selbst gebaut hat. Vielleicht ist es deine Hausordnung. Vielleicht eine Kassette. Vielleicht ein Junge, der sagt: ‚Nein, diesmal nicht.‘ Mir ist egal, was es ist – Hauptsache, er merkt, dass er nicht mehr der Einzige ist, der hier Regeln macht.“

„Und wenn diese Wand ich bin?“, fragte ich.

„Dann solltest du dick genug sein“, sagte sie trocken. „Und nicht hohl.“

Ich musste lachen, obwohl mir nicht danach war. Es war dieses Lachen, das man von sich gibt, wenn man weiß, dass die Alternative wäre, in die Küche zu weinen und die Gläser zu fragen, ob sie mitmachen.

Wir verbrachten den Rest des Tages damit, Normalität zu üben. Einkaufen, Abwasch, eine lose Unterhaltung über irgendeine schlechte TV-Serie, die mal im Hintergrund lief, bevor ich aufgehört hatte, Fernseher einzuschalten. Jeder dieser Handgriffe fühlte sich an wie eine kleine Rebellion: Hier wird immer noch gelebt, auch wenn der Boden inzwischen mitarbeitet.

Am späten Nachmittag ging Roisin zu Cian zurück, mit der Dose in der Tasche, um ihm zu sagen, dass sein Staub jetzt Karriere gemacht hatte. Ich blieb allein im Haus – ein Test, den keiner von uns laut so nannte, aber beide verstanden.

Die Stunden, in denen ich auf ihre Rückkehr wartete, waren die seltsamsten. Nicht, weil etwas Dramatisches passierte. Im Gegenteil. Es war die Abwesenheit von allem, was mich nervös machte. Kein Klopfen, keine Stimme im Telefon, kein Flackern an der Wand. Nur Hausgeräusche und das gelegentliche Krächzen eines Vogels draußen.

Er könnte jetzt, dachte ich. Er könnte jetzt alles auspacken: Tür, Stimme, Licht, Staub. Er könnte auf die Spur spucken, die wir ihm hingelegt hatten, oder die Blätter an der Wand anzünden. Aber er tat nichts.

Vielleicht, weil er dachte, dass ich mich ohne Zeugin mehr fürchten würde. Vielleicht, weil er merkte, dass ich in jeder Stille inzwischen sein mögliches Fehlen mitzählte.

Am frühen Abend kam Roisin zurück. Sie schob die Tür mit dem Fuß auf, hatte den Ordner unter dem Arm und diesen Blick, den Leute haben, wenn sie mehr Information im Kopf tragen, als der Körper bequem verdauen kann.

„Und?“, fragte ich. „Hat Cian dich mit noch mehr Staub beworfen?“

„Nein“, sagte sie. „Aber er hat mir etwas gesagt, das du wissen solltest. Und etwas, das er dir lieber selbst sagt.“

„Dann sagst du mir bitte zuerst das eine“, sagte ich. „Damit ich mich auf das andere vorbereiten kann.“

Sie setzte sich, legte den Ordner hin, sah kurz zum Flur, als vergewissere sie sich, dass die Blätter noch hingen.

„Er hat erzählt, dass es bei ihm damals nicht mit Staub angefangen hat“, sagte sie. „Sondern mit einer Linie. Einer, die er zuerst im Feld gesehen hat, dann in seinem Haus, dann in seinem Kopf. Eine Verbindung, die überall da war, wo er hinsah, obwohl kein Mensch sie sehen konnte. Erst, als er angefangen hat, darüber zu reden, hat sie ein Stück Macht verloren.“

„Eine Linie“, sagte ich langsam. „Wie unsere Staubspur. Wie der Farbstreifen auf dem Band. Wie die Achse zwischen Kamin und Tür.“

„Genau“, sagte sie. „Er meinte, es wäre immer dieselbe. Nur an verschiedenen Stellen sichtbar. Und irgendwann ist er draufgekommen, dass man so etwas nicht nur sehen, sondern auch kappen kann.“

„Kappen?“, wiederholte ich.

„Nicht zerstören“, sagte sie. „Aber durchschneiden. Mit Worten, mit Gesten, mit Dingen, die nicht ihm gehören. Er hat keine perfekte Methode, sonst wäre er nicht der alte, müde Mann, der er heute ist. Aber er hat gemerkt, dass Linien, die nicht mehr durchlaufen, ihm Arbeit machen. Und Arbeit mag er noch weniger als uns.“

Ich sah automatisch zur Staubspur. Zu dem kleinen Knoten, der nicht bis zum Kamin geschafft hatte. Zu dem breiten Rest, der sich weigerte, Teil seiner Ordnung zu werden.

„Und was will Cian mir selbst sagen?“, fragte ich.

Roisin sah mich an, und in ihrem Blick lag kurz etwas, das ich bei ihr selten sah: Zögern.

„Dass du irgendwann runter musst“, sagte sie schließlich. „Nicht heute, nicht morgen vielleicht. Aber er meint, solange diese andere Tür zu bleibt, hat er das letzte Wort. Und der, der zu viel wusste, meint, dass man Türen nicht ewig nur als Symbol stehen lassen kann. Irgendwann muss einer sie beim Namen nennen.“

„Wie nett, dass sie alle der Meinung sind, das wäre mein Job“, sagte ich.

„Du hast das Haus“, sagte sie. „Er hat die Erinnerung. Ich hab die Akten. Zusammen sind wir die schlechteste Heldentruppe, die sich dieses Ding je eingehandelt hat. Aber wir sind da. Und das ist schon mehr Widerstand, als er gewohnt ist.“

Ich lehnte mich an die Wand, direkt neben den Blättern. Die Schrift darauf war meine, die Worte waren unsere, der Putz dahinter war seiner.

„Eine Linie kappen“, sagte ich leise. „Mit Staub, mit Band, mit Sätzen. Und irgendwann… mit einer Tür.“

Hinter der Treppe knackte das Holz. Nicht drohend, nicht laut. Eher wie jemand, der sich räuspert, weil er merkt, dass andere über ihn reden.

Ich klopfte leicht mit den Knöcheln gegen die Wand. Kein Rhythmus, kein Muster – nur ein kleines, absichtliches Zeichen.

„Du bist nicht der Einzige, der Linien ziehen kann“, sagte ich. „Und ab jetzt entscheidest du nicht mehr allein, wo sie langlaufen.“

Keine Antwort.

Aber die Staubspur auf dem Boden schien einen Moment lang stiller zu werden.

Und ich wusste, dass wir irgendetwas verschoben hatten. Nicht viel. Vielleicht nur um einen Millimeter.

Genau das ist manchmal der Anfang.

Die andere Tür im Keller

Am nächsten Morgen war das Haus höflich. Das machte mir mehr Angst, als wenn es sofort mit Geschrei angefangen hätte. Keine Stimmen im Rohr, kein neuer Staub, der glitzerte, keine Farben, die über Wände krochen. Nur ein stilles, abwartendes Schweigen, wie bei jemandem, der weiß, dass heute ein unangenehmes Gespräch ansteht und beschlossen hat, es nicht als erster zu beginnen.

Ich stand im Flur und betrachtete die Wand, hinter der die Tür steckte, um die sich seit Tagen alles drehte, obwohl sie noch nicht einmal offen gewesen war. Das Papier mit unseren Regeln klebte brav daneben, die neue Nummer elf am unteren Rand, noch etwas dunkler, weil die Tinte frisch war.

„Alles, was von ihm bleibt, gehört uns“, murmelte ich, halb zur Wand, halb zu mir. „Alles, was wir sichern, ist kein Geschenk, sondern Beweis.“

Das Haus antwortete mit einem nüchternen Knacken im Balken über mir. Kein Protest, kein Einverständnis. Nur die Erinnerung daran, dass es schon länger stand, als irgendjemand von uns hier herumstolperte.

In der Küche saß Roisin am Tisch, eine Tasse vor sich, in der der Kaffee kalt geworden war, und blätterte nicht in ihrem Ordner. Das allein war ein Zeichen dafür, dass etwas nicht stimmte. Sie starrte auf einen Punkt, knapp neben der Dose mit dem Staub, als würde sie versuchen, ein unsichtbares Formular auszufüllen.

„Du guckst, als hättest du eine Prüfung ohne Lösungsheft“, sagte ich und setzte mich ihr gegenüber.

„Ich versuche rauszufinden, wie man einem Loch Fragen stellt“, antwortete sie.

„Oh“, sagte ich. „Also ein ganz normaler Tag an der Küste.“

Sie schnaubte, aber es war kein echtes Lachen. „Ich habe die halbe Nacht darüber nachgedacht, was Cian gesagt hat“, erklärte sie. „Die Sache mit der Linie, die er überall gesehen hat. Feld, Haus, Kopf. Er meinte, man könnte sie kappen. Nicht ganz, aber stören. Wir haben oben angefangen. Staub, Kamera, Hausordnung. Irgendwann kommt der Punkt, an dem die Linie nicht mehr nur quer durchs Wohnzimmer läuft, sondern…“

Ihr Blick wanderte über meine Schulter. Ich musste mich nicht umdrehen, um zu wissen, wohin.

„…durch diese Tür“, beendete ich ihren Satz.

„Genau da“, sagte sie.

Ich sah zu den Gläsern über dem Herd. Drei unscheinbare Behälter, drei Münzen, drei kleine, sture Widerstände gegen die Idee, dass alles, was er anfasst, ihm auch bleiben muss. Mir kam der Gedanke, dass wir vielleicht genau das Gegenteil taten: Wir gaben ihm immer mehr Dinge, an denen er sich stoßen konnte. Salz, Glas, Band, Staub, Papier, Menschen.

„Weißt du“, sagte ich langsam, „ich hatte irgendwann gehofft, das mit dem Keller erledigt sich von selbst. Einsturz, Feuchtigkeit, Termiten, irgendeine praktische Ausrede. Einfach ein Brief vom Bauamt: ‚Tragende Wand, nicht anrühren.‘“

„Das wäre sein Stil“, entgegnete sie. „Eine Ausrede liefern, die so bequem ist, dass du sie dankend annimmst. ‚Da unten ist nichts. Es ist gefährlich. Bleib oben.‘ Und während du oben brav deine Küche fegst, räumt er unten auf.“

„Du willst ernsthaft da runter“, sagte ich. Es war keine Frage mehr.

„Ich will nicht“, korrigierte sie. „Aber ich sehe keine Welt, in der wir das hier zu Ende bringen, ohne irgendwann zu wissen, wie groß sein Spielfeld wirklich ist. Wir kennen das Feld. Wir kennen das Moor. Wir kennen dein Wohnzimmer. Der Keller ist das, was fehlt.“

Ich nahm die Tasse, in der inzwischen nur noch kalter Kaffee und ein dünner Rand aus Bitterkeit klebten, und ging damit zum Spülbecken. Der Wasserstrahl klang harmlos, als er auf Porzellan traf. Ein Teil von mir wartete darauf, dass eine Stimme aus dem Rohr „Theo“ sagt. Nichts. Nur Wasser.

„Was schlägst du vor?“, fragte ich, ohne mich umzudrehen. „Ritual, Polizei-Absperrband, Weihwasser, ein paar Kerzen mit dem Aufdruck ‚Super-Sicherheit 3000‘?“

„Keine Kerzen“, sagte sie. „Er mag Licht, das flackert. Es erinnert ihn an seine Spielzeuge. Fackeln im Moor, Laternen am Feldrand. Wir gehen mit etwas runter, das er nicht erfunden hat.“

„Bitte sag jetzt ‚LED-Lampe‘“, murmelte ich.

„Genau“, sagte sie. „Nüchternes Licht. Strahl, kein Schimmer. Linien, keine Schattenfiguren. Und wir gehen nicht allein. Zwei Personen, zwei Augenpaare, zwei Protokolle. Wenn einer von uns etwas hört, was der andere nicht hört, schreiben wir es auf. Kein Held, keine Einzelmission.“

„Und wann?“, fragte ich.

Sie sah auf die Uhr. „Nicht nachts“, sagte sie. „Das wäre eine Einladung. Wir gehen am Tag. Wenn die Welt draußen so laut wie möglich ist. Kinder auf der Straße, Autos, Möwen, all der banale Lärm, der ihn daran erinnert, dass andere Regeln gelten als seine.“

Die Vorstellung, bei Tageslicht in einen Keller zu steigen, machte es keinen Deut weniger schlimm. Es war nur eine andere Sorte Beklemmung. Statt Horrorfilm bekam man Baustellen-Dokumentation.

„Wir sollten vorher mit Niamh reden“, sagte ich. „Wenn wir unten bleiben, sollte wenigstens eine wissen, dass wir oben nicht mehr antworten.“

„Und Cian“, ergänzte sie. „Nicht, weil er uns retten kann, wenn was schiefgeht. Sondern weil er der Einzige ist, der zwei Leute betrauern würde, ohne sich einzureden, sie wären einfach weggezogen.“

„Du weißt, dass du das mit einer Leichtigkeit sagst, als würden wir nur im Schuppen nach Winterreifen suchen“, meinte ich.

„Ich weiß“, sagte sie ruhig. „Aber wenn ich anfange, Sätze wie ‚Vielleicht kommen wir nicht wieder‘ laut zu sagen, ist das genau der Moment, in dem er mithört und sich die Hände reibt. Angst ist seine Währung. Ich weigere mich, ihm heute Morgen noch mehr davon in den Schacht zu kippen.“

Wir gingen gemeinsam in den Flur. Ich blieb einen Schritt hinter ihr, nicht aus Höflichkeit, sondern weil ich nicht viel davon hielt, der Erste zu sein, der an Türen rüttelt, die zu lange geschlossen waren.

Die Tür unter der Treppe sah aus wie immer. Ein Stück Holz, alt, aber nicht verrottet, mit einer Klinke, die viele Jahrzehnte lang nur von Leuten angefasst worden war, die glaubten, sie wüssten, was dahinter ist: Vorratsraum, Gerümpel, Spinnenland.

Ich wusste es nicht. Und das war der Kern der Sache.

„Wir machen heute nur eins“, sagte Roisin. „Wir schauen, wie weit wir kommen, ohne etwas zu brechen. Kein Hammer, keine Brechstange. Wenn sie sich öffnen lässt, ohne dass du dich verkaufen musst, gehen wir bis dahin. Wenn nicht, ist das eine Information.“

„Eine sehr hässliche Information“, sagte ich.

„Besser eine hässliche Information als eine schöne Lüge“, entgegnete sie.

Sie legte die Hand auf die Klinke. Ich merkte, wie mein Körper instinktiv einen Schritt zurück machte, bevor ich ihn wieder nach vorn zwang. Die Luft vor der Tür war nicht sichtbar anders, aber sie hatte diese Dichte, die man in Zimmern spürt, in denen jemand gerade noch gestritten hat.

„Wenn du willst, drehe ich erst nur am Schloss“, sagte sie.

„Wenn du willst, gehe ich rüber ins Pub und trinke uns beiden einen Alibi-Whiskey“, sagte ich.

„Wir bleiben hier“, entschied sie. „Und wir machen es langsam.“

Die Klinke war kälter, als sie hätte sein dürfen. Nicht Eis, nicht Frost – eher wie Metall, das zu lange im Schatten liegt. Als sie sie herunterdrückte, knarrte sie, aber sie gab nach. Kein verzweifelter Widerstand, kein theatralischer Ruck.

Nur ein leises, altmodisches „Klick“.

Die Tür bewegte sich einen Spaltbreit.

Die Luft dahinter roch nicht nach Moder, nicht nach Schimmel. Eher nach nichts. Das war das Unnatürliche. Jeder Keller riecht nach etwas: Erde, Feuchtigkeit, alten Kartons, kaputten Schuhen. Der Hauch, der aus diesem Spalt kam, hatte keinen Geruch. Er war nur kalt.

„Bis hierher“, sagte sie leise. „Nur schauen.“

Ich nickte, obwohl mir nicht klar war, ob ich gerade zustimmte oder mich nur daran erinnerte, wie Nicken funktioniert.

Sie öffnete die Tür einen Spalt weiter.

Es war dunkel dahinter, aber nicht schwarz. Man konnte gerade so die ersten Stufen erkennen: Holz, schmal, steil, nach unten führend. Kein Geländer. Dieser typische Altbaukeller-Luxus: Wenn du fällst, fällst du richtig.

Etwas in mir hatte gehofft, die Stufen wären verschwunden. Verschimmelt, eingestürzt, zugemauert. Stattdessen sahen sie aus, als wären sie erst gestern gestrichen worden – nur ohne Farbe. Intakt. Bereit.

„Licht", sagte Roisin. „Bevor irgendeiner von uns auf die Idee kommt, heroisch zu stolpern."

Ich holte zwei Taschenlampen aus der Schublade, die bisher für Dinge wie Gummibänder, alte Batterien und den einen Schraubenzieher zuständig gewesen war, den man nie fand, wenn man ihn brauchte. Die Lampen waren klobig, nicht hübsch, aber zuverlässig. Kein romantisches Geflacker, nur grelles, weißes Licht.

Sie nahm eine, ich die andere.

„Drei Regeln", sagte sie, bevor wir den Schein nach unten richteten. „Erstens: Wir gehen nur so weit, wie die Lampen reichen. Keine heroischen Schritte ins Dunkle. Zweitens: Wir fassen nichts an, das nicht von dieser Welt ist – keine Metallstücke, keine komischen Flecken, kein scheinbar harmloser Krempel. Drittens: Wir reden laut, wenn wir etwas sehen, was nicht stimmt. Keine stillen Panikattacken."

„Und viertens?", fragte ich.

„Wenn einer ‚Stopp' sagt, gehen wir hoch", ergänzte sie. „Ohne Diskussion."

Ich nickte. Wieder dieses Nicken. Ich begann zu verstehen, warum manche Leute das als Gebetsersatz benutzen.

Wir richteten die Lampen nach unten.

Der Lichtkegel schnitt sich in die Stufe. Kein Blut, keine seltsamen Zeichen, keine plötzlich auftauchenden Insektenplagen. Nur Holz mit dem üblichen Staub drüber, den alte Häuser sammeln wie andere Leute Rechnungen.

„Sieht aus wie ein normaler Keller", sagte ich.

„Das ist das Schlimme", sagte Roisin.

Wir standen noch immer oben. Niemand hatte den ersten Schritt gemacht. Das Haus lauschte, da war ich sicher. Die Kamera im Schornstein summte leise in meinem Hinterkopf, obwohl sie aus war. Die Staubspur im Wohnzimmer lag hinter uns, als wir wären wir über eine Grenze getreten.

„Er wartet", sagte sie. „Er will wissen, wer zuerst runtergeht."

„Ich dachte, er mag Kinder lieber“, sagte ich. „Vielleicht sollten wir den Jungen schicken, und wir bleiben mit Kaffee oben.“

Sie warf mir einen Blick zu, der so trocken war, dass man ihn hätte staubsaugen können.

„Du gehst nicht allein“, sagte sie. „Ich geh nicht allein. Wir gehen zusammen. Langsam. Eine Stufe, dann atmen. Noch eine Stufe. Wenn sich etwas komisch anfühlt, drehen wir um.“

„Du machst mir richtig Lust auf Bewegung“, sagte ich.

Sie setzte den Fuß auf die erste Stufe. Das Holz knarrte nicht.

Ich folgte ihr.

Eine Stufe.

Atmen.

Das Licht unserer Lampen tastete die Wand ab. Keine Kreidezeichen, keine eingeritzten Namen, keine kleinen, grausigen Skulpturen aus Knochendreck, die jemand im Dunkeln gebastelt hatte. Nur Stein, grob, nicht verputzt, alt.

Zweite Stufe.

Der Geruch blieb aus. Nur Kälte.

„Er ist beleidigt“, sagte ich halblaut. „Er hat extra alles vorbereitet, und jetzt trauen wir uns nicht, zu schreien.“

„Er ist überrascht“, antwortete sie. „Er hat nicht damit gerechnet, dass jemand am helllichten Tag runter will.“

Dritte Stufe.

Die Dunkelheit saugte nicht an uns, wie man das gern erzählt in Geschichten, in denen Keller lebendig sind. Sie wich nur widerwillig zurück, immer gerade so weit, wie der Lichtkegel reichte.

„Siehst du was?“, fragte sie.

„Ja“, sagte ich. „Noch mehr Treppe.“

Vierte Stufe.

Ich merkte, wie meine Knie anfingen, mitzureden. Kein Zittern, noch nicht, aber die Muskeln waren angespannt, als würde ich gleich wegsprinten.

„Bis zum Absatz“, sagte sie. „Wenn es einen gibt. Wenn nicht, drehen wir um. Ich habe keine Lust, heute Vormittag in philosophische Löcher zu fallen.“

Fünfte Stufe.

Da war er.

Ein kleiner Absatz. Ein Stück Ebene, bevor die Treppe weiter nach unten führte. Der Lichtkegel schnitt eine Kante, dann eine Fläche, dann… nichts.

„Hier“, sagte sie. „Stopp.“

Wir blieben stehen.

Seit wir die erste Stufe betreten hatten, hatte das Haus keinen Laut gemacht. Kein Rohr, kein Balken, kein Staubgeräusch. Es war, als hielte es den Atem an.

Vor uns sah man, knapp im Licht, den Ansatz eines zweiten Abgangs.

Nicht nur Treppe.

Eine zweite Öffnung.

Breiter, dunkler, als hätte jemand im Keller selbst noch einmal eine Tür eingesetzt.

„Da“, sagte ich.

„Ja“, sagte sie.

Die andere Tür.

Sie war nicht aus Holz. Nicht aus Metall.

Sie war… etwas dazwischen.

Und für einen Moment hatte ich das verrückte Gefühl, dass sie uns ansah.

Die zweite Öffnung sah nicht so aus, als hätte sie je zu irgendeinem Bauplan gehört, den irgendein Amt abgenickt hätte. Sie war niedriger als eine normale Tür, aber höher, als es bequem für eine Nische gewesen wäre. Kein sauberer Rahmen, keine Zarge. Die Ränder waren unentschlossen – wie eine Wunde, die nie beschlossen hat, ob sie vernarben oder offen bleiben will.

Ich leuchtete mit der Lampe direkt darauf, nur um festzustellen, dass der Lichtkegel nicht so reagierte, wie er es bei normalem Material getan hätte. Holz reflektiert stumpf, Stein schluckt, Metall glänzt. Das hier… machte keins von beidem richtig. Das Licht blieb an der Oberfläche hängen, als würde es prüfen, ob es eingeladen war.

„Das ist nicht vom Haus“, sagte Roisin leise. „Das ist draufgesetzt. Wie ein Aufkleber, den die Statik nicht kennt.“

„Komischer Aufkleber“, murmelte ich. „Viele Leute nehmen für sowas Blumenmuster.“

Die Oberfläche hatte etwas von Holz, zumindest in der Struktur – längliche Adern, feine Linien, die den Eindruck von Maserung erweckten. Aber wenn der Lichtstrahl schräg darauf traf, schimmerte etwas darunter, matt und tief, wie altes Metall oder getrocknetes Blut auf

dunklem Lack. Es war, als hätten zwei Materialien beschlossen, in einer schlechten Ehe zusammenzuleben.

„Wenn du mit der Lampe wackelst, bewegt sie sich“, sagte Roisin.

Ich wackelte. Und tatsächlich: In der vermeintlichen Maserung schien sich etwas zu verlagern, ganz minimal. Keine klare Bewegung, eher ein Schimmern, als würde in einem anderen Raum jemand mit einem Spiegel spielen.

„Das Ding ist nicht nur Oberfläche“, murmelte ich. „Es ist… Tiefe, verkleidet als Wand.“

„Ganz ruhig“, sagte sie. „Wir sind noch auf dem Absatz. Wir stehen nicht direkt davor. Atmen.“

Ich hatte nicht gemerkt, dass ich den Atem angehalten hatte. Die Luft hier unten schmeckte nach nichts. Kein Staub, kein Moder. Nur Kälte, die nicht von Temperatur sprach, sondern von Abwesenheit.

„Ich wette, es gibt Leute, die würden sagen, das ist einfach nur eine zugemauerte Kammer“, sagte ich, mehr zu mir, um die Stimme im Raum zu hören.

„Zugemauerte Kammern haben mehr Persönlichkeit“, entgegnete sie. „Die sind beleidigt, dass sie keiner mehr benutzt. Das hier ist… aufmerksam.“

Das war das Wort, das mich traf. Aufmerksam.

Es fühlte sich tatsächlich an, als wäre die Öffnung mehr damit beschäftigt, uns zu registrieren, als wir umgekehrt. Wie ein Auge, das nicht blinzelt.

„Er wollte nicht, dass wir diese Tür zuerst sehen“, sagte Roisin. „Deswegen die unter der Treppe oben. Die ist der Trick: Alt, normal, harmlos-gefährlich. ‚Oh schau, eine alte Kellertür.‘ Damit beschäftigst du dich. Während hier unten das eigentliche Ding darauf wartet, dass du glaubst, du hättest alles gesehen.“

„Und was genau ist ‚eigentliches Ding‘ in deinem internen Lexikon?“, fragte ich.

„Ein Ort, der nur existiert, weil einer beschlossen hat, dass er ihn braucht“, sagte sie. „Nicht, weil das Haus ihn gebaut hat. Sondern weil er ein Zimmer für bestimmte Zwecke wollte.“

„Abstellkammer für Leute, die zu viel wissen“, sagte ich.

„Oder für Dinge, die nicht ganz fertig sind“, ergänzte sie.

Wir standen immer noch auf dem Absatz. Noch kein Schritt weiter. Unsere Lampenströme kreuzten sich an der Kante der Öffnung, als würden sie diskutieren, wer zuerst reinleuchtet.

„Du weißt, wie das läuft“, sagte ich. „Jetzt machen wir noch einen Schritt, dann sehen wir plötzlich irgendwelche Flecken auf dem Boden, alte Schuhe, eine vergessene Puppe mit unheimlichen Augen, und dann…“

„Wenn da eine Puppe drin ist, drehen wir sofort um“, unterbrach sie mich. „Damit fangen wir gar nicht erst an. Menschen, Staub, Geräusche – von mir aus. Aber wenn er anfängt, mit billigem Symbolinventar zu arbeiten, hat er endgültig seinen Anspruch auf Originalität verloren.“

Trotzdem musste ich grinsen. Es war beruhigend, dass jemand bereit war, hier unten Regeln zu setzen, die nichts mit ihm zu tun hatten.

„Noch einen Schritt“, sagte sie. „Nur, bis wir sehen, ob hinter der Öffnung Treppen weitergehen oder Boden kommt. Keine Experimente. Keine Namen. Kein…“

Sie brach ab.

„Kein was?“, fragte ich.

„Kein laut ausgesprochenes ‚Komm schon, zeig dich‘“, sagte sie. „Mit sowas füttern wir ihn nicht.“

Wir setzten gleichzeitig den Fuß auf die nächste Stufe, dann auf den Absatz selbst. Seine Oberfläche war überraschend glatt, als wäre hier oft jemand gegangen. Nicht mit schweren Stiefeln, eher mit leisen Sohlen.

Der Lichtkegel schnitt tiefer.

Hinter der Öffnung war kein weiterer Treppenabgang – zumindest nicht sofort. Es war ein Raum, keine Fortsetzung von Stufen. Der Boden begann unmittelbar hinter der Schwelle. Glatt, dunkel, nicht aus nackter Erde. Eher so, als hätte jemand Stein gegossen und dann vergessen, ihn vernünftig zu bearbeiten.

„Siehst du das?“, fragte Roisin.

„Kommt drauf an, was du meinst“, sagte ich.

„Die Kante“, sagte sie. „Da, wo Boden und… Tür aufeinandertreffen.“

Ich leuchtete genauer hin. Und da war es: Eine Linie. Dünn, kaum sichtbar, als hätte jemand mit einem stumpfen Messer einmal längs über den Boden gezogen. Sie verlief nicht gerade, nicht sauber, sondern zackig, wie eine zittrige Unterschrift.

„Seine Linie“, murmelte ich.

„Eine davon“, sagte sie. „Vielleicht die erste hier unten. Vielleicht nur eine von vielen. Trotzdem: Genau da, wo der Übergang ist. Zwischen deiner Treppe und seinem Raum.“

„Komfortabel“, sagte ich. „Er mag es, wenn man beim Reingehen direkt über seine Signatur stolpert.“

Wir standen noch immer außerhalb. Keiner von uns hatte die Schwelle überschritten. Unsere Lampen reichten weit genug, um die ersten zwei, drei Meter zu sehen. Danach verschluckte die Dunkelheit das Licht langsamer, als wäre sie dickflüssig.

Die Wände im Inneren waren anders als die des Treppenabgangs. Kein grober Stein, keine sichtbaren Fugen. Eher eine durchgehende Fläche, unruhig, als hätte jemand alten Putz mit den Händen glatt gestrichen, nicht mit Werkzeug. Hier und da schimmerte etwas, das wie eingelassene Metallstücke aussah – aber in Formen, die zu nichts passten, was man normalerweise einmauert: halbe Ringe, kurze Stummel, Überreste von etwas, das mal geradlinig gewesen sein mochte und dann weich geworden war.

„Es sieht aus wie…“, setzte ich an.

„Sag jetzt nicht ‚wie etwas, das atmet‘“, fiel sie mir ins Wort.

„Ich wollte sagen: wie eine Wand, die zugehört hat“, sagte ich. „Und nicht wusste, wohin mit dem, was sie gehört hat.“

„Das ist schlimmer“, meinte sie.

Wir schwiegen. Das Licht lag auf der Linie am Boden, auf der Kante der Schwelle, auf einem halben Meter dahinter, wo der Boden ein wenig dunkler wirkte, als hätte jemand dort öfter gestanden als anderswo.

„Er hat hier gestanden“, sagte Roisin. „Mehr als einmal. Einer von ihnen. Vielleicht alle. Und er. Wenn du eine Bühne brauchst, setzt du eine Tür davor. Wenn du einen Vertrag brauchst, machst du einen Raum.“

„Was ist das hier dann?“, fragte ich. „Sein Büro?“

„Sein Archiv“, sagte sie. „Oder sein Warteraum.“

Ich schluckte. Die Luft hier unten tat nichts, um das einfacher zu machen.

„Wir gehen nicht rein“, sagte ich plötzlich.

Es war kein heroisches „Stopp“. Mehr ein Satz, der raus wollte, bevor irgendwas anderes antworten konnte.

Roisin sah mich an, der Lichtkegel ihrer Lampe hüpfte kurz an der Wand.

„Nein“, sagte sie nach einem Moment. „Heute nicht.“

Es tat fast körperlich weh, das zu hören. Nicht, weil ich unbedingt hinein wollte – im Gegenteil. Aber es fühlte sich an wie der Beginn eines fiesen Spiels: zuzugeben, dass etwas da ist, und sich gleichzeitig zu weigern, mitzuspielen.

„Er hat uns gesehen“, sagte ich. „Genug für heute.“

„Er hat registriert, dass wir wissen, dass es ihn hier gibt“, sagte sie. „Das ist wichtig. Bis gestern war dieser Raum nur seine Erzählung. Heute hat er Zuschauer. Und eine Grenze.“

Sie deutete mit der Lampe noch einmal auf die zittrige Linie am Boden.

„Die da ist seine“, fuhr sie fort. „Wir müssen unsere daneben setzen. Aber nicht jetzt. Nicht, wenn er noch in der Lage ist, alles, was wir tun, als Reaktion zu verbuchen. Wir gehen hoch, schreiben auf, was wir gesehen haben, und lassen ihn in diesem Loch schmoren.“

„Du willst einen Raum, der wahrscheinlich aus nichts als Wollen besteht, schmoren lassen?“, fragte ich. „Mutig.“

„Wichtiger ist, dass er merkt, dass nicht jede Entdeckung sofort ausgenutzt wird“, sagte sie. „Er ist gewohnt, dass Menschen sofort in Löcher springen, die er ihnen aufmacht. Du nicht. Nicht mehr. Das macht ihn nervös.“

Langsam, Schritt für Schritt, gingen wir die Treppe wieder hoch. Nicht rückwärts – das hätte zu viel Theater bedeutet –, aber auch nicht in Eile. Die Lampen blieben auf die Stufen gerichtet, bis wir wieder auf dem Flurniveau waren.

Ich schloss die Tür nicht sofort. Die Öffnung blieb einen Spalt offen, als müsse das Haus sich erst daran gewöhnen, dass hier wieder Luft rein und raus durfte.

„Mach zu“, sagte Roisin schließlich. „Aber nicht abschließen.“

„Bist du sicher?“, fragte ich.

„Wenn du abschließt, erklärst du sie zur Schatzkiste“, sagte sie. „‚Hier ist etwas so Wichtiges, dass es niemand sehen darf.‘ Das ist sein Terrain. Wir machen eine ganz normale Kellertür draus. Auf, zu. Kein Pathos.“

Ich legte die Hand an die Klinke. Diesmal war sie wärmer. Nicht freundlich, nur… normaler. Ich zog die Tür zu. Sie fiel ins Schloss mit einem nüchternen Klick.

Keine Stimme, die „Bleib“ flüsterte. Kein Rucken von innen. Nur wieder Flur, Wand, Papier.

„Oben ist unsere Spur“, sagte Roisin und nickte Richtung Wohnzimmer. „Unten ist seine. Und dazwischen ist eine Tür, die wir jetzt nicht mehr so tun können, als wäre sie nur fürs Kartoffellager gebaut worden.“

„Also haben wir das Ding offiziell,“ sagte ich. „In unserem Kopf, in deinem Ordner.“

„Und in seinem Bewusstsein“, ergänzte sie. „Er weiß jetzt, dass wir bis zum Rand gegangen sind – und nicht weiter. Für jemanden wie ihn ist das die fieseste Form von Ungehorsam: kennen und verweigern.“

„Hast du keine Angst, dass er sich jetzt oben austobt?“, fragte ich.

Sie sah zur Decke, als könnte sie den Schornstein hören, dann zur Küche, zu den Gläsern.

„Er hat gestern versucht, Staub zu ziehen und Rohre zu benutzen“, sagte sie. „Heute hat er uns eine Bühne gezeigt, auf der er glaubt, dass er gewinnt. Wir haben uns am Saalrand blicken lassen und sind gegangen. Er wird das hassen. Er wird nachlegen. Aber er weiß jetzt, dass wir nicht mehr blind sind.“

„Das heißt, er wirft uns als Nächstes wieder Regenbögen hin“, sagte ich. „Oder Telefonstimmen. Oder…“

„Oder er versucht, durch das Rohr zu kommen“, fiel sie mir ins Wort. „Weil Türen gerade schlechte Laune bei ihm verursachen. Deshalb“, sie deutete auf die Wand über der Spüle, „werden wir uns heute Nachmittag um was anderes kümmern.“

„Was denn?“, fragte ich.

„Eine Stimme, die durch Rohre will, muss erst durch Luft“, sagte sie. „Und Luft mag keine engen Regeln. Wir werden ihm eine geben. Eine, die nicht von ihm stammt.“

„Du willst ernsthaft anfangen, mit meinen Wasserleitungen zu verhandeln?“, fragte ich.

„Ich will, dass alles in diesem Haus weiß, dass du eine andere Ordnung angenommen hast“, sagte sie. „Nicht nur der Boden, nicht nur die Tür. Auch das, was er für selbstverständlich hält: Geräusche, Flüsse, Ströme. Wenn wir ihm überall kleine Widerstände einbauen, wird er müde. Und müde Gegner machen Fehler.“

Ich lehnte den Rücken gegen die kühle Wand im Flur. Hinter mir die zugeschlagene Tür, vor mir das Papier mit unseren Sätzen.

„Wir haben jetzt eine andere Tür in unserem Kopf“, sagte ich. „Nicht nur hinter der Treppe. Sondern hinter allem, was hier passiert.“

„Genau“, sagte sie. „Und solange wir entscheiden, wann wir sie öffnen, sind wir nicht komplett in seinem Programm.“

Es klopfte nicht.
Es flüsterte nichts.

Aber für den Rest des Tages hatte ich das Gefühl, dass die Stille im Haus einen neuen Ton bekommen hatte.

Nicht leer.

Wartend.

Auf die nächste Linie, die nicht von ihm gezogen würde.

Wir verbrachten den restlichen Vormittag damit, so zu tun, als wären wir nicht gerade einer Tür begegnet, die aussah wie ein schlechtes Zitat aus einer anderen Realität. Das Haus machte mit. Es knarzte wieder, es gluckerte wieder, es tat alles, um den Eindruck zu erwecken, es wäre nur Holz, Stein und ein bisschen schlechtes Handwerk.

„Er ist beleidigt“, sagte ich irgendwann, während ich das fünfte Mal denselben Teller abtrocknete.

„Er sortiert“, sagte Roisin. „Menschen, Wege, Möglichkeiten. Er ist wie einer dieser alten Männer im Pub, die so tun, als würden sie Karten mischen, während sie nur überlegen, wem sie als nächstes einen Spruch reinwürgen.“

„Und wir sind welche Karten?“, fragte ich.

„Du bist der Joker, der plötzlich Regeln schreibt“, sagte sie. „Ich bin die Karo-Dame mit zu viel Aktenverstand. Cian ist das Ass, das sich weigert, ausgespielt zu werden. Liam ist die Zwei, die denkt, sie wäre bedeutungslos.“

„Und er?“, fragte ich.

„Er ist der Stapel, auf dem alle liegen“, sagte sie. „Das wollen wir ändern.“

Sie stand auf, ging zum Spülbecken und legte die Hand flach gegen die Fliesen dahinter, dort, wo die Rohre in der Wand verschwanden. „Wenn ich er wäre“, sagte sie, „würde ich mir denken: ‚Tür oben besetzt. Tür unten entdeckt. Staub widerspenstig. Na gut, dann rede ich eben durch das, was immer da ist: Wasser. Luft. Leitungen.‘“

„Du willst das Rohr gegen ihn aufhetzen“, sagte ich.

„Ich will ihm zeigen, dass er auch da nicht der Einzige ist, der sprechen kann“, antwortete sie. „Es ist wie mit dem Telefon: Solange nur er anruft, gehört ihm die Leitung. Sobald du selbst wählst, merkt sie, dass sie auch dir dient.“

„Ich habe mein Leben lang versucht, nicht mit meinen Wasserleitungen zu diskutieren“, sagte ich. „Ich wollte immer zu den Leuten gehören, die bei Geräuschen im Haus „Heizung“ sagen, nicht „dämonisches Frequenzwesen“.“

„Heute ist nicht dein Tag“, sagte sie.

Wir zogen das Spülbecken nicht aus der Wand, wir rissen keine Fliesen ab, wir krochen nicht mit Endoskopen durch Rohre wie schlechte Fernsehhandwerker. Stattdessen tat Roisin etwas, das mich gleichzeitig irritierte und beruhigte: Sie holte ein Stück Kreide aus der Tasche.

„Ich will nicht wissen, warum du Kreide mit dir herumträgst“, sagte ich.

„Weil ich früher oft an Tafeln stand“, sagte sie. „Gewohnheiten sterben langsam.“

Sie setzte sich an den Küchentisch, zog die Blechdose näher, ohne sie zu öffnen, und nahm ein leeres Blatt. Mit der Kreide – nicht mit dem Stift – begann sie zu schreiben. Die Schrift wurde breiter, weicher, staubiger als die scharfen Zeilen des Hausvertrags im Flur.

„Was tust du?“, fragte ich.

„Ich schreibe Regeln für die Luft“, sagte sie. „Die kann er nicht an die Wand nageln. Aber sie hat ein gutes Gedächtnis.“

Die Sätze, die entstanden, waren kürzer als unsere Hausordnung. Keine Paragraphen, keine juristische Haarspalterei. Eher so etwas wie Befehle, nur ohne Gebrüll:

„Stimmen, die durch Rohre kommen, gehören niemandem, der sich nicht zeigt.“

„Luft, die hier fließt, trägt zuerst, was wir sagen.“

„Wasser leitet ihn nicht, sondern uns."

„Geräusche ohne Körper werden als Wetter behandelt."

„Wetter bekommt keine Antwort."

„Du weißt, dass das klingt, als hätten wir zu viel Tee getrunken", sagte ich.

„Es soll nicht schön klingen", sagte sie. „Es soll da sein. Luft ist faul. Wenn du ihr keine Aufgabe gibst, macht sie, was der Lauteste will. Rate mal, wer das bisher war."

Wir lasen die Sätze nicht laut vor. Nicht wie bei der Hausordnung. Stattdessen riss sie das Blatt in Streifen. Nicht ordentlich, sondern so, dass die Worte fragmentiert wurden, aber erkennbar blieben.

„Jetzt", sagte sie, „bringen wir sie dorthin, wo er glaubt, dass er durchkommt."

Ich folgte ihr durchs Haus wie ein schlecht gelaunter Ministrant. Badezimmer. Gäste-WC. Die kleine Kammer neben der Küche, in der die Heizung stand und die Rohre aussahen, als hätten sie schon Kriege mitgemacht, von denen keiner mehr spricht.

In jedem Raum legte sie einen Streifen unter ein Rohr, unter einen Ablauf, hinter einen Heizkörper. Nicht sichtbar, nicht dekorativ. Nur so, dass das Papier da war.

„Glaubst du wirklich, die Luft liest?", fragte ich.

„Nein", sagte sie. „Aber du. Und ich. Und er. Und manchmal ist das alles, was nötig ist."

Im Badezimmer hielt ich inne. Der Spiegel über dem Waschbecken zeigte ein Gesicht, das ich nur halb als meins erkannte. Ringe unter den Augen, diese neue Schärfe im Blick, die Leute kriegen, wenn sie zu oft über das „Danach" nachdenken.

„Er hat mir dort unten gezeigt, wie man aufs Loch starrt", sagte ich. „Und wir zeigen ihm jetzt, wie man durchs Rohr Rückmeldung bekommt. Ironie des Hauses."

„Es ist wichtiger, dass du merkst, wo du überall reagiert hast, ohne es zu merken", sagte sie. „Wann immer es in den Rohren gekratzt hat, bist du nicht nur genervt gewesen. Du warst… aufmerksam. Das ist sein Lieblingszustand. Jetzt erklärst du ihm, dass Aufmerksamkeit nicht automatisch Zustimmung ist."

„Du redest mit einer Wand, während du Papier unter Heizkörper schiebst", sagte ich.

„Ja", sagte sie. „Und die Wand hört heute besser zu als letzte Woche."

Als wir damit fertig waren, wirkte das Haus keinen Deut „magischer". Keine neuen Schatten, keine aufspringenden Türen, kein geheimnisvolles Leuchten in den Ecken. Aber irgendetwas hatte sich verschoben – nicht in den Dingen, sondern in der Art, wie ich sie betrachtete.

Jedes Rohr war nicht mehr nur eine potenzielle Stimme von ihm. Es war auch eine Leitung für uns.

„Wenn er wieder anfängt zu reden“, sagte Roisin, „und die Stimme kommt aus dem Rohr, musst du dir klarmachen: Er benutzt ein System, das nicht ihm gehört. Du bist nicht sein Empfangsgerät. Er ist nur jemand, der ins falsche Ende flüstert.“

„Das ist eine seltsame Form von Trost“, sagte ich.

„Man nimmt, was man kriegt“, meinte sie.

Nachmittags kam Niamh vorbei, ohne Brot, was bedeutete, dass sie wirklich etwas wissen wollte. Sie blieb im Flur stehen, sah auf die geschlossene Kellertür, dann auf unsere Blätter daneben.

„Ihr wart unten“, sagte sie.

„Bis zum Absatz“, sagte ich. „Tür gesehen, Raum erkannt, wieder hoch. Wie zivilisierte Leute.“

„Hat er euch was gezeigt?“, fragte sie.

„Nur, dass er sich unten ein Zimmer geleistet hat, ohne vorher einen Bauantrag zu stellen“, antwortete ich.

Sie schnaubte, aber ihre Augen blieben ernst. „Er mag es nicht, wenn man sich weigert, seine Überraschungen vollständig auszupacken“, sagte sie. „Das ist wie mit den Münzen. Wenn du sie findest und liegen lässt, fängt er an, sich Gedanken zu machen, wie wichtig du dich nimmst.“

„Gut“, sagte ich. „Dann soll er ruhig denken.“

„Er denkt schon die ganze Zeit“, sagte sie. „Das Problem war, dass bisher keiner laut gedacht hat. Das ändert sich gerade.“

Sie stellte sich neben Roisin an den Küchentisch, las sich die Kreidensätze auf den Papierresten durch, die noch nicht verteilt waren.

„Das ist wie ein netter kleiner Putsch gegen das Rohrsystem“, sagte sie.

„Hast du ein besseres Angebot?“, fragte Roisin.

„Nicht wirklich“, sagte Niamh. „Ich hab jahrelang nur geschrien, wenn es gekratzt hat. Das hat ihm gefallen. Macht ist, wenn jemand schreit und keiner weiß, woher das Geräusch kommt.“

Wir erzählten ihr von der Staubspur, von der Kamera, von der anderen Tür. Sie hörte zu, die Stirn in Falten, als würde sie versuchen, ein Puzzle zu lösen, dessen Motiv sie schon zu oft gesehen hatte.

„Er mag Muster“, sagte sie. „Bögen, Linien, Wege, die sich wiederholen. Schön, dass ihr angefangen habt, eure eigenen zu legen. Oben Staub, unten Satzfetzen, dazwischen ihr. Armer Kerl, plötzlich hat er Konkurrenz.“

„Du redest von ihm, als wäre er ein beleidigter Straßenkünstler“, sagte ich.

„Vielleicht ist er das“, sagte sie. „Jemand, der mal irgendwo anders versucht hat, ernstgenommen zu werden, und jetzt hier festhängt, weil es das einzige Dorf ist, das ihm noch zuhört.“

„Das ist die depressivste Variante von Leprechaun, die ich je gehört habe“, sagte ich.

„Wer sagt, dass er glücklich ist?“, entgegnete sie. „Glückliche Dinge machen keine Zimmer im Keller und stopfen Kindern Regenbögen in den Kopf.“

Als sie wieder ging, war es später, das Licht draußen flach. Roisin machte keine Anstalten, den Tag mit einem neuen Experiment zu krönen. Keine dritte Nacht mit der Kamera, kein frisches Staubmuster, keine spontane Tour zurück zur anderen Tür.

„Heute ist Bestandsaufnahme“, sagte sie. „Wir wissen jetzt, dass er unten einen Raum hat, der nicht vom Haus ist. Wir wissen, dass er versucht, Staub zurückzuziehen. Wir wissen, dass er durch Rohre reden kann. Und wir wissen, dass wir uns weigern, auf jede Einladung zu reagieren.“

„Und was wissen wir über mich?“, fragte ich.

„Dass du immer noch hier bist“, sagte sie. „Trotz allem. Das ist wichtiger, als dir lieb ist.“

In der Nacht war es wieder das Rohr, das anfing. Kein heftiges Schaben, kein dämonisches Kratzen – nur dieses leise, insistierende Flüstern, das durch Metall wandert, wenn irgendwo Luft anders strömt, als sie soll.

Ich lag im Bett und hörte es, wie man am Rand eines Traums Geräusche hört. Ein Summen, ein Kratzen, etwas, das versuchen wollte, zu werden.

Und zum ersten Mal seit dem Telefonat hatte ich nicht das Gefühl, es müsse automatisch etwas mit mir zu tun haben.

„Geräusche ohne Körper werden als Wetter behandelt“, dachte ich.

Wetter bekommt keine Antwort.

Ich drehte mich auf die andere Seite, zog die Decke über den Kopf und hörte dem Rohr zu, wie man einem Regen zuhört, der nicht durch die Decke kommt.

Er war da.

Ich war da.

Die andere Tür war da.

Aber nicht alles, was er anrührte, musste automatisch ein Vertrag werden.

Manchmal war es nur ein Geräusch.

Und am nächsten Morgen würde das Rohr wissen, dass es auch anders genutzt werden konnte.

Nicht nur als Kanal für jemanden, der nicht schlafen konnte, wenn er nicht gerade jemandem Angst machte.

Sondern als Stimme für das, was wir beschlossen hatten.

Nicht für ihn.

Für uns.

Die Stimme im Rohr

Die Nacht, in der er sich entschied, nicht mehr nur zu kratzen, sondern ganze Sätze zu versuchen, fing so harmlos an, dass ich kurz das Gefühl hatte, wir hätten gewonnen. Das ist sein zweiter Lieblingstrick: dir das Gefühl geben, du hättest die Lage im Griff, und dann an einer Stelle nachlegen, von der du dachtest, sie wäre langweilig.

Den ganzen Tag über hatte das Haus sich benommen wie eine müde Pension: ein bisschen Knarren, ein Rohr, das einmal kurz hustete, eine lose Diele im Flur, die bei jedem Schritt so tat, als wolle sie auseinanderfallen. Keine neuen Münzen, keine Farbstreifen, kein Staub, der sich von selbst umsortierte. Die Staubspur im Wohnzimmer lag unverändert da, ihr kleiner Knoten Richtung Kamin verhärtet, der breite, dünne Rest zum Flur hin wie ein schmutziger Schatten. Die Zettel im Flur klebten, die Tür zum Keller war zu, die Kamera im Schornstein aus.

Es hätte ein fast normaler Abend werden können.

Roisin saß am Küchentisch und schrieb, nicht in den Ordner, sondern in ein kleines Notizbuch, das aussah, als hätte es schon andere Fälle gesehen. Ich stand am Spülbecken und tat etwas, das einmal Alltag war und inzwischen zu einem Test geworden war: abwaschen. Wasser auf, Teller drunter, Schaum, Bewegung.

Das Plätschern war so vertraut, dass ich fast vergessen hätte, dass hinter dem Rohr inzwischen auch jemand anders lauschte.

„Denk dran“, sagte sie, ohne aufzusehen. „Wenn es anfängt – egal, was – du gibst ihm nicht den Gefallen, sofort aufzuhören, nur weil er Geräusche macht. Er soll merken, dass er sich in einen laufenden Betrieb drängt und nicht in ein Museum.“

„Ich räume nicht meine Küche leer, nur damit er sich besser hört“, sagte ich.

„Genau“, meinte sie. „Lärm ist nicht seine Erfindung.“

Es dauerte nicht lange, bis das Rohr beschloss, sich zu Wort zu melden. Es fing leise an, fast höflich. Ein tiefes Brummen weit hinten in der Leitung, wie entfernte Musik, die jemand im

Nachbarhaus anhat. Kein Muster, kein Rhythmus. Nur das Gefühl, dass da etwas mit dem Wasser mitläuft, das nicht in den Installationsplan gehört.

Ich ließ den Strahl noch ein paar Sekunden laufen, stellte dann den Hahn ab. Nicht panisch, eher wie jemand, der aus Sparsamkeit den Regen aufdreht. Das Nachbrummen blieb.

„Da", sagte ich. „Er hat die Leitung für sich entdeckt."

„Na dann", sagte Roisin und klappte das Notizbuch zu, „setzen wir ihn mal auf den Status ‚Umleitung'."

Sie stand auf, stellte sich neben mich ans Becken. Der Rohrstrang hinter der Wand verlief senkrecht, dann horizontal, dann irgendwo unter den Dielen weiter, hin zu Heizkörpern, Dusche, Klo. Ein schönes Netz, wenn man es aus seiner Sicht betrachtete: viele Kanäle, viele Möglichkeiten, sich bemerkbar zu machen.

„Es fängt in der Küche an, das ist typisch", sagte sie. „Hier sind Menschen am oftesten, hier hören sie am deutlichsten. Er fängt nie im Keller an. Unten sind nur seine Werkzeuge. Reden will er dort, wo du gerade in der Hand hast, was dich am Leben hält."

„Wasser, Kaffee, Messer", sagte ich. „Klassiker."

Das Brummen änderte sich. Es wurde ein bisschen höher, ein bisschen unruhiger, als würde jemand tiefer im Metall mit einem Finger über die Innenseite fahren. Es war kein Schaben mehr. Mehr so ein Summen, das versuchen wollte, Worte zu werden und noch nicht wusste, in welche Richtung es kippen sollte.

„Luft zuerst", murmelte Roisin. „Er testet, ob er das Echo kontrollieren kann."

Ich legte die Hand an die Fliesen, genau dort, wo ich wusste, dass das Rohr verlief. Es war kalt. Nicht abnormal, nicht wie im Keller, aber kälter als der Rest der Wand.

„Mach die Augen zu", sagte sie. „Nur kurz. Hör hin. Aber denk dran, was wir aufgeschrieben haben."

Ich tat es widerwillig. Ohne Sicht wird alles lauter, das wusste ich. Aber sie hatte recht: Wenn ich bei jedem Geräusch sofort zu einer Variante von „Es will mich persönlich" sprang, hatte er gewonnen, bevor der Satz fertig war.

Das Summen im Rohr ging in etwas über, das man mit gutem Willen als Rhythmus bezeichnen konnte. Hoch, tief, Pause. Hoch, tief, Pause. Kein einfacher Code, kein Morse, aber auch nicht völlig zufällig.

Und dann hörte ich es:
Einen Laut, der sich vom Rest abhob.

Nicht mehr nur Ton.
Ein Buchstabe.

Ein „T".

Nicht sauber, nicht wie aus einem Radio. Eher wie der erste Versuch eines Kindes, das Sprechen übt. Ein stoßender Laut, gepresst durch Metall und Wasser und was immer noch dazwischen hing.

Ich öffnete die Augen.

„Er fängt mit dem Namen an“, sagte ich. „Natürlich.“

„Er fängt mit einem Anker an“, korrigierte sie. „Namen sind nicht nur Labels. Sie sind Haken. Wenn du ihn reinlässt, zieht er sich daran hoch. Lass ihn nicht.“

Im Rohr vibrierte es wieder, mehrere kurze Schläge, dann wieder dieser halbe Buchstabe, tiefer, dann höher, als würde er ihn durchprobieren.

T…
…eo.

Dieses Mal war es deutlicher. Ein unschönes, verzerrtes Echo meines eigenen Namens, als hätte jemand versucht, mich durch eine rostige Gießkanne zu rufen.

Etwas in mir reagierte automatisch. Nicht der Kopf. Der Rest. Dieser alte Reflex, zu antworten, wenn jemand deinen Namen sagt. Das hat man drin, seit man klein ist. Es ist einer der frühesten Reflexe, die man lernt: Jemand ruft, du drehst dich um.

„Nicht“, sagte Roisin. „Er ruft nicht dich. Er ruft irgendwas, das er mit deinem Namen markiert hat.“

„Und was ist das?“, fragte ich.

„Deine Aufmerksamkeit“, sagte sie. „Die will er. Nicht dich. Du bist nur das passende Etikett.“

Ich atmete aus und stellte mir vor, wie das Rohr ein Radiogerät war, in das irgendein Idiot eine Piratensendung eingespeist hatte. Du kannst zuhören. Du musst nicht anrufen.

„Geräusche ohne Körper werden als Wetter behandelt“, dachte ich.

Wetter bekommt keine Antwort.

„Du hörst nur zu“, sagte Roisin, als könnte sie meine Gedanken lesen. „Du kommentierst nicht. Du reagierst nicht mit Stimme. Wenn du etwas sagen musst, sag es zu mir.“

Im Rohr wurde die Stimme hartnäckiger. Sie probierte meinen Namen in verschiedenen Betonungen durch, als würde sie schauen, mit welcher Variante sie den größten Widerhall kriegt.

„Te-o.“
„Teoooo.“
„Theo.“

Ich musste zugeben: Wenn ich nicht gewusst hätte, was hier abläuft, hätte ich schlicht gesagt, die Leitungen spukt.

„Frag mich was“, sagte ich abrupt, den Blick immer noch auf die Fliesen gerichtet.

„Was willst du hören?“, fragte sie sofort.

„Irgendwas Dummes“, sagte ich. „Etwas, das nichts mit ihm zu tun hat.“

Sie dachte keine zwei Sekunden nach. „Wenn du irgendwann mal wieder in Berlin wärst“, sagte sie, „würdest du eher in deinen alten Lieblingsladen gehen oder in einen, den du noch nicht kennst?“

„Ich hab keinen Lieblingsladen mehr“, sagte ich wie aus der Pistole geschossen. „Die meisten sind inzwischen irgendwelche Concept-Stores oder Kaffeesalons mit veganem Käse. Ich würde in einen gehen, den ich nicht kenne – und dann feststellen, dass er genauso ist wie die anderen, nur mit schlechterer Musik.“

Während ich redete, machte die Stimme im Rohr einen Fehler.

Sie wurde lauter.

Nicht viel. Nur einen Tick. Aber genug, dass man merkte: Etwas in ihr hatte beschlossen, gegen uns anzureden.

Der Versuch, Macht über eine Leitung zu bekommen, besteht oft darin, lauter zu sein als die Geräusche, die schon da sind. Wenn du schreist, während jemand Wasser laufen lässt, willst du, dass er den Hahn zudreht. Es geht nie nur ums Hören. Es geht ums Steuern.

Ich drehte den Hahn wieder ein Stück auf. Nicht voll – nur so, dass ein dünner Strahl in die Spüle plätscherte.

Das Rohr summte, protestierte kurz, die Stimme stolperte.

„Du bist nicht der Oberkellner der Lautstärke hier“, sagte ich – zu Roisin, bewusst. „Wenn das hier ein Restaurant wäre, wäre er der Typ, der meint, er wäre Stammgast und dürfte mit den Löffeln klimpern.“

Sie grinste schief. „Sehr treffend“, sagte sie. „Und was macht man mit Stammgästen, die glauben, ihnen gehört der Laden?“

„Man ignoriert sie, bis sie anfangen, mit dem Chef zu sprechen, statt mit den Gläsern“, sagte ich.

Im Rohr kam mein Name noch einmal, jetzt gequetscht. Ein T, das zu tief war, ein „eo“, das irgendwo hinter dem Siphon hängenblieb. Man merkte, dass er versuchte, die alte Telefonnummer zu wählen, die Pflichtantwort zu triggern.

„Er merkt, dass du ihn hörst“, sagte Roisin ruhig. „Er merkt, dass du auf etwas antwortest – aber nicht auf ihn.“

Ich wandte den Blick vom Becken ab und sah sie direkt an.

„Wie lange halten wir das durch?“, fragte ich.

„So lange, bis es langweilig wird“, sagte sie. „Langeweile ist sein Feind. Er braucht Reaktion, Drama, Panik. Wenn er nur Wetter ist, sucht er sich entweder einen anderen Kanal – oder er wählt eine neue Nummer.“

Die Stimme versuchte es noch ein paar Mal. Mein Name in verschiedenen Tonlagen, dann ein Laut, der eher wie ein hingerotztes Lachen klang. Es war schwer zu sagen, ob das Lachen war oder nur Luft, die in einem schlechten Winkel gegen Metall prallte.

Ich dachte an die Sätze, die wir auf Papier geschrieben und unter die Rohre gelegt hatten. „Stimmen, die durch Rohre kommen, gehören niemandem, der sich nicht zeigt.“

„Er zeigt sich nicht“, sagte ich halblaut.

„Nein“, sagte Roisin. „Er versteckt sich hinter dem System. Also behandeln wir ihn wie das System. Wasser, Luft, Druck. Kein Vertrag.“

Langsam, fast widerwillig, verblasste die Stimme. Das Brummen wurde unregelmäßiger, das Kratzen weniger stur. Es war, als hätte jemand sich von der anderen Seite des Rohres weggedreht, beleidigt, weil der Fernseher nicht auf seinen Wunschkanal umschaltete.

Nach ein paar Minuten war nur noch das Geräusch des dünnen Wasserstrahls in der Spüle zu hören. Kein zusätzliches Summen, kein Versuch mehr, Worte zu formen.

„Er hat aufgelegt“, sagte ich.

„Nein“, sagte Roisin. „Er hört zu. Aber er sagt nichts mehr. Das ist etwas anderes.“

Ich drehte den Hahn zu.

Die Stille danach war seltsam. Nicht leer. Nur… neutral.

„Wenn er irgendwann wieder anfängt“, sagte sie, „bist du vorbereitet. Du weißt, dass du ihm nicht antworten musst, auch wenn er deinen Namen trifft. Und du weißt, dass du währenddessen über Berlin reden kannst, ohne dass die Welt explodiert.“

„Der Gedanke, dass Berlin mich vor einem spukenden Rohr rettet, ist verstörend“, sagte ich.

„Mach dir klar“, erwiderte sie, „dass du eben etwas gemacht hast, was kaum jemand schafft: Jemand nennt deinen Namen auf unangenehme Weise, und du hast trotzdem selbst entschieden, worüber du reden willst.“

Ich sah auf die Fliesen, dann zur Heizung, dann zur Decke, hinter der der Schornstein verlief.

Er hatte versucht, durch das Rohr eine neue Linie in mich zu ziehen.

Diesmal war sie nicht durchgegangen.

Zumindest nicht vollständig.

Und ich hatte das Gefühl, dass er das spürte.

Vielleicht hörte er jetzt zu.

Nicht nur, was er durchsetzen konnte.

Sondern auch, was wir beschlossen hatten.

Und zum ersten Mal seit Tagen hatte ich den Gedanken, dass je mehr er hörte, was nicht von ihm kam, desto weniger Platz hatte er für seine eigenen Sätze.

Das würde ihm nicht gefallen.

Aber er hatte angefangen, durch die falschen Leitungen zu reden.

Jetzt musste er damit leben, dass auch andere darüber sprachen, was durch sie ging.

Er versuchte es nicht gleich wieder. Das war fast das Unangenehmste daran. Wenn etwas sofort wieder ansetzt, weißt du wenigstens, woran du bist. Ein penetranter Tropfen, eine wiederkehrende Stimme, ein Klopfen – alles hat seinen Rhythmus, irgendwann baust du ihn in deinen Tag ein. Das hier war anders. Er zog sich zurück wie jemand, der beschlossen hat, nicht mehr in der Kneipe zu pöbeln, sondern deine Mails zu lesen.

Der Nachmittag verlief fast unverschämt normal. Roisin verschwand eine Stunde lang mit dem Ordner im Wohnzimmer, tat so, als würde sie nur Notizen ordnen, während sie eigentlich jede Geräuschveränderung im Haus abscannte. Ich machte etwas, das früher „Arbeit“ geheißen hätte – Kram am Laptop, E-Mails, eine Liste mit Dingen, die ich irgendwann im Garten tun wollte, falls ich das hier mal überlebte.

Die Rohre blieben still. Kein Summen, kein Kratzen. Die Heizung gluckerte einmal, aber auf die harmlose, alte Art, die mehr mit Luftblasen als mit anderen Welten zu tun hat.

„Er wartet“, sagte Roisin, als sie sich später an den Küchentisch setzte. „Er testet, wie lang deine Leine ist.“

„Ich bin kein Hund“, sagte ich.

„Für ihn schon“, sagte sie. „Er ist seit Jahrzehnten gewohnt, dass Menschen aufspringen, sobald er nur halb einen Namen versucht. Besonders nachts. Besonders, wenn keiner da ist, der sagt: ‚Du musst nicht.‘“

„Ich bin nicht besonders stolz darauf, dass es dazu erst einer pensionierten Polizistin brauchte“, murmelte ich.

„Stolz ist Luxus“, meinte sie. „Wir nehmen erst mal Funktionsfähigkeit.“

Es klopfte nicht an der Tür. Stattdessen klopfte das Telefon. Nicht wortwörtlich, aber das war das Gefühl: ein Ton, der sich plötzlich viel zu laut anfühlte in einem Haus, in dem scheinbar alles horchte.

Ich sah aufs Display. Niamh.

„Wenn sie fragt, ob du noch alle Tassen im Schrank hast, sag ja“, sagte Roisin.

Ich nahm ab. „Ja?“

„Er ist bei mir“, sagte Niamh ohne Begrüßung. Im Hintergrund hörte ich Ladenlärm: das Summen der Kühltruhe, eine Türglocke, irgendwo einen Fernseher, der stumm Bilder warf. „Nicht er-er. Euer anderer Gast. Der Kleine.“

„Liam?“, fragte ich.

„Welcher andere«, schnappte sie. „Er steht seit einer halben Stunde vor dem Regal mit den Reinigungsmitteln und starrt auf die Rohre unter der Decke, als würden sie gleich anfangen, die Lottozahlen vorzulesen.“

Ich sah automatisch zu unseren Rohren, obwohl klar war, dass die Verbindung nicht so simpel war.

„Hat er was gesagt?“, fragte ich.

„Nur, dass das Wasser komisch klingt“, sagte sie. „Und dass er findet, dass das Metall ihn kennt. Ich mag das nicht, Theo. Wenn ein Junge in meinem Laden mit Rohren redet, hab ich schlechte Laune.“

„Wir kommen rüber“, sagte ich.

Roisin war schon im Flur, bevor ich aufgelegt hatte. „Er zieht die Leitung weiter“, sagte sie, während sie sich die Jacke schnappte. „Wenn eine Verbindung nicht reicht, holt er sich parallele Kanäle. Er hasst Einbahnstraßen.“

„Glaubst du, er hört uns, wenn wir drüber reden?“, fragte ich.

„Ich hoffe es“, sagte sie. „Vielleicht verhaspelt er sich dann.“

Der Weg zum Laden war kurz. Der Himmel hing tief, als würde er mit dem Meer verschwörerisch flüstern. Im Dorf war es geschäftiger als sonst – Leute auf dem Weg nach Hause, ein Lieferwagen, der halb auf dem Gehweg stand, Kinder, die mit ihren Jackenärmel aneinander zogen. Alltag, der sich nicht darum scherte, dass irgendwo unter unseren Füßen Linien liefen, die keiner bestellt hatte.

Im Laden roch es nach kalter Wurst, billigen Keksen und Chemie. Ein gesunder Mix. Niamh stand hinter der Kasse, die Arme verschränkt, den Blick irgendwo in die hintere Ecke gerichtet.

„Er ist da hinten“, sagte sie, ohne unsere Begrüßung abzuwarten. „Neben den Putzmitteln. Als wäre das ein Zeichen.“

Liam stand tatsächlich in der Ecke, wo die Rohre unter der Decke entlang liefen, bevor sie irgendwo in der Wand verschwanden. Er hatte den Rucksack noch auf, eine Hand am Träger,

als müsste er sich festhalten. Sein Blick klebte an einer Stelle, an der zwei Leitungen zusammentrafen.

„Hey“, sagte ich vorsichtig. „Gute Position. Wenn sie platzen, bist du der Erste, der sauber wird.“

Er drehte den Kopf langsam, sah mich an, als hätte er mich aus einem Traum wiedererkannt.

„Sie reden“, sagte er.

„Die Rohre?“, fragte ich.

Er nickte. „Nicht laut. Aber… so. Wie wenn man den Fernseher auf ganz leise stellt und die Nachbarn trotzdem mitkriegen, wenn einer flucht.“

„Was sagen sie?“, fragte Roisin.

„Nichts“, sagte er. „Also… noch nichts. Sie… probieren. So wie wenn jemand guckt, ob das Mikro an ist.“

Roisin warf mir einen Blick zu, der eindeutig sagte: Das Muster kennen wir.

„Hast du Angst?“, fragte ich den Jungen.

Er zögerte. Kinder sind erstaunlich schlecht im Lügen, wenn sie sich beobachtet fühlen. „Ein bisschen“, sagte er. „Aber mehr davor, dass keiner glaubt, dass es wirklich was sagt. Cian meinte, das ist das Schlimmste.“

„Cian hat recht“, sagte Roisin. „Aber du hast diesmal den Vorteil, dass zwei Leute schon angefangen haben, mit ihren eigenen Rohren zu streiten.“

„Streiten?“, fragte er.

„Wir hören hin, und wir entscheiden, ob wir antworten“, erklärte sie. „Das ist mehr Macht, als du glaubst.“

Liam sah wieder nach oben. „Es kennt meinen Namen nicht“, sagte er leise. „Es probiert andere. Als hätte es in einem Buch gelesen, wie Kinder heißen. Aber meins ist nicht dabei.“

„Gut“, sagte ich, bevor ich darüber nachdenken konnte.

Er sah mich irritiert an. „Gut?“

„Ja“, sagte ich. „Wenn jemand auf einem Platz rumbrüllt ‚Hey, du da!‘ und du dich angesprochen fühlst, stimmt was nicht. Er soll deinen Namen nicht treffen. Das ist dein Schutz.“

„Und wenn er ihn irgendwann trifft?“, fragte er.

Roisin hockte sich neben ihn, sodass sie fast auf Augenhöhe waren. „Dann hast du bis dahin gelernt, dass du trotzdem selber entscheidest, ob du antwortest“, sagte sie. „Die meisten Erwachsenen hier oben haben das nie gelernt.“

„Cian schon“, warf der Junge ein.

„Cian hat es gelernt, als er schon zu alt war, um nicht ein bisschen kaputt zu bleiben“, sagte sie. „Du kriegst die Chance früher. Das ist kein Geschenk, ich weiß. Aber wir lassen dich nicht allein damit.“

Niamh räusperte sich an der Kasse. „Ich möchte nur kurz festhalten, dass in meinem Laden kein inoffizielles Therapiezentrum für problematische Hausleitungen eröffnet wird, ohne dass ich das letzte Wort habe“, sagte sie.

„Du hast immer das letzte Wort“, sagte ich.

„Gut, dann ist ja klar“, meinte sie. „Wenn die Dinger anfangen, Namen auszuspeien, die ich kenne, fliegt die Hauptsicherung. Und wenn einer von euch dabei gegrillt wird, war’s ein Unfall.“

Liam grinste kurz, und das war wahrscheinlich das Wichtigste an diesem ganzen Gespräch: dass er merkte, dass man über so etwas reden und gleichzeitig noch lachen konnte.

„Hast du zu Hause was gehört?“, fragte Roisin.

„Nur einmal“, sagte er. „Im Bad. Mum hat gesagt, das ist nur der Kessel. Ich glaub, sie hat recht. Aber…“ Er sah zu uns. „Es fühlt sich an, als würde da jemand üben. Hier im Laden klingt es lauter. Vielleicht, weil es mehr Rohre gibt.“

„Er sucht die beste Akustik“, murmelte ich.

„Wir ändern die Regeln, bevor er sie findet“, sagte Roisin.

Sie richtete sich auf, sah zu den Leitungen über unseren Köpfen. „Ab heute“, sagte sie ruhig, „gilt Folgendes: In diesem Laden gehört das Rohr Niamh. Nicht ihm. Es transportiert Wasser, Luft und manchmal schlechte Musik aus dem Radio. Mehr nicht. Alles andere ist Einbildung, bis wir das Gegenteil entscheiden.“

„Du redest mit Metall“, stellte Niamh trocken fest.

„Ich hab schon mit Schlimmerem geredet“, sagte Roisin.

Auf dem Rückweg zum Haus war der Himmel klarer geworden, als hätte jemand eine Schicht aus grauer, abgestandener Angst weggezogen. Ich wusste, dass das nicht mit uns zu tun hatte, aber mein Gehirn bestand darauf, Zusammenhänge zu sehen. Menschen sind gute Storymaschinen. Er weiß das.

„Merkst du’s?“, fragte Roisin leise, als wir am Feld vorbeigingen.

„Was?“, fragte ich.

„Er wird dünner“, sagte sie. „Nicht schwächer. Nur… dünner. Statt alles auf eine Karte zu setzen – das Feld, den Hügel, das eine große Ding – verteilt er sich. Staub, Rohre, Regenbögen, Türen. Je mehr Kanäle er benutzt, desto weniger vollständig ist er in einem von ihnen.“

„Das klingt gefährlich optimistisch“, sagte ich.

„Es ist eine Beobachtung“, entgegnete sie. „Und eine Chance. Dinge, die überall gleichzeitig sein wollen, verlieren an Kontur. Sie werden fehleranfällig.“

„Fehleranfällig klingt nett“, sagte ich. „Solange wir nicht die Fehler sind.“

„Wir sind die, die hinschauen und hinschreiben“, sagte sie. „Das ist eine Rolle, die er nie eingeplant hat.“

Zu Hause war es still. So still, dass ich erst mal alle Wasserhähne aufdrehte wie ein manischer Klempner. Küche, Bad, Gäste-WC. Überall dasselbe: Wasser lief, Rohre brummten, aber nichts davon versuchte, meinen Namen zu buchstabieren.

„Er schmollt“, diagnostizierte Roisin.

„Oder er plant“, sagte ich.

„Das schließt sich nicht aus“, meinte sie.

Am Abend setzten wir uns wieder in die Küche. Die Kamera blieb diesmal im Schornstein, aber aus. Die Staubspur im Wohnzimmer wurde nicht neu beschriftet. Die Tür im Flur blieb zu, aber nicht abgeschlossen. Wir taten nichts Großes. Nur das, was er am wenigsten leiden kann: wir redeten.

Über Berlin. Über Dublin. Über Cian und seine Blechdose. Über Liam und seine Angst, nicht ernstgenommen zu werden. Über Niamh, die mit der Selbstverständlichkeit eines Richters über ihr Reich herrschte und dabei bessere Regeln hatte als jedes Gesetzbuch.

Immer wieder wanderte mein Blick zum Spülbecken.

Aber das Rohr blieb still.

Er wird wieder anfangen, dachte ich. Natürlich wird er das. Er hat es nicht anders gelernt. Er wird versuchen, die Stimme zu perfektionieren, sie glatter zu machen, weniger rostig, näher an das ranzukriegen, was ich im Kopf von mir selbst höre.

Aber er hatte einen Fehler gemacht: Er hatte den Probelauf gestartet, bevor er die Bühne abgeschlossen hatte.

Wir hatten ihn gehört, wie er stotterte.

Und ich wusste jetzt, dass die schlimmste Macht, die er hatte – mein Name in seinem Mund – nur eine von vielen Leitungen war.

Nicht das Ganze.

Nur ein Kanal.

Und Kanäle kann man umleiten.

Oder, wenn man genug Geduld hat, austrocknen lassen.

Er würde es hassen.

Aber zum ersten Mal war die Stimme im Rohr nicht nur eine Drohung.

Sie war auch eine Erinnerung daran, dass er noch lernen musste.

Und Lernen bedeutet, dass man Fehler macht.

Fehler sind das Einzige, was uns eine Chance gibt.

Die zweite Nacht mit der Stimme begann damit, dass sie so tat, als wäre sie gar nicht da. Das passte zu ihm. Großes Theater, dann beleidigtes Verstummen, dann das leise Zurückschleichen durchs Hinterzimmer.

Ich lag im Bett, die Decke bis zur Nase, und lauschte auf Geräusche, die nichts mit ihm zu tun hatten: ein Auto auf der Straße, irgendwo ein Hund, der beschlossen hatte, die Dunkelheit anzubellen, die Uhr im Flur, die sich durch die Minuten fraß. Es war einer dieser Momente, in denen der Körper endlich bereit war, nachzugeben – und der Kopf beschloss, Wachschutz zu spielen.

Es fing in der Wand neben dem Bett an. Nicht in der Küche, nicht beim Spülbecken, nicht an einem Ort, wo man wenigstens im Stehen reagieren konnte. Direkt neben meinem Kopf, auf Höhe des Kissens, dort, wo das Heizungsrohr die Etage wechselte. Ein feines Vibrieren, erst kaum mehr als ein Summen im Zahn.

Ich dachte an unsere Sätze, an die Zettel unter den Rohren, an Roisins Stimme, die sagte: „Du bist nicht sein Empfangsgerät."

„Wetter", sagte ich in Gedanken. „Nur Wetter."

Das Summen wurde rhythmischer. Es war, als würde jemand sehr weit weg mit dem Fingernagel gegen Metall tippen, nicht regelmäßig, sondern in einer Art ungeduldigen Abtastens. Kein Schmerz, keine Drohung. Nur dieses „Ich weiß, dass du da bist".

Diesmal wartete er länger, bevor er versuchte, Worte zu bauen. Vielleicht hatte er kapiert, dass ein zu frühes „Theo" nur als schlechtes Ouvertüre durchging. Das Kribbeln in der Wand wanderte ein Stück, als würde jemand entlangfahren, auf der Suche nach der Stelle, an der der Ton am besten trägt.

Dann kam der erste Laut.

Kein „T", kein Name. Ein Atem. Ein scharfes Einziehen, als hätte jemand auf der anderen Seite des Rohres versucht, eine Zigarette zu rauchen, die nicht da war.

Ich merkte, wie mein Körper auf die alte Art reagierte: Herzschlag höher, Muskeln gespannt, Gedanken schon halb dabei, zu rennen. Unter der Decke, wohlgemerkt. Lächerlich.

„Lass ihn atmen“, sagte ich mir. „Luft gehört niemandem.“

Der zweite Laut war tiefer. Kein Atem mehr, eher etwas, das wie Lachen klingen sollte und unterwegs stecken blieb. Kein echtes Lachen, eher das trockene Aufstoßen von jemandem, der vergessen hat, wie man das macht.

„Gut“, dachte ich. „Lach du nur. Ich liege hier im Dunkeln und denke an Spülmittelregale. Wir sind beide nicht würdevoll.“

Es dauerte, bis der erste richtige Versuch kam.

„Ich…“

Das Wort war nicht sauber. Es klang mehr wie „Ih“, durch Metall gedrückt, an der Wand gebrochen. Aber es hatte Struktur, und mein Hirn sprang sofort darauf an, wie ein Hund auf ein falsches Stöckchen.

Ich…

Keine Fortsetzung. Nur das. Wieder und wieder. Mal kurz, mal länger gezogen. Ich. Ich. Ich.

Natürlich. Er konnte gar nicht anders.

„Er fängt mit sich selbst an“, dachte ich. „Wie alle Narzissten.“

Ich hätte lachen können, wenn mir nicht gleichzeitig klar geworden wäre, was genau er da versuchte. Er wollte nicht mich rufen. Nicht diesmal. Er wollte im Raum etwas setzen, das größer war als jedes einzelne Geräusch.

Ich.

Nicht Theo. Nicht Liam. Nicht Seamus. Nicht Eamon.

Nur: Ich.

Das Rohr vibrierte. In der Stimme lag nichts Menschliches, und trotzdem kroch sie in die Zwischenräume im Kopf, dort, wo Fragen wohnen, vor denen man sich drückt. Dieses „Ich“, das so tut, als wäre es das einzige im Raum.

„Du bist nicht das einzige Ich hier“, dachte ich und hörte, wie lächerlich das klang. Aber es war wahr. Ich lag hier. Roisin lag zwei Türen weiter. Cian trank vermutlich gerade seinen späteren Kaffee in seiner Küche. Liam starrte irgendwo an die Decke und fragte sich, ob er morgen in der Schule darüber reden sollte, ob Rohre reden. Selbst Niamh war irgendwo, wach, mit ihrem Ladenplan im Kopf.

Es gab viele „Ich“.

Er versuchte, sie alle zu überschreiben.

„Ich“, kam es wieder aus dem Rohr. Tiefer jetzt. Fast wie eine schlechte Nachahmung einer Männerstimme.

Und dann machte er etwas, das ich ihm übelnahm, noch bevor es fertig war:

Er wechselte Tonfall.

„Ich“, sagte die Stimme – und klang plötzlich wie ich.

Nicht perfekt. Verzerrt, durchzogen von Metall, an den Kanten brüchig. Aber nah genug, dass mir kurz schlecht wurde. Mein eigener Ton, wenn ich genervt „Ja, ich weiß“ sage. Dieser kleine Schwung nach unten am Ende des Wortes.

„Er versucht dich mit dir selbst“, schoss es mir durch den Kopf.

Das war die perfideste Version überhaupt. Nicht Seamus’ Stimme, nicht Eamons, nicht irgendein Kind, das ruft. Meine. Zurückgeworfen durch Stahl, nachgebaut von etwas, das nicht begriffen hatte, dass Menschen mehr sind als ihre Tonlage.

„Ich“, sagte es noch einmal.

Ein Teil von mir wollte antworten. Nicht, weil ich es musste – einfach aus Reflex. Eine akustische Hand, die sich nach der anderen ausstreckte.

„Er kriegt mich nicht“, dachte ich. „Nicht über dieses Loch.“

Ich setzte mich im Bett auf, lehnte den Rücken an die Wand, von der die Stimme kam. Die Haut zwischen Schulterblättern und Putz fühlte sich plötzlich dünner an.

„Wenn du glaubst, dass nur du ‚Ich‘ sagen darfst“, murmelte ich, laut genug, dass ich mich selbst hörte, leise genug, dass ich hoffte, Roisin würde weiter schlafen, „dann hast du die letzten Jahrzehnte schlecht aufgepasst.“

Die Stimme verstummte einen Schlag lang.

Dann kam sie wieder.

„Ich“, diesmal höher. Eine schlechtere Kopie meines Tons, als würde jemand mich als Karikatur zeichnen.

„Ich auch“, sagte ich. „Und das Mädchen von damals. Und der Junge mit dem Rucksack. Und der alte Mann mit der Blechdose. Und die Frau mit dem Ordner. Du bist nicht der einzige Punkt im Universum.“

Es fühlte sich absurd an, mit der Wand zu reden, als wäre sie ein überhebliches Kind. Aber das Absurde war mir inzwischen vertrauter als jedes Formular in irgendeinem Amt.

„Ich“, beharrte das Rohr.

„Wir“, sagte ich.

Das Wort füllte den kleinen Raum anders. „Ich“ war ein Stachel, „Wir“ war eine Fläche. Nicht immer angenehm, aber breiter.

Ich wusste, dass das für ihn wahrscheinlich nur Rauschen war. Ein Weichzeichner, den er nicht leiden konnte. Er mochte klare Linien, klare Deals, klare Opfer. „Wir“ war ein Wort, das ihm ständig entglitt.

Die Vibration in der Wand wurde unruhiger, als hätte jemand auf der anderen Seite die Geduld verloren. Das „Ich“ kam noch ein paar Mal, verzerrter, weniger kontrolliert, als würde er sich verhaspeln. Dann wich es wieder dem Summen.

Ein letzter Versuch: ein Laut, der nicht mehr nach Wort klang, sondern nur nach Wut.

Dann nichts.

Nicht Stille. Das Haus atmete weiter. Die Heizung schaltete um, irgendwo knackte ein Balken, draußen fuhr ein Auto vorbei. Aber die Stimme im Rohr war wieder zu dem geworden, was sie am wenigsten sein wollte: Hintergrund.

Ich blieb noch eine Weile sitzen, weil der Körper erst lernen musste, dass er nicht mehr rennen musste. Die Wand hinter meinem Rücken wurde langsam wärmer, als würde sie sich daran erinnern, dass sie eigentlich nur Wärme durchlassen sollte.

Als ich schließlich doch wieder lag, hörte ich Schritte im Flur. Leise, nicht schleichend. Roisin, barfuß, der Boden unter ihren Füßen vertraut, aber wachsam.

„Alles gut?“, flüsterte sie durch die Tür, ohne sie zu öffnen.

„Er hat geübt“, sagte ich. „Er ist bei ‚Ich‘ hängen geblieben.“

„Dein oder sein?“, fragte sie.

„Beides“, sagte ich. „Kurz. Dann keins mehr.“

„Gut“, meinte sie. „Dann hat er gemerkt, dass er Grammatik nicht erfunden hat.“

Ich hörte sie lächeln, auch wenn ich es nicht sah. Die Schritte entfernten sich, die Treppe knarrte, die Tür zum Gästezimmer schloss sich leise.

Als ich endlich einschlief, war das „Ich“ im Rohr nicht verschwunden. Aber es war kleiner geworden. Eher wie ein Tagtraum, der sich in eine Ecke verzogen hatte, statt wie ein Bohrer, der durch Knochen will.

Am Morgen roch die Küche nach Kaffee und nassem Holz. Ich stellte mich ans Spülbecken, drehte das Wasser auf und wartete.

Nichts.

Kein Summen, keine Stimme. Nur das Rauschen des Strahls, das Klirren der Tasse, das normale Lied eines alten Hauses, das wieder so tat, als wäre es nie anders gewesen.

„Er?“, fragte ich.

„Hat sich in der Nacht vergaloppiert“, sagte Roisin, die schon am Tisch saß und in ihrem Notizbuch blätterte. „Cian hat gesagt, das wäre sein Muster gewesen, damals. Erst groß, dann beleidigt, dann… still, bis ihm was Neues einfiel.“

„Was Neues will ich gar nicht“, sagte ich.

„Doch“, meinte sie. „Aber auf unserer Seite. Jede neue Idee von ihm gibt uns eine Form. Eine Art, ihn zu sehen. Das macht ihn verletzbar. Er hat jetzt eine Stimme im Rohr, die nicht mehr nur kratzen kann. Und eine Tür im Keller. Und eine Linie im Staub. Je mehr Gestalten er annimmt, desto weniger kann er sie alle gleichzeitig kontrollieren.“

„Du redest von einem Wesen, das sich gerade meinen Tonfall geklaut hat“, sagte ich.

„Ja“, sagte sie. „Und trotzdem ist es nur ein Echo. Ein sehr aufdringliches Echo, zugegeben. Aber Echos haben keine eigenen Geschichten. Die holen sie sich von denen, die wirklich da sind.“

Ich sah zum Rohr, dann zu den Gläsern über dem Herd, dann zum Wohnzimmer, wo seine Staubspur noch immer unsere Dielen verunzierte.

Er hatte versucht, mich zu einem einzelnen „Ich“ herunterzubrechen, das auf sein „Ich“ reagieren sollte.

Stattdessen standen da jetzt andere: „Wir“. „Liam“. „Cian“. „Niamh“. „Roisin“.

Und ganz hinten, im Kern, das, was er am meisten verachtete: ein müdes, aber immer noch vorhandenes „Ich“, das nicht bereit war, sich von einer Stimme aus dem Rohr einreden zu lassen, es sei das einzige, das zählte.

„Er kommt wieder“, sagte ich.

„Natürlich“, sagte sie. „Stimmen, die einmal den Weg gefunden haben, kommen immer wieder. Aber du hast ihm gestern Nacht eine Lektion verpasst, die er nicht mag: Du hast ihm klar gemacht, dass er nicht der Einzige ist, der definieren darf, wer „Ich“ sagt.“

Ich nahm einen Schluck Kaffee. Heiß, bitter, real. Keine Metapher, kein Symbol. Nur Koffein in einer Tasse.

„Vielleicht“, sagte ich langsam, „hat er in seinem ganzen verdammten Leben da draußen noch nie erlebt, dass jemand nicht zusammenzuckt, wenn er den eigenen Namen aus seinem Mund hört.“

„Dann hat er heute Nacht was gelernt“, sagte sie. „Und lernen tut ihm weh.“

Draußen wehte ein Wind, der nach Regen roch. Kein besonderer, kein bunter. Nur Wasser, das irgendwo darauf wartete, runterzufallen.

Die Stimme im Rohr schwieg.

Ich wusste, dass das nicht von Dauer war.

Aber es war ein Anfang:

Ich musste nicht mehr automatisch antworten, nur weil jemand meine Form kannte.

Und er musste anfangen zu begreifen, dass seine Linien, seine Räume, seine Stimmen nicht mehr ungestört durch uns hindurchlaufen würden.

Nicht mehr als Einbahnstraße.

Eher als Baustelle.

Mit Umleitung.

Und irgendwann – wenn wir lange genug durchhielten – vielleicht mit Sackgasse.

Kein Ausgang am Ende der Treppe

Es gibt Tage, an denen du merkst, dass dein Haus dich beobachtet, bevor du deinen ersten Kaffee hattest. Das sind die wirklich gefährlichen Tage, weil dein Gehirn dann noch weich ist wie Toastbrot, und alles, was hineingedrückt wird, Spuren hinterlässt.

Ich merkte es an der Treppe.

Nicht an den Rohren, nicht an der Kellertür, nicht an der Staubspur im Wohnzimmer. An der ganz normalen, altmodischen Holztreppe, die nach oben führte – Schlafzimmer, Gästezimmer, das kleine Abstellzimmer, in dem Dinge verschwanden, wenn man sie sicher verstauen wollte.

Ich lief sie hoch wie jeden Morgen, halb wach, Tasse in der Hand, barfuß, die Stufen in Fleisch und Knochen eingebrannt. Achtzehn. Ich hatte sie oft genug gezählt – nicht, weil ich ein Kontrollfreak wäre, sondern weil Menschen ab einem bestimmten Alter anfangen, Treppen wie Gegner zu behandeln, die man im Auge behalten sollte.

An diesem Morgen waren es neunzehn.

Ich blieb auf der vorletzten Stufe stehen, das Herz ein Stück schneller, die Tasse in der Hand plötzlich zu voll. Ich sah nach unten, zählte noch einmal, lautlos mit den Augen: eins, zwei, drei… neunzehn.

Die Stufen sahen nicht anders aus. Kein frisch eingesetztes Brett, keine optische Täuschung. Nur diese schwer fassbare Verschiebung, die sagt: „Etwas stimmt hier nicht, und wenn du es benennen könntest, wäre es schon zu spät."

„Du hast dich verzählt", murmelte ich zu mir selbst. „Weil du noch nicht richtig wach bist. Oder weil du versuchst, nicht darüber nachzudenken, dass dein Haus inzwischen mehr Regeln hat als manche Ehe."

Ich ging weiter, stellte die Tasse oben auf dem Regal ab und beschloss, das Thema zu ignorieren. Das funktionierte genau genau bis zu dem Moment, als ich die Treppe wieder runterging.

Es waren siebzehn Stufen.

„Verdammt“, sagte ich, diesmal laut.

Die siebzehnte Stufe war dieselbe, auf der ich eben noch als neunzehnte gestanden hatte. Ich kannte die Macke im Holz, diese kleine Kerbe, in die mein großer Zeh immer halb hineinpasste. Aber die Zahlen passten nicht.

„Vielleicht solltest du einfach weniger zählen“, sagte eine Stimme aus der Küche. „Das macht Leute verrückt, die eigentlich andere Probleme haben.“

Roisin saß am Tisch, Tasse in der Hand, als wäre sie schon seit einer Stunde wach. Wahrscheinlich war sie das. Sie sah mich an, als wüsste sie genau, welche Art von Ärger ich im Gesicht trug.

„Die Treppe hat eine andere Meinung dazu, wie viele Stufen sie hat“, sagte ich.

„Nach oben oder nach unten?“, fragte sie, als wäre das eine völlig normale Frage.

„Nach oben mehr, nach unten weniger“, antwortete ich.

„Dann hat er angefangen, Erzählungen in Holz zu schreiben“, meinte sie. „Herzlichen Glückwunsch, dein Haus ist jetzt offiziell sein Notizbuch.“

„Ich hab keinen Bock, Fußnoten zu sein“, sagte ich.

Sie stellte die Tasse ab. „Noch mal“, sagte sie. „Langsam. Nüchtern, soweit das geht. Du gehst hoch, du zählst. Du gehst runter, du zählst. Und du sagst mir, ab welcher Stufe du das Gefühl hast, dass jemand anders mitzählt.“

Wir machten das Experiment. Sie stand unten und sah zu, wie ich die Stufen hochging, diesmal bewusst, jede Stufe laut, als würden wir ein Kinderspiel spielen.

„Eins, zwei, drei… achtzehn“, sagte ich oben.

„Dann komm runter“, sagte sie.

Ich drehte mich um, ging wieder dieselbe Treppe hinunter, denselben Abstand, dieselbe Holzmaserung, denselben banalen Flur im Blick.

„Eins, zwei, drei… siebzehn“, sagte ich unten.

„Du machst keine Pause?“, fragte sie.

„Nein“, sagte ich. „Ich renne nicht, ich schleiche nicht. Ich laufe. Und er schummelt.“

Sie ging selbst hoch, zählte, kam runter, zählte.

„Achtzehn nach oben“, sagte sie. „Und…“ Unten blieb sie kurz stehen, runzelte die Stirn. „…siebzehn runter. Ich hasse es, wenn du recht hast.“

„Was ist das?“, fragte ich. „Ein schlechter Zaubertrick? Oder hat er beschlossen, Treppen wären die neuen Rohre?“

Sie zog die Augenbrauen zusammen, als würde sie ein besonders dämliches Formular lesen. „Treppen sind Übergänge“, sagte sie. „Er liebt Übergänge. Rohre, Linien, Regenbögen, Türen. Dinge, die von A nach B führen. Also fängt er an, an deinen rumzuspielen. Die Anzahl der Stufen zu verändern, ist eine kleine Machtdemonstration. ‚Ich bestimme, wie weit du gehst‘.“

„Und was, wenn ich mittendrin stehenbleibe?“, fragte ich.

„Dann bist du genau in der Zone, die er am meisten liebt“, sagte sie. „Weder oben noch unten. Perfekt, um dir einzureden, dass es keinen Ausgang gibt.“

Ich setzte mich auf die unterste Stufe, was vermutlich genau aussah wie jemand, der sich geschlagen gegeben hatte. Vielleicht war das so. Aber es war eine nützliche Niederlage.

„Hat er das bei den anderen auch gemacht?“, fragte ich. „Bei Eamon, bei Seamus, bei Cian? Hat er ihnen irgendwann eingeredet, dass jede Treppe in derselben Sackgasse endet?“

„Nicht in Häusern“, sagte sie. „Aber draußen. Im Feld. Im Moor. Cian hat mir erzählt, dass Eamon früher von unsichtbaren Stufen gesprochen hat. ‚Du musst nur den Fuß an die richtige Stelle setzen‘, hat er gesagt. ‚Dann gehst du tiefer als alle anderen.‘ Ich dachte immer, das wäre eine Metapher. Vielleicht war es keine.“

Die Vorstellung, dass irgendwo im nassen Gras unsichtbare Treppen existierten, auf denen man Richtung Loch laufen konnte, war nicht hilfreich für meinen Blutdruck.

„Warum fängt er bei mir mit Holz an und nicht mit Gras?“, fragte ich.

„Weil du hier lebst“, sagte sie. „Weil du hier schläfst und wach wirst. Weil diese Treppe das ist, was dich jeden Tag zwischen oben und unten hin- und herschiebt. Er will, dass du irgendwann glaubst, dass egal, wie oft du gehst: Die Zahl wird immer falsch sein. Und falsche Zahlen sind sein Spezialgebiet.“

„Ich könnte einfach aufhören zu zählen“, sagte ich.

„Könntest du?“, fragte sie. „Ganz ehrlich?“

Ich schwieg. Natürlich konnte ich das nicht. Die Stufen waren jetzt ein Problem. Und Probleme zählen sich selbst.

„Wir brauchen eine Gegenmaßnahme“, sagte sie. „Nüchtern. Ohne Kerzen, ohne Weihrauch, ohne Theater. Er mag Theater. Wir machen Buchhaltung daraus.“

Sie stand auf, holte aus der Küche Kreppband und einen schwarzen Stift.

„Was hast du vor?“, fragte ich.

„Wir geben jeder Stufe eine Nummer“, sagte sie. „Nicht im Kopf. Auf dem Holz. Für alle sichtbar. Für dich, für mich, für ihn. Das ist nicht romantisch, aber wirkungsvoll. Wenn er eine Stufe klaut, klaut er auch eine Zahl. Und Zahlen sind störrischer als Menschen.“

Wir klebten kleine Streifen Kreppband an die Kante jeder Stufe und schrieben Zahlen darauf. Eins, zwei, drei… achtzehn.

„Wir nummerieren nach oben“, sagte sie. „Das ist die Richtung, in der Menschen die Welt verstehen lernen. Kinder zählen rauf, nicht runter.“

„Und wenn er einer Stufe nachts das Etikett mopst?“, fragte ich.

„Dann sehen wir es“, sagte sie. „Und er weiß, dass wir es sehen.“

Das war die neue Konstante in meinem Leben: Alles, was er tat, war nicht mehr unsichtbar. Nicht komplett. Staub, Rohre, Linien, Stimmen, Treppen – alles hinterließ irgendwo eine Spur, wenn man nur hartnäckig genug hinsah.

Den Rest des Vormittags testeten wir die Treppe, als hätten wir eine sehr seltsame Ergotherapie verordnet. Hoch, runter, hoch, runter. Achtzehn rauf, achtzehn runter.

„Er zieht sich zurück“, sagte Roisin irgendwann. „Er mag es nicht, wenn seine Tricks in Beschriftung enden.“

„Na toll“, sagte ich. „Dann sucht er sich eben eine andere Treppe.“

„Hat er schon“, sagte sie. „Er hat mehr als eine. Er hat die im Feld, er hat die im Keller, er hat die, die er in den Köpfen von Leuten baut, wenn sie nachts wach liegen und fragen, wie viele Schritte es noch bis zum Morgen sind.“

„Und da gibt es keinen Ausgang“, sagte ich.

„Nicht, wenn du glaubst, dass du ihn allein finden musst“, meinte sie.

Der Satz blieb hängen. Nicht, weil er besonders weise klang, sondern weil er etwas benannte, das ich bisher nur als diffuses Drücken in der Brust gespürt hatte.

Es gab keine Garantie, dass am Ende irgendeiner Treppe eine Tür in ein besseres Stockwerk wartete. Nicht im Keller, nicht im Feld, nicht im Kopf. Manchmal endeten Treppen einfach an einer Wand.

Das war der Witz an seinem Spiel: Er ließ dich hinaufsteigen, Schritt für Schritt, Hoffnung auf der einen Seite, Angst auf der anderen – und am Ende standest du vor einem Nichts. Kein Ausgang. Nur die Erkenntnis, dass du alles umsonst gegangen warst.

„Er hat Eamon solche Treppen gebaut“, sagte Roisin leise. „In seinem Kopf. Immer höher, immer tiefer, immer weiter. Und am Ende hat der Junge gemerkt, dass oben und unten in demselben Loch waren.“

„Du hättest mir heute früh auch einfach sagen können, ich soll nicht stolpern“, sagte ich.

Sie sah mich an, müde, aber wach. „Wenn ich das Gefühl habe, dass du kurz davor bist, eine von seinen geistigen Treppen zu nehmen“, sagte sie, „sage ich das. Laut. Und wenn ich es nicht merke, hoffe ich, dass du mich schreien hörst, bevor du ganz oben ankommst.“

Wir schwiegen einen Moment.

„Wir könnten…“, setzte ich an, hielt dann inne.

„Wir könnten was?“, fragte sie.

„…jemanden fragen, der schon mal vor so einer Treppe stand“, sagte ich. „Cian. Er hat das alles durch. Unsichtbare Stufen, keine Ausgänge, zu viel Wissen. Vielleicht weiß er, wie man umdreht, bevor man an die Wand knallt.“

„Er weiß, wie es sich anfühlt, wenn du oben ankommst und nichts ist da“, sagte sie. „Das ist auch eine Art von Wissen, so beschissen es ist.“

„Dann lass ihn reden“, sagte ich. „Bevor er irgendwann ganz unten stehenbleibt und beschließt, dass Reden nur Arbeit ist.“

Die Treppe blieb an diesem Tag bei ihren achtzehn Stufen. Vielleicht, weil wir sie beschäftigt hielten. Vielleicht, weil er beschlossen hatte, woanders an der Statik zu sägen.

Aber der Gedanke ließ mich nicht los, dass seine Lieblingskonstruktion nicht aus Holz war.

Sondern aus dem Gefühl, dass es egal ist, wie viele Schritte du machst – am Ende wartet nichts.

Und ich ahnte, dass die nächste Treppe, die er uns zeigen würde, nicht in meinem Haus stand.

Sondern in jemandem, der schon einmal oben gewesen war – und trotzdem hier sitzen geblieben war.

Cian öffnete die Tür, als hätte er schon die ganze Zeit daneben gestanden. Kein „Wer ist da?“, kein misstrauischer Blick durch den Spalt. Nur ein kurzes, prüfendes Nicken, als hätte ihn irgendwer intern benachrichtigt: „Deine zwei Probleme stehen wieder vor der Tür.“

„Die Treppe spinnt“, sagte ich zur Begrüßung. „Achtzehn hoch, siebzehn runter.“

„Glückwunsch“, meinte er trocken. „Du bist offiziell in seiner Möblierungsliste.“

Er trat zur Seite, ließ uns rein. Das Haus roch nach Tee, kaltem Rauch und etwas Süßem, das nicht mehr ganz frisch war. Es war ein ehrlicher Geruch, einer von denen, die sagen: Hier wohnt jemand, der keine Lust mehr hat, für andere den Gastgeber zu spielen.

Wir setzten uns an den Tisch, den ich inzwischen gut genug kannte, um zu wissen, wo die Kerbe war, an der Cian immer mit dem Fingernagel hängen blieb. Er setzte Wasser auf, nicht, weil wir darum gebeten hatten, sondern weil es etwas war, das Hände tun konnten, während der Kopf rummachte.

„Erzähl“, sagte er, als der Wasserkocher anfing zu brummen. „Oben, unten, keine Ausgänge – du klingst wie ich mit sechzehn.“

Ich schilderte es. Die neunzehn Stufen, die siebzehn, das Gefühl, dass etwas mitzählt, nur um mich zu verwirren. Wie die Treppe plötzlich nicht mehr nur Holz war, sondern Vorschlag.

„Klassiker“, sagte er. „Er ist ein Fan von Architektur, die es nicht gibt. Unsichtbare Stufen, verschobene Distanzen. Am liebsten die Sorte, bei der du irgendwann glaubst, dass du nie ankommst, egal wie weit du gehst.“

„Wie war das bei dir?“, fragte Roisin.

Er goss Tee ein, stellte die Tassen vor uns hin, ohne Milch, ohne Zucker. „Am Anfang war’s so ähnlich wie bei ihm“, sagte er und nickte in meine Richtung. „Nur dass ich nicht in Häusern gezählt hab. Ich hab im Kopf gezählt. Schritte bis zur Schule, Schritte zur Werkstatt, Schritte bis zum Pub. Alles wurde zu Treppen. Gerade Straßen haben sich angefühlt wie Stufen, die keiner sieht.“

Er lehnte sich zurück, die Tasse zwischen den Händen, als wäre sie Beweismaterial.

„Ich bin morgens aufgewacht und hatte das Gefühl, schon auf halber Höhe zu sein“, fuhr er fort. „Egal, was ich gemacht hab, es war immer diese unsichtbare Treppe da. Du fängst unten an, denkst du, dann gehst du rauf, rauf, rauf – und erwartest irgendwas oben. Aussicht, Luft, Ruhe. Stattdessen stand ich immer wieder an derselben Stelle. Ein Landings, keine Tür. Und wenn ich versucht hab, runterzugehen, war unten auch keine.“

„Also hängt man fest“, sagte ich.

„Genau“, sagte er. „Und wenn du lange genug festhängst, fängst du an zu glauben, dass nicht die Treppe falsch ist, sondern du. ‚Alle anderen kommen irgendwo an, nur ich nicht. Also muss ich kaputt sein.‘ Das ist sein Lieblingsgedanke. Den schiebt er Leuten rein wie andere Gurken in Gläser.“

„Hat er dir das eingeredet?“, fragte Roisin.

„Nicht mit Worten“, sagte Cian. „Er war nicht so plump. Er hat nur dafür gesorgt, dass ich jede Bewegung als Wiederholung empfinde. Neue Arbeit? Gleiche Stufen. Neue Frau? Gleicher Absatz. Neues Kind? Andere Richtung, gleiches Ende. Egal, was ich angefangen hab, es war immer dieses Gefühl: Du gehst, aber du gehst nirgendwo hin.“

Er nahm einen Schluck Tee, verzog das Gesicht, als wäre er zu heiß, obwohl er das nicht sein konnte.

„Irgendwann“, sagte er ruhig, „hab ich angefangen, mir vorzustellen, wie es wäre, wenn es nur noch eine letzte Stufe gibt. Eine, bei der du sicher bist: Dahinter ist Ende. Egal welches. Hauptsache kein Landings mehr.“

Ich wusste, was er meinte, bevor er es ausgesprochen hatte. Es war diese Art von Satz, die man in einer Küche nur sagen sollte, wenn jemand anders anwesend ist, der ihn festhält.

„Du hast drüber nachgedacht…“, begann ich.

„Natürlich“, unterbrach er mich. „Wie glaubst du, kriegt man sonst so eine tiefe Liebe zum Leben, wie ich sie heute habe?“ Er lachte kurz, hart. „Ja, ich hab drüber nachgedacht. Brücke, Seil, Flasche. Die Klassiker. Er war sehr zufrieden mit mir in der Phase. Es ist ihm egal, wie du runter willst. Hauptsache, du bist überzeugt, dass es keine anderen Wege gibt.“

Roisin sah ihn ruhig an. „Was hat dich aufgehalten?“, fragte sie.

Er dachte nach, länger als ich erwartet hätte. Ich hatte mit einem schnellen Spruch gerechnet, irgendwas mit „Whiskey war noch nicht alle“ oder „Ich wollte sehen, wer im Pub die Runde zahlt, wenn ich weg bin“. Stattdessen starrte er auf die Tischplatte, als läse er eine alte Karte.

„Eine miserable Metapher“, sagte er schließlich. „Eamon.“

Der Name stand kurz im Raum wie ein ungeklärter Unfall.

„Ich hab mir vorgestellt, dass ich nicht die Treppe runtergehe“, erklärte Cian. „Sondern durch dieselbe Tür wie er. Nicht romantisch, nicht heroisch, einfach… weg. Und dann hab ich mir – warum auch immer – vorgestellt, dass er am Ende nicht mehr wusste, wo oben und unten ist. Dass er gar keinen Schritt mehr machen konnte. Kein Hoch, kein Runter. Nichts.“

Er sah zu uns auf, und in seinem Blick war keine Sentimentalität. Nur eine sehr nüchterne Härte.

„Und da hab ich gemerkt“, sagte er, „dass das das Einzige ist, was ich ihm nicht geben will: dass er zwei kriegt, wo er einen genommen hat. Einer reicht. Ein Loch pro Generation ist genug.“

Ich merkte, wie sich etwas in meiner Brust löste, von dem ich nicht gewusst hatte, dass es da war.

„Also bist du…?“, setzte ich an.

„Weitergelaufen“, sagte er. „Nicht aus Begeisterung. Aus Trotz. Ich hab mir gesagt: ‚Wenn schon Treppe, dann wenigstens eine, die nicht da endet, wo er es eingeplant hat.‘ Also hab ich wie ein Arschloch weitergelebt. Gearbeitet, gesoffen, geschlafen, gealtert. Und irgendwann – Jahre später – hab ich gemerkt, dass die Treppe zwar immer noch da ist, aber nicht mehr er bestimmt, wo sie hinführt.“

„Sondern?“, fragte Roisin.

„Ich“, sagte Cian. „So banal es klingt. Ich hab angefangen, kleine Ausgänge zu basteln. Seitentüren. Fenster. Hinterausgänge. Keine großen Erlösungsmomente. Nur die kleinen Dinger: Besuch bei Leuten, die ich nicht ausstehen konnte, nur damit ich mal andere Wände sehe. Streitereien, die ich früher geschluckt hätte. Fragen, die ich nicht mehr weggelächelt habe. Jede dieser Sachen war ein Mini-Ausgang. Nicht in ein anderes Leben, nur in einen anderen Gedanken.“

„Das ist schwer zu verkaufen als große Anti-Dämonen-Strategie“, sagte ich.

„Ist es auch nicht“, sagte er. „Es ist die kleine. Die, mit der du überlebst, bis du jemanden findest, der mit dir an der großen Tür arbeitet.“

Er deutete mit dem Kinn in meine Richtung. „Jetzt hat er einen gefunden, der die Treppe nicht mehr allein laufen will“, sagte er. „Besser gesagt: zwei. Dich und sie.“

Roisin verzog den Mund zu einem schiefen Lächeln. „Ich bin mehr die, die auf dem Landings sitzt und Protokoll schreibt“, sagte sie.

„Und das ist genau der Punkt“, meinte Cian. „Er will dich glauben machen, dass es nur zwei Zustände gibt: unten im Loch oder oben an einer Wand ohne Tür. Alles dazwischen bezeichnet er als sinnloses Dazwischen. Aber das Dazwischen ist das Einzige, was uns gehört. Die Landings, die Zwischenböden, die Pausen. Da kann er nicht hin, wenn wir dort anfangen, für uns zu denken.“

Ich dachte an die Treppe in meinem Haus, die wir mit Zahlen beklebt hatten. Achtzehn rauf, achtzehn runter. Dazwischen die Stufe, auf der ich morgens wie ein Idiot gestanden hatte, nicht wissend, ob ich oben oder unten war.

„Und was machen wir mit der Treppe im Keller?“, fragte ich.

Er wurde ernst, auf eine Weise, die ich nur selten bei ihm gesehen hatte.

„Die unter der Treppe ist seine“, sagte er. „Die habt ihr jetzt gesehen. Ihr wisst, dass sie da ist. Ihr wisst, dass ihr bis zum Landings gehen könnt, ohne zu fallen. Das ist wichtig. Aber die andere…“

„Die im Raum dahinter“, sagte Roisin.

„Genau“, sagte er. „Die, die keine Stufen hat, aber sich trotzdem wie eine anfühlt. Der ganze Raum ist eine Treppe ohne Ausgang. Deswegen darfst du da drin nicht nach oben oder unten suchen. Wenn du sie betrittst, irgendwann – und das wirst du, sonst wären wir alle hier umsonst – dann gehst du nicht, um irgendwo anzukommen.“

„Wozu dann?“, fragte ich.

„Um was wegzunehmen“, sagte er. „Nicht um was zu finden. Du gehst rein und guckst, wo seine Linie läuft. Die, von der ich dir erzählt habe. Die, die ich im Feld gesehen hab, im Haus, im Kopf. Und dann suchst du dir eine Stelle, an der du sie kaputt machst. Nicht komplett, das wird dir nicht gelingen. Aber genug, dass er stolpert.“

„Du redest, als wäre das ein Kabel und wir hätten eine Zange“, sagte ich.

„Wenn’s so einfach wäre, hätte ich’s allein gemacht“, sagte er. „Die Zange seid ihr. Er hasst es, wenn mehrere Leute dieselbe Stelle sehen. Er mag’s, wenn jeder nur seinen eigenen Abschnitt kennt. Der Junge: Regenbogen über dem Dach. Du: Staubspur im Wohnzimmer. Sie: Band im Kamin. Ich: Linie im Kopf. Wenn wir anfangen, diese Einzelteile übereinanderzulegen, kriegt er zum ersten Mal in seinem verdammten Leben Konkurrenz als Erzähler.“

Roisin zog ihren Notizblock näher. „Keine Ausgänge am Ende der Treppe“, sagte sie. „Das ist seine Geschichte. Unsere wird: Es gibt Nebenwege.“

„Und Hinterausgänge“, sagte Cian. „Und Abkürzungen. Und im besten Fall irgendwann eine Stelle, an der er gegen eine Wand rennt, die er nicht selbst gebaut hat.“

„Du glaubst wirklich, dass man ihn auflaufen lassen kann“, sagte ich.

„Wenn ich das nicht glauben würde, hätte ich längst eine endgültige Stufe gesucht“, sagte er. „Stattdessen sitz ich hier und trinke schlechten Tee und gebe euch meine mies gelaunte Lebenserfahrung. Das ist mein Hinterausgang. Nicht schön, aber besser als sein Plan.“

Wir gingen später als geplant. Die Straße vor seinem Haus war nass vom feinen Nieselregen, der immer so tut, als wäre er keiner. Das Feld lag grau, der Hügel hockte in der Entfernung, als hätte er zugehört.

„Er hat dir gesagt, dass du irgendwann da runter musst“, sagte Roisin, als wir wieder Richtung Haus gingen. „In den Raum. Ohne Ausgang. Aber nicht, um rauszukommen.“

„Sondern um ihm was wegzunehmen“, sagte ich.

„Genau“, sagte sie. „Bis dahin halten wir ihn beschäftigt. Staub, Rohre, Treppen, Stimmen. Alles, was ihn zwingt, sich aufzuteilen.“

„Und wenn ich unterwegs das Gefühl kriege, dass ich auf einer seiner geistigen Treppen stehe?“, fragte ich.

Sie sah mich an, ernst, aber nicht weich. „Dann sagst du Bescheid“, sagte sie. „Laut. Egal wie lächerlich es dir vorkommt. Es ist mir lieber, du stehst mitten auf deiner Küchenstufe und brüllst ‚Ich glaub, ich bin in seinem Kopf unterwegs‘, als dass du still weitergehst, bis du vor einer Wand stehst.“

Ich nickte.

Der Weg zurück kam mir kürzer vor als sonst. Vielleicht, weil wir gerade gelernt hatten, dass Länge relativ ist, sobald jemand anfängt, an Stufen zu drehen.

Zu Hause waren es wieder achtzehn Treppenstufen nach oben. Achtzehn nach unten. Die Kreppband-Zahlen klebten, stur und hässlich.

„Er könnte sie nachts abreißen“, sagte ich.

„Soll er“, meinte Roisin. „Dann wissen wir, dass wir ihn da getroffen haben, wo es ihm wehtut: in seiner Fähigkeit, heimlich an den Distanzen zu drehen.“

Ich setzte mich auf die mittlere Stufe, legte die Hand auf die Kante, spürte das Holz unter der Haut.

Die Treppe war immer noch ein Übergang.

Aber sie war nicht mehr nur seine.

Und das war vielleicht die einzige Art von Ausgang, die man in Häusern wie diesem kriegt: kein plötzliches Licht am Ende, keine Erlösung.

Nur die Erkenntnis, dass man nicht mehr jede Stufe allein gehen musste.

Und dass irgendwo, in einem Keller, eine andere Treppe schon nervös wurde, weil sie ahnte, dass wir irgendwann kämen – nicht um zu fallen.

Sondern um etwas aus ihren Stufen auszubauen.

Die Nacht nach dem Gespräch mit Cian war eine von denen, in denen das Bett eher Bühne als Möbel war. Der Körper lag, die Gedanken standen. Ich starrte an die Decke, als könnte ich dort irgendwo die unsichtbare Bauzeichnung sehen, die er über mein Leben gelegt hatte. Treppen, die ins Nichts liefen. Türen, die nur existierten, um nicht geöffnet zu werden.

Es war ruhig im Haus. Zu ruhig für meinen Geschmack. Die Rohre hielten den Mund, der Schornstein war still, der Staub im Wohnzimmer hatte sich offensichtlich entschlossen, heute keine Choreografie hinzulegen. Selbst die Diele im Flur knarrte nicht, wenn der Wind an der Tür zog.

„Er sortiert", hatte Roisin gesagt. „Er verteilt seine Energie. Er mag es nicht, wenn zu viele seiner Spielzeuge gleichzeitig Aufmerksamkeit bekommen."

Also saß er irgendwo in den Wänden, wahrscheinlich mit einem Notizblock aus Finsternis, und überlegte, welche Treppe er als nächstes einziehen würde.

Ich merkte, wie mein Kopf selbst anfing, Stufen zu bauen. „Was, wenn", „falls", „später", „irgendwann" – jedes dieser Worte ist eine Stufe, wenn man es nur oft genug denkt.

Was, wenn wir zu spät sind.
Falls er Liam sich schnappt, bevor wir ihn festhalten.
Später, wenn Roisin weg ist und ich allein mit dem Keller bin.
Irgendwann, wenn mir die Kraft fehlt, noch eine verdammte Regel an die Wand zu kleben.

Jeder dieser Sätze war eine kleine, widerliche Treppenstufe. Und das Schlimme war: Die Treppe, die sie bildeten, ging nicht nach oben oder unten. Sie ging im Kreis. Ein innerer Wendeltreppen-Albtraum. Immer dieselben Gedanken, dieselben Bilder, dieselben Fragen. Kein Ausgang, nur Übelkeit.

Ich stand schließlich auf, weil Liegen die Situation nicht besser machte. Wenn man schon im Kopf nicht von der Stelle kommt, kann man wenigstens die Füße bewegen.

Der Flur war dunkel, aber nicht feindlich. Die Zahlen auf den Stufen glänzten matt im Licht, das von der Straßenlaterne hereinsickerte. Eins bis achtzehn, stur, schwarz auf schmutzigem Kreppband.

Ich stellte mich auf die mittlere Stufe. Nicht aus Theatralik – die war aus, seit ich über vierzig war –, sondern weil es die war, auf der heute alles hing. Nicht oben, nicht unten. Mittendrin.

Da war er wieder, dieser alte, vertraute Gedanke, den ich längst als seinen Handschrift erkannt hatte:

„Es bringt alles nichts."

Vier Wörter, die sich anfühlen wie zehn. Sie sind immer in der Mitte einer Treppe zu Hause. Oben siehst du noch, wo du herkommst. Unten siehst du nicht, wohin du gehen könntest. Genau der ideale Ort, um einen Menschen davon zu überzeugen, dass jede Bewegung sinnlos ist.

Ich wusste, was Cian über seine „letzte Stufe“ gesagt hatte. Ich wusste, dass die Linie zwischen „Ich halt das nicht mehr aus“ und „Ich geh jetzt runter, egal wie tief“ verdammt dünn sein konnte. Ich wusste auch, dass er es lieben würde, wenn ich jetzt anfinge, mir auszumalen, wie einfach es wäre, einfach… nicht mehr.

„Nicht dein Trick heute“, sagte ich leise in den Flur.

Es war nicht die große heroische Ansage, die man Filmen zuschreibt. Eher ein genervtes „Lass den Scheiß“. Aber manchmal ist genau das die stärkste Form von Widerstand: das Drama zu verweigern, das man angeboten bekommt.

Hinter mir ging eine Tür auf. Kein Schreckeneffekt, kein Quietsch. Nur das leise Klicken einer Klinke, die wusste, wie sie benutzt wurde.

„Redest du mit der Treppe oder mit dir?“, fragte Roisin.

„Mit dem, der glaubt, ihm gehören beide“, sagte ich.

Sie sah mich an, barfuß, im T-Shirt, Haare zerzaust, Augen wach. Wie jemand, der sowieso nicht schläft, wenn im Haus noch irgendeine offene Rechnung rumliegt.

„Innere Stufen?“, fragte sie.

„Halbe Wendeltreppe“, sagte ich. „Mit eingebautem Übelkeitseffekt.“

Sie setzte sich zwei Stufen über mich, so dass wir nicht auf derselben Höhe waren, aber auch nicht weit auseinander. Eine eigenartige Art, ein Gespräch zu führen, aber sehr passend für die Situation.

„Sag’s laut“, meinte sie. „Nicht, weil ich’s hören will. Weil er’s hören soll.“

Ich zögerte einen Moment. Manche Sätze verlieren ihre Macht, wenn man sie ausspricht. Andere werden schwerer. Es ist schwer zu unterscheiden, welche welche sind, solange sie nur im Kopf rumlaufen.

„Ich hab kurz gedacht“, sagte ich schließlich, „dass es einfacher wäre, wenn…“ Ich brach ab, suchte nach einem Wort, das keine Einladungen verschickte. „…wenn ich mir den Rest spare.“

In der Luft hing etwas zwischen uns, das schwerer war als alles, was die Rohre jemals getragen hatten. Kein dramatischer Satz, kein klarer Plan. Nur dieses schmutzige, leise „Wozu noch“. Er liebt dieses „Wozu“.

„Ah“, sagte Roisin ruhig. „Die Premium-Treppe.“

„Schön, dass du einen Namen dafür hast“, knurrte ich.

„Ich hab viele Namen dafür“, sagte sie. „In meinen alten Akten war das die, auf der Leute irgendwann aufgehört haben zu reden. Vorzugsweise, kurz bevor etwas sehr Endgültiges passiert ist. Und jedes Mal, wenn ich später die Nachbarn befragt habe, hieß es: ‚Er hat doch gar nichts gesagt. Er war nur so… ruhig.‘“

Sie sah mich an, und ihr Blick war so klar, dass ich kurz wegschauen musste.

„Du bist nicht ruhig“, sagte sie. „Du stehst mitten auf der Treppe und fluchst. Das ist ein großer Unterschied.“

„Es fühlt sich nicht besonders heroisch an“, sagte ich.

„Muss es auch nicht“, meinte sie. „Es muss nur hörbar sein. Für mich. Und – ob du willst oder nicht – für ihn. Er hasst es, wenn Leute auf seinen Lieblingsstufen laut werden.“

Ich atmete. Tief, flach, irgendwas dazwischen. Es war komisch: Der Gedanke war derselbe wie vor ein paar Minuten. Aber jetzt, da er im Flur stand und nicht mehr nur in meinem Schädel, wirkte er… kleiner. Wie ein Tier, das im Licht seine Größe verliert.

„Cian hat gesagt“, fuhr sie fort, „dass sein größter Fehler war, lange genug mit dieser Treppe allein zu sein, bis sie aussah wie seine einzige Option. Du bist zwei Schritte weit gekommen und hast angefangen zu brüllen. Das macht dich nicht schwach. Das macht dich gefährlich – für ihn.“

„Man merkt, dass du mal Ermittlerin warst“, sagte ich. „Du kannst aus allem eine Fallakte machen.“

„Gewohnheit“, sagte sie. „Wenn du lange genug mit Menschen zu tun hattest, die plötzlich nicht mehr da sind, lernst du einen bestimmten Blick. Den ‚Ich glaub, es bringt alles nichts‘-Blick. Du hattest ihn eben fast. Jetzt nicht mehr.“

Ich wollte irgendwas Witziges sagen, etwas mit „Ja, dafür hab ich jetzt den ‚Ich hab zu wenig geschlafen‘-Blick“, aber der Humor blieb irgendwo zwischen Brustbein und Zunge stecken. Stattdessen kam was anderes raus.

„Ich will nicht, dass er mich als Beispiel kriegt“, sagte ich. „Nicht für Liam. Nicht für irgendwen. Ich will nicht, dass er irgendwann sagen kann: ‚Siehst du, selbst der mit den Hausregeln hat’s nicht ausgehalten.‘“

„Gut“, sagte sie. „Dann schreib das an die Wand.“

„Was? Dass ich keinen spektakulären Abgang plane?“, fragte ich.

„Ja“, sagte sie. „Ganz banal. ‚In diesem Haus wird nicht für ihn gestorben.‘ Keine hübsche Formulierung, kein Pathos. Nur eine Feststellung. Eine, die er lesen muss, wenn er versucht, dir seine Premium-Treppe ins Hirn zu schieben.“

Ich lachte kurz, trotz allem. „Das ist die deprimierendste Hausregel, die ich je gehört hab.“

„Dann passt sie zum Rest“, sagte sie. „Du hast schon Staub, Münzen und Stimmen vertraglich geregelt. Zeit, dass du dich selbst dazuschreibst.“

Später, mit einem Stift in der Hand und den nackten Füßen auf dem kalten Flur, schrieb ich tatsächlich einen neuen Punkt unter die anderen:

„12. Dieses Haus wird nicht verlassen, um ihm zu gefallen. Kein Schritt, keine Stufe, kein Sprung. Leben ist hier kein Geschenk von ihm und wird nicht bei ihm zurückgegeben."

Es sah beschissen aus. Zu lang, zu pathetisch, zu viel. Aber als ich den Stift absetzte, merkte ich, wie sich irgendwo in mir eine andere Art von Linie verschob.

Nicht seine.

Meine.

„Er wird lachen", sagte ich.

„Sollen", meinte Roisin. „Lachen ist schwierig, wenn man keinen richtigen Körper hat."

Die restliche Nacht war nicht plötzlich friedlich. Gedanken sind keine gut erzogenen Gäste, die gehen, sobald man ihnen Hausregeln zeigt. Sie blieben, sie versuchten es nochmal, nur leiser.

Aber jedes Mal, wenn sie den Satz „Es bringt alles nichts" auspacken wollten, sah ich die Kreppband-Zahlen auf der Treppe. Und darunter, auf dem Papier, meinen eigenen, unförmigen Satz.

Kein Schwur. Kein heiliges Gelübde.

Nur eine Art, ihm mitzuteilen, dass ich wusste, was er vorhatte – und dass ich nicht bereit war, ihm das Drehbuch zu schreiben.

Am Morgen war die Treppe wieder achtzehn Stufen hoch und achtzehn runter. Die Zahlen klebten, Punkt zwölf hing an der Wand, die Rohre schweigten, die Staubspur im Wohnzimmer war immer noch hässlich und trotzig.

„Er hat heute viel zu verwalten", sagte Roisin beim Kaffee. „Neue Regeln, neue Linien, neue Verweigerungen. Er wird sich verzählen."

„Und wenn er sich verzählt, stolpert er?", fragte ich.

„Mit etwas Glück", sagte sie. „Und wenn nicht, haben wir wenigstens dafür gesorgt, dass er sich nicht mehr so sicher sein kann, wie viele Stufen er noch hat."

Draußen läutete die Kirchenglocke die frühe Messe. Ein Klang, der früher für mich nichts anderes war als Hintergrundlärm am Sonntag, bekam plötzlich einen anderen Beigeschmack.

Treppen, dachte ich.
Stufen zum Altar, Stufen zur Kanzel, Stufen zum Beichtstuhl.

Orte, an denen Leute auf- und abgehen, in der Hoffnung, dass am Ende jemand zuhört, der es gut meint.

Ich fragte mich, wie viele falsche Geschichten in diesem Dorf schon über diese Stufen getragen worden waren.

Wie viele „Es war nur ein Unfall“, „Er ist einfach verschwunden“, „Niemand konnte was tun“.

Wie viele falsche Beichten er genossen hatte.

Und mir war klar, dass, wenn wir ihm wirklich eine Linie kappen wollten, wir irgendwann an einen dieser Orte mussten, an denen Geschichten offiziell werden.

Dorthin, wo Leute ihre Sätze entschärfen, bevor sie sie laut sagen.

Damit er sie umso leichter für sich verwenden kann.

Die Glocke verstummte.

„Erzähl mir morgen was über den Pfarrer“, sagte ich zu Roisin. „Ich hab das Gefühl, der hat mehr Beichte abgenommen, als ihm gut tut.“

Sie hob eine Augenbraue. „Du willst dahin, wo er seine offiziellen Versionen ablegt?“, fragte sie.

„Wenn er sie irgendwo sammelt, dann dort“, sagte ich.

Sie nickte langsam. „Dann ist das unsere nächste Treppe“, sagte sie. „Eine aus Stein. Mit Publikum.“

Und während draußen die ersten Leute Richtung Kirche gingen, wusste ich, dass die nächste Linie, die wir ihm entreißen mussten, nicht aus Staub oder Licht bestehen würde.

Sondern aus Worten, die an einem Ort gesprochen wurden, an dem keiner damit gerechnet hatte, dass jemand anderes mithörte als Gott.

Die falsche Beichte

Die Kirche stand da, als hätte sie nie etwas anderes getan, als geduldig auf Leute zu warten, die ihre Sünden in kleinere Portionen zerschneiden wollten. Von außen war sie eine Mischung aus Postkartenmotiv und langsamem Verfall: grauer Stein, ein Turm, der sich nicht entscheiden konnte, ob er stolz oder müde aussehen wollte, ein Dach, das mehr Moos trug als Ziegel.

„Er liebt solche Orte“, sagte Roisin, als wir den Platz überquerten. „Hohe Decken, viel Echo, Leute, die ihre Geschichten freiwillig abgeben.“

„Ich dachte immer, das wäre Gottes Geschäftsmodell“, murmelte ich.

„Gott hat nie unterschrieben“, sagte sie. „Die meisten Verträge hier drin werden einfach angenommen.“

Es war ein später Vormittag, diese Art von Stunde, in der die meisten Leute arbeiten, einkaufen oder so tun, als würden sie arbeiten und einkaufen. In der Kirche war es entsprechend leer. Ein paar Kerzen flackerten an einem Seitenaltar, in den Bänken saß eine alte Frau mit Kopftuch und einem Blick, der mehr mit den Toten sprach als mit den Lebenden.

Das Licht fiel durch bunte Fenster, die Geschichten erzählten, die hier keiner mehr laut auswendig kannte. Heilige, Märtyrer, ein paar Engel, die aussahen, als wären sie zu lange in einem billigen Waschmittel gewaschen worden. Und irgendwo dazwischen – wenn man lange genug hinsah – konnte man Linien erkennen. Nicht wirklich, aber der Kopf baute sie. Vom Eingang zur Kanzel, vom Taufbecken zum Altar, vom Beichtstuhl zur Tür. Wege, die Menschen immer wieder gingen, bis das Steinpflaster wusste, wie ihre Geräusche klangen.

„Er hat hier seine eigenen Wege“, sagte Roisin leise. „Nicht die offiziellen. Die, die nur in Köpfen laufen.“

Am Rand des Kirchenschiffs stand der Beichtstuhl, halb im Halbdunkel, halb im Staublicht, das durch ein kleines Fenster fiel. Diese Sorte Möbel, die schon alt aussehen, wenn sie neu sind. Zwei Seiten für die Sünder, eine für den, der zuhört und abhakelt.

„Du kannst gern anfangen“, sagte ich. „Ich hab lange genug in der Schule gelernt, dass man in so einem Kasten vor allem eins macht: lügt höflich.“

„Ich hab nichts beizubeichten, was ihn angeht“, sagte sie. „Was er über mich weiß, hat er sich über die Akten geholt. Du bist der, dessen Geschichte er unbedingt haben will. Deswegen mag ich die Vorstellung, dass du sie ihm hier nicht gibst.“

„Du willst, dass ich in einen Beichtstuhl gehe, um nicht zu beichten“, sagte ich. „Das ist selbst für unsere Verhältnisse schräg.“

„Ich will, dass du ihm keine offizielle Version von dir schenkst“, erwiderte sie. „Er liebt es, wenn Leute ihre Schuld als Paket schnüren. ‚Ich habe X getan, ich fühle Y, ich bereue Z.‘ Alles schön sortiert. Das lässt sich prima recyceln, wenn er irgendwo anders wieder eine Geschichte braucht.“

Ich sah zu dem Holzschrank, als wäre er ein besonders schlechter Verkaufsautomat. Münze rein, Sünde raus, einmal Absolution zum Mitnehmen.

„Und was ist mit dem Pfarrer?“, fragte ich. „Der ist doch auch noch da. Es wäre ein bisschen unhöflich, sein Büro als Anti-Leprechaun-Zone zu benutzen, ohne ihn zu fragen.“

„Genau deshalb reden wir mit ihm“, sagte sie. „Nicht im Kasten. Hier draußen. Auf Augenhöhe.“

Als hätte jemand sie bestellt, ging in diesem Moment eine Seitentür auf, und der Pfarrer trat ins Kirchenschiff. Kein dramatischer Auftritt, kein seiniger Hollywood-Gang. Er war in dem Alter, in dem Priester aussehen, als hätten sie entweder zu früh angefangen oder zu spät

aufgehört: graue Schläfen, ein Gesicht mit Falten, die zur Hälfte vom Lächeln kamen und zur Hälfte von Dingen, die man nicht mehr erzählt.

„Theo“, sagte er, als hätte er mich gestern noch irgendwo gesehen. „Und… Frau O’Malley.“ Er nickte Roisin zu. „Man lebt gefährlich, wenn man Sie beide zusammen in eine Kirche lässt.“

„Wir bringen nichts zum Brennen mit“, sagte Roisin. „Nur Fragen.“

„Fragen sind brisanter als Kerzen“, meinte er. „Kommt, setzt euch. Ich habe noch zehn Minuten, bevor ich so tun muss, als würde ich Listen führen.“

Wir setzten uns in eine der vorderen Bänke, nicht ganz am Rand, nicht ganz in der Mitte. Er blieb stehen, lehnte sich leicht ans Gestühl, in einer Haltung, die zwischen Seelsorger und abgekämpftem Hausmeister pendelte.

„Sie sehen aus, als wüssten Sie schon, warum wir da sind“, sagte ich.

„Wenn in einem Dorf wie diesem zwei Menschen anfangen, öffentlich mit Staub, Rohren und Türen zu streiten“, sagte er trocken, „kommt das irgendwann auch bei mir an. Nicht über Gott. Über Leute.“

„Dann wissen Sie, dass… er…“, ich suchte kurz nach einem Wort, das ihn nicht adelt, „…diese Orte mag.“

„Er“, wiederholte der Pfarrer. „Der, von dem keiner gern mit Namen spricht, weil man dann halb im Witz und halb im Ernst darauf wartet, dass etwas umfällt.“

„Sie glauben nicht an ihn?“, fragte Roisin.

Er zog eine Augenbraue hoch. „Ich habe gelernt, vorsichtig zu sein mit dem Wort ‚glauben‘“, sagte er. „Ich habe genug gesehen, um zu wissen, dass es Dinge gibt, die sich nicht in Predigten verpacken lassen. Und ich habe genug beerdigt, um zu wissen, dass Geschichten manchmal tödlicher sind als Krankheiten.“

Er sah zum Beichtstuhl rüber.

„Und ja“, fuhr er fort, „ich weiß, dass in diesem Kasten mehr gelogen wird als auf jeder Kirmes. Falsche Schuld, falsche Unschuld. Leute, die Dinge erzählen, die nichts mit dem wirklichen Problem zu tun haben. Und andere, die etwas auslassen, weil sie glauben, es wäre zu hässlich für Gottes Ohren.“

„Vielleicht markieren sie nur das, worüber er stolpern soll“, sagte ich.

Der Pfarrer sah mich aufmerksam an. „Er hat in diesem Dorf viele Namen“, sagte er. „Feenzeug, altes Volk, das Ding aus dem Feld, der da drüben…“ – er deutete vage Richtung Hügel – „…oder einfach ‚der, von dem man nicht redet, wenn Kinder dabei sind‘.“

„Und welcher ist Ihrer?“, fragte Roisin.

„Ich nenne ihn gar nicht“, sagte er. „Nicht aus Angst. Aus Respekt vor meiner eigenen Dummheit. Namen sind gefährlich. Wenn du etwas benennst, glaubst du, du hättest es damit kleiner gemacht. In Wirklichkeit gibst du ihm nur eine neue Marke.“

„Trotzdem“, sagte ich, „kann man schlecht so tun, als hätten all die Leute, die Ihnen hier Dinge erzählt haben, sich alles eingebildet. Sie haben doch gemerkt, dass manche Geschichten nicht von ihnen allein stammen.“

Er schwieg einen Moment, dann setzte er sich doch in die Bank, eine Reihe vor uns, drehte sich halb um. Das Licht aus dem Seitenfenster zeichnete seine Konturen schärfer, als es freundlich war.

„Es gab Beichten“, sagte er leise, „bei denen ich wusste, dass da jemand einen Text in den Mund gelegt bekommen hat. Nicht von Gott, nicht von mir, nicht einmal von ihrer eigenen Angst. Es waren fertige Formulierungen. Wie Werbeslogans für das Vergessen.“

Roisin hatte ihren Stift schon in der Hand, schrieb aber nicht sofort. „Zum Beispiel?“, fragte sie.

„‚Ich weiß, er ist einfach gegangen‘“, sagte der Pfarrer. „Diesen Satz habe ich mehr als einmal gehört. Immer, wenn jemand verschwunden war. Meer, Feld, Straße – egal. ‚Er ist einfach gegangen.‘ Als wären die Toten alle große Individualisten, die spontan entschieden haben, dass sie keine Zeugen brauchen.“

„Und das kam immer gleich?“, fragte ich.

„Fast wortgleich“, sagte er. „Unterschiedliche Menschen, unterschiedliche Stimmen, derselbe Takt. Oder: ‚Es war nur ein dummer Unfall.‘ Als wäre Dummheit eine Art Naturgesetz, das alles erklärt. Ich habe irgendwann gemerkt, dass ich diese Sätze nicht mehr abnehmen darf. Also habe ich angefangen, andere zu stellen.“

„Was denn?“, fragte Roisin.

„‚Wer hat Ihnen das gesagt?‘“, antwortete er. „Nicht ‚Warum glauben Sie das?‘, das wäre zu weich gewesen. Ich wollte wissen, wer ihnen diesen Satz gegeben hat. Die meisten haben irritiert geguckt. ‚Wie, wer? Das sagt man halt so.‘ Und genau da", er tippte sich an die Schläfe, „habe ich ihn gespürt. Nicht direkt. Aber wie einen kalten Luftzug in einem warmen Zimmer.“

Ich sah zum Beichtstuhl. Ein dunkler Kasten, zwei Gitter, ein Raum dahinter. Ein perfekter Resonanzkörper.

„Sie glauben also, dass er hier mitlauscht“, sagte ich.

„Ich glaube, dass er diese Räume liebt“, sagte der Pfarrer. „Nicht, weil er sie gebaut hätte. Sondern weil hier Menschen freiwillig versuchen, ihre Geschichten in Form zu bringen. Schuldfähig, vergebungsfähig, weglegbar. Was könnte er mehr wollen? Fertige Pakete aus Erzählungen, die sich in andere Köpfe tragen lassen.“

Roisin hob den Kopf. „Haben Sie ihn… jemals… gehört?“, fragte sie.

Er lächelte ohne Humor. „Ich habe Dinge gehört, die ich nicht einem einzelnen Menschen zuordnen kann“, sagte er. „Flüstern hinter Gitter, das nicht zur Stimme im Kasten passte. Sätze, die mir einfallen sollten, wenn jemand stockte – nur dass ich wusste, sie waren nicht meine. Das erste Mal habe ich geglaubt, ich werde verrückt. Das zweite Mal habe ich verstanden, dass ich nicht der einzige bin, der hier gerne Regie führen möchte.“

„Und wessen Sätze waren es?“, fragte ich.

„Die einfachen“, sagte er. „Die, die alles glätten. ‚Du konntest nichts tun.‘ ‚Es war Gottes Wille.‘ ‚Es war nur Pech.‘ Ich habe nichts gegen Trost. Aber das war kein Trost. Das war… Abrissarbeit. Wegschneiden von allem, was wehtut und damit auch von allem, was wahr ist.“

„Also hat er versucht, ihre Beichten zu entschärfen“, sagte Roisin.

„Er hat versucht, sie zu standardisieren“, sagte der Pfarrer. „Standardisierte Sätze sind leicht zu transportieren. Sie passen in vielen Köpfen. Und wenn sie einmal drin sind, reden sie weiter, ohne dass einer merkt, dass er nur zitiert.“

Ich dachte an Cians Worte über Sätze, die nicht von ihm waren, die sich aber in seinem Kopf festgesetzt hatten. An die Aussagen der Dorfbewohner, dieses mantrahafte „Er ist einfach abgehauen“.

„Und Sie?“, fragte ich. „Haben Sie ihm den Gefallen getan?“

„Am Anfang“, sagte er leise. „Weil ich dachte, ich würde helfen. Da sitzt jemand vor dir, der völlig am Ende ist, und du suchst nach Worten, die ihn vom Boden kratzen. Da sind solche Sätze wie Pflaster. Sie decken etwas zu. Sie verhindern, dass es offen blutet. Ich habe sie benutzt. Und jedes Mal, wenn ich sie ausgesprochen habe, war da eine… Zustimmung im Raum, die nicht von Gott kam.“

Er schloss kurz die Augen, als würde er einen bitteren Zug nehmen.

„Irgendwann habe ich aufgehört“, sagte er. „Ich habe stattdessen angefangen, hässliche Fragen zu stellen. ‚Was wäre, wenn es niemandes Wille war?‘ ‚Was, wenn es kein Pech war, sondern etwas, das jemand getan oder gelassen hat?‘ ‚Was, wenn es weder Schuld noch Unschuld gibt, nur Verantwortung?‘ Die Leute mochten das nicht. Er auch nicht.“

„Wie wissen Sie, dass er es nicht mochte?“, fragte Roisin.

„Weil die leichten Sätze seitdem nicht mehr so oft in meinem Kopf auftauchen“, sagte er. „Weil das Flüstern schwächer wurde. Nicht weg – aber beleidigt. Und weil ich seitdem das Gefühl habe, dass er sich andere Räume sucht, in denen er seine Standardformeln unterbringen kann.“

„Zum Beispiel Wohnzimmer“, sagte ich.

„Zum Beispiel Keller“, ergänzte er.

Roisin beugte sich leicht vor. „Wenn er hier lauscht“, sagte sie, „wenn er versucht, aus Beichten Material zu machen – wissen Sie, wie man ihn an dieser Stelle stört?“

Der Pfarrer sah zum Beichtstuhl. Die Holztafel über der Tür war abgenutzt, die Schrift kaum noch lesbar.

„Man hört zu, ohne zu glätten“, sagte er. „Man verweigert ihm die Abkürzung. Man sagt den Leuten nicht, dass alles Sinn ergibt. Man lässt die Unordnung stehen. Er hasst Unordnung. Chaos ohne dramaturgische Kurve macht ihn nervös.“

„Und wenn jemand genau das will – Glättung, Sinn, Absolution?“, fragte ich. „Sind Sie dann nicht der Böse?“

Er lächelte traurig. „Ich bin es lieber, als ihm den Gefallen zu tun, seine Sätze zu sprechen“, sagte er. „Ich gebe keine falsche Beichte im Namen eines Gottes ab, der nie darum gebeten hat.“

Die alte Frau in der Bank hinten stand auf, machte das Kreuzzeichen, ging zur Tür. Ihr Schritt war langsam, aber bestimmt.

„Wenn ich Sie richtig verstehe“, sagte Roisin, „dann ist das, was wir tun, gar nicht so weit weg von Ihrem Job.“

„Ihr Job ist gefährlicher“, sagte er. „Sie lassen ihn nicht nur in einem Raum verhungern. Sie gehen ihm hinterher. Gläser, Staub, Rohre, Türen. Ich bin nur der, der verhindert, dass er über meine Kanzel die offizielle Version ausruft.“

Ich sah noch einmal zum Beichtstuhl. In meinem Kopf formte sich ein Bild: Menschen, die hier sitzen, ihre Sätze in kleine Stücke reißen, und etwas in der Wand, das zuhörte und sich bediente.

„Wenn ich mich da reinsetzen würde“, sagte ich leise, „würde er versuchen, mir die Geschichte zu diktieren, die er von mir haben will.“

„Bestimmt“, sagte der Pfarrer. „Er kennt Ihre Linie. Er weiß, wo er ziehen muss. Aber Sie sind nicht mehr allein. Das ist sein Problem.“

„Wir beichten ihm nicht“, sagte Roisin.

„Aber wir hören ihm zu, wenn er versucht, jemandem falsche Beichte einzureden“, fügte ich hinzu.

Der Pfarrer nickte. „Dann tun Sie etwas, was hier seit langem fehlt“, sagte er. „Sie hören hinter dem Gitter zu, wer außer dem Sünder noch spricht.“

Er stand auf, strich sein Gewand glatt. „Ich muss jetzt wirklich Listen schreiben“, sagte er. „Offiziell. Damit die Menschen glauben, hier würde alles seine Ordnung haben.“

„Hat es nicht?“, fragte ich.

„Es hat seine Ordnungen“, sagte er. „Mehrere. Nicht alle davon gefallen mir. Aber heute bin ich durchaus mit einer zufrieden: Ich weiß, dass ich nicht der einzige bin, der beschlossen hat, ihm seine Lieblingssätze nicht mehr abzunehmen.“

Als wir die Kirche verließen, war es draußen heller, als es sein Düsterprogramm verdient hätte. Der Wind blätterte unsichtbar in Liedblättern, die irgendwo liegen geblieben waren.

„Falsche Beichte“, sagte ich. „Er schreibt sie mit.“

„Nicht mehr ungestört“, sagte Roisin. „Das ist der Anfang.“

Und ich hatte plötzlich das deutliche Gefühl, dass er genau in diesem Moment sehr aufmerksam zuhörte – nicht auf das, was Menschen ihm in dunklen Kästen erzählten.

Sondern auf etwas, das er nie geplant hatte: auf Leute, die sich weigerten, seine Version von Reue zu sprechen.

Auf dem Weg zurück vom Kirchplatz fühlte sich das Dorf einen Tick enger an. Nicht, weil plötzlich mehr Häuser dastanden oder die Straßen schmaler geworden wären. Eher so, als hätten all die Geschichten, die eben noch zwischen Altar und Beichtstuhl gehangen hatten, beschlossen, draußen weiterzuspuken.

„Er sammelt Sätze“, sagte Roisin, während wir an der niedrigen Mauer mit den schiefen Grabsteinen vorbeigingen. „Wie andere Leute Briefmarken. Je öfter dieselben Wörter benutzt werden, desto leichter kann er sie irgendwo anders wieder einkleben.“

„Die Standardformulare der Trauer“, murmelte ich. „‚Er ist einfach gegangen.‘ ‚Es war Gottes Wille.‘ ‚Niemand hätte etwas tun können.‘ Wenn man die oft genug hört, glaubt man irgendwann, das wären Naturgesetze.“

„Oder Zaubersprüche“, sagte sie. „Aussprüche, die etwas abschließen sollen. Er benutzt sie, um offen zu halten, was eigentlich abgeschlossen gehört.“

„Du meinst, solange keiner sagt: ‚Es war sein Werk‘, bleibt ihm die Option erhalten, es immer wieder zu wiederholen.“

„Genau“, sagte sie. „Unbenannte Täter sind wie leere Felder im Formular. Die füllt er gern aus.“

Wir bogen in die Straße zum Laden ein. Niamh stand wie ein Wachposten in der Tür, eine Zigarette in der Hand, die nur zum Teil geraucht wurde und zum größeren Teil einfach als Requisite diente.

„Ihr wart bei ihm“, sagte sie, ohne zu fragen, bei wem genau.

„Bei dem, der beruflich zuhört“, antwortete ich.

„Ich weiß, was er tut“, sagte sie. „Ich war ein paar Mal in dem Kasten da drinnen, als ich noch jünger war. Hab Dinge gesagt, die ich nicht mal meiner Mutter gesagt hätte. Danach bin ich rausgekommen und hab mich gefragt, warum ich mich schlechter fühle als vorher.“

„Weil du das Paket geschnürt hast“, sagte Roisin. „Und er war schon da, um das Geschenkpapier zu recyceln.“

Niamh schnippte die Asche in eine alte Konservendose. „Ich hab Sätze benutzt, die nicht meine waren“, sagte sie. „‚Ich hätte besser aufpassen müssen.‘ ‚Ich hab nicht genug getan.‘ ‚Vielleicht war es doch nur ein dummer Zufall.‘ Die hab ich nicht erfunden. Ich hab sie aufgeschnappt. In der Kirche, im Pub, am Feldrand. Und je öfter ich sie benutzt hab, desto weniger wusste ich, wie meine eigene Version klingt.“

„Das ist sein Luxus“, sagte ich. „Er muss keine Geschichten erfinden. Er muss nur warten, bis einer seine eigene gegen die Standardvariante eintauscht.“

„Deshalb mag er das Dorf“, meinte Roisin. „Es ist klein genug, dass sich die Sätze ständig wiederholen, und groß genug, dass sie von verschiedenen Mündern kommen.“

„Und was ist euer Plan?“ Niamh blies den Rauch zur Seite, als wolle sie das Gespräch von der Zigarette fernhalten. „Wollt ihr jetzt die Beichten einsammeln, bevor er sie kriegt?“

„Nicht alle“, sagte Roisin. „Nur die, in denen etwas vorkommt, das er benutzen kann. Verschwundene, Unfälle, Stimmen, Felder, Hügel. Alles, wo die offizielle Version mehr nach Drehbuch klingt als nach Leben.“

„Ach“, sagte Niamh. „Dann fangt ihr am besten mit den Müttern an.“

Sie sagte es so trocken, dass ich fast überhörte, wie hart der Satz war.

„Erklären Sie“, bat Roisin.

„Mütter sind die perfekten Kunden für seine Sätze“, sagte Niamh. „Sie kommen hier ins Dorf, bleiben hängen oder werden hier geboren, bekommen Kinder, und irgendwann passiert was. Ein Unfall, eine Krankheit, ein Verschwinden. Und anstatt dass man ihnen sagt: ‚Es ist furchtbar, und wir wissen nicht, warum‘, kriegen sie einen dieser Patentsätze. ‚Gott hat ihn zu sich gerufen.‘ ‚Er war zu gut für diese Welt.‘ ‚Er wollte sicher nicht, dass du leidest.‘ Klingt nett, oder? Ist aber genau das, was er braucht, um sich aus der Verantwortung zu schleichen.“

„Wenn es Gottes Wille ist, war es nicht seiner“, sagte ich.

„Genau“, nickte sie. „Und wenn es nur Pech war, gibt es keinen Plan. Und wo kein Plan ist, lohnt es sich nicht zu suchen. Perfekt.“

Mir wurde schlecht bei dem Gedanken, wie viele Leute in diesem Dorf mit so einem Satz nach Hause geschickt worden waren. Nicht, weil jemand Böses wollte, sondern weil alle Angst hatten, vor einer nackten Wahrheit zu stehen: dass da jemand seine Finger drin hatte, den man nicht zu fassen bekam.

„Wir brauchen konkrete Fälle“, sagte Roisin. „Nicht, um sie auszuschlachten. Um zu sehen, wo seine Formulierungen besonders dick aufgetragen sind.“

„Wir können nicht einfach von Tür zu Tür gehen und fragen: ‚Entschuldigen Sie, war Ihr persönliches Unglück zufällig Teil eines übernatürlichen Vertrags?‘“, sagte ich.

„Nein“, sagte Niamh. „Aber ihr könnt mit den reden, die sowieso schon halb aus der Norm gefallen sind. Die, die ohnehin als ‚ein bisschen komisch‘ gelten, weil sie nicht mitspielen bei den Standardfloskeln.“

„Zum Beispiel?“, fragte Roisin.

Niamh sah die Straße rauf und runter, als überprüfe sie, wer in Hörweite war.

„Da wäre Mrs. Griffin“, sagte sie. „Die mit dem Sohn, der im Moor verschwunden ist. Offiziell. Sie hat nie ‚Er ist einfach gegangen‘ gesagt. Nie. Sie sagt bis heute nur: ‚Er ist nicht zurückgekommen.‘ Klingt nach wenig, ist aber ein Unterschied.“

„Als würde sie die Tür zum Grund offenlassen“, sagte ich.

„Genau“, sagte Niamh. „Dann wäre da noch dieser Halb-Spinner oben am Rand vom Dorf, der mit den Vögeln redet. Der hatte einen Bruder, der angeblich im Meer ertrunken ist. Keiner hat eine Leiche gesehen. Die Familie sagt seit Jahren denselben Satz: ‚Das Meer holt sich, was ihm gehört.‘ Nur er steht manchmal im Laden und sagt: ‚Ich glaube, er ist irgendwo runtergefallen, wo’s keine Stufen mehr gab.‘“

Ich tauschte einen Blick mit Roisin. Treppe. Kein Ausgang. Wieder dasselbe Bild.

„Ihr wollt an den Sätzen ziehen, die sich gewehrt haben“, sagte Niamh. „Die, die nicht glatt in die Predigt passten. Und hoffen, dass ihr dabei dieses Ding am Schwanz erwischt.“

„So ungefähr“, sagte Roisin.

„Na dann“, sagte Niamh und drückte die Zigarette aus. „Ich geb euch noch einen gratis Tipp: Passt auf, was ihr Leuten anbietet, wenn sie euch ihre Geschichte hinlegen. Die Gefahr ist, dass ihr neue Standardsätze baut, ohne es zu merken. ‚Es war er‘ kann genauso eine Abkürzung sein wie ‚Es war Gottes Wille‘.“

Der Gedanke traf mich härter, als ich zugeben wollte. Wie schnell hatten wir in den letzten Tagen angefangen, alles, was nicht passte, auf ihn zu schieben. Klopfgeräusche, seltsames Licht, Staub, Rohre, Treppen. Es war verlockend, ein Monster zu haben, dem man alles ans Bein binden konnte.

„Wir dürfen nicht alles ihm schenken“, sagte ich leise. „Sonst machen wir genau das, was er will: ihn zum Mittelpunkt jeder Geschichte.“

„Richtig“, sagte Roisin. „Wir unterscheiden. Was ist altes Haus, was ist menschliche Dummheit, was ist Zufall – und was ist… extra.“

„Extra“, wiederholte Niamh. „Schönes Wort. Klingt, als würde man was zum Gericht dazubekommen, das man nicht bestellt hat.“

„Genau so fühlt es sich an“, sagte ich.

Wir ließen sie mit ihren Waren, ihren Rohren und ihrem Ladenköniginnentum zurück und gingen Richtung Haus.

„Du hast gemerkt, dass sie recht hat“, sagte Roisin unterwegs.

„Womit?“, fragte ich, obwohl ich es wusste.

„Damit, dass wir aufpassen müssen, nicht unsere eigenen Zaubersätze zu bauen“, sagte sie. „‚Er war es‘ kann eine Befreiung sein, wenn keiner sich traut, ihn zu benennen. Aber es kann auch zu einer neuen Form von Ausrede werden. ‚Ich kann nichts dafür, es war er.‘ Er liebt das.“

„Also was?“, fragte ich. „Jedes Mal eine Fußnote? ‚Vermutlich er, aber menschliche Fehlerquote eingerechnet‘?“

„Im Kopf, ja“, sagte sie. „Auf dem Papier auch, wenn’s irgendwie geht. Wir sollen ihn nicht unschuldig sprechen – aber auch nicht zum Allzweck-Gott des Unglücks machen. Er ist kein Schicksal. Er ist ein Parasit.“

Das Haus empfing uns mit diesem neutralen Schweigen, das inzwischen fast vertraut war. Weder feindselig noch freundlich. Wie ein Vermieter, der weiß, dass du die Miete gezahlt hast, aber heimlich darauf hoffst, dass du die Küche nicht zu sehr umbaust.

In der Küche setzte sich Roisin an den Tisch und schlug ihren Ordner auf. Ich stellte Wasser für Tee auf, ein automatischer Reflex, der mehr mit „Irgendwas tun“ zu tun hatte als mit Durst.

„Wir brauchen eine Liste“, sagte sie. „Nicht von Opfern. Von Sätzen.“

Ich musste lachen, obwohl mir nicht danach war. „Eine Satzliste. Perfekt. Wir erschlagen ihn mit Grammatik.“

„Das wäre mal ein würdiges Ende“, sagte sie. „Erstickt an seinen eigenen Formulierungen.“

Sie zog eine frische Seite aus dem Block, schrieb oben drüber: „Standardformulierungen – Herkunft und Verwendung“.

„Kategorie A: Die, die er mag“, murmelte sie. „‚Er ist einfach gegangen.‘ ‚Es war nur ein Unfall.‘ ‚Keiner hätte etwas tun können.‘ ‚Es sollte so sein.‘“

„‚Er wollte dich nicht belasten‘“, ergänzte ich. „Die hab ich mehr als einmal gehört.“

„Gut“, sagte sie. „Kategorie B: Die, die wehtun und deswegen selten benutzt werden, aber wahrscheinlich näher an der Wahrheit sind.“

„‚Ich habe weggesehen‘“, sagte ich.

„‚Ich habe geglaubt, dass ich allein bin‘“, fügte sie hinzu.

„‚Ich habe nichts gesagt, weil ich Angst hatte, dass mir keiner glaubt‘“, kam es aus meinem Mund, bevor ich darüber nachdenken konnte.

Sie schrieb alles mit, die Hand ruhig, der Blick konzentriert.

„Kategorie C“, sagte sie, „die Sätze, die er nicht leiden kann. Die, die Verantwortung verteilen, statt sie zu tilgen.“

„‚Es war mehr als einer‘“, sagte ich. „‚Wir haben ihn alle gehen lassen.‘“

„‚Ich weiß nicht, warum – und das macht es nicht weniger wirklich‘“, sagte sie.

Wir füllten Zeile um Zeile, und während wir das taten, merkte ich, dass sich etwas anfühlte, als würden wir in seinem Repertoire blättern. Jede Floskel war ein Werkzeug. Manche stumpf, manche scharf. Manche so oft benutzt, dass sie fast glänzten.

„Wenn wir rausfinden, welche Sätze in welchen Geschichten vorkommen“, sagte sie, „können wir sehen, wo seine Finger drin sind. Kein perfekter Beweis, aber eine Spur. Und Spuren sind das, was er nicht mag, wenn sie nicht von ihm gelegt wurden.“

Ich dachte an den Beichtstuhl, an den Pfarrer, an seine Entscheidung, keine Standard-Absolutionen mehr auszugeben.

„Er ist nicht der Einzige, der falsche Beichte verweigert“, sagte ich.

„Genau“, sagte Roisin. „Das ist der Punkt. Je mehr Leute sich weigern, seine Lieblingssätze zu sagen, desto weniger Material hat er. Kinder, Priester, alte Männer mit Blechdosen, Besitzer von unpraktischen Häusern. Wenn genug von uns anfangen, ihre eigene Version zu erzählen, kommt er mit dem Recycling nicht mehr hinterher.“

Der Wasserkocher klickte. Ich goss Tee auf, stellte die Tasse vor sie hin, ohne zu fragen, wie viel Milch oder Zucker sie wollte. Wir hatten inzwischen eine Routine. Kleine Normalitäten, die sich wie Pflaster auf der Haut anfühlten.

„Was glaubst du“, fragte ich, „wie viele Beichten er hier gesammelt hat, bevor einer auf die Idee kam, ihm dazwischenzufunken?“

„Genug für ein paar Jahrhunderte schlechtes Wetter“, sagte sie. „Aber jede stornierte Lüge zählt. Jede, bei der jemand sagt: ‚Nein, das war nicht einfach nur Pech‘. Jede, bei der einer sich weigert, seine Trauer in eine hübsche Formel zu pressen.“

Ich sah zum Fenster. Draußen zogen Wolken über den Hügel. Kein Regenbogen, kein Theater. Nur graue, ehrliche Feuchtigkeit.

„Vielleicht“, sagte ich langsam, „ist das seine eigentliche Schwäche: dass er keine echten Geschichten verträgt. Nur die schön verpackten. Nur die, bei denen er sich ins richtige Licht stellen kann.“

„Dann nehmen wir ihm die Bühne weg“, sagte Roisin. „Nicht die Kirche, nicht das Feld, nicht den Keller. Die Bühne in den Köpfen. Da, wo ein Satz entscheidet, ob jemand weitermacht oder stehenbleibt.“

Der Gedanke war gleichzeitig zu groß und unglaublich einfach.

Keine falschen Beichten mehr.
Keine Standarderlösungen.
Keine Sätze, die ihn in Ruhe schlafen lassen.

Nicht, solange wir atmeten.

Mrs. Griffin wohnte am Rand des Dorfes, dort, wo die Häuser so tun, als wären sie noch Teil der Siedlung, aber die Felder schon anfangen, ihre eigenen Regeln durchzusetzen. Ihr kleines Cottage kauerte hinter einer Hecke, die mehr aus Dornen als aus Blättern bestand, als hätte sie beschlossen, dass Schönheit etwas für Orte sei, an denen nichts passiert.

„Willst du sie wirklich heute schon", fragte ich, als wir durch das quietschende Gartentor gingen, „oder wollen wir ihr noch einen Tag lassen, an dem nicht zwei Leute aufkreuzen, die das Wort ‚er' so benutzen, als wäre es eine Krankheit?"

„Es gibt keinen guten Tag für so was", sagte Roisin. „Es gibt nur Tage, an denen niemand kommt. Die sind schlimmer."

Der Garten war ordentlich, aber nicht liebevoll. Gras geschnitten, Wege freigeschnitten, kein Blumenkitsch, keine Deko. Nur ein alter, verrosteter Metallständer, der früher einmal ein Wäschetrockner gewesen sein musste, und ein kleiner, schiefer Stein, der aussah wie ein missglücktes Grab ohne Inschrift.

Mrs. Griffin machte die Tür auf, bevor wir klopfen konnten. Sie war nicht so alt, wie ich erwartet hatte. Mitte sechzig vielleicht, Haare grau, aber nicht weich, eine Figur, die aussah, als hätte sie sich gegen jedes Gramm entschieden, das nicht für den Kampf nötig war.

„Ich hab euch gesehen", sagte sie, bevor wir etwas sagen konnten. „Von der Küche aus."

„Dann sparen wir uns das höfliche ‚Stören wir?'", sagte Roisin.

„Ihr stört immer, wenn ihr kommt", sagte Mrs. Griffin. „Aber das ist besser als die, die so tun, als würden sie nur wegen dem Wetter vorbeischauen."

Sie ließ uns rein, ohne den üblichen Tee-Kommentar. Das Wohnzimmer war klein, voller Gegenstände, die aus einer Zeit kamen, in der man noch ernsthaft glaubte, dass Fernsehmöbel eine gute Investition seien: schwere Schrankwand, Sofa mit Decke, die mehr als nur Schutz vor Flecken sein wollte.

An einer Wand hing ein Foto. Es war nicht groß, nicht gerahmt, nur mit einem Reißnagel befestigt. Ein Junge, fünfzehn vielleicht, zu groß für sein T-Shirt, zu klein für die Wut, die ihm schon im Gesicht stand. Hinter ihm, unscharf, das Moor.

„Liam wird älter als er", dachte ich. Der Gedanke kam so schnell, dass ich mich fast dafür hasste, aber er war da.

„Wir waren heute in der Kirche", begann ich, weil jemand anfangen musste.

„Das ist ein komischer Weg, Leute zu begrüßen", sagte sie.

„Wir haben mit jemandem gesprochen, der viele Geschichten gehört hat", sagte Roisin. „Und wir haben gemerkt, dass manche davon sich anhören, als wären sie geschrieben worden, bevor die Leute den Mund aufgemacht haben."

Ein Zucken in Mrs. Griffins Gesicht. Kaum sichtbar, aber da.

„Sie meinen die Sätze“, sagte sie. „‚Es war Gottes Wille.‘ ‚Er ist einfach gegangen.‘ ‚Niemand hätte etwas tun können.‘“

„Zum Beispiel“, sagte ich leise.

Sie setzte sich aufs Sofa, ohne uns Plätze anzubieten – nicht aus Unhöflichkeit, eher aus Gewohnheit, alles selbst zu tragen. Wir setzten uns auf zwei Stühle, die aussahen, als würden sie sich freuen, mal benutzt zu werden.

„Sie waren dabei“, sagte sie. „Als sie es gesagt haben.“

Ich musste überlegen. Jahrelang war das für mich Hintergrund gewesen. Trauer in einem Dorf ist ein Geräusch, das man irgendwann nicht mehr einzeln wahrnimmt.

„Ich habe sie gehört“, gab ich zu. „Aber ich habe nicht hingehört.“

„Das hat er übernommen“, sagte sie. „Hinhören ohne zu helfen. Das kann er gut.“

Es war nicht ganz klar, ob sie mit „er“ das Ding meinte, über das wir seit Tagen sprachen, oder ihren damaligen Mann, oder Gott, oder das Meer. Vielleicht alle.

„Wir wollen nichts aufreißen, nur, damit wir uns besser fühlen“, sagte Roisin. „Aber… wir haben ein Muster gesehen. In den Worten, die Leute benutzen, wenn etwas passiert, das nicht einfach in einen Ordner passt.“

„Mein Sohn passt nicht in einen Ordner“, sagte Mrs. Griffin scharf. „Sie haben es versucht. Vermisstenakte, Fallnummer, Datum, Wetterlage. ‚Vermutlich im Moor verunglückt. Keine Leiche gefunden.‘ Ende.“

Ihre Hände lagen flach auf den Oberschenkeln, als müssten sie verhindern, dass sie etwas kaputt machen.

„Ich weiß, dass Sie nie gesagt haben, ‚Er ist einfach gegangen‘“, sagte Roisin. „Deshalb sind wir hier.“

„Ich habe gesagt: ‚Er ist nicht zurückgekommen‘“, erwiderte sie. „Und alle wollten, dass ich den Rest dazu erfinde. ‚Vielleicht hat er es nicht mehr ausgehalten.‘ ‚Vielleicht wollte er weg.‘ ‚Vielleicht hat er den falschen Weg genommen.‘ Ich sollte alles glaubwürdiger machen. Niemand hat damit leben wollen, dass der Satz einfach aufhört.“

„Man mag keine offenen Enden“, murmelte ich.

„Er schon“, sagte sie. „Offene Enden sind seine Spezialität. Aber er will nicht, dass wir sie sehen. Er will, dass wir sie zubauen mit Floskeln. ‚Gottes Wille‘ ist Zement.“

Roisin ließ ihr einen Moment. „Was glauben Sie?“, fragte sie dann. „Nicht, was sie Ihnen gesagt haben. Nicht, was der Pfarrer gesagt hat. Was glauben Sie, ist passiert?“

Silence. Kein heiliges, kein dramatisches. Eher die Sorte Stille, die entsteht, wenn jemand seine Worte sortiert wie schmutzige Wäsche.

„Es war Abend“, sagte sie schließlich. „Er ist raus zum Moor. Nicht das erste Mal. Jungs gehen dahin, wo es gefährlich aussieht. Ich hab ihm gesagt, er soll auf den Wegen bleiben. Er hat ‚Ja‘ gesagt, wie Jungs ‚Ja‘ sagen, wenn sie denken, dass du sowieso nicht da bist, wenn es drauf ankommt.“

Sie stand auf, lief ein paar Schritte im Zimmer, als würde sie den Weg nachgehen.

„Es wurde später“, fuhr sie fort. „Er kam nicht zurück. Ich hab das Fenster aufgemacht, auf Deppenweise in die Nacht gerufen, als würde er nur zwei Meter entfernt stehen. Irgendwann bin ich raus. Der Weg Richtung Moor war… anders. Länger. Ich bin ihn schon tausendmal gegangen. Aber diesmal war er länger. Jeder Schritt fühlte sich an, als würde noch einer fehlen. Als würde die Kante vor mir wegrücken, egal wie weit ich gehe.“

Ich sah Roisin an. Treppe. Keine Stufe, aber derselbe Effekt.

„Ich hab gerufen“, sagte Mrs. Griffin. „Nichts. Kein Echo, nur dieses komische Flüstern, das das Moor macht, wenn es denkt, es hätte dich sicher. Ich bin weiter, weiter, weiter. Irgendwann wusste ich nicht mehr, ob ich noch im Dorf bin. Alles hat sich angefühlt wie Rand.“

Sie hielt inne, atmete einmal tief, als wäre die Luft im Raum dicker geworden.

„Dann haben sie mich gefunden“, sagte sie. „Nicht ihn. Mich. Zwei Männer vom Pub. ‚Was machen Sie denn hier draußen?‘, haben sie gefragt. ‚Es ist gefährlich.‘ Ich hab gesagt: ‚Mein Sohn ist nicht zurückgekommen.‘ Und sie haben gelacht, zuerst. ‚Der wird irgendwo bei einem Mädchen sein.‘ Später, als klar war, dass er nirgends ist, haben sie denselben Satz benutzt – nur mit anderer Betonung. ‚Er ist einfach gegangen.‘“

Ihre Stimme kippte nicht. Sie schmierte kein Drama auf die Worte. Jede Silbe war flach und hart wie ein Stein.

„Und Sie?“, fragte Roisin. „Was haben Sie gesagt?“

„Ich hab gesagt, er ist nicht zurückgekommen“, wiederholte sie. „Immer. Bis sie aufgehört haben, zu fragen. Der Pfarrer hat mir angeboten, mit mir zu beten. Er hat Sätze vorgeschlagen. ‚Vielleicht war es Gottes Wille.‘ ‚Vielleicht wollte er ihn vor etwas bewahren.‘ Ich habe gesagt: ‚Wenn es Gottes Wille war, hat er schlecht geplant.‘ Das hat ihm nicht gefallen.“

Ein bitteres, trockenes Lächeln huschte ihr übers Gesicht.

„Seitdem komme ich nur noch in die Kirche, wenn es sein muss“, sagte sie. „Beerdigungen, Hochzeiten, das Übliche. Mein Sohn hat keine bekommen. Er hat kein Grab. Er hat ein Loch im Moor und eins in meinem Haus.“

Sie zeigte auf den kleinen schiefen Stein im Garten, den wir von draußen gesehen hatten.

„Ich hab ihm da einen Platz gemacht“, sagte sie. „Nicht für ihn. Für mich. Damit ich eine Stelle habe, an der ich sagen kann: ‚Du bist nicht zurückgekommen.‘ Ohne Zusatz. Ohne Paket. Nur das.“

Es wurde dunkel in den Ecken des Zimmers, ohne dass jemand das Licht ausgemacht hätte. Diese Art von Dunkel, die eher mit Erinnerung zu tun hat als mit Tageszeit.

„Er war da, wissen Sie“, sagte sie plötzlich.

„Ihr Sohn?“, fragte ich.

„Er“, sagte sie. „Dieses Ding. Nicht sichtbar. Aber spürbar. Als ich im Moor war, als der Weg sich verlängert hat. Es war, als würde jemand in meinen Kopf greifen und mir Sätze hinlegen. ‚Er ist einfach gegangen.‘ ‚Du konntest nichts tun.‘ ‚Es war sein Weg.‘ Ich hab sie gehört. Nicht mit Ohren. Hier.“ Sie tippte sich an die Stirn. „Und ich habe sie nicht gesagt. Nicht ein einziges Mal.“

„Das hat er Ihnen übelgenommen“, sagte Roisin.

„Er nimmt mir vieles übel“, sagte sie. „Unter anderem, dass ich ihn nicht ‚Gottes Wille‘ nenne. Ich hab lieber gar keinen Namen für ihn. Das ist das Einzige, was ich ihm verweigern kann: Harmlosigkeit.“

Mir lief ein kalter Schauer den Rücken runter, der nichts mit Geistern zu tun hatte, sondern mit dem schieren Gewicht dessen, was sie gesagt hatte.

„Sie haben ihm seine Lieblingssätze nicht gegeben“, sagte ich.

„Ich habe meinem Sohn keine falsche Beichte ausgestellt“, sagte sie. „Das ist alles, was ich tun konnte. Sie haben die Suche irgendwann eingestellt. ‚Es hat keinen Sinn mehr‘, haben sie gesagt. ‚Es ist zu lange her.‘ Jedes dieser Worte war ein Sargnagel für die Wahrheit. Ich habe sie nicht benutzt.“

Roisin beugte sich vor, die Ellenbogen auf den Knien. „Wir suchen nicht nach einer Leiche“, sagte sie. „Wir wissen, dass die Chance gering ist. Wir suchen nach Linien. Er hat einen Weg gebaut, den Ihr Sohn gegangen ist. Einen, den Sie fast genommen hätten. Einen, den die Dörfler jetzt in Sätzen nachlaufen. Wenn wir rausfinden, wo er ihn verankert hat, können wir vielleicht eine Stelle rausreißen.“

„Und dann?“, fragte Mrs. Griffin. „Kommt er zurück?“

„Nein“, sagte ich, bevor Roisin diplomatisch werden konnte. „Er kommt nicht zurück. Wir sind keine Heiligen und keine Märchenerzähler. Was wir vielleicht schaffen, ist, dass er aufhört, denselben Trick noch mal zu machen. Dass der nächste Junge nicht dieselbe Stufe nimmt.“

Sie sah mich lange an. Es war kein angenehmer Blick. Er ging durch dich durch und prüfte, ob da irgendwas war, das sich lohnt zu riskieren. Schließlich nickte sie.

„Ich habe keine Lust, Statist in seiner Lieblingsgeschichte zu sein“, sagte sie. „Wenn ihr ihn irgendwo erwischt, nehmt ein Stück für mich mit.“

„Wir nehmen ihm Sätze weg“, sagte Roisin. „Und geben sie dahin zurück, wo sie hingehören.“

„Fangen Sie bei diesem an“, sagte Mrs. Griffin. „‚Er ist einfach gegangen.‘ Wenn ich den noch einmal höre, schrei ich. Und ich glaube, das würde ihm gefallen.“

Sie stand auf, ging zum Fenster und sah hinaus aufs Moor, das man von hier aus als dunklen Streifen am Horizont erkennen konnte.

„Er ist nicht einfach gegangen“, sagte sie leise. „Er wurde irgendwohin gelockt, wo es keine Trittsteine mehr gab. Wo der Boden plötzlich entschieden hat, dass er nicht mehr tragen will. Das ist alles, was ich weiß. Und das reicht, um jeden zu hassen, der mir erklären will, es wäre schon alles richtig so gewesen.“

Wir gingen, als der Himmel sich zu diesem metallischen Grau verzog, das nie verspricht, dass es wirklich aufklart. Im Garten blieb mein Blick an dem schiefen Stein hängen. Kein Name, kein Datum. Nur eine Form, die sagte: Hier hat jemand beschlossen, ein Loch nicht zuzukleistern.

Auf dem Rückweg zum Haus dachte ich an unsere Liste mit den Sätzen. An Kategorie A, die beliebten Standardformulierungen. Und daran, dass wir gerade einen ihrer lautesten Widersprüche gesehen hatten – in Gestalt einer Frau, die sich weigerte, Beichte zu spielen, wenn keiner da war, der die ganze Wahrheit hören wollte.

„Er wird sauer sein“, sagte Roisin leise neben mir. „Sie war eine seiner besten Kandidatinnen. So viel Schmerz, so viel Leere. Perfektes Material für schöne, glänzende Lügen. Und sie hat ihm fast alles verweigert.“

„Dann hat er sich an anderen bedient“, sagte ich. „An den Männern, die gesagt haben, ‚Er ist einfach gegangen.‘ An den, die gesagt haben, ‚Es bringt nichts, weiterzusuchen.‘ An allen, die ihre Ohnmacht in hübsche Sätze gepackt haben.“

„Genau“, sagte sie. „Er braucht keine Hauptdarsteller, solange die Statisten fleißig seine Texte sprechen.“

Wir gingen schweigend weiter. Das Haus tauchte vor uns auf, die Zahlen an der Treppe warteten drinnen, die Staubspur lag im Wohnzimmer, die Zettel im Flur klebten an der Wand.

Heute hatten wir ihm etwas anderes angeklebt, ohne Stift, ohne Papier: die Erkenntnis, dass es Menschen gab, die seine Beichte verweigerten, selbst als alle anderen schon die Standardformulare unterschrieben hatten.

Es war nur ein Satz.

„Er ist nicht zurückgekommen.“

Aber er gehörte wieder ihr.

Nicht ihm.

Und ich wusste, dass er das spürte – wie einen kleinen, schmerzhaften Riss in der Sammlung seiner Lieblingsfloskeln.

Es war kein Sieg.

Aber es war ein Anfang von etwas, das er nicht geplant hatte:

Echte Geschichten, die sich weigerten, in seine Schablonen zu passen.

Und irgendwo, hinter Moor, Feld und Keller, war ich mir sicher, dass er an diesem Abend zum ersten Mal seit langem merkte, dass seine Regie nicht mehr unangefochten war.

Dreizehn Schritte über dem Sumpf

Das Moor begann nicht mit Wasser, sondern mit einer Lüge. Direkt hinter dem letzten anständigen Gras fing der Boden an, so zu tun, als wäre er noch fest. Ein paar harmlose Hügel, ein paar Büsche, dann dieser bräunliche Übergang, bei dem man sich einredet, dass das schon noch Feld sein wird, solange die Schuhe trocken bleiben.

„Er fängt nie mit Schlamm an“, sagte Roisin, während wir den Trampelpfad hinaufgingen. „Er fängt mit Vertrauen an.“

„Ich dachte, das Moor ist einfach Moor“, murmelte ich. „Geologie, nicht Psychologie.“

„Für ihn ist alles Psychologie“, sagte sie. „Ein Weg ist nie nur ein Weg. Er ist immer ein Versprechen. ‚Wenn du hier lang gehst, kommst du irgendwo an.‘ Und er ist sehr gut darin, Wege zu bauen, die genau dreizehn Schritte lang versprechen, dass sie dich tragen.“

„Dreizehn?“, fragte ich.

„Du wirst schon sehen“, sagte sie.

Liam lief ein paar Meter vor uns, den Rucksack auf dem Rücken, als würde er zur Schule gehen, nicht an den Rand eines Sumpfes, der Leute frisst. Er hatte darauf bestanden mitzukommen. „Es geht um Wege“, hatte er gesagt. „Und um Jungs, die nicht zurückkommen. Wenn ihr glaubt, ihr klärt das, ohne dass ich dabei bin, seid ihr blöd.“

Argumentationsniveau: unanfechtbar.

Das Moor lag vor uns wie etwas, das beleidigt ist, weil es keiner ernst nimmt. Es hatte diese matte, stumpfe Oberfläche aus Grasinseln, Tümpeln, dunklen Löchern, in denen Wasser stand, das zu lange nichts Neues gesehen hatte. Und darüber: ein Wind, der roch, als wäre er schon durch ein paar Lungen gegangen, bevor er uns erreichte.

„Wo war er?“, fragte ich Liam.

Er deutete nach vorn, etwas rechts vom verblassenden Hauptpfad. „Da, wo die Bretter sind“, sagte er.

Ich sah nichts außer einem dunkleren Streifen, der sich durch die Vegetation zog. Erst, als wir näher kamen, erkannte ich, was er meinte: ein schmaler Holzsteg, halb eingesunken, halb überwuchert, die Bretter grau vor Alter und Feuchtigkeit. Keine offizielle Konstruktion, keine

Warnschilder. Nur eine Reihe Planken, die jemand vor langer Zeit verlegt hatte, damit man „nur kurz rüber“ konnte.

„Dreizehn“, sagte Roisin leise.

Liam stieg nicht drauf, blieb am Rand stehen. „Er war hier“, sagte er. „Der Sohn von Mrs. Griffin. Und ich einmal auch.“

Ich sah ihn scharf an. „Du warst…“

„Nur bis zur Mitte“, fiel er mir ins Wort. „Dann bin ich umgedreht. Nicht, weil ich klug war. Weil ich Schiss hatte, dass mich meine Mutter umbringt, wenn ich mit nur einem Schuh nach Hause komme.“

Es gibt banale Rettungsgründe. Man sollte sie nicht unterschätzen.

Ich ging näher an den Steg heran. Die Bretter lagen nicht gerade. Einige waren verrutscht, andere gebrochen, wieder andere schief, wie Zähne in einem schlechten Gebiss. Trotzdem war da eine Linie. Ein Weg durch die sumpfigere Stelle, gerade breit genug für einen Fuß nach dem anderen.

„Dreizehn Schritte“, wiederholte ich.

Roisin kniete sich an den Anfang des Stegs und strich mit der Hand über das Holz. „Es ist nicht die Anzahl, die ihn interessiert“, sagte sie. „Es ist die Art, wie Leute zählen. Eins, zwei, drei… irgendwann hörst du auf und gehst nur noch. Und genau da packt er zu.“

„Wie viele sind es wirklich?“, fragte ich.

„Häng von deinen Beinen ab“, sagte sie. „Und von dem, was er will.“

Liam zog sich die Kapuze über den Kopf, obwohl es nicht regnete. „Als ich drauf stand“, sagte er, „waren es dreizehn. Ich hab gezählt. Wegen…“ Er schaute kurz auf meine Schuhe. „Wegen Geschichten. Kinder erzählen sich, dass das Unglück bei dreizehn anfängt. Also hab ich gedacht: Wenn ich bei zwölf umdrehe, passiert nichts. Blöd, oder?“

„Überlebensblöd“, sagte ich. „Die beste Sorte.“

Ich stellte mich neben den Anfang des Stegs, nicht drauf. Der Sumpf links und rechts war dunkel, aber nicht spiegelnd. Eher wie etwas, das gern spiegeln würde, wenn es nicht so voll wäre mit Dingen, die es behalten wollte.

„Wir gehen da nicht alle drauf“, sagte Roisin.

„Wer denn dann?“, fragte ich.

„Keiner“, sagte sie. „Nicht heute.“

Liam sah enttäuscht aus. „Wie wollt ihr dann rausfinden, was er gemacht hat? Ihr könnt doch nicht alles von hier aus angucken.“

„Wir müssen nicht in jede Falle treten, um zu wissen, dass sie zuschnappt“, sagte sie. „Es reicht, wenn wir sehen, wie sie gebaut ist.“

Das machte mich nicht weniger neugierig. Mein Körper war lauter. Füße, die sich vorstellten, wie das Holz unter ihnen nachgab. Knie, die sich ausmalten, wie weit sie einsinken würden. Der Kopf, der wissen wollte, ob die Bretter an irgendeiner Stelle bewusst manipuliert waren. Er liebt diesen Konflikt – das Hin- und Her zwischen „Finger weg“ und „Nur kurz probieren“.

„Erzähl“, sagte ich zu Liam. „Wie war das. Genau.“

Der Junge atmete ein, als würde er eine alte Geschichte aufwärmen, die ihm eigentlich nicht gut tut. „Es war im Sommer“, sagte er. „Warm. Die Luft hat geprasselt, so heiß war sie. Wir waren zu zweit. Ich und…“ Er stockte. „…er. Der Sohn von Mrs. Griffin. Er war älter. Zwei Jahre vielleicht. Er kannte den Steg. ‚Dreizehn Schritte über dem Sumpf‘, hat er gesagt. ‚Wenn du drüben bist, bist du frei.‘“

Roisin und ich tauschten einen Blick.

„Frei wovon?“, fragte sie.

„Keine Ahnung“, sagte Liam. „Von Schule, Eltern, diesem Kaff. Vielleicht nur von der Langeweile. Er hat gesagt, er wäre schon hundertmal rübergegangen. Ich hab ihm das geglaubt. Er sah aus wie jemand, der nichts mehr fürchtet.“

Ich dachte an das Foto an Mrs. Griffins Wand. Der Junge mit der Wut im Gesicht. Vielleicht war das gar keine Wut gewesen, sondern dieser spezielle Übermut, der entsteht, wenn du glaubst, dass du unverwundbar bist, solange du die Regeln kennst.

„Er ist vorgegangen“, sagte Liam. „Eins, zwei, drei… er hat laut gezählt, damit ich mich sicherer fühle. Ich bin hinterher. Bei acht war ich mir nicht mehr sicher, ob das eine gute Idee ist. Bei zehn hab ich gemerkt, dass es keine Rolle spielt, ob ich noch umdrehe. Das Moor sah von dort aus überall gleich aus. Vorne, hinten, links, rechts – nur nasser.“

Er schluckte. Seine Hände hatten sich zu Fäusten geballt, ohne dass er es merkte.

„Bei zwölf hab ich Panik gekriegt“, sagte er. „Nicht wegen ihm. Wegen mir. Ich hab gedacht: Wenn ich jetzt noch einen Schritt mache, ist es vorbei. Keine Ahnung, was. Nur… vorbei. Ich hab geschrien. Nicht wegen dem Moor. Wegen der Zahl.“

Roisin sah ihn ernst an. „Und er?“, fragte sie.

„Er hat gelacht“, sagte Liam. „Hat gesagt: ‚Du Baby.‘ Und ist weiter. Ich bin stehen geblieben und hab mich umgedreht. Es war wie…“ Er suchte, und ich sah, wie in seinem Kopf wieder Treppen gebaut wurden. „…wie eine Stufe im Kopf. Ich hab entschieden: Ich geh da nicht weiter. Und gleichzeitig hat irgendwas in mir geschrien, dass ich nie wieder so nah dran sein werde, irgendwohin zu kommen.“

„Gut, dass du nicht zu Ende gegangen bist“, sagte ich.

„Das hab ich damals nicht gedacht“, sagte Liam. „Ich hab mich gefühlt wie der letzte Idiot. Er ist weiter. Dreizehn, rüber. Hat sich umgedreht und gebrüllt: ‚Siehst du? Nichts passiert.‘ Und ich stand da, mit meinem beschissenen Schritt zwölf, und konnte weder vor noch zurück.“

„Und dann?“, fragte Roisin.

„Dann“, sagte Liam, „kam das Gefühl, dass ich nicht alleine bin. Nicht er. Nicht ich. Etwas unter mir. Als würde der Sumpf zuhören. Als würde er warten. Und ich hab begriffen, dass es scheißegal ist, ob das Brett unter meinen Füßen hält oder nicht, wenn da unten etwas ist, das entscheidet, ob es Lust auf mich hat.“

Der Wind fuhr uns über die Gesichter, als wolle er die Erinnerungen wegwischen.

„Wie seid ihr runter?“, fragte ich.

„Ich bin auf allen vieren zurück“, sagte er. „Jedes Brett wie ein weiterer Tag in der Hölle. Er ist rüber, hat ein paar Minuten auf der anderen Seite rumgetrampelt, als würde er das Moor provozieren, und ist dann zurück. Dreizehn Schritte. Lässig. Ohne hinzugucken. Ich hab ihn gehasst dafür. Und gleichzeitig hab ich ihn bewundert.“

Er sah auf den Steg, als stünde da noch immer ein Schatten. „Ein paar Wochen später war er weg“, sagte er. „Moor, sagen sie. Ich war nicht dabei. Aber ich weiß, wo er war, bevor er verschwunden ist. Irgendwo auf dieser Linie.“

Roisin stand auf, ging am Rand des Stegs entlang, ohne ihn zu betreten. Sie zählte die sichtbaren Bretter, nicht laut. Ihr Blick blieb an einer Stelle hängen, ungefähr in der Mitte.

„Er baut keine neuen Wege, wenn die alten noch funktionieren“, sagte sie. „Das hier war seine Dreizehn. Ein Ritual. Nicht nur für den Jungen. Für alle, die es ihm nachmachen wollten.“

„Du glaubst, er hat den Steg benutzt, wie andere einen Vertrag benutzen“, sagte ich.

„Vielleicht hat er ihn nur geliebt, weil Menschen dort freiwillig in seine Richtung gehen“, sagte sie. „Aber ich wette, irgendwo auf diesen Brettern verläuft seine Linie. Die, die Cian im Kopf hatte. Die, die sich durch dein Haus zieht. Die, die unter Mrs. Griffins Füßen weggezogen ist, als sie nachts rausging.“

„Wie finden wir sie?“, fragte Liam rau..

„Nicht, indem du dich wieder draufstellst“, sagte sie scharf. „So viel steht fest.“

Ich merkte, dass sich in mir der alte Trotz regte. Der reflexhafte Wunsch, ihm genau da weh zu tun, wo er uns am meisten gereizt hatte: auf seinem eigenen Steg. Dreizehn Schritte über dem Sumpf, ohne zu fallen. Es war die schlechteste Form von Mutprobe: die, die sich anfühlt wie Gerechtigkeit.

„Wir markieren ihn“, sagte Roisin. „Nicht mit Farbe, nicht mit Kreuzen. Mit Zählen. Mit unseren Zahlen, nicht seinen.“

Sie holte wieder das Kreppband aus der Tasche. „Du klebst nichts ans Moor“, sagte ich automatisch.

„Doch“, sagte sie. „Aber nicht ans Moor. Ans Holz. An das, was Menschen gebaut haben. Er kann mit Wasser machen, was er will. Aber wenn er anfängt, an Dingen rumzuzerren, die von uns sind, hinterlässt er Spuren.“

Sie klebte einen Streifen an den ersten Balken. Eins. Dann an den zweiten. Zwei. So weit, wie sie am Rand gehen konnte, ohne einzusinken. Der Sumpf blubberte leise, ohne wirklich zu blubbern. Ein Geräusch, das mehr im Kopf stattfand als in der Luft.

„Dreizehn“, sagte Liam leise.

„Vielleicht“, sagte Roisin. „Vielleicht auch vierzehn. Oder zwölf und ein halber. Oder dreizehn für dich und acht für ihn. Wir werden sehen.“

Ich verstand erst später, was sie meinte.

In diesem Moment stand ich nur da und sah zu, wie wir zum ersten Mal einen seiner Wege mit unseren Zahlen belegten.

Nicht, indem wir drübergingen.

Sondern indem wir ihn von außen lasen.

Wie eine Zeile in einem Vertrag, den niemand von uns unterschrieben hatte – der aber seit Jahren gültig war.

Und irgendwo, tief im Sumpf, war ich mir sicher, dass er endlich hinsah.

Weil wir aufgehört hatten, die Rolle der dummen Kinder zu spielen, die blind auf seinen Dreizehn herumtanzen.

Wir waren jetzt die, die zählen.

Und das ist der Anfang vom Ende für jeden Trick:

Wenn jemand mitzählt, gehört der Trick nicht mehr nur dem, der ihn vorführt.

Die ersten fünf Bretter ließen sich bequem von der sicheren Seite aus bekleben. Roisin ging parallel zum Steg am Rand des moorigen Bodens entlang, die Füße so gesetzt, als hätte sie mit dem Gelände eine alte Wette: Ich trete nicht daneben, du verschluckst mich nicht. Die Kreppstreifen klebten an der verwitterten Oberfläche wie schlechte Pflaster auf einer alten Narbe.

Eins. Zwei. Drei. Vier. Fünf.

Liam zählte mit, leise, als würde er einer Schulaufgabe zuhören, die er schon kennt und trotzdem noch mal richtig machen will.

„Bis hier hab ich damals gar nicht nachgedacht“, sagte er. „Das war noch alles Spaß. ‚Guck mal, ich bin über dem Sumpf.‘ Erst ab sechs wurde es real.“

„Willkommen im Leben“, sagte ich. „Die ersten fünf Schritte sind gratis.“

Bei Brett sechs war der Boden am Rand zu weich. Roisin sank mit einem Fuß ein, nur ein paar Zentimeter, aber tief genug, um ihr ein kurzes Fluchen zu entlocken. Sie zog den Schuh wieder raus, das Moor gab ihn widerwillig frei, als wolle es ein Pfand behalten.

„Bis hierher“, sagte sie. „Ab jetzt nur noch mit Verlängerung.“

Sie holte aus dem Rucksack, den sie mitgebracht hatte, einen alten Besenstiel. Kein Hexenkram, nur das, was früher meine Küche sauber halten sollte, bevor das Haus beschlossen hatte, dass „sauber“ relativ ist. Am Ende des Stiels hatte sie einen weiteren Streifen Kreppband befestigt.

„Du klebst von hier aus weiter“, sagte sie und drückte mir das Ding in die Hand. „Wenn einer ins Loch fällt, dann nicht ich.“

„Das ist der romantischste Satz, den ich seit Jahren gehört habe“, sagte ich, nahm den Stiel und stellte mich so nah wie möglich an den Steg, ohne dass der Boden nachgab.

Mit dem Besenstiel erreichte ich Brett sechs, sieben, acht. Die Zahlen wurden krumm, der Stiel wackelte, aber die Streifen hielten.

Neun. Zehn. Elf.

„Da“, sagte Liam plötzlich.

„Was?“, fragte ich, die Hand noch in der Luft, der Stiel über dem zwölften Brett.

„Da war… was“, sagte er und deutete auf die Stelle zwischen Brett elf und zwölf. „So’n… Flackern.“

Ich sah nur Holz. Spröde, nass, von Moos angeknabbert. Aber der Junge hatte diesen Blick, den Leute kriegen, wenn sie kurz gesehen haben, wie die Realität blinzelt.

„Wo genau?“, fragte Roisin.

„Da, wo ich früher gedacht hab, dass Schritt zwölf noch geht und dreizehn nicht“, sagte er. „Genau dazwischen. Als hättest du zwei Bilder übereinander und eins verrutscht.“

Ich ließ den Stiel kurz schweben. Nichts. Kein Licht, kein Nebel, kein schauriges Grinsen aus dem Wasser. Nur dieser ganz leichte Schwindel in meinem Kopf, den ich inzwischen kannte wie einen schlechten Nachbarn.

„Er mag das Dazwischen“, sagte Roisin. „Nicht auf Brettern, nicht im Wasser. Genau in der Luft dazwischen. Da bastelt er seine Linien.“

Ich klebte den Streifen auf die zwölf. Der Stiel zitterte, als wäre der Abstand einen Hauch anders, obwohl mein Arm genau dasselbe tat wie bei Brett elf. Vielleicht hatte ich mir das eingebildet. Vielleicht auch nicht.

„Zähl weiter“, sagte Roisin.

Dreizehn klebte ich mit fast kindischer Genugtuung. „Da, bitte“, murmelte ich. „Deine heilige Zahl, hübsch beschriftet. Viel Spaß damit.“

Vierzehn war schwieriger. Das Brett war weiter entfernt, der Stiel am Limit. Ich musste mich nach vorne lehnen, die Schuhe rutschten, das Moor unter mir machte dieses leise Schmatzen, das nichts mit Humor zu tun hatte.

„Stopp“, sagte Roisin scharf. „Nicht weiter. Er liebt Leute, die für eine Zahl ins Wasser fallen.“

Ich zog den Stiel wieder zurück. Der Streifen hing halb, halb nicht. Eine kleine Fahne im Wind.

„Das reicht“, sagte sie. „Wir wissen, wo sein Mythos endet. Dreizehn. Der Rest ist Bonusmaterial, das ihn nicht mehr interessiert.“

„Ich würde trotzdem gern wissen, wie viele Bretter das insgesamt sind“, sagte ich.

„Dann zählen wir von der anderen Seite“, sagte sie.

„Welche andere Seite?“, fragte Liam. „Da hinten ist nur noch tieferer Kram.“

„Nicht direkt dahinter“, sagte sie. „Seitlich. Moor ist nicht überall gleich tief. Es gibt immer einen Weg. Die Frage ist nur, ob er für dich oder für ihn ist.“

Wir gingen ein Stück am Rand entlang, parallel zum Steg. Der Boden wechselte von matschigem Gras zu festeren Flecken, dann wieder zu tückischem, dunklen Boden, der aussah, als wollte er nett sein und war es nicht.

„Nicht weiter“, sagte sie irgendwann und hob die Hand. „Da vorne wird’s ernst.“

Von hier aus sah man das Ende des Stegs besser. Ein etwas höherer Grasstreifen, ein trocken wirkender Fleck, als hätte jemand dahinter irgendwann wieder anständigen Boden bestellt.

„Da ist das ‚Drüben‘“, sagte Liam leise.

„Sieht nicht sehr frei aus“, murmelte ich. „Eher wie ‚noch ein Stück nasses Nichts mit anderem Dekor‘.“

„Freiheit ist oft nur ein anderes Loch mit anderem Blick“, sagte Roisin.

Wir konnten den Steg von hier aus in seiner ganzen Länge sehen. Nicht perfekt, aber genug, um zu zählen.

„Noch mal“, sagte sie. „Von hinten nach vorn.“

Ich zählte laut in Gedanken, der Finger in der Luft, der Blick auf jede Brettkante gerichtet: eins, zwei, drei…

„Elf“, sagte ich schließlich.

„Nein“, widersprach Liam. „Es sind dreizehn. Es waren dreizehn. Ich bin kein Vollidiot.“

„Von hier sind es elf“, sagte ich. „Elf Bretter sichtbar. Es sei denn, ich hab plötzlich verlernt, wie Zahlen funktionieren.“

Roisin kniff die Augen zu einer schmalen Spalte. „Er zieht“, sagte sie. „Er zieht die Mitte auseinander. Für die, die draufstehen, sind es mehr Schritte, als es von außen sind. Innen dreizehn, außen elf. Damit du glaubst, du hättest einen besonders schweren Weg gehabt.“

Mir wurde kurz übel. Nicht, weil der Boden wackelte, sondern weil die Logik so perfide sauber war. Wenn du drübergehst, bist du überzeugt, dass du mehr geleistet hast, als es von außen aussieht. Dass du weiter gegangen bist, tiefer, riskanter. Dein Opfer, dein Mut, dein Dummheit – alles größer, weil der Weg sich länger anfühlt.

„Und genau da“, sagte Roisin, „legt er die Schlaufe hin. Dreizehn Schritte über dem Sumpf. Ein Satz, der innen stimmt und außen nicht. Perfekt, um Leute zu überzeugen, dass sie etwas Besonderes sind, wenn sie ihn gemacht haben.“

„Der Sohn von Mrs. Griffin war besonders“, sagte Liam stur.

„Ja“, sagte sie. „Er war besonders. Aber nicht, weil er einen Weg gegangen ist, den andere nicht geschafft haben. Sondern weil er gedacht hat, dass es nur diesen Weg gibt.“

Wir schwiegen. Der Wind spielte in den Kreppstreifen, die wir auf die Bretter geklebt hatten. Besonders der auf der Dreizehn zuckte, als hätte er Angst, losgerissen zu werden.

„Wir brauchen Staub“, sagte Roisin plötzlich.

„Wie bitte?“, fragte ich.

Sie griff in ihre Jackentasche. Ich hatte gar nicht gemerkt, dass sie etwas eingesteckt hatte, bevor wir losgegangen waren. Zwischen ihren Fingern schimmerte eine winzige Menge von Cians Goldstaub, kaum mehr als ein Hauch. Nicht genug für ein neues Experiment, aber ausreichend für eine Markierung, wenn man wusste, was man tat.

„Ich hab gedacht, du hättest die Dose bei ihm gelassen“, sagte ich.

„Ich hab ihn gefragt, ob ich mir ein bisschen nehmen darf“, sagte sie. „Für genau solche Momente.“

Sie ging so nah wie möglich an den Steg heran, bis das Moor drohte, ihre Schuhe zu schlucken, und streute den Staub mit einer Bewegung, die gleichzeitig vorsichtig und trotzig war, in den Wind. Ein Teil davon fiel direkt über Brett zwölf und dreizehn, der Rest tanzte über dem Sumpf, als hätte er vergessen, dass Gewicht eine Rolle spielt.

„Was bringt das?“, fragte Liam.

„Staub mag Entscheidungen“, sagte sie. „Er fällt nicht immer dahin, wo die Physik ihn haben will. Manchmal folgt er Linien. Wir schauen, wo er hängenbleibt.“

Wir warteten. Das war das Schlimmste. Nicht das Spektakel, nicht das Donnerwetter, das man aus Horrorfilmen kennt. Das Nichts. Ein paar Körnchen blieben auf den Brettern kleben, andere auf dem Wasser, wo sie langsam untergingen.

Aber einige – nur ein paar – schwebten länger, als sie hätten sollten. Über der Mitte des Stegs. Über dieser unsichtbaren Differenz zwischen unseren elf und seinen dreizehn.

Sie hingen in der Luft, nur für Sekunden. Lang genug, um zu sehen, dass sie nicht wussten, ob sie fallen oder schweben sollten.

„Da ist die Linie“, sagte Roisin leise. „Genau da. Zwischen seinen Schritten und unseren Zahlen.“

Ich hatte erwartet, dass in dem Moment etwas passiert. Ein Ruck, ein Krachen, ein Aufbäumen des Moors. Stattdessen ließ die Luft die Körnchen fallen. Einige landeten auf Brett zwölf, einige auf dreizehn, der Rest verschwand im Dunkel.

„Mehr kriegen wir heute nicht“, sagte sie.

„Das war alles?“, fragte Liam enttäuscht.

„Du willst Feuerwerk?“, fragte ich. „Erinnerst du dich noch daran, was der Pfarrer gesagt hat? Er liebt glatte Geschichten. Wir geben ihm keine. Wir geben ihm Staub, Zahlen und offene Enden. Damit kann er nicht gut arbeiten.“

Liam trat einen Schritt zurück, weg vom Rand. „Ich dachte, wenn wir ihn erwischen, würde sich was ändern“, sagte er. „Irgendwas Großes. Wie in den Geschichten. Donnerschlag, Riss im Himmel, Regenbogen in Flammen.“

„Erzähl mir, wie viele Geschichten so ausgehen“, sagte Roisin. „Und wie viele einfach nur damit enden, dass jemand beschließt, einen Schritt nicht zu machen.“

„Du hast deinen zwölften gemacht“, sagte ich zu ihm. „Und bist umgedreht. Das war deine große Szene. Nur hat keiner applaudiert, weil keiner sie gesehen hat.“

Er sah mich lange an. Ich wusste nicht, ob er wütend oder dankbar war. Vielleicht beides.

„Und was passiert jetzt mit dem Steg?“, fragte er schließlich. „Lasst ihr den einfach hier, damit der nächste drauf geht?“

„Nein“, sagte Roisin. „Wir nehmen ihm die Dreizehn.“

Sie holte den Besenstiel wieder hervor und stieß damit gegen das Brett mit unserem Kreppstreifen „13“. Nicht grob, aber konsequent. Das Holz war aufgeweicht, die Befestigung alt. Beim dritten Stoß löste es sich einen Spalt, beim vierten brach eine Ecke ab, beim fünften kippte das ganze Brett zur Seite und verschwand halb im Sumpf.

Das Moor machte ein zufriedenes Geräusch, als hätte es einen Snack bekommen. Der Steg hatte jetzt eine Lücke. Ein menschliches Bein hätte die nicht elegant überspringen können, ohne wenigstens einmal darüber nachzudenken.

„Jetzt sind es höchstens zwölf“, sagte sie. „Und keiner wird mehr behaupten können, er wäre dreizehn Schritte über dem Sumpf gegangen.“

„Du glaubst wirklich, dass das was ändert?“, fragte ich.

„Es ändert alles für die Geschichten, die danach erzählt werden“, sagte sie. „Der Satz funktioniert nicht mehr. Er ist kaputt. Und kaputte Sätze sind wie kaputte Zauber. Sie stolpern.“

Liam starrte auf die Lücke. „Wenn jemand trotzdem rüber will?“, fragte er.

„Dann muss er springen“, sagte Roisin. „Und dabei merken, dass er sich nicht auf Zahlen verlassen kann, die ihm einer eingeflüstert hat. Vielleicht dreht er vorher um. Vielleicht nicht. Aber er tut es nicht mehr in dem Glauben, dass dreizehn eine Art Eintrittskarte in die Freiheit ist.“

Wir standen noch eine Weile da, jeder mit seinen eigenen unsichtbaren Treppen im Kopf.

Der Wind drehte, kam jetzt vom Meer. Der Geruch von Salz mischte sich mit dem alten, süßlichen Moorgeruch.

„Er wird sauer sein“, sagte ich.

„Soll er“, sagte sie. „Wir haben ihm eine seiner Lieblingsbühnen ruiniert. Er hat diesen Steg geliebt. Menschen, die freiwillig auf eine unsichtbare zusätzliche Distanz gehen, sind sein Lieblingspublikum.“

„Und jetzt?“, fragte Liam.

„Jetzt gehen wir zurück“, sagte Roisin. „Und schreiben auf, was wir gesehen haben. Dreizehn innen, elf außen, eine Lücke, eine Staublinie. Der Rest gehört nicht mehr ihm.“

Auf dem Rückweg sah ich mich noch einmal um. Der Steg lag da, verkrüppelt, ein Zahn mit abgebrochener Krone. Hässlich. Gefährlich. Aber ehrlich.

Und ich hatte das Gefühl, dass irgendwo, tief unter dem Sumpf, jemand zum ersten Mal seit langem das Gefühl hatte, dass ihm etwas fehlt – nicht ein Opfer, nicht ein Körper.

Ein Satz.

„Dreizehn Schritte über dem Sumpf.“

Wir hatten ihn aus seinem Repertoire gerissen.

Vielleicht war das der erste wirkliche Schlag, den wir ihm verpasst hatten.

Kein Donnerschlag.

Nur ein fehlendes Brett in einem miesen Trick.

Aber manchmal reicht genau das, damit jemand, der sich für unfehlbar hält, zum ersten Mal ins Straucheln kommt.

Der Weg zurück ins Dorf war derselbe wie der hin, aber die Schritte fühlten sich anders an. Es war, als hätten wir einen kleinen Knoten in der Luft gelöst. Nichts Großes, nichts, worüber man eine Gedenktafel aufhängen würde. Nur diese subtile Erleichterung, die man spürt, wenn ein Geräusch aufhört, das man erst bemerkt, als es weg ist.

Liam lief still neben uns her. Still auf die Art, die nicht nach beleidigt klang, sondern nach Nachdenken. Er starrte nicht mehr zum Moor zurück, sondern auf seine Schuhe, als würden die ihm erzählen, wohin sie heute nicht gegangen waren.

„Du bist sauer, weil wir dich nicht auf den Steg gelassen haben“, sagte ich irgendwann.

„Nein“, sagte er. „Also doch. Ein bisschen. Aber nicht deswegen.“

„Weswegen dann?“, fragte Roisin.

Er kickte einen Stein von der Straße, der Stein war beleidigt genug, in den Straßengraben zu fliegen. „Weil ich gemerkt habe, wie dicht ich damals dran war“, sagte er leise. „Und dass es niemand gemerkt hat. Nicht mal ich richtig.“

„Daran, abzustürzen?“, fragte ich.

„Daran“, sagte er, „ihn stolz zu machen.“

Das tat weh, aber es war nicht falsch.

„Er liebt Kinder, die glauben, dass sie ihm was beweisen müssen“, sagte Roisin. „Mut, Coolness, Härte – ist ihm egal. Hauptsache, sie gehen einen Schritt zu weit und sagen hinterher, es wäre ihre Entscheidung gewesen.“

„War’s doch auch“, sagte Liam. „Ich bin doch drauf gegangen. Ich hab doch gezählt. Ich bin doch umgedreht.“

„Ja“, sagte sie. „Das war deine. Aber der Satz war seiner.“

Er brauchte eine Sekunde, bis es klickte. „Dreizehn Schritte über dem Sumpf“, murmelte er.

„Genau“, sagte ich. „Der Spruch ist wie eine Angel. Der Köder ist Mut. Dass du dich getraut hast. Die Schnur ist die Zahl. Dass du glaubst, genau so weit gehen zu müssen, damit es zählt. Der Haken ist seins.“

Liam warf den nächsten Stein nicht weg, sondern nahm ihn in die Hand und wog ihn. „Und jetzt?“, fragte er. „Wir haben das Brett kaputt gemacht. Heißt das, er nimmt eine andere Zahl?“

„Vielleicht“, sagte Roisin. „Vielleicht baut er sich einen neuen Trick. Aber Tricks brauchen Zeit. Und solange er bastelt, kann er ihn nicht benutzen.“

„Und in der Zeit passiert niemandem am Steg was“, sagte ich. „Zumindest nicht mit seinem Lieblingssatz. Wenn jetzt einer baden geht, kann er es nicht mehr als Heldengeschichte verkaufen.“

„Ist ein komischer Trost“, sagte Liam.

„Trost ist überschätzt“, meinte Roisin. „Wirkung ist besser.“

Im Dorf trennten sich unsere Wege. Liam wollte nach Hause. Oder behauptete es zumindest. Ich hatte den Verdacht, dass er sich zuerst irgendwo hinsetzen würde, an einen Ort, an dem nichts flüstert, wenn es sein Gesicht sieht. Vielleicht in Niamhs Laden, zwischen Reinigungsmitteln und stummen Rohren. Oder auf die Mauer am Kirchplatz, wo der Wind alle Stimmen übertönt, wenn er sich Mühe gibt.

„Du gehst nicht noch mal allein zum Steg“, sagte Roisin, bevor er abbog.

„Ich bin nicht blöd“, erwiderte er.

„Das ist keine Antwort“, sagte sie. „Sag: Ich geh nicht allein hin. Laut.“

Er verdrehte die Augen, aber er tat es. „Ich geh nicht allein hin“, sagte er.

Der Satz stand einen Moment zwischen uns, dann ließ der Tag ihn weiterziehen.

Unser Haus lag da, als wäre es nur zufällig an genau derselben Stelle geblieben, an der wir es verlassen hatten. Die Fassade war die gleiche, die Fenster gleich müde, die Tür gleich uneindeutig. Und trotzdem: in meinem Rücken war noch immer das Moor, der Steg, die Lücke. Es war, als hätten wir dort draußen eine Faser gekappt, die trotzdem weiter durchs Dorf lief.

„Er weiß, was wir getan haben“, sagte ich im Flur.

„Natürlich“, sagte Roisin. „Der Steg war eines seiner liebsten Möbelstücke. Wenn du jemandem das Lieblingssofa zersägst, merkt er das.“

„Was glaubst du, macht er als Nächstes?“, fragte ich.

„Er versucht, uns dazu zu bringen, uns im Haus zu verknoten“, sagte sie. „Wenn du ihm draußen Arbeit machst, holt er dich drinnen wieder ein.“

Das Wohnzimmer war unverändert. Die Staubspur lag da wie eine Bodenzeichnung, über die man hätte stolpern sollen. Der Knoten zum Kamin hin war unverändert. Kein neues Glitzern, keine frische Linie.

„Er ist beleidigt“, diagnostizierte ich.

„Er denkt nach“, korrigierte sie.

Ich ging in die Küche, drehte das Wasser für Tee auf. Der Wasserstrahl klang unschuldig, die Rohre machten nur ihr übliches Institutionalgeräusch. Kein Summen, kein Versuch, meinen Namen zu üben. Vielleicht hatte das Moor genug Aufmerksamkeit für heute gekriegt.

Er war nicht still, weil er weg war.

Er war still, weil er zählte.

„Was?“, fragte Roisin, als ich den Tee etwas zu kraftvoll hinstellte.

„Er zickt rum im Moor“, sagte ich. „Zählt Bretter nach, guckt, wo wir ihm weh getan haben. Und ich hab das Gefühl, er wird sich nicht mit Dreizehn begnügen.“

„Vielleicht sucht er sich eine kleinere Zahl“, sagte sie. „Oder eine, die keiner bemerkt. Drei Schritte auf einer Treppe. Zwei Sätze in einer Beichte. Ein Blick in einem Spiegel.“

Das Wort blieb hängen, obwohl sie es wahrscheinlich ohne Absicht benutzt hatte. Spiegel.

„Es gibt noch eine Art von Weg“, sagte ich langsam. „Eine, die wir bisher ignoriert haben, weil sie so banal ist, dass sie schon wieder verdächtig ist.“

„Wenn du jetzt mit Esoterik anfängst“, warnte sie.

„Gar nicht“, sagte ich. „Ich meine das, was Leute machen, wenn sie sich anschauen, ob sie noch existieren. Morgens im Bad. Abends im Flur. Schaufenster, Fensterscheiben, glänzende Herdplatten. Alles, wo man kurz überprüft: Bin ich noch da. Sehe ich so aus wie gestern.“

„Du willst sagen…“, begann sie.

„Er mag Übergänge“, fiel ich ihr ins Wort. „Rohre, Treppen, Stege, Türen. Was ist ein Spiegel anderes als eine Art Durchgang? Von dir zu dir. Mit einem kleinen Zwischenland aus Glas.“

Sie schwieg einen Moment. Nicht abwehrend. Denkend.

„Es gab mal was dazu in den alten Geschichten“, sagte sie. „Erzählungen von Leuten, die im Moor verschwunden sind, nachdem sie in der Küche plötzlich ihr Spiegelbild doppelt gesehen haben. ‚Der Blick hat sich verselbstständigt‘, haben sie gesagt. Ich dachte immer, das wäre nur Aberglaube. Aber vielleicht…“

„Vielleicht ist er irgendwann dazu übergegangen, Wege durch Gesichter zu ziehen“, sagte ich. „Wenn du lang genug in ein Gesicht starrst – dein eigenes oder das von jemand anderem – verlierst du irgendwann das Gefühl, dass da ein klarer Rand ist. Genau da könnte er ansetzen.“

Ich dachte an die Nächte, in denen ich im Badezimmer gestanden hatte, halb wach, halb fertig, und mich selbst im Spiegel gesehen hatte. Nicht dramatisch, nicht heilig, nur müde. Und dieses kurze, unangenehme Flackern, wenn einem der eigene Ausdruck fremd vorkommt.

„Wenn er eine neue Bühne braucht, nachdem wir ihm den Steg kaputt gemacht haben“, sagte ich leise, „dann sucht er sich die, die niemand kontrolliert: die, in denen Menschen sich selbst anschauen.“

Roisin stand auf und ging in den Flur. Ich folgte ihr.

Der Spiegel dort war nichts Besonderes. Ein Billigding vom Möbelhaus, rechteckig, Rahmen, der mal weiß gewesen war, jetzt eher nikotingrau. Er hing da, seit ich eingezogen war, und hatte nichts anderes getan, als mir jeden Morgen zu zeigen, wie sehr mein Gesicht versucht, sich an das Klima hier anzupassen.

Sie stellte sich davor. Ich neben sie. Zwei Gesichter im Glas. Seins im Haus. Irgendwo dazwischen er.

„Was siehst du?“, fragte sie.

„Zwei Leute, die zu wenig Schlaf und zu viel Hausordnung haben“, sagte ich.

„Sonst?“, fragte sie.

Ich starrte. Lang genug, dass sich diese leichte Unschärfe einstellte. Die, bei der die Linien um den Mund plötzlich tiefer wirken, die Augen kurz fremd werden.

„Manchmal“, sagte ich langsam, „hab ich das Gefühl, als würde der andere da drin einen Tick später reagieren. Vielleicht bilde ich mir das ein. Vielleicht ist es nur Müdigkeit. Aber wenn ich ihn genug lang ansehe, hab ich das Gefühl, dass ich… wegtreten könnte. In ihn rein. Aus mir raus.“

„Genau das ist der Trick“, sagte sie. „Er braucht keine magischen Spiegel. Er braucht nur deine Bereitschaft, dich selbst zu glauben, wenn du dich nicht erkennst. Dann kann er dir erzählen: ‚Das da bin ich.‘ Oder: ‚Das da bist du, wie du sein solltest.‘ Und irgendwo dazwischen spannt er seinen Faden.“

„Du meinst, er benutzt Spiegel wie den Steg“, sagte ich. „Dreizehn Blicke über dem Sumpf im Kopf.“

„Oder zehn“, sagte sie. „Oder fünf. Oder so lange, bis du dich fragst: ‚Ist das noch mein Gesicht?‘ Und in dem Moment, in dem du diese Frage zulässt, kann er eine Antwort anbieten.“

Ich riss den Blick los. Nicht weil im Spiegel etwas Unheimliches passiert wäre. Sondern, weil ich gemerkt hatte, wie schnell ich bereit war, ihm zu glauben, dass mein eigenes Gesicht weniger mir gehört als ihm.

„Wir müssen ihm den Spaß verderben“, sagte ich. „Nicht nur draußen, auf seinen Brettern. Hier drin. In allem, worin sich was spiegelt.“

„Also machen wir es wie bei der Treppe“, sagte sie. „Wir markieren. Nicht mit Zahlen, nicht mit Staub. Mit anderen Blicken. Mit Zeugen.“

„Zeugen?“, fragte ich.

„Solange du allein in den Spiegel starrst, hat er Oberwasser“, sagte sie. „Wenn jemand daneben steht und sagt: ‚Ich seh dich auch‘, ist er nicht mehr der Einzige, der definiert, wer du bist.“

„Das ist die unromantischste Version von ‚Du bist nicht allein', die ich je gehört habe", sagte ich.

„Gut", meinte sie. „Romantik hat in Spiegeln nichts verloren. Die gehören ihm schon genug."

Später, als sie in ihrem Zimmer war und der Flur dunkler wurde, blieb ich trotzdem noch einmal vor dem Spiegel stehen. Alte Gewohnheiten sterben langsam.

Mein Gesicht blickte zurück, müde, schief, mit all den neuen Linien, die die letzten Wochen hinterlassen hatten. Ich versuchte, nicht zu warten, ob es langsamer blinzelt als ich.

„Falls du hier einen neuen Steg bauen willst", sagte ich leise, „kann ich dir gleich sagen: Es wird eng. Hier stehen schon andere Leute mit drin."

Das Glas knackte nicht. Das Licht flackerte nicht. Kein fremdes Lächeln schob sich über mein eigenes.

Nur ich.

Mit der Ahnung, dass er sich gerade umorientierte.

Weg vom Moor, weg von Brettern, hin zu Gesichtern.

Zu den kleinsten Bühnen, die es gibt.

Dort, wo einer allein vor einer Fläche steht und versucht, sich zu erkennen.

Und ich wusste, dass wir, wenn wir ihm da zuvorkommen wollten, mehr tun mussten, als Bretter zu zählen und Staub zu verstreuen.

Wir mussten anfangen, darüber zu reden, wie man sich selbst sieht, ohne ihm das Feld zu überlassen.

„Morgen", sagte ich zu meinem Spiegelbild, „reden wir über Lächeln."

Es versuchte keins. Ich auch nicht.

Aber irgendwo hinter dem Glas war schon Bewegung.

Kein Glitzern.

Eher dieses leise, erwartungsvolle Kribbeln, das man spürt, wenn jemand den nächsten Trick vorbereitet.

Nur dass ich diesmal nicht der Idiot sein wollte, der auf die Bühne stolpert, ohne zu wissen, dass er eine ist.

Das Lächeln im Spiegel

Der Morgen, an dem es ums Lächeln gehen sollte, fing mit einem Zahn an. Genauer: mit einem, der sich meldete, als ich in mein Brot biss und mir dabei dachte, dass die Welt wenigstens im Mund noch halbwegs geordnet sei.

Es knackte, nicht laut, aber deutlich. Ein kleiner Stich, kein Drama. So ein Warnsignal, das sagt: „Du bist nicht mehr zwanzig, hör auf, dich zu benehmen, als wärst du ein Steinbrecher."

Ich stand im Bad, den halben Bissen noch im Mund, und sah in den Spiegel. Da war es. Kein Glitzern, kein Schatten hinter mir. Nur mein Gesicht, leicht verzogen, weil ich zwischen Schmerzen, Hunger und der Frage schwankte, ob ich mich heute rasieren sollte.

„So", sagte Roisin hinter mir in der Tür. „Lächelt er schon?"

„Wenn du mit ‚er' mich meinst: nein", murmelte ich kauend. „Wenn du den anderen meinst – ich hoffe, der hat Wichtigeres zu tun, als auf meine Zahnprobleme zu warten."

Sie lehnte sich in den Rahmen, verschränkte die Arme. „Heute wird er keine Rohre brauchen", sagte sie. „Heute langst du ihm das Mikrofon selbst hin."

„Was soll ich denn machen?", fragte ich. „Mich anbrüllen: ‚Lächeln!'?"

„Fast", sagte sie. „Nur ohne Brüllen. Du kennst das doch. Menschen stehen vor Spiegeln und ziehen Grimassen, als wären sie am Zoll und müssten beweisen, dass sie lebendig sind."

Ich spülte den letzten Krümel runter, stellte das Brot weg, und sah wieder in die Fläche.

„Mir reicht normalerweise ein kurzer Blick", sagte ich. „So ein ‚Ja, das bin ich, schön ist anders, weitermachen'. Ich führe keine tiefgründigen Beziehungen mit Glasflächen."

„Du hast gesagt, du willst wissen, wie er Gesichter benutzt", sagte sie. „Das geht nicht mit einem Drei-Sekunden-Kontrollscan. Du musst hinsehen. Lang genug, dass die Mechanik anfängt, sich zu melden."

„Mechanik?"

„Die Muskeln", sagte sie. „Die, die du seit Jahren benutzt, um anderen zu zeigen, dass du funktionierst. Deine ‚Alles gut'-Maske. Er mag Masken. Er braucht sie, um zu sehen, wie ernst du es mit dir selbst meinst."

Ich seufzte. „Wenn ich irgendwann irre werde, liegt es nicht an ihm, sondern daran, dass du mich dazu bringst, therapeutische Selbstversuche vor billigem Spiegelglas zu starten."

„Du bist schon irre", sagte sie freundlich. „Sonst wärst du längst weggezogen. Jetzt stell dir vor, du bist jemand, der nicht weiß, wie er aussieht, wenn er nicht den Standardblick aufsetzt. Und dann schau dir zu, wie du das Ding ins Gesicht schraubst."

Ich tat, was sie sagte. Vielleicht, weil ich inzwischen wusste, dass Widerspruch die Dinge selten besser machte.

Also stand ich vor dem Spiegel, atmete durch und formte bewusst dieses Ding, das ich seit Jahren in Meetings, auf Fluren, an Supermarktkassen benutzt hatte: dieses „Ich bin müde, aber nicht gefährlich“-Gesicht. Erhobene Mundwinkel, nicht zu viel Zahn, die Augen minimal weiter auf als bequem. Der Blick, der sagt: „Ich bin ansprechbar, aber nicht bedürftig.“

Es fühlte sich an, als würde ich eine alte Jacke anziehen, die zu eng geworden war.

„Da“, sagte Roisin leise. „Siehst du ihn?“

„Wen?“, fragte ich, ohne die Pose zu lösen.

„Den, der du sein sollst“, sagte sie. „Der für andere gebaut wurde. Das Ding, das sagt: ‚Mach dir keine Sorgen, ich komm klar.‘ Nicht für dich. Für sie. Für deine Kollegen früher. Für die, die hier vorbeikommen. Für die Kinder, damit sie nicht merken, wie kaputt alles ist.“

Ich hielt das künstliche Lächeln noch einen Moment, dann ließ ich es fallen. Es war, als würde man einen Muskel lösen, von dem man nicht wusste, dass er seit Jahren angespannt war.

„Und jetzt?“, fragte ich.

„Noch mal“, sagte sie. „Aber du weißt diesmal, dass du es tust. Du zwingst die Muskeln. Du tust nicht so, als wären sie von allein so.“

Ich knirschte mit den Zähnen – schlecht bei dem Zahn –, zog die Mundwinkel hoch, spannte die Wangen an. Diesmal achtete ich auf den Übergang. Auf den Moment, in dem der Ausdruck wechselte.

Es war ein winziger Bruchteil einer Sekunde. Erst war da das neutrale Gesicht, dann dieses Ding, diese Maske. Dazwischen ein Ruck. Ein Hauch von Fremdheit.

Genau da stach etwas in meinem Hinterkopf. Kein Schmerz, eher ein Klick.

„Da“, sagte ich. „Da wäre Platz für ihn.“

„Genau“, sagte sie. „Das ist die Lücke, die er liebt. Der Augenblick, in dem du nicht weißt, ob das, was du siehst, du bist oder eine Version von dir, die du für andere gebaut hast. Und in diesem Moment kann er dir was unterschieben.“

„Was denn?“, fragte ich. „Ein besseres Lächeln?“

„Ein falsches“, sagte sie. „Eines, das dir sagt: ‚So sehen die dich am liebsten. Bleib so. Und wenn du innerlich schreist, mach’s leiser. Sonst merkt man’s.‘“

Ich ließ das Lächeln wieder fallen. Diesmal schneller. Mein Gesicht fühlte sich danach müder an als davor.

„Er braucht keine Spiegel, die Geister halten“, sagte ich. „Er braucht nur die Leute, die sich freiwillig glätten.“

„Ja“, sagte sie. „Und er hat Jahrzehnte Erfahrung darin, Leuten einzureden, dass ihr ‚Ich komm klar‘-Gesicht die einzige akzeptable Version von ihnen ist. Besonders denen, die sowieso gelernt haben, dass niemand Bock auf ihre echte Verzweiflung hat.“

„Das klingt, als hätte er einen Nebenjob in irgendwelchen Selbsthilfe-Büchern“, murmelte ich.

„Vielleicht hat er“, sagte sie. „Aber hier benutzt er das, was da rausgefiltert in Köpfen landet.“

Wir wechselten kurz den Ort. Küche, Flur, wieder Bad. Überall spiegelte irgendwas zurück: Fenster, Herd, blankgeputztes Blech am Toaster. Überall dieselbe Mechanik, nur schwächer. Hier ein kurzer kontrollierender Blick, dort ein kleines Zurechtrücken von Haar, Kragen, Haltung.

„Stell dir vor“, sagte Roisin, „jemand steht jeden Morgen hier und zwingt sich zu einem Lächeln, weil er glaubt, dass sonst der Tag schon verloren ist. Jeden Tag dieselbe Bewegung, dieselbe kleine Lücke zwischen ‚neutral‘ und ‚Maske‘. Denkst du, er lässt das ungenutzt?“

Ich dachte an Mrs. Griffin. An den Pfarrer. An Cian. An ihre Gesichter in den Momenten, in denen sie versucht hatten, uns ein brauchbares Lächeln hinzuhalten, bevor es ihnen aus dem Gesicht gefallen war.

„Vielleicht hat er den Jungen auch so gekriegt“, sagte ich leise. „Nicht nur mit dem Steg. Vielleicht erst mit einem Spiegel. Mit der Idee, dass er jemand sein muss, der keine Angst kennt. Der, der vorgeht, der, der lacht. Und als das Gesicht fest genug war, hat er ihm den Weg hingelegt, der dazu passte.“

„Präzise Zielgruppenarbeit“, sagte sie.

„Du redest von einem Monster wie von einer Marketingabteilung“, sagte ich.

„Was glaubst du, was schlimmer ist?“, fragte sie.

Ich setzte mich auf den Wannenrand. „Und was genau machen wir dagegen?“, fragte ich. „Wir können schlecht alle Spiegel im Dorf einsammeln und durch geschwärzte Scheiben ersetzen.“

„Wir können anfangen, das Lächeln zu entheiligen“, sagte sie. „Dieses besondere Ding, das sagt: ‚Ich bin kein Problem.‘ Solange Leute glauben, dass sie nur so sein dürfen, hat er ein perfekte Einflugschneise.“

„Also sollen alle dauernd ernst gucken?“, fragte ich.

„Nein“, sagte sie. „Sollen lachen, wenn’s echt ist. Fluchen, wenn nicht. Und wenn sie lächeln, um nicht loszuheulen, dann wenigstens wissen, dass sie gerade einen Helm aufsetzen. Dass sie nicht das Gesicht sind, das sie in dem Moment sehen.“

Sie stand plötzlich auf, ging in den Flur und rief: „Niamh! Hast du einen Spiegel im Laden?“

„Nur in der Kühlabteilung“, kam es dumpf durch die Wand. „Damit die Leute sehen, wie beschissen sie aussehen, wenn sie sich zu viel Fertigfutter kaufen.“

Eine Minute später stand sie in unserer Tür, das Tuch noch in der Hand, mit dem sie irgendwas gewischt hatte.

„Warum?“, fragte sie. „Willst du einen kaufen oder zertrümmern?“

„Wir wollen wissen, ob du ihm erlaubst, darin zu wohnen“, sagte Roisin.

„Ich erlaube niemandem, in meinem Laden zu wohnen“, sagte Niamh. „Nicht mal mir selbst. Was soll der Quatsch?“

„Spiegel“, sagte ich. „Wie viele Leute siehst du am Tag, die sich in dem Ding ein Lächeln ins Gesicht schrauben, bevor sie zur Kasse kommen?“

Sie überlegte kurz. „Zehn. Fünfzehn. Einige von denen, die Alkohol kaufen, schauen kurz rein, als wollten sie checken, ob man ihnen ansieht, dass sie zu viel trinken. Die, die Zigaretten holen, gucken, ob sie alt genug aussehen, dass keiner sie nach dem Ausweis fragt. Und die Mütter schauen, ob man ihnen ansieht, dass sie die ganze Nacht nicht geschlafen haben.“

„Und?“, fragte Roisin.

„Sie lächeln“, sagte Niamh. „Dieses ‚Alles gut, nur ein bisschen müde‘-Ding. Ich erkenne es. Ich hab’s selbst im Angebot.“

„Glaubst du, sie wissen, dass sie gerade nicht sie sind?“, fragte ich.

„Manche“, sagte sie. „Manche spielen das bewusst. Andere… da seh ich nur, wie das Gesicht kurz weg ist. Dieses echte Ding, das man nur kriegt, wenn einer wirklich nicht mehr kann. Und dann kommt die Maske drauf. Zack. Eine Sekunde später gehören sie wieder zum Publikum.“

„Er mag dein Kühlregal“, sagte ich.

„Er kann sich einen anderen Ort suchen“, sagte sie kühl. „Meine Regale sind voll genug.“

„Wir überlegen, wie man ihm dazwischenfunkt“, sagte Roisin. „Nicht mit Hammer und Weihwasser. Mit… Sätzen. Blicken. Vielleicht Schildern.“

„Schilder?“, fragte sie misstrauisch. „Ich häng mir hier keinen Esoterik-Scheiß in den Laden.“

„Eher so was wie: ‚Sie müssen hier nicht lächeln‘“, sagte ich.

Sie sah mich an, als hätte ich vorgeschlagen, allen Kunden gratis Sprengstoff zu verteilen.

„Du willst, dass meine Kundschaft grimmig durch die Gänge stapft?“, fragte sie.

„Ich will, dass sie wissen, dass sie nicht für ihn lächeln müssen“, sagte ich. „Dass es hier einen Ort gibt, an dem sie nicht das Gesicht aufsetzen müssen, das ihn glücklich macht.“

Sie dachte nach. Länger, als gut für meine Nerven war.

„Vielleicht“, sagte sie dann langsam, „ist das gar keine so blöde Idee.“

Roisin grinste. „Siehst du?“, sagte sie. „Wenn wir anfangen, öffentlich Orte zu markieren, an denen die Maske keine Pflicht ist, kriegt er weniger Material. Weniger erzwungene Lächeln, weniger Lücken, durch die er in Köpfe kriechen kann.“

„Ich mach kein großes Schild draus“, sagte Niamh. „Aber vielleicht eins, das nur die lesen, die eh schon wissen, dass hier was nicht stimmt.“

„Reicht“, sagte ich.

Als sie wieder ging, stand ich noch einmal allein vor dem Spiegel im Flur.

Ich zwang mich zu einem Lächeln. Langsam, bewusst. Sah zu, wie der Mund sich hob, die Augen sich veränderten, der fremde Ausdruck sich über mein Gesicht schob.

„Du bist nicht ich“, sagte ich leise.

Das Spiegelbild hielt das Lächeln noch einen Moment, dann ließ ich es fallen.

Darunter war ein anderes Gesicht. Faltiger, müder, weniger gesellschaftstauglich. Aber meins.

Und ich spürte, wie irgendwo etwas die Zähne zusammenbiss.

Er hatte damit gerechnet, mich beim Lächeln zu erwischen.

Jetzt musste er sich neue Zwischenräume suchen.

Ein Lächeln war nicht mehr automatisch seine Bühne.

Und jedes Mal, wenn ich den Mund verzog, würde ich wissen, dass da eine Entscheidung drinsteckt – keine Selbstverständlichkeit.

Er hasste Entscheidungen, die nicht er getroffen hatte.

Es war ein kleiner Sieg.

Aber in einem Haus, in dem selbst Staub und Rohre zu Waffen geworden waren, war jedes Stück Mimik, das ihm nicht mehr gehörte, ein Schritt weg von seinem Programm.

Und vielleicht, ganz vielleicht, war das am Ende die einzige Art, ihm wirklich die Bühne zu nehmen:

Nicht, indem man alle Spiegel zertrümmerte.

Sondern indem man lernte, darin nicht so zu lächeln, wie er es geplant hatte.

Die Sache mit den Spiegeln ließ uns den ganzen Tag nicht mehr los. Es war wie ein kleiner Riss im Alltag: nichts, worüber man offiziell reden würde, aber groß genug, dass du bei jedem zufälligen Reflexionseffekt kurz innehältst. Fensterscheiben, blanke Löffel, der Bildschirm

vom ausgeschalteten Laptop – überall lauerte jetzt die Frage: „Wem gehört das Gesicht, das ich da sehe?“

Roisin machte das, was sie immer machte, wenn etwas zu groß wurde, um es mit einem „Wird schon“ wegzuwischen: Sie fing an, Listen zu schreiben. Orte im Haus mit Spiegelwirkung: Flurspiegel, Badezimmer, Küchenfenster bei Nacht, Fernsehbildschirm im Standby, Herdfront, die verchromten Teile der Kaffeemaschine.

„Er mag keine unscharfen Kanten“, sagte sie, während sie sich Notizen machte. „Je sauberer das Bild, desto leichter kann er sich draufsetzen. Also fangen wir bei der Hochglanzfraktion an.“

„Ich hatte nie vor, meine Küche nach Exorzismusfreundlichkeit einzurichten“, sagte ich. „Aber gut zu wissen, dass der Toaster auf der feindlichen Seite steht.“

„Der Toaster reflektiert nur deine Dummheit beim Frühstück“, sagte sie. „Der Spiegel im Flur ist sein eigentlicher Spielplatz.“

Wir legten eine Art Beobachtungsdienst ein, der wahrscheinlich auf jeder Psychiatrie-Einweisungsliste ganz oben stehen würde: Einer von uns war immer mal wieder zufällig im Flur, ohne etwas Konkretes zu tun. Vorbeigehen, Schuhe holen, Jacke aufhängen – und dabei nur ein bisschen länger hinschauen, als es nötig war.

Die ersten Stunden passierte – natürlich – nichts. Kein zweites Augenpaar, das zu spät blinzelte, kein Mundwinkel, der sich selbstständig machte. Nur diese leichte, unangenehme Bewusstheit, wenn man weiß, dass man beim Gucken beobachtet wird.

„Vielleicht fühlt er sich ertappt“, sagte ich. „Wie ein Einbrecher, der merkt, dass plötzlich überall Licht brennt.“

„Vielleicht testet er, wie lange du es aushältst, dich selbst anzusehen, ohne schwach zu werden“, sagte sie. „Spiegel sind Stress für Leute, die lieber nicht nachdenken, wie sie wirken.“

„Das sind die meisten“, sagte ich.

„Deswegen verdient er so gut“, meinte sie.

Gegen Nachmittag kam Cian vorbei. Nicht mit einer Ankündigung, sondern mit diesem „Ich hatte das Bedürfnis, euch auf die Nerven zu gehen“-Klopfen, das inzwischen fast beruhigend war.

„Ihr habt was am Steg angestellt“, sagte er, noch bevor er die Jacke auszog. „Der Sumpf brummt.“

„Wir haben ihm eine Zahl geklaut“, sagte ich. „Dreizehn ist jetzt Sondermüll.“

Er nickte langsam. „Die Luft da draußen fühlt sich an, als hätte jemand einen Draht durchgeschnitten“, sagte er. „Nicht genug, um ihn zu töten. Aber genug, um ihn merken zu lassen, dass er nicht mehr die komplette Kontrolle hat.“

„Er wird sich neue Drähte suchen“, sagte Roisin. „Wir sind gerade bei Spiegeln.“

„Ah“, sagte Cian. „Die Treppen im Gesicht.“

Ich sah ihn überrascht an. „Du kennst das schon“, sagte ich.

„Natürlich“, sagte er. „Er hat bei mir früh damit angefangen. Erst war da nur der normale Spiegelhass, den Teenager haben. Du guckst rein und siehst alles, was nicht stimmt. Nase, Haut, Augen, alles. Irgendwann war es nicht mehr nur ich, der mich da kritisiert hat. Da waren… Vorschläge.“

„Vorschläge?“, fragte Roisin.

„So Sätze wie: ‚Wenn du ein bisschen mehr lachst, merken sie nicht, wie müde du bist‘. Oder: ‚Zieh die Augenbrauen so, dann wirkst du nicht so fertig.‘ Erst dachte ich, das wäre diese innere Stimme, die man halt hat, wenn man sich nicht mag. Später hab ich gemerkt, dass sie ein Eigenleben entwickelte.“

„Wie hast du’s gemerkt?“, fragte ich.

Er lehnte sich an den Küchenschrank, sah kurz ins Fenster, wo sich sein Gesicht im Glas spiegelte. Nicht lange. Nur so lange, wie man braucht, um zu prüfen, ob man noch der ist, den man zu sein vorgibt.

„Weil sie manchmal Dinge kommentiert hat, bevor ich überhaupt reingeguckt habe“, sagte er. „Ich kam in ein Zimmer, sah einen Spiegel im Augenwinkel, und noch bevor ich mich gedreht habe, war da dieses ‚Mach dich ordentlich, lass dir nichts anmerken‘ in meinem Kopf. Kein Ich-Gedanke. Ein Fremdgedanke. So wie diese Standardbeichten, von denen der Pfarrer erzählt hat – nur auf dem Gesicht.“

„Und was hat er dir angeboten?“, fragte Roisin.

„Rollen“, sagte Cian. „‚Der, der alles im Griff hat.‘ ‚Der, der nicht heult.‘ ‚Der, der lacht, wenn alle lachen.‘ Wenn du die oft genug spielst, glaubt dir irgendwann keiner mehr, wenn du sagst, dass du nicht so bist. Du glaubst es dir nicht mal mehr selbst.“

„Und er kann sich dahinter verstecken“, sagte ich.

„Genau“, sagte Cian. „Solange du deine Maske benutzt, um anderen zu beweisen, dass alles okay ist, sieht keiner, dass da was mitredet. Alle denken, du bist halt tapfer. Er liebt Tapfere. Die gehen am weitesten, bevor sie umfallen.“

Wir erzählten ihm von unserem Spiegelmorgen. Von dem gestellten Lächeln, von der winzigen Lücke im Gesicht, in der sich alles falsch anfühlte. Von Niamhs Kühlregal. Vom Schild, das noch nicht hing, aber in der Luft lag.

„Ihr wollt ihm das Lächeln kaputt machen“, sagte er.

„Nicht das echte“, sagte Roisin. „Nur das geklaute. Das, das Leute benutzen, um ihn nicht zu stören.“

„Er wird toben“, sagte Cian. „Lächeln sind seine Lieblingstarneinheit. Damit kriegt er in diesem Dorf fast alles durch.“

„Besser, wir fangen klein an“, sagte ich. „Nicht mit Predigten. Mit Hinweisen.“

Roisin schlug den Ordner auf. Zwischen Staubskizzen und Notizen zu Rohren klemmte jetzt eine neue Seite: „Gesichtsbühnen – Orte und Sätze“.

„Wir machen es wie bei den Floskeln“, sagte sie. „Kategorie A: Lächeln, die ihm gehören. Kategorie B: Lächeln, die wehtun, aber echt sind. Kategorie C: Lächeln, die er nicht verträgt.“

„Er verträgt keine“, sagte ich. „Wenn sie nicht von ihm sind.“

„Präzisier“, sagte sie.

„A: Das ‚Alles gut‘-Lächeln“, sagte ich. „‚Mach dir keine Sorgen, ich komm klar.‘ ‚Ich bin müde, aber fröhlich.‘ ‚Ich bin der, der sich nicht beschwert.‘“

„B: Das, bei dem die Augen verraten, dass es nicht stimmt“, ergänzte Cian. „Das, das sagt: ‚Wenn ich jetzt nicht lache, fang ich an zu brüllen.‘ Man sieht die Spannung, man sieht die Risse. Die Leute hassen es. Er auch. Weil da noch was durchscheint.“

„C“, sagte Roisin, „ist das Lächeln, das etwas benennt, statt wegzuwischen. ‚Ja, es ist scheiße, aber ich bin noch da.‘ ‚Ja, ich hab Angst, aber ich geh trotzdem.‘ Diese Sorte hat er in den alten Geschichten immer versucht, lächerlich zu machen. ‚Der Verrückte, der lacht, obwohl es ihm schlecht geht.‘ Dabei ist das manchmal die einzige Art, ihm nicht die Bühne zu überlassen.“

Ich musste unwillkürlich an Mrs. Griffin denken. Daran, wie ihr Mund in einer Art Humor gezuckt hatte, als sie sagte, sie wolle ihm seine Harmlosigkeit nicht schenken. Kein nettes Lächeln. Mehr ein Zähnezeigen.

„Siehst du?“, sagte Roisin, als hätte sie meine Gedanken gelesen. „Das ist Kategorie C. Lachen, das ihn meint, nicht beschwichtigt.“

„Und was machen wir damit?“, fragte ich. „Schilder in alle Spiegel hängen? ‚Bitte nur in Kategorie B oder C lächeln‘?“

„Kommt drauf an, wo“, sagte sie. „Hier im Haus reicht es, wenn wir es wissen. Wenn du merkst, wann du Kategorie A benutzt. Wenn du stehen bleibt und sagst: ‚Moment, das ist nicht meins.‘ Draußen…“

„Draußen braucht es jemanden wie Niamh“, sagte Cian. „Leute, die nicht nervös werden, wenn jemand im Laden nicht so freundlich aussieht, wie er sollte.“

„Und was ist mit dem Pfarrer?“, fragte ich. „Der hat auch so eine Art Spiegel. Nicht aus Glas, aber aus Worten. Du setzt dich in den Kasten und siehst dich durch seine Reaktion.“

„Der hat schon angefangen, ihm das kaputt zu machen“, sagte Roisin. „Indem er die Standardsätze verweigert. Wir machen dasselbe mit Gesichtern.“

Cian stand irgendwann auf, ging in den Flur und stellte sich vor den Spiegel. Nicht lange. Nur lang genug, dass sein Gesicht dieses neutrale, müde, stoische Ding annahm, das ich von ihm kannte.

„Weißt du, was das bei mir früher war?“, fragte er. „Kategorie A. ‚Der, der alles abkann.‘ ‚Der, der nicht weint, wenn ein Junge im Moor verschwindet.‘ ‚Der, der auch nach einem merkwürdigen Telefonat noch Witze macht.‘“

„Und jetzt?“, fragte ich.

Er verzog den Mund zu etwas, das man mit Wohlwollen ein Grinsen nennen konnte. „Jetzt weiß ich, dass das nicht meins war“, sagte er. „Also gehört es ihm. Und was ihm gehört, darf ich kaputt machen.“

Ohne Vorwarnung zog er eine Grimasse. Nicht ein bisschen. Vollgas. Zunge raus, Augen verdreht, Kinn vorgeschoben. Es sah lächerlich aus. Kindisch. Befreiend.

Ich lachte, obwohl mir nicht danach war. Roisin auch.

„Das ist Kategorie D“, sagte Cian. „Das Lächeln, das ihm zeigt, dass du seine Bühne für Clownerie benutzt. Er hasst Clownerie. Da ist zu viel Unberechenbarkeit drin.“

„Wenn du so im Laden vor dem Kühlregal stehst, kriegt Niamh neue Kundschaft“, sagte ich.

„Soll sie“, meinte er. „Vielleicht fangen die Leute an zu merken, dass nicht jedes Gesicht, das nicht in die Norm passt, automatisch kaputt ist.“

Der Rest des Tages war eine seltsam Mischung aus Alltag, Beobachtung und bewusstem Grimassenschneiden. Jedes Mal, wenn ich an einem reflektierenden Ding vorbeikam, musste ich mich zusammenreißen, nicht die komplette Gesichtspalette aufzufahren. Es war, als hätte jemand einen Schalter umgelegt: Der Spiegel war nicht mehr nur eine stille Horrorfläche, in die jederzeit ein Fremdsmile kriechen konnte. Er war Bühne. Unsere.

Natürlich bedeutet das nicht, dass er aufgegeben hätte. In der Nacht merkte ich, wie er es leiser versuchte. Kein offensichtliches Lächeln, keine verzerrte Kopie meines Gesichts im Badezimmerspiegel. Nur diese kleine, fiese Stimme im Hinterkopf, die flüsterte: „Du siehst scheiße aus. Zieh das andere Gesicht an, das, mit dem dich keiner fragt, wie es dir geht.“

Ich stand im Dunkeln vor dem Spiegel, ohne das Licht anzumachen. Nur mein Umriss, ein Schatten in der Scheibe.

„Nein“, sagte ich in die Schwärze. „Nicht heute.“

Das Glas blieb schwarz. Keine Zähne, keine Augen, nur eine Silhouette.

„Wenn du ein Gesicht willst“, sagte ich leise, „such dir ein eigenes. Dieses hier gehört mir. Auch wenn es nicht hübsch genug ist für deine Werbung.“

Hinter der Dunkelheit war etwas. Kein Lachen. Eher ein scharfes Einatmen. Verwunderung, vielleicht. Oder Ärger.

Ich drehte mich um und ging, ohne abzuwarten, ob er antwortet.

Im Flur lehnte Roisin gegen die Wand, als hätte sie zufällig vorbeigeschaut.

„Und?“, fragte sie.

„Er hat versucht, mir das alte Lächeln anzudrehen“, sagte ich. „Ich hab abgelehnt.“

„Gut“, sagte sie. „Er kann nicht viel mit Leuten anfangen, die ihre eigenen Gesichter beanspruchen.“

In dieser Nacht träumte ich nicht vom Moor, nicht vom Steg, nicht von Treppen ohne Ausgänge.

Ich träumte von Gesichtern. Von meinem, von Cians, von Roisins, von Niamhs, von Liam, von dem Jungen auf dem Foto an der Wand bei Mrs. Griffin.

Keines davon lächelte, um jemandem zu gefallen.

Sie sahen müde aus, vernarbt, verwirrt, trotzig.

Und er hasste jeden einzelnen Blick.

Ich wachte mit dem unangenehmen Gefühl auf, dass wir ihm etwas sehr Grundsätzliches weggenommen hatten – nicht eine Zahl, nicht einen Steg, nicht eine Tür.

Sondern die bequeme Annahme, dass jeder, der in einen Spiegel schaut, automatisch nach seinem Gesicht sucht.

Wir waren noch lange nicht fertig.

Aber wir hatten angefangen, ihm die kleinsten Leitungen zu kappen: die zwischen einem Mundwinkel und einer Lüge.

Und in einem Dorf wie diesem war das vielleicht gefährlicher für ihn, als jede Münze, jeder Staubstreifen, jede Kamera im Schornstein.

Es war fast schon ironisch, dass der erste, der sich offiziell über das neue Lächelnsverbot beschwerte, jemand war, der nie dafür bekannt gewesen war, besonders freundlich dreinzuschauen.

„Was soll der Zettel?“, fragte Seamus zwei Tage später im Laden, die Stirn in die Art von Falten gelegt, die er auch bei Sonderangeboten hatte, die ihm nicht passten.

Das Schild hing unscheinbar neben dem Kühlregal, handgeschrieben, schief: „Hier müssen Sie nicht lächeln.“ Kein Logo, keine Erklärung. Nur dieser Satz, zu klein, um offiziell zu sein, zu groß, um übersehen zu werden, wenn man ohnehin schon zu viel nachdenkt.

„Das ist für Leute mit Muskelkater im Gesicht“, sagte Niamh trocken. „Die, die glauben, sie müssten für jeden Kassenzettel ihr bestes Sonntagsgesicht auspacken. Ist jetzt nicht mehr nötig.“

„Ist doch nur'n Spruch", brummte Seamus. „Die Leute werden schon weiter lächeln. Gehört sich so."

„Dann tu's", sagte sie. „Aber nicht meinetwegen. Und nicht wegen ihm."

Bei dem letzten Wort zog sich etwas in der Luft zusammen. Nicht viel, aber genug, dass ich einen Hauch von Kälte im Nacken spürte, obwohl die Kühltruhe hinter mir zu war.

Seamus sah das Schild noch einen Moment an, als wolle er prüfen, ob es ihn persönlich beleidigt, schnaufte, nahm sein Bier und ging. Ohne zu lächeln.

„Eins", sagte Niamh.

„Was eins?", fragte ich.

„Erster, der nicht automatisch das Gesicht hochzieht, wenn er merkt, dass jemand ihn anschaut", sagte sie. „Nicht viel. Aber in seinem Kopf brennt's."

„Er hat größere Sorgen", sagte ich. „Wir haben ihm einen Steg zerstört und seine Lieblingssätze ruiniert."

„Gerade deswegen", meinte sie. „Wenn du ihm draußen das Spielzeug wegnehmen willst, wird er drinnen pingelig."

„Drinnen" hieß inzwischen: überall da, wo Gesichter reflektiert wurden.

Wir merkten es an den Kleinigkeiten.

An der Frau, die im Flurspiegel merkte, dass sie vor lauter „Es geht schon"-Lächeln gar nicht mehr wusste, wie ihr neutraler Blick aussah. An dem Teenager, der im Laden vor dem Kühlregal stand, die Stirn runzelte und sagte: „Ich seh müde aus", statt, wie üblich, sein Gesicht in den Modus „Alles egal" zu stellen.

An Liam.

Er stand eines Abends in meinem Flur, als hätte ihn jemand dort abgesetzt. Der Rucksack lag schon in der Ecke, die Schuhe sauber nebeneinander, was entweder bedeutete, dass er gute Erziehung genossen hatte oder wirklich Angst hatte, jemandem auf die Nerven zu gehen.

Er starrte in den Spiegel. Nicht so, wie Kinder das tun, wenn sie Grimassen üben. So, wie Leute das tun, wenn sie versuchen, sich zu erinnern, wie sie eigentlich aussehen sollten.

„Na?", sagte ich. „Schon ein Date mit dem eigenen Charme?"

Er blinzelte, zuckte zusammen, als hätte ich ihn aus einem Traum geholt. „Ich seh älter aus", sagte er.

„Das tun wir hier alle", sagte ich. „Das Klima, der Sumpf, die Steuern."

„Nicht so", sagte er. „Nicht von… keine Ahnung, dreizehn auf vierzig. Sondern von eben auf eben. Als hätte jemand kurz an mir rumgeschraubt."

Ich stellte mich neben ihn. Zwei Gesichter, drei Augenpaare im Spiegel, wenn man den Mann hinter der Wand mitzählt, der garantiert wieder an der Leitung lauschte.

Liam hielt das Gesicht neutral, so gut es ging. Ein Anflug von Pickeln am Kinn, Schmutzrand an den Fingernägeln, Schatten unter den Augen, die nicht von durchzechten Nächten kamen, sondern von zu viel Denken für sein Alter.

„Was genau siehst du?“, fragte ich.

Er verzog den Mund. Nicht zum Lächeln, eher zu einer Art Vorwurf. „Es ist, als würde er testen, welche Version von mir er mag“, sagte er leise. „Manchmal seh ich aus wie… wie einer, der cool ist. So’n Typ, der alles im Griff hat, locker und so. Dann blinkt es irgendwie und ich seh aus wie … keine Ahnung, wie einer, der gleich anfängt zu flennen. Aber nicht ich entscheide das. Es kippt einfach.“

„Seit wann?“, fragte Roisin, die aus der Küche gekommen war, ohne dass wir es gemerkt hatten.

„Seit dem Steg“, sagte er ohne zu überlegen. „Als ihr die Dreizehn kaputtgemacht habt. Seitdem… fühlt sich mein Gesicht an, als hätte ich’s geliehen.“

„Das ist seine Art Rache“, sagte sie. „Wenn du ihm draußen nicht den gewünschten Schritt machst, testet er, ob du drinnen stolperst. Er versucht, dir das Gefühl zu geben, dass du nie weißt, welche Version von dir gleich im Spiegel auftaucht.“

„Und was, wenn eine davon nicht mehr ich bin?“, fragte Liam.

Das war die Sorte Frage, vor der Erwachsene gern fliehen. Entweder mit Sprüchen wie „So weit wird’s nicht kommen“ oder mit „Da reden wir ein andermal drüber“. Luxus hatten wir keinen.

„Dann“, sagte ich langsam, „bist du nicht der Erste. Und auch nicht der Letzte. Aber du wärst einer der wenigen, die vorher Bescheid wissen. Das ist mehr, als die meisten hatten.“

Er sah mich an, misstrauisch. „Das soll ein Trost sein?“

„Nein“, sagte ich. „Trost ist Kategorie A, haben wir gesagt. Ich biete dir Kategorie C: Ehrlichkeit mit ein bisschen Trotz drin. Du weißt, dass er an deinem Gesicht ziehen will. Also kannst du anfangen, ihm dabei zuzusehen. Und ihm, wenn du mutig bist, vor Publikum den Mittelfinger zeigen.“

„Im Spiegel?“, fragte er.

„Im Spiegel“, sagte Roisin. „Im Laden, im Bad, wo auch immer. Nicht ständig. Aber immer dann, wenn du merkst, dass du ein Lächeln aufsetzt, das nicht deins ist.“

Er überlegte. Man sah, wie in seinem Kopf die üblichen Skripte anrollten – „Das macht man nicht“, „Die lachen mich aus“, „Ich will nicht auffallen“ – und wie er sie der Reihe nach abprüfte.

„Wenn ich das im Laden mache“, sagte er langsam, „krieg ich Hausverbot.“

„Nicht bei mir“, klang es aus der Küche. Niamh hatte offenbar jedes Wort gehört. „Du kannst bei mir gerne aussehen wie frisch aus der Gruft. Solange du nicht klaust und den Kühlschrank wieder zumachst.“

„Na super“, sagte er. „Dann bin ich halt der Freak, der Grimassen vor dem Käse zieht.“

„Du bist der Junge, der noch sein eigenes Gesicht hat“, sagte Roisin. „In einem Dorf, in dem die meisten schon längst lieber mit der Standardversion rumlaufen. Glaub mir, Freak ist da kein Schimpfwort.“

Später, als er weg war, standen wir wieder zu zweit vor dem Spiegel. Ich, Roisin, und er, irgendwo unsichtbar zwischen dem Glas und der Wand.

„Er versucht, über das Gesicht die Kontrolle zurückzuholen, die wir ihm draußen genommen haben“, sagte sie.

„Weil er hofft, dass wir so damit beschäftigt sind, uns selbst zu misstrauen, dass wir keine Zeit mehr haben, an seinen Linien zu ziehen“, sagte ich.

„Dann tun wir das Gegenteil“, sagte sie. „Wir benutzen das, was er als Waffe gegen uns einsetzen will, als Werkzeug gegen ihn.“

„Du willst sein Lächelnsystem hacken“, sagte ich.

„Nenn es, wie du willst“, meinte sie. „Ihr hattet eure Münzen, eure Verträge, eure Märchen vom Topf am Ende des Regenbogens. Drei Wünsche, drei Versprechen, drei verpatzte Chancen. Er liebt Dreier-Pakete. Drei Schritte, drei Sätze, drei Lächeln. Wir drehen es um.“

„Wie denn?“, fragte ich.

„Du gibst dir drei Dinge, die du in einem Spiegel nie wieder für ihn tust“, sagte sie. „Drei kleine Wünsche, die du dir selbst erfüllst. Nicht groß. Nicht ‚Reichtum, Unsterblichkeit, ewige Jugend‘. So was liebt er. Weil es nie klappt. Nein: drei sehr konkrete, sehr unglamouröse Sachen. Drei Verbote, drei Erlaubnisse. Drei Regeln für dein Gesicht.“

„Drei…“, wiederholte ich.

Da war er wieder, der Nachhall vom Steg. Dreizehn Schritte, drei Lücken, drei … was?

„Er wird aufdrehen, wenn du anfängst, ihm die Drei zu klauen“, sagte sie. „Das ist seine Lieblingszahlengruppe. Drei Nächte, drei Zufälle, drei Angebote. Wir machen unsere eigenen drei.“

Ich sah in mein Spiegelbild, das inzwischen aussah, als hätte es genug von diesen pädagogischen Experimenten.

„Also gut“, sagte ich. „Erster Wunsch: Ich will nie wieder ein Lächeln im Spiegel üben, bevor ich rausgehe.“

„Gut“, sagte sie. „Zweiter?“

„Ich will“, sagte ich langsam, „nicht mehr automatisch so tun, als würde es mir gut gehen, wenn ich allein in den Spiegel gucke. Wenn ich’s nicht tue, schenk ich ihm die Lücke. Dann kann er mir einreden, ich wäre nur im Licht okay.“

„Und der dritte?“, fragte sie.

Der dritte hing in der Luft, schwerer als die anderen beiden. Drei ist immer die Nummer, bei der Leute anfangen, gierig oder feige zu werden.

„Ich will“, sagte ich endlich, „dass ich mindestens einmal am Tag in einen Spiegel schaue und bewusst nicht weggucke, wenn ich denke, dass ich kaputt aussehe. Nicht, um mich zu bestrafen. Um ihm nicht den Gefallen zu tun, dass ich mir einrede, nur die glatte Version wäre erträglich.“

Roisin nickte, langsam. „Das sind keine Wünsche“, sagte sie. „Das sind Arbeitsaufträge.“

„Damit kann ich leben“, sagte ich. „Er nicht.“

In dieser Nacht kam er wieder nicht über die Rohre. Nicht über das Feld, nicht über die Treppe. Er versuchte es leise, direkt in den Rand zwischen Schlaf und Wachen, dort, wo Träume und Erinnerungen keinen Personalausweis mehr tragen.

Ich sah mich im Traum vor einem Spiegel stehen. Nicht dem im Flur, nicht dem im Bad. Einem alten, fleckigen, wie sie in Second-Hand-Läden stehen, in denen Motten die einzigen Stammkunden sind. In der Reflexion war nicht mein jetziges Gesicht, sondern eine jüngere Version. Glatter, weniger Falten, mehr Trotz.

„Willst du das zurück?“, fragte eine Stimme, die weder aus dem Glas noch aus dem Raum kam. „Drei Wünsche. Wie im Märchen. Erster: ein anderes Gesicht. Zweiter: ein anderes Leben. Dritter: vergesse, dass du je anders warst.“

In jedem anderen Leben hätte ich vielleicht zugehört. Wäre in die Falle getappt, die in jeder verdammten Geschichte lauert, in der jemand wie er vorkommt: „Drei Wünsche, aber jeder kostet etwas, das du nicht einkalkuliert hast.“

Hier nicht. Nicht mehr.

„Ich hab schon drei“, sagte ich im Traum. „Du warst zu spät.“

Das Gesicht im Spiegel verzog sich, als stünde dahinter jemand, der nicht kapiert hatte, dass das Drehbuch geändert worden war. Die jüngere Version von mir flackerte, verlor Kontur, wurde von der müderen, vernarbteren zurückgedrängt.

„Du bist alt“, zischte es.

„Ich bin da“, sagte ich.

Ich wachte mit einem Schlag auf, das Herz rasend, das Bett verschwitzt. Roisin stand in der Tür, als hätte sie auf ein Signal gewartet.

„Er hat’s versucht“, sagte sie.

„Drei Wünsche“, brachte ich hervor. „Gesicht, Leben, Erinnerung.“

„Er kann sich nicht helfen“, sagte sie. „Er glaubt, Dreier-Pakete gehören ihm.“

„Ich hab ihn abgelehnt“, sagte ich. „Im Traum. Keine Ahnung, ob das zählt.“

„Es zählt“, sagte sie. „Alles, was ihn daran hindert, dir einreden zu können, dass du ihm etwas schuldest, zählt.“

Draußen war es still. Kein Regen, kein Wind, kein Flüstern. Nur dieses merkwürdige Schweigen, wenn jemand, der es gewohnt ist, immer die gleiche Nummer durchzuziehen, zum ersten Mal gestolpert ist.

Wir standen zu zweit im Flur. Vor dem Spiegel, vor dem Schild, vor all den unscheinbaren Oberflächen, in denen sich Gesichter fangen konnten.

„Er wird nicht aufhören“, sagte ich.

„Nein“, sagte sie. „Aber er ist zu stolz, denselben Trick zweimal bei jemandem zu probieren, der ihn durchschaut hat. Das heißt, er muss sich was Neues einfallen lassen.“

„Was immer es ist“, sagte ich, „wird mit Drei zu tun haben. Drei Münzen, drei Nächte, drei…“

„Wünsche“, vollendete sie.

Ich sah sie an. Sie sah zurück. Keiner von uns lächelte.

„Dann“, sagte ich, „soll er sie uns halt anbieten.“

Ich wusste in diesem Moment ganz genau, dass wir ihm damit genau das gaben, was er liebte: eine Bühne. Eine Nacht. Ein Versprechen.

Aber zum ersten Mal seit wir dieses Haus mit Zetteln tapeziert hatten, war ich mir sicher, dass wir bei diesem Spiel nicht mehr unvorbereitet waren.

Er würde seine drei Angebote machen.

Wir würden unsere drei Antworten haben.

Und irgendwo zwischen Spiegelglas und Sumpf, zwischen Rohr und Regenbogen, würde er merken, dass seine Wünsche nicht mehr die einzigen im Raum waren.

Die Nacht der drei Wünsche

Die Nacht kam nicht wie ein Vorhang runter, eher wie ein Postbote, der seine Runde macht: routiniert, ohne besondere Lust, aber pünktlich. Man hätte sie fast für eine normale Nacht halten können. Das war das Gemeine.

Der Himmel hing tief über dem Kleefeld, das Haus stand still, der Wind hatte Feierabend. Sogar das Meer hielt die Klappe. Es gab Stunden, da war Irland so ruhig, dass man vergaß, dass unter jedem zweiten Stein eine Geschichte lag, die man besser nicht hochnimmt.

„Wenn er drei Wünsche bringen will“, sagte Roisin, „dann macht er das nicht mit Trompeten.“

„Vielleicht kommt er einfach mit einem Formular“, antwortete ich. „Ankreuzen, unterschreiben, ab in den Briefkasten.“

Sie saß am Küchentisch, die Hände um die Tasse, den Blick auf die Zettelwand im Flur. Punkt zwölf – kein Tod für ihn – hing da wie ein schlecht gelaunter Türsteher.

„Drei Angebote“, korrigierte sie. „Wünsche klingen, als würdest du sie kriegen. In seinen Versionen zahlst du immer drauf.“

„Ich könnte mir was Einfaches wünschen“, murmelte ich. „Neue Zähne. Mehr Schlaf. Eine Heizung, die nicht klingt, als würde jemand drin wohnen.“

„Du hakst nicht bei ‚Mehr Schlaf‘ ausgerechnet die Version an, bei der du nie wieder aufwachst“, sagte sie. „Das wäre sein Lieblingswitz.“

Wir taten das Einzige, was Menschen tun, wenn sie wissen, dass etwas kommt, das sie nicht kontrollieren können: wir räumten auf. Nicht viel. Tassen weg, Krümel vom Tisch, die Jacke vom Stuhl. Eine lächerliche Geste von Ordnung in einem Haus, das seit Wochen mehr Regeln hatte als mancher Gerichtssaal und trotzdem ständig von einer unsichtbaren Instanz neu dekoriert wurde.

Liam war heute nicht da. Roisin hatte das entschieden, mit der Sorte Stimme, bei der auch ich keine Widerworte probierte. „Wenn einer mit drei Wünschen kommt“, hatte sie gesagt, „sollte man keine Minderjährigen im Haus haben.“

Gegen elf wurde das Haus weich. Das ist schwer zu beschreiben, wenn man es nie erlebt hat. Die Wände bleiben, wo sie sind, die Möbel rutschen nicht, aber irgendwas an der Luft gibt nach. Als würde jemand von außen dagegen drücken, um zu testen, wie dick die Haut ist.

Die Zettel im Flur raschelten leise. Nicht vom Wind. Der war draußen. Das hier war ein anderes Rascheln. Eines, das klang, als würde jemand lesen.

„Er nimmt Maß“, sagte Roisin.

„An was?“, fragte ich.

„An allem, was du ihm nicht mehr gibst“, sagte sie. „Spiegel, Sätze, Zahlen. Er schaut, wo noch Platz ist.“

Der erste Wunsch kam über das Rohr. Natürlich. Ein Klassiker vergisst seine alten Nummern nicht.

Es war kein Kratzen, kein Flüstern im klassischen Sinn. Eher ein Ton, wie wenn jemand weit weg eine Gabel in ein Glas stößt und der Klang durch Metallleitungen wandert. Erst in der Küche, dann im Bad, dann in der Wand neben meinem Bett. Ein Ping, der zu lang blieb.

Dann die Stimme. Glatt wie möglich, aber mit einem Rest Rost, der verriet, wie viel Mühe es ihn kostete.

„Ich könnte es… leiser machen“, sagte sie.

Kein Name. Kein „Theo“. Er war lernfähig.

Ich saß auf dem Stuhl in meinem Zimmer, die Hände in den Taschen, den Blick auf die Tür. Ich hatte beschlossen, heute Nacht nicht im Bett zu liegen. Zu wehrlos, zu sehr Einladung.

„Definier leiser“, sagte ich.

Die Stimme lachte nicht. Sie modulierte nur ein bisschen mehr Wärme rein. „All das“, sagte sie. „Die Stimmen im Rohr, die Schritte nachts, das Kratzen im Kopf, wenn du an Treppen denkst. Ich kann es dämpfen. So, dass du schläfst, ohne Pillen, ohne Küche, ohne Spiegel. Nur… Ruhe.“

Der Wunsch roch nach Arztpraxis. Nach Werbeplakat: „Endlich wieder durchschlafen.“

„Was kostet’s?“, fragte ich.

„Kostet?“, wiederholte die Stimme, empört gespielt. „Ein Geschenk. Du bist müde. Du bist voll. Ich nehme dir etwas ab.“

„Was?“, bohrte ich.

„Nur… die Spitzen“, sagte sie. „Die scharfen Kanten. Die Momente, in denen du kurz davor bist zu schreien. Ich schneide sie ab. Du merkst es nicht mal. Du wirst aufwachen und denken: ‚War gar nicht so schlimm.‘“

Ich schmeckte plötzlich Cians Tee in der Erinnerung. Mrs. Griffins leere Wand. Die Sätze, die der Pfarrer nicht mehr sagen wollte.

„Du willst also nicht leiser machen“, sagte ich. „Du willst mir nur hinterher einreden, dass es leiser war.“

Das Rohr vibrierte. Kurz. Verärgert.

„Du warst schon immer zu kompliziert“, sagte die Stimme. „Die meisten nehmen das, was ich ihnen anbiete, ohne nach Belegen zu fragen.“

„Die meisten sind auch nicht in einem Haus aufgewacht, in dem Verträge an der Wand kleben“, sagte ich. „Erster Wunsch abgelehnt.“

„Du kannst doch nicht…“, begann sie.

„Doch“, unterbrach ich. „Du hast die Dreiernummer aufgemacht, nicht ich. Ein Nein ist ein Nein.“

Die Vibration zog sich zurück. Nicht ganz. Nur einen Schritt. Wie ein Verkäufer, der merkt, dass der Kunde nicht auf das erste Angebot anspringt und innerlich zur Upsell-Liste greift.

„Erster Wunsch: Ruhe gegen Gedächtnis“, murmelte Roisin von der Tür her. „Schöner Versuch. Wenn du vergisst, wie laut es war, kannst du hinterher nicht mehr sagen, dass er es war.“

„Er hat dir schon mal angeboten, Dinge verschwinden zu lassen?“, fragte ich.

„Er hat vielen angeboten, dass sie ‚es hinter sich lassen‘ können“, sagte sie. „Die meisten haben erst später gemerkt, dass er damit meinte: ‚Du lässt deine Geschichte bei mir.‘“

Wir warteten auf Wunsch zwei.

Er kam nicht über die Rohre.

Er kam über das Haus.

Es fing mit den Treppen an. Das alte Spiel. Vom Schlafzimmer runter in den Flur: achtzehn Stufen. Vom Flur hoch in den Speicher: zwölf. Vom Wohnzimmer in den Keller: die bekannte, sture Zahl.

Und doch – jedes Mal, wenn ich ging, fühlte es sich an, als wären es mehr. Nicht auf dem Holz. Im Kopf.

„Er legt dir Schritte in den Kopf, die nicht da sind“, sagte Roisin, als ich zum dritten Mal unten ankam und schnaufte, als wäre ich einen Berg rauf.

„Wenn ich das hier überlebe, bin ich wenigstens fit“, keuchte ich.

Die Luft im Flur verdichtete sich. Nicht sichtbar, eher wie ein Gedanke, der sich alle Türen aussucht.

„Du bist müde von Wegen, die keiner sieht“, sagte etwas. Diesmal nicht aus dem Rohr. Aus der Wand. Aus dem Boden. Aus allem.

„Kommt vor“, sagte ich.

„Ich könnte sie kürzen“, kam es zurück. „Zweiter Wunsch. Keine langen Wege mehr. Kein ‚immer wieder von vorne‘. Du gehst los – und bist da. Keine Umwege, keine Landings, keine Sackgassen.“

Ich lachte kurz. Es klang nicht gesund. „Klingt nach Teleportation“, sagte ich. „Oder nach dem schnellsten Weg vom Dach in den Garten.“

„Ich spreche nicht von Tod“, sagte das Haus empört. „Ich spreche von Effizienz. Du magst doch Listen. Regeln. Du willst, dass Dinge Sinn ergeben. Ich kann dafür sorgen, dass du nicht mehr das Gefühl hast, immer im Kreis zu laufen.“

„Wie denn?“, fragte ich. „Bau mir einen Aufzug?“

„Ich nehme dir das Gefühl, dass sich Schritte wiederholen“, sagte es. „Du gehst zur Kirche – und denkst, du warst noch nie da. Du gehst zu Mrs. Griffin – und es ist immer neu. Kein Ballast, keine Vergleiche, keine Müdigkeit. Jeder Weg ein erster. Jeder Tag ein erster.“

„Keine Erfahrung“, übersetzte Roisin trocken. „Keine Linie, die du zurückverfolgen kannst. Kein Muster, das du erkennst.“

„Du nennst es Muster“, sagte er. „Er nennt es: ‚Ich weiß, was du tust.‘ Und du liebst dieses Wissen. Es macht dich schwer. Ich mache dich leicht.“

Ich stellte mir vor, wie das wäre: jeden Morgen in diesem Haus aufzuwachen, ohne dass sich die letzten Wochen über mir stapelten. Kein Cian mit seinen Geschichten, keine Mrs. Griffin mit ihrem Loch im Garten, kein Liam am Steg. Nur Situationen ohne Vorgeschichte.

Jede treppe wäre nur Holz. Jeder Spiegel nur Glas. Jeder Satz nur ein Satz.

„Du nimmst mir die Möglichkeit, dich wiederzuerkennen“, sagte ich.

„Ich nehme dir die Last“, korrigierte er.

„Und wenn morgen ein Junge im Moor verschwindet?“, fragte ich. „Dann fühl ich mich nicht mehr an den anderen erinnert. Dann denk ich, es wäre ein Einzelfall. Ein Pech. Ein Unfall. Kein Muster.“

Die Stille im Haus war so dicht, dass man sie hätte schneiden können.

„Zweiter Wunsch abgelehnt“, sagte ich. „Ich behalte meine Müdigkeit. Und meine Vergleiche.“

Es knirschte irgendwo im Gebälk. Kein echtes Geräusch, eher eine beleidigte Geste.

„Du bist der einzige Mensch, den ich kenne, der stolz darauf ist, kaputt und müde zu sein“, sagte er.

„Ich bin stolz drauf, nicht so dumm zu sein, dir meine Geschichte auszuhändigen“, sagte ich.

Roisin legte mir kurz die Hand auf die Schulter. Nur kurz. Lang genug, dass ich merkte, dass meine Knie weich waren.

„Bleibt noch einer“, sagte sie.

„Der Wichtigste“, sagte ich.

Es war, als würde das Haus Luft holen. Nicht durch Rohre, nicht durch Ritzen, sondern durch die vielen kleinen Stellen, an denen draußen und drinnen sich berührten. Fensterrahmen, Kamin, Türspalt.

Als der dritte Wunsch kam, war er leiser als die anderen.

Kein Poltern, kein Ton, keine vibrierende Wand.

Er kam als Gedanke, der sich anhörte, als käme er von mir.

„Du könntest damit aufhören."

Mehr nicht. Kein „Ich gebe dir", kein „Ich kann". Nur dieser Satz.

Ich stand im Flur, das Licht war aus, der Spiegel ein dunkles Rechteck.

„Womit?", fragte ich.

„Mit allem", antwortete der Gedanke. „Mit dem Zählen, mit dem Kleben, mit dem Widersprechen. Mit dem Versuch, aus diesem Haus etwas anderes zu machen als ein Durchgang. Du lässt einfach los. Du lässt mich machen. Du bist Zuschauer. Kein Spieler mehr."

Ich dachte an Cian. An seine Treppen im Kopf. An seine „letzte Stufe", die er nicht genommen hatte.

„Ich bin schon mal fast Zuschauer gewesen", sagte ich. „In meinem eigenen Leben. Hat mir nicht gefallen."

„Du verwechselst das", sagte der Gedanke. „Damals warst du nur passiv. Jetzt biete ich dir Immunität. Du spielst nicht mehr mit. Er tut, was er tut. Du siehst zu. Ohne Verantwortung. Ohne Schuld. Ohne Schmerz. Es sind nur Geschichten. Deine, seine, ihre. Keine gehört dir. Du bist der, der im Publikum sitzt."

Es war verführerischer als alle anderen. Kein Schlafversprechen, kein Teleporter. Nur die Aussicht, endlich nicht mehr entscheiden zu müssen, ob man eingreift oder wegschaut.

„Wenn du das annimmst", sagte Roisin leise, „werden Leute sterben, und du wirst es wissen und nichts tun. Und er wird sagen: ‚Du konntest nichts tun, du warst nur Zuschauer.' Du schenkst ihm genau den Satz, den wir ihm aus der Kirche rausgeschlagen haben."

„Du kannst nicht überall sein", flüsterte der Gedanke. „Du kannst nicht jeden retten. Du kannst nicht jede Linie sehen. Lass es. Lass mich. Setz dich hin. Trink deinen Tee. Schau zu, wie es Leute zerreißt, und sag dir: ‚Es war nie meine Aufgabe.'"

„Das ist der hässlichste Wunsch von allen", sagte ich.

„Es ist der ehrlichste", sagte er. „Du willst Ruhe? Das ist wahre Ruhe. Gleichgültigkeit. Nicht diese heroische Selbstaufopferung, die du dir einredest. Einfach… nichts. Keine Beteiligung. Du wirst weiterleben, essen, trinken, lachen. Aber du wirst nie wieder nachts wachliegen und dir überlegen, ob du hättest was anders machen können."

Ich spürte, wie mich das traf. Nicht im Herzen, nicht im Kopf. Im Bauch. Da, wo die feige Version von mir saß, die manchmal dachte: „Ich habe niemanden umgebracht. Das muss reichen."

„Du würdest mich nicht umbringen", sagte ich langsam. „Du würdest nur alles töten, was mich dazu bringt, dich zu hassen."

„Genau", sagte der Gedanke. „Hass macht müde. Ich mache dich… neutral."

Ich stand im Dunkeln, die Hand am Rahmen des Spiegels, und wusste: Das hier war der Punkt, an dem die Märchen immer einknickten. Dritter Wunsch. Der, der als Rettung verkauft wird und alles versaut.

„Ich hab ihm einen Vertrag an die Wand gehängt", sagte ich mehr zu mir als zu ihm. „Punkt zwölf. ‚Dieses Haus wird nicht verlassen, um ihm zu gefallen.' Vielleicht sollte da noch ein Punkt hin: ‚Dieses Haus wird nicht innerlich still gemacht, damit er bequemer arbeiten kann.'"

„Du wirst scheitern", flüsterte der Gedanke. „Das ist die Wahrheit. Du wirst einen Fehler machen, zur falschen Zeit am falschen Ort, eine entscheidende Minute zu spät. Und dann wirst du nachts wachliegen und dir wünschen, du hättest meinen dritten Wunsch angenommen."

„Vielleicht", sagte ich. „Aber lieber liege ich nachts wach, als dass ich mit dir im Publikum sitze und klatsche, wenn der nächste von deinem Steg fällt."

Es knisterte. Nicht im Rohr, nicht im Spiegel. In mir. Als hätte jemand einen Draht durchgeschnitten, den ich nicht kannte.

„Dritter Wunsch abgelehnt", sagte ich. „Ich bleib drin. In der Scheiße. Mit allen Konsequenzen."

Der Gedanke zog sich zurück. Nicht wie Rauch, eher wie ein Messer, das jemand aus einer Wunde zieht. Es tat weh, aber die Fremdheit ging mit.

Das Haus wurde wieder schwer.

Nicht leichter.

Aber ehrlicher.

„Das war er", sagte Roisin nach einer Weile.

„Das war ich", sagte ich. „Mit ihm im Hintergrund."

„Und du hast dreimal nein gesagt", sagte sie.

Ich hätte gern was Heroisches geantwortet. „Natürlich, was dachtest du?" oder „Für so was bin ich zu alt". Stattdessen setzte ich mich auf die unterste Stufe der Treppe und merkte, dass mir die Hände zitterten.

„Beim dritten war’s knapp“, sagte ich. „Sehr knapp.“

„Das ist der, den er am meisten liebt“, sagte sie. „Nicht der Tod, nicht das Vergessen. Die Gleichgültigkeit. Tote bringen ihm Geschichten. Gleichgültige bringen ihm Ruhe. Seine, nicht deine.“

Wir saßen eine Weile da. Das Haus atmete wieder normal. Die Rohre klangen wieder wie Rohre, die Wände wieder wie Wände. Der Spiegel hing da wie ein Stück Glas, das nichts Böses wollte.

Er war nicht weg.

Aber seine Nacht war nicht gelaufen wie geplant.

Drei Wünsche angeboten.

Drei Mal nein.

Und irgendwo, zwischen Sumpf und Regenbogen, zwischen Blechdose und Beichtstuhl, war ich mir sicher, dass das etwas an seiner Erzählung geändert hatte.

Er war es gewohnt, dass Menschen irgendwann einknicken.

Heute Nacht hatte er zum ersten Mal seit langem jemandem drei Mal dieselbe Frage gestellt – und drei verschiedene Formen von „Nein“ bekommen.

Das war keine Erlösung.

Aber es war ein Riss in seinem Lieblingsmärchen.

Und Risse verbreitern sich, wenn man lange genug daran zieht.

Am Morgen sah alles aus wie immer, und das war das Unheimlichste daran. Kein geschwärzter Balken, kein umgestürzter Schrank, keine mystisch aufgerissene Kelleröffnung. Nur die Küche, der Geruch von abgestandenem Kaffee und ein Spültuch, das aussah, als hätte es selbst eine lange Nacht hinter sich.

„Ich hasse Nächte ohne sichtbare Schäden“, sagte ich. „Man hat das Gefühl, man hätte sich alles eingebildet, und gleichzeitig weiß man, dass man dafür zu müde ist.“

Roisin saß am Tisch, noch im T-Shirt, Haare ungekämmt, aber mit dieser Wachheit im Gesicht, die man nur kriegt, wenn man die Nacht über mitgezählt hat. Auf dem Block vor ihr standen drei Zeilen: RUHE, KÜRZE, GLEICHGÜLTIGKEIT. Daneben drei dicke, wütende Striche.

„Wenn du willst, dass dir jemand glaubt, dass du was abgelehnt hast“, sagte sie, „musst du es irgendwo hinschreiben. Sonst erzählt er dir in drei Tagen, du hättest ja nie was dagegen gehabt.“

„Er ist nicht mein Ex-Mann“, sagte ich.

„Er ist schlimmer“, sagte sie. „Der nimmt nicht nur dein Geld mit, wenn er geht. Der nimmt deine Erinnerungen mit.“

Ich goss Kaffee ein. Meine Hände zitterten immer noch leicht; ich redete mir ein, es sei nur Koffeinmangel. Die Tasse klirrte leise im Unterteller.

„Er hat’s tricky gemacht“, sagte ich. „Der dritte. Kein Glanz, kein ‚Ich geb dir Macht‘. Nur das Versprechen, nie wieder nachts wach zu liegen und dir zu überlegen, ob du hättest anders handeln können.“

„Die bequemste Hölle ist die, in der du weißt, du hättest was tun können, und dich irgendwann entscheidest, es nicht mehr zu wissen“, sagte sie. „Er baut die gern. Da muss er nicht so viel nachjustieren.“

„Bei wie vielen hat das geklappt?“, fragte ich.

Sie sah in ihren Kaffee, als könnte sie darin eine Statistik erkennen. „Bei genug“, sagte sie. „Die, die noch leben, erkennst du daran, dass sie bei jeder Geschichte sagen: ‚Was soll man machen‘ und dabei aussehen, als hätten sie irgendwo die Eintrittskarte zum Publikum gekauft.“

Ich dachte an die Gesichter im Dorf. An Männer am Tresen, die bei jedem neuen Unglück dieselbe Schulterbewegung machten. An Frauen, die sich an Sätzen festhielten wie an Geländern: „So ist das Leben.“ „Es kommt, wie es kommt.“ „Wer weiß, wofür es gut war.“

„Vielleicht“, sagte ich langsam, „ist das seine erfolgreichste Form von Besitz: nicht Dämonen, die durchs Haus kriechen, nicht Stimmen im Rohr, sondern Leute, die aufhören, sich einzumischen.“

„Deshalb wollte er dich“, sagte sie. „Du mischst dich ein. Unbeholfen, spät, mit zu wenig Plan – aber du gehst hin. Du klebst, du fragst, du nervst. Für ihn ist das eine Beleidigung. Er bevorzugt Leute, die bei der dritten Einladung zur Gleichgültigkeit sagen: ‚Danke, ich setz mich’.”

Noch bevor ich antworten konnte, klopfte es an der Tür. Nicht zaghaft, nicht aggressiv, sondern in diesem Takt, der sagt: „Ich bin oft genug hier gewesen, um das Holz zu kennen.“

Liam.

Er trat ein, bevor ich „Komm rein“ zu Ende gedacht hatte. Rucksack auf einer Schulter, Haare durcheinander, Augen zu wach für die Uhrzeit.

„War gestern was?“, fragte er ohne Umwege.

Ich sah zu Roisin. Sie zu mir.

„Definier ‚was‘“, sagte ich.

„Er“, sagte Liam. „Hat er was versucht?“

„Er hatte einen Drei-für-Eins-Abend“, sagte ich. „Drei Angebote, null Abschluss. Schlechter Umsatz.“

„Und du?“, fragte er.

„Ich hab Nein gesagt“, antwortete ich.

Er sah mich an, als wollte er prüfen, ob ich lüge. Dann nickte er langsam. „Ich hab geträumt“, sagte er. „Vom Steg. Von mir drauf. Nur dass ich diesmal nicht bei zwölf umgedreht bin. Ich bin gesprungen, weil ein… was auch immer gesagt hat: ‚Es ist egal, ob du fällst. Du wirst es nicht merken.‘“

Mir lief ein kalter Schauer über den Rücken. „Und?“, fragte ich.

„Ich bin aufgewacht“, sagte er. „Mit dem Gefühl, dass ich ihn angelogen hab.“

„Wen?“, fragte Roisin.

„Ihn“, sagte Liam. „Im Traum hab ich so getan, als wäre es mir egal. War es nicht. Ich hatte Schiss wie Sau. Und als ich wach war, hab ich gemerkt, dass ich mehr Angst davor hatte, mir das einzugestehen, als davor zu fallen.“

Er setzte sich an den Tisch, als hätten ihm die Beine den Dienst quittiert.

„Er hat es bei dir anders versucht“, sagte Roisin. „Nicht mit Wünschen, oder?“

Liam schüttelte den Kopf. „Keiner“, sagte er. „Nur der Satz: ‚Ist doch egal.‘ Immer wieder. ‚Ist doch egal, was du machst. Es kommt aufs Gleiche raus.‘ Als dauernde Hintergrundmusik. So leise, dass du es fast nicht merkst.“

„Gleichgültigkeit light“, murmelte ich. „Die Jugendversion.“

„Ich glaub, er spart sich die Deluxe-Pakete für die, die schon zu viele Nächte durchgearbeitet haben“, sagte Roisin. „Bei den anderen reicht ein Refrain.“

Liam starrte auf den Tisch. „Wie hört das auf?“, fragte er. „Dieses ‚Ist doch egal‘. Ich merk ja, dass es nicht stimmt. Aber es ist drin. Wie ein Lied, das man nicht loswird.“

„Du ersetzt es“, sagte sie. „Nicht mit einem heroischen ‚Alles ist wichtig‘, das glaubt dir keiner, nicht mal du selbst. Mit was Kleinem. ‚Es ist nicht egal, dass ich heute nicht auf den Steg gehe.‘ ‚Es ist nicht egal, dass ich Mrs. Griffin nicht anlüge.‘ ‚Es ist nicht egal, dass ich nicht so tue, als würde es mir super gehen.‘ Kleinzeug. Er hasst Kleinzeug. Es sperrt ihm die großen Türen zu.“

„Klingt nach Hausaufgaben“, sagte er.

„Sind es auch“, sagte ich. „Leider ohne Noten, nur mit Konsequenzen.“

„Super“, brummte er. „Die Schule, nur schlimmer.“

Wir saßen da wie drei Leute in einer Warteschlange, ohne genau zu wissen, worauf wir warten. Das Haus war ruhig. Zu ruhig für meine Nerven.

„Er wird sich rächen“, sagte Liam irgendwann. „Drei Mal ‚Nein‘ – mag er nicht. Der Steg, die Sätze, die Spiegel, die Wünsche… irgendwann schlägt er zurück.“

„Natürlich“, sagte Roisin. „Ist sein Naturell. Aber wir können beeinflussen, wie. Gern hätte er dich allein erwischt, im Moor, im Spiegel, in der Küche. Das wird schwieriger, wenn du ständig in der Nähe von Leuten bist, die ihn schon kennen.“

„Du meinst, ich soll bei euch einziehen“, sagte Liam.

„Ich mein, du sollst nicht glauben, dass du ihn allein ausdiskutieren musst“, erwiderte sie. „Wenn er dir wieder im Kopf erzählt, dass alles egal ist, sagst du’s laut. Egal wo. Im Laden, auf der Straße, hier. Du wirst lästig. Er kann mit lästigen Leuten schlecht umgehen.“

„Und wenn ich mitten im Unterricht sitze?“, fragte er. „Sagt die Lehrerin: ‚Was ist mit dir?‘ und ich steh auf und brüll: ‚Er erzählt mir grad, dass alles egal ist!‘“

„Würde der Schule guttun“, murmelte ich.

„Du musst nicht schreien“, sagte Roisin. „Aber du kannst dir einen Satz zurechtlegen, der ihn stört und trotzdem in die Welt passt. Wenn er dir ‚Ist doch egal‘ ins Hirn schiebt, sagst du: ‚Mag sein, aber ich merk’s mir.‘ Das reicht oft, um den Zauber zu brechen. Er lebt davon, dass Leute nicht hinschauen, wenn sie merken, dass was faul ist.“

„Ich merk’s“, sagte Liam. „Das ist das Problem.“

„Nein“, sagte sie. „Das ist der Anfang von der Lösung.“

Später, als er weg war, lag der Tag wie ein zu groß geratenes Tuch über dem Haus. Draußen ging das Leben weiter – Autos, Hunde, Leute mit Einkaufstaschen. Drinnen kam nichts Neues. Keine Münze im Aschenbecher, kein Klopfen, keine Nachrichten aus Dublin, keine Karte im Pub. Nur ein Haus, drei Menschen, ein Stapel Zettel und das dumpfe Wissen, dass man gerade einen Angriff abgewehrt hatte, ohne zu wissen, wie lange die Pause bis zum nächsten dauern würde.

„Meinst du, er probiert die drei Wünsche bei anderen auch?“, fragte ich irgendwann.

„Natürlich“, sagte Roisin. „Er ist nicht exklusiv. Eher großzügig.“

„Und bei wie vielen klappt’s?“, bohrte ich.

„Bei den meisten nicht beim ersten Versuch“, sagte sie. „Aber er ist geduldig. Er bietet Varianten an. Statt ‚Ruhe‘ vielleicht ‚Endlich mal schlafen, ohne von ihm zu träumen‘. Statt ‚kürzere Wege‘ so was wie ‚Vergiss doch, was gestern passiert ist, dann tut es nicht mehr so weh.‘ Statt ‚Gleichgültigkeit‘ vielleicht ‚Du hast genug getan, jetzt sind andere dran‘. Alles Versionen von denselben drei Dingen: Gedächtnis abgeben, Muster abgeben, Verantwortung abgeben.“

„Drei Säulen seines Geschäfts“, sagte ich.

„Genau“, sagte sie. „Und du hast ihm gestern alle drei verweigert. Das lässt er nicht auf sich sitzen. Aber es zwingt ihn, sichtbarer zu werden, wenn er noch mal was von dir will. Und Sichtbarkeit ist Gift für ihn.“

Ich lehnte den Kopf gegen die kühle Wand. Es tat gut. Die Nacht lastete schwerer auf mir, als ich zugeben wollte.

„Ich hab Angst“, sagte ich, weil der dritte Wunsch noch immer in mir nachhallte. „Nicht vor ihm. Vor dem Tag, an dem ich nicht ‚Nein‘ sagen kann. An dem er mit einem Angebot kommt, das so konkret ist, dass ich nicht mehr durchsehe.“

„Der Tag kommt“, sagte sie sachlich. „Für jeden. Es gibt niemanden, der ewig stark bleibt. Das ist kein Heldengeschichte hier. Aber du bist dann – hoffentlich – nicht allein. Und wenn du fällst, fällt nicht alles. Nur ein Stück. Er mag Geschichten, in denen einer alles halten soll. Wir schreiben gerade eine, in der keiner allein trägt.“

„Klingt unordentlich“, sagte ich.

„Ist es“, sagte sie. „Aber du hast gesehen, was seine Ordnung bringt: leere Gräber, volle Sümpfe und Leute, die sich nicht mehr erinnern, ob sie gestritten, geliebt oder aufgegeben haben.“

Ich wusste, sie hatte recht. Trotzdem war da dieser leise, fiese Teil in mir, der sich nach dem dritten Wunsch sehnte: einfach hinsetzen, Tee trinken, zusehen, wie alles den Bach runtergeht, und sich einreden, man hätte nichts machen können.

„Was, wenn er sich jemanden von den anderen schnappt?“, fragte ich. „Den Pfarrer. Mrs. Griffin. Seamus. Niamh. Cian. Liam. Jemanden, der nicht so viele Zettel an der Wand hat wie wir.“

„Dann“, sagte sie, „werden wir uns erinnern, dass es nicht egal war. Und wir werden nicht sagen: ‚Niemand hätte etwas tun können.‘ Und wenn wir zu spät kommen, kommen wir nicht mit Floskeln. Er hat schon genug davon gesammelt.“

Sie stand auf, nahm den Stift, ging in den Flur. Unter Punkt zwölf entstand eine neue Zeile.

13. Dieses Haus nimmt keine Angebote an, die behaupten, es sei „egal“.

Es sah lächerlich aus. Wie eine Kinderzeichnung in einem Gesetzbuch. Und gleichzeitig fühlte es sich an, als hätte jemand einen weiteren Haken in die Wand geschlagen, an den man sich im Fall des Falles klammern konnte.

„Er kann uns immer noch wehtun“, sagte ich leise.

„Ja“, sagte sie. „Aber er wird es ohne unsere Unterschrift tun müssen.“

In der Nacht hörte ich die Rohre kurz summen, als würden sie sich über was beschweren. Dann nichts mehr. Kein zweiter Drei-Wünsche-Versuch. Nur ein Haus, das sich langsam wieder daran gewöhnte, dass seine Bewohner freiwillig wach lagen, statt sich betäuben zu lassen.

Draußen zog eine Wolke vorbei, in die man mit sehr viel Fantasie einen Bogen hätte hineininterpretieren können. Keine Farben, nur Schatten.

„Kein Regenbogen heute“, dachte ich, kurz bevor ich einschlief. „Kein Topf, keine Versprechen.“

Nur wir.

Mit einem Nein, das dreimal gesprochen worden war und jetzt irgendwo in seinen Leitungen steckte wie ein Stein in einem zu engen Rohr.

Er würde es irgendwann rausprügeln.

Aber heute hing es fest.

Und das war mehr, als ich mir noch vor ein paar Wochen zugetraut hätte.

In den Tagen nach der Nacht mit den drei Angeboten passierte erst mal – offiziell – nichts. Es war diese Sorte Nichts, bei der Leute im Dorf sagen: „Endlich mal Ruhe“, während ihnen nicht auffällt, dass sie leiser sprechen, als sie müssten.

Das Haus hielt sich zurück. Keine neuen Kratzspuren, keine Münzen, keine verschobenen Stufen. Die Zettel im Flur klebten, der Spiegel zeigte nur das, was direkt davorstand, und die Rohre gaben sich Mühe, wieder wie ganz normale, überalterte Leitungen zu klingen.

„Er ist beleidigt“, sagte ich beim Frühstück.

„Er macht Inventur“, sagte Roisin. „Er muss neu rechnen. Drei Wünsche abgelehnt, ein Steg kaputt, mehrere Sätze sabotiert. Sein Rechnungswesen ist nicht darauf ausgelegt, dass jemand ihm aktiv Kunden abspenstig macht.“

„Dann soll er einen Kurs in Buchhaltung machen“, murmelte ich. „Ich geb ihm auch meine alte Steuersoftware.“

Sie grinste müde. „Du unterschätzt, wie schnell er aus dem Nichts neue Angebote strickt“, sagte sie. „Wir haben ihm eine Nacht geklaut. Er wird sich eine andere holen.“

Draußen lief das Dorfprogramm weiter. Niamh hatte ihr Schild im Laden aufgehängt, unauffällig, zwischen Sonderangeboten und einem vergilbten Plakat für irgendein Sommerfest, das nie so stattgefunden hatte, wie es darauf versprochen wurde.

„Hier müssen Sie nicht lächeln.“

Ich stand genau vor diesem Schild, als die erste sichtbare Nachwirkung der Drei-Wünsche-Nacht einschlug.

Es war eine Frau, die ich kannte, ohne wirklich zu wissen, wie sie hieß. Die Sorte Dorfgesicht, die immer irgendwo im Hintergrund ist, wenn man an Beerdigungen denkt oder an Elternabende, auf denen man nie war. Sie hatte zwei Kinder, einen Mann, der mehr mit seinem Traktor redete als mit ihrer Küche, und das standardisierte „Ich komm klar“-Gesicht so tief eingeübt, dass ich es nicht mehr von ihrem echten unterscheiden konnte.

Sie blieb vor dem Schild stehen, Einkaufskorb am Arm, die Hand nach einem Glas Gurken ausgestreckt.

„Was ist das?“, fragte sie leise.

„Ein Satz“, sagte Niamh.

Die Frau las ihn ein zweites Mal. „Hier müssen Sie nicht lächeln.“

Etwas in ihrem Gesicht zuckte. Nichts Großes. Kein dramatisches Zusammenbrechen, keine Tränensturzszene. Nur ein minimaler Riss im Mundwinkel, ein Shadow über den Augen.

Sie sah in das kleine Spiegelfenster des Kühlregals. Das, vor dem sonst alle kurz ihre Maske justierten.

Und sie lächelte nicht.

Es war, als würde jemand im Raum leise Luft holen, die bisher nur gemietet war. Die Frau sah ihr eigenes, unfreundliches, müdes, genervtes Gesicht – und ließ es so. Kein Versuch, es zu glätten, keine schnellen Korrekturen.

Nur dieser Ausdruck, der sagt: „So seh ich eben aus.“

Mir lief es eiskalt den Rücken runter, und nicht, weil die Tiefkühltruhe undichte Dichtungen hatte.

„Hast du das gespürt?“, flüsterte ich.

„Ja“, sagte Niamh. „Er auch.“

Die Frau bezahlte, sagte „Danke“ ohne Lächeln und ging. Niamh sah ihr nach wie jemand, der gerade dabei war, eine Statistik zu führen, bei der die erste Zeile entscheidend ist.

„Eins“, murmelte sie. „Macht Lust auf mehr.“

Im Pub erzählte man später, der Tag wäre „komisch still“ gewesen. Kein Streit an der Theke, kein großer Skandal, keine Schlägerei um Kleingeld. Nur eine eigenartige Spannung, als würde das Dorf auf einen Donner warten, den keiner genau bestellt hatte.

Der Pfarrer schaute am Nachmittag vorbei. Nicht in Amtstracht, sondern in einer Jacke, die so aussah, als hätte sie schon mehr gesehen als die meisten seiner Predigten.

„Es war still in der Kirche“, sagte er, ohne dass wir nachgefragt hatten. „Nicht auf die gute Art.“

„Keine Beichten?“, fragte Roisin.

„Doch“, sagte er. „Aber nicht seine. Gestern Nacht war nichts im Kasten, was nicht von den Leuten selbst kam. Keine Standardpakete, keine fertigen Sätze im Kopf. Nur… Stottern. Leere. Worte, die erst entstehen mussten.“

„Das mag er nicht“, sagte ich.

„Nein“, sagte der Pfarrer. „Er hat versucht, den alten Soundtrack einzuspielen. ‚Du konntest nichts tun.‘ ‚Es war Gottes Wille.‘ ‚Es ist besser so.‘ Aber sie sind nicht rausgekommen. Als wären die Münder zu eng dafür geworden.“

„Vielleicht passt ihm die neue Größe der Leute nicht“, sagte Roisin.

„Vielleicht“, sagte er. „Oder er hat sich verzählt.“

Cian meldete sich über die Blechdose. Kein Flüstern, kein Funken. Er kam persönlich, in der Tür, mit dieser Art von müder Wachheit, die man bei Menschen sieht, die zu lange auf etwas geachtet haben, das niemand sonst sieht.

„Der Staub hat sich anders gelegt“, sagte er.

„Wie?“, fragte ich.

„Er will nicht mehr dahin, wo er ihn haben will“, sagte Cian. „Oder er braucht länger. Einige Körner… bleiben stehen. In Ecken. In Köpfen. Auf Sätzen. Als hätten sie beschlossen, nicht mehr brav der Schwerkraft zu folgen.“

„Du meinst, dein Goldstaub hat eine Meinung entwickelt“, sagte ich.

Er sah mich an, als hätte ich einen Witz über jemanden gemacht, der gerade seine Stelle verloren hat. „Ich mein“, sagte er ruhig, „dass alles, was wir benutzt haben, um seine Linien sichtbar zu machen, sich nicht mehr ganz so leicht von ihm wegschieben lässt. Er war gewöhnt, dass Spuren verschwinden, wenn er die Geschichte wechselt. Jetzt bleiben ein paar hängen.“

„Wie ein Marker am Rand eines Vertrags“, sagte Roisin.

„Wie verkleckerte Tinte auf einem Dokument, das du fälschen willst“, sagte Cian. „Er kriegt sie nicht mehr ganz weg. Das macht ihn nervös.“

Nervöse Monster sind selten gute Verlierer.

Es war fast schon zwangsläufig, dass der erste sichtbare Racheakt an einem Ort passierte, der eigentlich für harmlose Wünsche zuständig war.

Das Kleefeld.

Es lag hinter dem Haus, über die Straße, dort, wo das Gras nie so ganz entschied, ob es Wiese oder Acker sein wollte. Im Frühling standen da die Kleeblätter so dicht, dass der Boden aussah wie ein eingelaufener grüner Teppich. Kinder suchten nach vierblättrigen Exemplaren, als gäbe es dafür später Zinsen. Erwachsene taten so, als würden sie nur spazieren gehen, und senkten trotzdem kurz den Blick, wenn sie dorthin kamen.

„Er muss Kleeblätter hassen“, hatte ich mal gesagt. „Billigwünsche. Kein Vertrag, kein Blut, keine Münze. Nur eine Pflanze, die zufällig mehr Blattwerk hat als ihre Schwestern.“

„Oder er liebt sie“, hatte Roisin geantwortet. „Wenn jeder glaubt, dass er sein Glück in der Hand hat, ist die Enttäuschung größer, wenn der Boden nachgibt.“

Es war gegen Abend, als der Rauch kam. Kein Sirenengeheul, keine dramatische Explosion. Nur dieser trockene, scharfe Geruch nach verbranntem Grün, der sich durch Fenster und Ritzen schiebt, bevor einer merkt, dass Feuer nicht nur im Kamin Zuhause sein sollte.

„Riechst du das?“, fragte ich in der Küche.

„Ja“, sagte Roisin und stand schon.

Wir rannten raus, nicht heroisch, eher instinktiv. Wenn in Irland etwas brennt, das kein Kamin ist, guckt man. Nicht, weil man helfen will. Weil man wissen will, wessen Geschichte gerade geändert wird.

Das Kleefeld stand nicht in lodernden Flammen, wie man es aus Filmen kennt. Es brannte in Inseln. Drei Flecken, nicht groß, nicht miteinander verbunden, aber klar erkennbar. Jede dieser Inseln war ein Kreis aus versengtem Grün, in dessen Mitte die Erde schwarz war, als hätte jemand eine Zigarette von der Größe eines Autoreifens ausgedrückt.

„Kein Blitz“, sagte Roisin. „Kein Lagerfeuer. Kein Glas, das die Sonne gebrochen hätte.“

„Jemand hat’s angezündet“, sagte Seamus neben uns, der plötzlich da war, mit Wasser in Eimern und dem Gesichtsausdruck eines Mannes, der lieber Bier tragen würde. „Kinder, blöde Touristen, irgendwer. Sowas fängt nicht einfach von selbst an.“

„Drei Stellen“, sagte ich. „Ausgerechnet drei.“

Eimer gingen von Hand zu Hand, Wasser wurde auf die brennenden Inseln geschüttet. Es zischte, stank, rauchte. Die Flammen waren beleidigt, aber nicht hartnäckig.

Als der Rauch sich verzog, blieben drei dunkle Brandmale im Feld. Nicht perfekt rund, aber nahe genug, dass man sie als Kreise sah.

In einem der verkohlten Flecke lag ein Kleeblatt. Oder das, was davon übrig war. Stiel, ein paar schwarze Fetzen, die einmal Blätter gewesen waren.

Vier.

„Natürlich“, sagte Roisin leise. „Es sind immer die, die was versprechen.“

Kinder standen am Rand, die Augen groß. Erwachsene redeten hektisch, suchten nach Erklärungen, die nicht „Er ist sauer“ hießen.

„Jemand hat eine Kippe reingeschmissen“, sagte einer.

„Von drei Seiten gleichzeitig?“, fragte Niamh, die neben mir auftauchte. „Sportlich.“

Der Pfarrer kam später. Er sah nicht überrascht aus. Eher müde.

„Er hat uns gesehen“, sagte er. „Alle, die nach vier Blättern gesucht haben. Alle, die dachten: ‚Vielleicht hab ich diesmal Glück.‘ Er entscheidet sich, euch daran zu erinnern, dass sein Wunschsystem nicht mit Pflanzen konkurrieren will.“

„Er verbrennt nicht das Kleefeld“, sagte ich. „Er verbrennt die Illusion, dass man hier was geschenkt kriegt.“

„Das ist seine eigentliche Rache“, sagte Roisin. „Ihr habt ihm dreimal Nein gesagt. Also zeigt er euch, dass er euch Orte nehmen kann, an denen ihr euch vorher ohne ihn was gewünscht habt.“

Liam kam keuchend angerannt. Er blieb stehen, als er die verbrannten Kreise sah.

„War ich das?“, fragte er.

„Wie denn?“, fragte ich.

„Keine Ahnung“, sagte er. „Aber immer, wenn irgendwas mit drei passiert, frag ich mich inzwischen, ob ich irgendwo was falsch gedacht habe.“

„Das ist einer seiner Nebeneffekte“, sagte Roisin. „Er will, dass ihr euch für Dinge verantwortlich fühlt, die er tut. Dann braucht er weniger eigene Schuld.“

Wir standen da, eine unpraktische Versammlung von Menschen, Eimern, Asche und unausgesprochenen Fragen. Die Sonne ging unter, ohne die Höflichkeit eines dramatischen Farbenrauschs. Nur ein matter Streifen Licht über dem Hügel. Kein Regenbogen. Kein Topf.

Die drei Brandkreise im Kleefeld sahen aus wie Fingerabdrücke.

„Er hat euch was gezeigt“, sagte Cian, der später dazu stieß. „Eure Nein haben Konsequenzen. Nicht für euch direkt. Für das, was ihr liebt.“

„Ich liebe kein Kleefeld“, sagte ich trotzig.

„Du liebst die Vorstellung, dass irgendwo, in diesem ganzen Scheiß, noch ein Fleck ist, an dem man was findet, ohne dafür zu zahlen“, sagte er. „Ein Blatt mehr. Ein bisschen Glück. Ein Moment, in dem nicht alles verhandelt ist. Er hat euch eine Kostprobe davon gegeben, wie eine Welt aussieht, in der es das nicht mehr gibt.“

Ich sah auf das verbrannte Stück Boden. Da, wo die Leute früher gesucht hatten, war jetzt nur noch Erde, die aussah, als würde sie sich weigern, noch mal irgendwas wachsen zu lassen, das mehr als drei Blätter hat.

„Wenn Kleeblätter brennen“, sagte Roisin, „dann weißt du, dass er beschlossen hat, dass Wünschen ohne Vertragsklauseln nicht mehr in seinem Interesse ist.“

„Dann sollen die Leute halt aufhören, sich was zu wünschen“, sagte Seamus. „Hat bisher auch nicht viel gebracht.“

„So fängt’s an“, sagte der Pfarrer leise. „Nicht mit Feuer. Mit Sätzen wie deinem.“

Die Leute gingen irgendwann. Einer nach dem anderen. Es blieb nur noch der Geruch. Und die drei Flecken.

Wir drei – Roisin, Cian, ich – blieben länger.

„Drei Wünsche abgelehnt“, sagte Cian. „Drei Brandmale im Feld. Gehst du davon aus, dass es Zufall war, bist du naiver, als ich dir zugetraut hätte.“

„Er schickt uns eine Rechnung“, sagte ich.

„Er schickt euch eine Botschaft“, sagte Roisin. „‚Ihr habt meine Angebote ausgeschlagen, also nehme ich euch eure billigen Alternativen weg.‘“

„Und was machen wir?“, fragte ich.

„Wir hören nicht auf, uns was zu wünschen“, sagte sie. „Aber wir machen es bewusst. Nicht als Opfergabe. Als Trotz. Wenn nachher irgendwo noch ein vierblättriges Ding steht, pflückst du es – nicht, weil du glaubst, dass es magisch ist. Sondern weil du ihm nicht den Gefallen tust, dass er die einzige Quelle für Hoffnung bleibt.“

Ich sah auf die Asche, suchte automatisch nach einem grünen Rest zwischen dem Schwarz. Nichts.

„Vielleicht“, sagte ich, „müssen wir lernen, uns was zu wünschen, ohne auf Kleeblätter zu starren.“

„Ja“, sagte sie. „Und ohne auf Regenbögen oder Töpfe oder Verträge zu warten.“

Der Wind drehte und trug den letzten Rauch zum Haus hinüber.

Er hatte seine Antwort auf unser Nein gegeben.

Sie stank.

Aber sie war sichtbar.

Und irgendetwas in mir war pervers erleichtert darüber, dass er sich zu so einer plumpen Geste hatte hinreißen lassen.

Je offensichtlicher er agierte, desto weniger konnte er so tun, als wäre er nur eine Laune des Wetters, ein zufälliger Unfall, ein Schicksal.

Er war wütend.

Er war verletzlich.

Und er hatte uns – dummerweise für ihn – gezeigt, dass seine Macht auch da angreifbar war, wo niemand drauf geschrieben hatte, wem das Feld gehörte.

„Wenn er Kleeblätter brennen lässt“, sagte ich, „dann hat er Angst, dass jemand anders Wünsche erfüllt als er.“

„Dann sollten wir ihn noch ein bisschen mehr in Brand setzen“, sagte Roisin.

Die Nacht kam, das Feld dampfte noch, das Haus roch nach Rauch.

Und ich wusste, dass die nächste Runde nicht mehr nur auf Brettern, in Spiegeln oder in Beichtstühlen gespielt würde.

Sondern überall dort, wo jemand sich leise etwas wünschte – und zum ersten Mal den Verdacht hatte, dass er es nicht bei ihm beantragen musste.

Wenn Kleeblätter brennen

Am Morgen nach dem Brand sah das Kleefeld aus, als hätte jemand mitten im Grün drei Gedanken gelöscht. Die Kreise waren dunkel, feucht von der Nacht, die Asche klumpig. Außenrum tat das Gras so, als ginge es ihm nichts an. Diese Sorte Normalität, die man nur hinbekommt, wenn man weiß, dass man jederzeit dran sein kann.

„Er hat es sehr deutlich gemeint“, sagte Roisin, als wir am Rand des Feldes standen.

„Deutlich ist höflich formuliert“, murmelte ich. „Das ist sein ‚Fickt euch‘ in Landschaftsform.“

Ein paar Dorfbewohner standen verstreut herum. Nicht als Gruppe, eher wie zufällig verlorene Punkte auf einer Landkarte, die keiner verbinden wollte. Seamus rauchte, obwohl direkt neben ihm ein Schild stand, das um die Trockenheit des Sommers bat. Eine Frau mit Kinderwagen drehte panisch um, als ihr Kind versuchte, in Richtung der verkohlten Stellen zu krabbeln. Zwei Teenager taten so, als würden sie Fotos für soziale Medien machen, obwohl hier draußen das Netz zu schwach war, um irgendwas hochzuladen.

„Sieh dir ihre Gesichter an“, sagte Roisin leise. „Keiner glaubt ernsthaft, dass das ‚nur‘ Feuer war. Aber keiner will der Erste sein, der das laut sagt.“

Ich dachte an die Liste der Standardsätze: „Es war nur ein dummer Unfall.“ „Bestimmt haben Kinder mit Feuer gespielt.“ „Ein Funke reicht.“ All die Formulierungen, die bereitstanden wie Feuerwehrwagen für das Gewissen. Noch hatte sie keiner benutzt. Man sah ihnen an, dass sie so weit waren, aber niemand wollte die Schere ansetzen, die den Brand in eine harmlose Geschichte verkürzt.

„Er wartet“, sagte ich. „Er braucht keinen Sündenbock, er braucht einen Erzähler.“

„Oder einen Ermittler“, meldete sich eine Stimme hinter uns.

Cian.

Er hatte die Hände in den Taschen, den Blick auf die Brandmale, als würde er eine alte Schrift entziffern, die jemand mit Feuer geschrieben hatte.

„Du sagst mir bitte, dass du das nicht gut findest“, sagte ich.

„Es ist beschissen“, sagte er. „Geruch, Symbolik, Timing – alles perfekt beschissen. Genau seine Note.“

Er kniete sich neben den nächstgelegenen Kreis, ohne ihn zu berühren. Die Asche sah aus, als hätte jemand Altpapier verbrannt. Nur dass hier nie Papier gelegen hatte, sondern… Hoffnung. In Pflanzenform.

„Drei Flecken“, murmelte er. „Nicht verbunden. Zu weit auseinander für einen normalen Brandverlauf. Kein Wind, der so geordnet zündelt.“

„Zwei mögen Zufall sein“, sagte Roisin. „Drei sind er.“

„Alles hat aufgeladen gewirkt, seit ihr ihm die Wünsche verweigert habt“, sagte Cian. „Er musste etwas mit ‚Wunsch‘ markieren, sonst kriegt er schlechte Laune.“

„Die hatte er offensichtlich“, sagte ich.

In der Asche glitzerte nichts Übernatürliches. Kein Gold, keine Linien, kein Spurensicherungswunder. Nur Ruß, Erde, verbranntes Grün. Alles sah irdisch aus. Das war das Gemeine: Er hatte gelernt, anständig zu inszenieren, ohne seine Fingerabdrücke zu hinterlassen.

„Eine Frage“, sagte ich. „Wenn wir ihm zutrauen, dass er Kleeblätter anzündet – was hindert uns daran, einfach zu sagen: ‚Er war’s‘ und fertig?“

„Weil du dann seine Lieblingsabkürzung benutzt“, sagte Roisin. „‚Es war er‘ ist auf Dauer genauso bequem wie ‚Es war Gottes Wille‘. Wir dürfen ihn nicht zum Allzweck-Feuerteufel machen, sonst sind wir keinen Deut besser als die, die alles auf Pech schieben.“

„Du willst ernsthaft prüfen, ob ein Mensch das war?“, fragte ich.

„Ja“, sagte sie. „Wenn einer von den Teenies mit Benzin rumgespielt hat, ist das auch eine Geschichte, um die wir uns kümmern müssen. Er liebt es, wenn wir menschliche Dummheit ignorieren und alles ihm zuschreiben. Das entlastet alle außer ihm. Perfekter Service.“

„Also reden wir mit ihnen“, sagte Cian. „Mit den Kids. Mit den Rauchern. Mit denen, die hier gestern in der Nähe waren.“

„Und mit denen, die gestern nichts zu tun hatten und trotzdem nicht wegsehen können, wenn irgendwo was brennt“, sagte Roisin.

Ich hob eine Augenbraue. „Das ist unsere gesamte Zielgruppe, oder?“

„Willkommen in der Sozialstudie“, sagte sie.

Wir mussten nicht lange überlegen, wo wir anfangen.

Liam stand am anderen Ende des Feldes, als hätte man ihn dort abgestellt, um sich selber in der Landschaft zu erschrecken. Hände in den Hosentaschen, Schulranzen noch über der Schulter, obwohl der Tag längst um war. Er starrte auf die Brandflecken wie auf eine Matheaufgabe, die er nicht lösen wollte, weil er ahnte, was am Ende rauskommt.

„Bevor einer auf dumme Gedanken kommt“, sagte ich leise zu Roisin, „wir fragen ihn. Sonst frisst er sich von innen auf.“

Wir gingen rüber. Er bemerkte uns, machte aber keinen Versuch, wegzugehen. Das war was.

„Du warst gestern hier“, sagte Roisin ohne Umweg.

Er nickte. „Nach euch“, sagte er. „Ich wollte nur… sehen. Ob irgendwo noch vierblättrige sind. Bevor alles weg ist.“

„Hast du welche gefunden?“, fragte ich.

Er schüttelte den Kopf. „Nur Dreier“, sagte er. „Wie immer. Und jetzt…“

Er zeigte auf die Kreise.

„Jetzt brennt sogar das, was nichts Besonderes ist“, sagte ich.

„Die Leute sagen schon, ich war’s“, murmelte Liam. „Hab gehört, wie zwei Alte meinten: ‚Der hängt so viel mit denen vom Haus rum, der bringt bestimmt auch Feuer mit.‘“

„Das ist eine interessante Logik“, sagte Cian. „Wer mit uns redet, zündet Felder an. Das hätte ich früher wissen sollen, dann hätte ich mir ein paar Rechnungen sparen können.“

„Hast du Feuer dabei?“, fragte Roisin nüchtern.

„Nein“, sagte er. „Ich rauche nicht, ich hab keine Feuerzeuge, keine Streichhölzer, nichts. Ich hab Angst vor Gasherden. Ich würde lieber meine Hand ins Moor stecken, als eine offene Flamme in der Nähe von Gras zu haben.“

„Gut“, sagte sie. „Dann streichen wir dich von der Liste der möglichen Hobbypyromanen.“

„Glaubt ihr mir?“, fragte er.

„Ja“, sagte ich. „Was nicht heißt, dass er dich nicht benutzen würde, wenn er könnte. Aber das hier riecht nicht nach dir. Es riecht nach: ‚Guckt mal, was passiert, wenn ihr mir widersprecht.‘“

Liam starrte wieder aufs Feld. „Ich hab gestern Nacht von Kleeblättern geträumt“, sagte er. „Von welchen, die versucht haben, vom Boden wegzukommen, bevor es brennt. Und welche, die es nicht rechtzeitig geschafft haben.“

„Und?“ fragte Roisin.

„Sie hatten meine Gesichter“, sagte er. „Das mit dem ‚Ist mir egal‘ und das mit dem ‚Ich hab Angst‘. Er hat versucht, das erste anzuzünden. Das zweite ist weggelaufen.“

Das Bild setzte sich in meinem Schädel fest wie eine schlechte Illustration in einem Märchenbuch: Kleeblätter mit Gesichtern, eines indifferent, eines panisch, Feuer darunter, ein Ding, das lachen musste, um nicht selbst zu brennen.

„Er will, dass du glaubst, es wäre deine Schuld“, sagte Roisin. „Weil du Wünsche hattest, bevor du ihn kanntest. Weil du geglaubt hast, irgendwas könnte gut ausgehen, ohne dass er daran verdient. Das mag er nicht.“

„Heißt das, ich soll aufhören, mir was zu wünschen?“, fragte Liam.

„Heißt, du sollst dir wünschen, ohne ihn mitzudenken“, sagte ich. „Ohne Kleeblatt, ohne Regenbogen, ohne Vertrag. Einfach so. Völlig unprofessionell.“

„Er wird das hassen“, murmelte Cian.

„Deshalb sag ich es“, sagte ich.

Später, als die meisten Dorfbewohner sich wieder zurückgezogen hatten in ihre Routinen, blieb der Pfarrer am Rand des Feldes stehen. Er trat nicht näher an die Brandstellen heran, als wäre da eine unsichtbare Linie, die selbst sein Beruf nicht überschreiten wollte.

„Das ist neue Qualität“, sagte er. „Bisher war er gut darin, Dinge im Kleinen zu verschieben. Spiegel, Stufen, Stimmen. Das hier ist… öffentlich.“

„Er will, dass man drüber redet“, sagte Roisin. „Brand im Kleefeld, drei Kreise, kein klarer Schuldiger. Bestes Stoff für Gerüchte.“

„Oder für Predigten“, sagte er.

„Wenn du jetzt mit ‚Gottes unergründliche Wege‘ anfängst, trete ich dich vom Feld“, sagte ich.

Er verzog kurz den Mund. Kein Lächeln, eher ein Aufblitzen von Humor, der sich sonst hinter liturgischen Texten versteckt. „Keine Sorge“, sagte er. „Ich predige nicht über verbrannte Kleeblätter. Ich predige darüber, wie schnell Leute bereit sind, ihre Wünsche aufzugeben, wenn einer ihnen zeigt, wie leicht er sie verbrennen kann.“

„Und?“, fragte Cian. „Wie schnell sind sie?“

„Erschreckend schnell“, sagte er. „Heute früh nach der Messe kamen zwei zu mir und sagten, vielleicht sei es ein Zeichen, dass man aufhören solle, sich solche kindischen Dinge zu wünschen. ‚Das Leben ist kein Spiel‘. ‚Glück gibt es nicht, nur Fügung.‘ Man hört ihn in den Formulierungen.“

„Du hast widersprochen?“, fragte Roisin.

„Ich habe gesagt, dass es nicht verwerflich ist, sich zu wünschen, dass ein Kind nach Hause kommt“, sagte er. „Oder dass ein Mann nicht im Moor verschwindet. Oder dass ein Steg hält. Oder dass eine Nacht ohne Flüstern im Rohr vergeht. Wenn das ‚kindisch‘ ist, bin ich gern im Kindergarten.“

„Das wird ihm nicht gefallen“, sagte ich.

„Soll er“, sagte der Pfarrer. „Er hat sein Gelände markiert. Ich markiere meins.“

Cian kauerte sich wieder neben einen der Kreise. „Ich frag mich, ob er damit nicht mehr verloren hat, als er gewonnen hat“, sagte er. „Bis gestern waren Kleeblätter hier nur… na ja, Folklore. Heute weiß jeder, dass es ihn ankotzt, wenn Leute glauben, sie könnten Glück finden, ohne ihn. Das ist mehr, als er zugeben wollte.“

„Du meinst, er hat sich verraten“, sagte ich.

„Ein bisschen“, sagte Cian. „Er galt immer als der mit den Töpfen und den Regenbögen. Der, der am Ende vom Weg steht und aus seinem Goldvorrat Schnäppchen anbietet. Heute hat er gezeigt, dass er eher der ist, der die Pflanzen anzündet, wenn keiner hinschaut.“

„Die Marketingabteilung wird nicht begeistert sein“, sagte ich.

„Seine Marketingabteilung sind Geschichten“, sagte Roisin. „Und wir sind gerade dabei, ein paar davon umzuschreiben.“

Später, als wir wieder im Haus waren, roch es noch immer nach Rauch. Nicht stark, aber genug, dass man wusste, da draußen hatte etwas gebrannt, das nicht hätte brennen sollen.

„Er hat uns gezeigt, was passiert, wenn Wünsche ohne ihn zu wichtig werden“, sagte ich. „Er schickt Feuer.“

„Dann schicken wir was anderes“, sagte Roisin.

„Was denn?“, fragte ich. „Wasser? Sand? Feuerwehr mit Exorzismuslizenz?“

„Geschichten“, sagte sie. „Er hasst Geschichten, in denen Leute sich etwas wünschen und es trotzdem irgendwie hinkriegen, ohne dass einer mit grünem Hut ihnen einen Vertrag hinhält. Er verbrennt Kleeblätter, weil er immer noch glaubt, dass das Symbol stärker ist als das, was dahinter steckt.“

„Was steckt denn dahinter?“, fragte ich.

„Der unverschämte Gedanke“, sagte sie, „dass so ein Bauernjunge oder eine Alleinerziehende oder ein abgewrackter Dorftrottel sich etwas wünscht – und dass das nicht grundsätzlich eine Einladung für ihn sein muss. Dass es Dinge gibt, die passieren, weil Menschen sich zusammentun, weil einer nicht loslässt, weil einer Nein sagt, wo alle Ja sagen. Das ist der eigentliche Frevel in seinem System.“

„Und wie erzählst du das in einem Ort, in dem alle seit Jahrhunderten beigebracht bekommen haben, dass jeder Wunsch entweder von Gott oder von ihm genehmigt werden muss?“, fragte ich.

„Indem du anfängst, kleine, hässliche, unperfekte Geschichten zu sammeln“, sagte sie. „Von Leuten, die nicht auf Kleeblätter oder Regenbögen gewartet haben. Die einfach gemacht haben. Die trotzdem gescheitert sind – aber nicht bei ihm unterschrieben haben.“

„Eine Anti-Legenden-Sammlung“, sagte Cian.

„Genau“, sagte sie. „Er hat seine Heldensagen. Junge geht ins Moor, Junge geht auf den Steg, Junge kommt nicht zurück, Dorf erzählt sich für immer, dass das Schicksal war. Wir brauchen

die Geschichten, in denen jemand vom Steg umdreht und trotzdem nicht zum Helden wird. Nur weiterlebt. Ihm zum Trotz.“

Ich dachte an Liam und seinen angehaltenen dreizehnten Schritt. An Mrs. Griffin und ihr „Er ist nicht zurückgekommen“. An den Pfarrer, der aufgehört hatte, Absolution für Standardbeichten zu verteilen. An Niamh und ihr Schild.

„Wenn Kleeblätter brennen“, sagte ich langsam, „dann ist das vielleicht nicht das Ende vom Glück. Vielleicht ist es der Moment, in dem man merkt, dass das grüne Ding nie der Punkt war.“

„Vielleicht“, sagte Roisin, „ist das verbrannte Feld der Ort, an dem man endlich aufhört zu glauben, dass vier Blätter reichen, um nicht zu kämpfen.“

Ich sah zum Fenster. Man konnte die Brandflecken von hier aus nicht sehen. Nur das Feld als grüne Fläche, die so tat, als wäre sie unbeschädigt.

„Er wird versuchen, die Sache zu drehen“, sagte Cian. „‚Seht ihr, was passiert, wenn ihr Nein sagt? Eure Wünsche verbrennen.‘“

„Dann sagen wir: ‚Sehen wir. Und trotzdem.‘“, sagte Roisin.

In dieser Nacht träumte ich wieder. Nicht von Feuer. Von Händen.

Menschenhände, die in einem verkohlten Feld nach irgendwas suchten, das nicht mehr da war. Manche suchten nach vier Blättern, manche nach Münzen, manche nach Gründen.

Er stand irgendwo am Rand. Nicht als Gestalt, eher als Gefühl. Diese Mischung aus Spott und Geduld, die man von jemandem erwartet, der glaubt, dass ihm am Ende sowieso alles gehört.

Ich sah, wie eine der Hände keinen Kleeblattstiel erwischte, sondern die Hand eines anderen. Kein großes Pathos, kein heldenhafter Griff. Nur dieses: „Wenn schon kein Blatt, dann wenigstens nicht allein.“

Er hasste es.

Ich wachte auf mit Rauch in der Nase und einem Satz im Kopf, den ich nie in ein Gebet verwandeln würde, weil ich nicht wusste, an wen:

Lass uns was finden, das er nicht verbrennen kann.

Es klang pathetischer, als es sich anfühlte. In meinem Bauch war da nur dieser harte, kleine Kern aus Trotz, der sich geweigert hatte, seinen dritten Wunsch anzunehmen.

Wenn Kleeblätter brennen, dachte ich, dann ist vielleicht genau das der Moment, in dem man anfängt zu begreifen, dass man sich nicht länger auf Pflanzen verlassen darf.

Sondern auf Menschen, die nicht weglaufen, wenn es brennt.

Er würde versuchen, auch die in Brand zu setzen.

Aber er musste dafür näher ran.

Und je näher er kam, desto mehr sahen wir von ihm.

Das war der Deal, den er nie gewollt hatte.

Und wir waren gerade erst dabei, ihn auszureizen.

Die Idee kam Roisin, als wir zum dritten Mal an diesem Tag am Fenster standen und auf das verbrannte Kleefeld starrten, obwohl man es von hier aus kaum sah. Es war mehr das Wissen, dass es da war, wie ein Brandmal auf der Netzhaut.

„Wenn er unsere Wünsche verbrennt", sagte sie, „dann sammeln wir welche, die er nicht anzünden kann."

„Du willst ein Wünsch-dir-was-Club gründen?", fragte ich. „Anmeldegebühr: eine Story und ein ordentliches Trauma?"

„So ungefähr", sagte sie. „Nur ohne Kerzen, ohne Kreise und ohne irgendeinen Mist, bei dem einer am Ende ‚So sei es' sagt. Wir machen das Gegenteil von seinen Märchenstunden. Kein Heldentum, keine Belohnung, keine magischen Lösungen. Nur Geschichten, wo jemand sich was gewünscht hat – und irgendwas getan hat, ohne ihn."

„Und wer soll da freiwillig auftauchen?", fragte ich.

„Die, die sowieso nicht mehr schlafen", sagte sie. „Die, die jetzt vorm Kleefeld stehen und so tun, als würden sie nur einen Spaziergang machen. Die, die bei jeder Beerdigung denselben Satz in den Mund nehmen und merken, dass er ihnen im Hals stecken bleibt."

Ich wollte widersprechen, aus Prinzip. Dann dachte ich an Mrs. Griffin mit ihrem namenlosen Stein. An den Pfarrer, der aufhörte, Standardabsolutionen zu verteilen. An Niamh, die ein Schild neben ihre Gurkengläser gehängt hatte, auf dem stand, dass man bei ihr nicht lächeln muss.

„Wo?", fragte ich.

„Hier", sagte sie. „Wo sonst? In der Kirche denkt jeder, es geht um Gott. Im Pub denkt jeder, es geht ums Saufen. Auf dem Feld denkt jeder, es geht um ihn. Also hier. Da, wo er zwar wohnt, aber keine Hausordnung mehr schreiben darf."

„Der Abend der missratenen Wünsche", murmelte ich. „Klingt nach einem sehr irischen Feiertag."

Wir fingen klein an. Keine Zettel an Laternen, keine Einladungen im Pub. Nur persönliche Besuche, leise Worte, halbe Sätze: „Komm vorbei, heute Abend, wir reden. Nein, keine Gebetsgruppe. Nein, kein Selbsthilfezirkel. Ja, es geht um ihn. Aber nicht so, wie du denkst."

Mrs. Griffin kam. Natürlich. Sie stand zur vereinbarten Zeit vor der Tür, als wäre sie auf einem Amtstermin, bei dem man besser pünktlich ist, weil sonst die Akte wieder ganz nach unten rutscht.

Der Pfarrer kam in Zivil, die Jacke hatte denselben müden Faltenwurf wie bei seinem Besuch am Feld.

Niamh brachte Brot und etwas, das aussah wie Eintopf und schmeckte wie ein Argument gegen jede Diät.

Seamus kam nicht, aber seine Frau schickte eine Schüssel Kartoffeln und die Botschaft: „Er hört durchs Fenster, das reicht ihm."

Und ganz zum Schluss, als schon keiner mehr damit rechnete, stand der Vogelmann in der Tür – der, von dem es hieß, er rede mehr mit Krähen als mit Menschen. Er hatte eine Mütze auf, die einmal ein anderer Farbe als „Straßendreck" gehabt haben musste, und einen Blick, der gleichzeitig abwesend und zuwach war.

Wir setzten uns in die Küche, nicht ins Wohnzimmer. Dort lagen Staub und Linien, dort roch alles nach seinen Tricks. Die Küche war klein, eng, rohrverseucht – aber sie war unser Schlachtfeld. Hier hatten wir seine Stimmen gehört, seine Angebote abgelehnt, hier war das Schild „Hier müssen Sie nicht lächeln" fast als Echo in der Luft.

Keiner wusste, wie man anfängt. Also fing Niamh an. Weil Niamh immer anfängt, wenn keiner will.

„Roisin sagt, wir sollen Geschichten erzählen", sagte sie, als würde sie eine neue Steuerregel vorlesen. „Nicht die großen. Keine ‚Damals, als ich fast gestorben wäre'-Epen. Kleinzeug. Wo ihr euch was gewünscht habt. Ohne Kleeblatt, ohne Regenbogen, ohne ihn. Und was draus wurde."

„Das klingt, als wollten wir uns beweisen, dass wir ihn nicht brauchen", sagte der Pfarrer.

„Wir wissen, dass wir ihn nicht brauchen", sagte sie. „Aber wir tun selten so."

Stille. Diese Sorte, die man aus Wartezimmern kennt, kurz bevor einer zugibt, dass er doch Schmerzen hat.

„Ich fang an", sagte Mrs. Griffin.

Alle Köpfe drehten sich zu ihr, als hätte jemand einen Scheinwerfer eingeschaltet.

„Ich hab mir gewünscht, dass er zurückkommt", sagte sie, ohne Vorrede. „Monate. Jahre. Jeden Abend, jeden Morgen. Nicht bei Gott. Nicht bei ihm. Nur so. In den Raum. In mein Kissen. In die Küche. In die Luft. Ich hab mir gewünscht, ich könnte die Nacht wiederholen, nur mit einem anderen Ende."

Sie rieb mit dem Daumen über die Tasse, als müsse sie verhindern, dass der Rand bricht.

„Und irgendwann hab ich gemerkt, dass das nicht geht", sagte sie. „Überraschung. Also hab ich mir was anderes gewünscht: dass ich nicht anfange, die Sätze zu sagen, die er mir anbietet. ‚Es war besser so.' ‚Er war zu gut für diese Welt.' ‚Gott hat ihn zu sich genommen.' Das war mein neuer Wunsch. Jeden Tag. Nicht schlauer, nicht heiliger. Nur… ‚Bitte lass mich nicht so reden wie die anderen.'"

Sie sah kurz zu mir, als würde sie prüfen, ob ich mich erinnere, was sie mir dazu schon erzählt hatte.

„Und?“, fragte Roisin leise.

„Hat geklappt“, sagte sie. „Bis heute. Ich hab nie ‚Es war Gottes Wille‘ gesagt. Ich hab nie behauptet, ich hätte alles richtig gemacht. Ich hab nur gesagt: ‚Er ist nicht zurückgekommen.‘ Das ist mein ganzer Erfolg. Kein Wunder, keine Erlösung. Nur eine Geschichte, die nicht seine Sprache spricht.“

„Und was willst du dir jetzt wünschen?“, fragte Niamh.

„Dass ich das durchhalte, wenn ich alt bin“, sagte sie. „Noch älter. Wenn alle, die ihn gekannt haben, tot sind und nur noch ich übrig bin. Dass ich dann nicht anfange, es schönzureden, nur damit einer meine Geschichte in eine Predigt packen kann.“

Es war kein heroischer Wunsch. Kein „Ich will Gerechtigkeit“, kein „Ich will ihn brennen sehen“. Es war klein, trotzig, schmutzig.

Er würde es hassen.

Der Pfarrer hob die Hand, als wäre er wieder in einer theologischen Fakultät, in der man um das Wort bitten muss.

„Ich hab mir gewünscht, dass ich irgendwann eine Predigt halte, in der ich nicht eine einzige Floskel benutze“, sagte er. „Kein ‚Gott hat einen Plan‘, kein ‚Er prüft uns‘, kein ‚Wir verstehen es nicht, aber wir vertrauen‘. Nur Sätze, die keiner auf Tassen drucken will.“

„Und?“, fragte ich.

„Ich hab’s versucht“, sagte er. „Bei der Beerdigung des alten O’Malley. Der ist auf der Straße zusammengebrochen, Herz, nichts Spektakuläres. Ich stand am Altar und hab gemerkt, wie mir die Standardphrasen alle bereitstehen. Wie kleine Soldaten. Und ich hab sie weggeschickt. Einen nach dem anderen.“

Er nahm die Brille ab, rieb sich die Augen.

„Ich hab nur gesagt: ‚Er ist weg, und es tut weh. Und es gibt keinen Plan, der das besser macht. Wir können uns nur gegenseitig festhalten. Wenn es einen Gott gibt, sitzt er nicht mit einem Notizblock da und hakt an, ob wir das richtig finden.‘ Das war alles. Kein Trost, kein Happy End. Nur das.“

„Und wie hat er reagiert?“, fragte Roisin.

„Er hat die Orgel verstummen lassen“, sagte der Pfarrer. „Wirklich. Der Organist schwört, er hätte alles richtig gemacht, aber das Ding hat mitten im Lied aufgehört. Klang wie beleidigt. Ich habe es als Kompliment aufgefasst.“

Ein leises Lachen ging durch die Küche. Kein befreiendes, eher eins, das man aus Nervosität macht, wenn man merkt, dass man noch nicht tot ist.

Der Vogelmann räusperte sich. Das Geräusch klang, als hätte er lange nicht darüber nachgedacht, wie das geht, wenn andere zuhören.

„Ich hab mir gewünscht, dass die Krähen mich nicht mehr ignorieren“, sagte er.

„Haben sie vorher?“, fragte ich unvorsichtig.

„Ja“, sagte er. „Jahrelang bin ich da draußen rumgelaufen, hab Brotkrumen geworfen, gesungen, gepfiffen. Alles. Sie haben geguckt, als wären sie zu wichtig, um mich wahrzunehmen. Und ich hab mir gewünscht, dass wenigstens eine von ihnen mich ansieht wie einen, der dazugehört. Nicht wie einen, der stört.“

„Und?“, fragte Niamh.

„Dann hab ich aufgehört, ihnen was zu geben“, sagte er. „Hab mich einfach hingesetzt und geguckt. Keine Rufe, kein Futter. Einfach nur da sein. Nach fünf Tagen ist eine auf meinen Stiefel geflogen und hat mich angeschissen.“

Wir starrten ihn an.

„Das war der Moment“, sagte er ernst, „in dem ich wusste, dass ich angekommen bin. Sie haben mich behandelt wie jeden anderen Scheiß, der irgendwo rumliegt. Das war ehrlich. Keine Eingebildetheit mehr, kein Wunschdenken. Nur… Gleichbehandlung.“

Ich musste lachen. Richtig. Laut.

Der Pfarrer legte den Kopf in den Nacken und lachte mit, ein bisschen zu laut für seine Rolle.

„Und er?“, fragte Roisin. „Hat er versucht, dir was anzudrehen?“

„Natürlich“, sagte der Vogelmann. „Er hat mir eingeflüstert, ich könnte die Krähen benutzen. ‚Sie sehen Dinge, die du nicht siehst‘, hat er gesagt. ‚Sie bringen dir Nachrichten. Sie sind dein Netzwerk.‘ Ich hab ihm gesagt, er soll sich seine Netzwerke sonst wohin stecken. Ich wollte keine besonderen Vögel. Ich wollte nur nicht mehr der Einzige sein, der niemandem auffällt.“

„Und was wünschst du dir jetzt?“, fragte ich.

„Dass sie mich weiter behandeln wie Dreck“, sagte er trocken. „Dann weiß ich, dass sie nicht für ihn arbeiten.“

Die Küche füllte sich mit diesen schiefen, unfertigen Wünschen. Keine große Nummer dabei. Kein „Heil die Welt“, kein „Hol mir den Topf Gold her“. Alle drehten sich um kleine Dinge: eine Wahrheit nicht zu vergessen, sich nicht zu belügen, nicht vom Rand zu springen, nicht beim dritten Angebot „Ist doch egal“ zu sagen.

Ich merkte, wie in meinem Rücken etwas knirschte. Nicht im Holz. In ihm.

Er hörte zu.

Natürlich tat er das.

Er muss diese Nacht gehasst haben. Keine Verträge, keine großen Versprechen, nichts, woran er eine saubere Preis-Leistungs-Rechnung dranhängen konnte. Nur Leute, die sich unverschämt genug wünschten, dass sie bei sich bleiben, statt bei ihm.

„Du bist dran“, sagte Roisin schließlich und sah mich an.

„Ich hatte meinen Dreierabend schon“, sagte ich. „Ruhe, kurze Wege, Gleichgültigkeit. Ich hab alles abgelehnt. Das ist meine kleine Heldenerzählung. Reicht das nicht?“

„Nein“, sagte sie. „Das war Verteidigung. Jetzt willst du was.“

Alle sahen mich an. Mrs. Griffin mit müdem Respekt, der Pfarrer mit einer Art professioneller Neugier, Niamh mit dem Blick einer Frau, die jede Lüge riecht, bevor man sie ausspricht, Cian mit stiller Verbundenheit, der Vogelmann mit Krähenaugen, die auf einem anderen Niveau registrierten.

„Ich wünsch mir“, sagte ich schließlich, „dass ich nicht aufhöre, mich einzumischen, auch wenn’s peinlich wird.“

Stille.

„Konkreter“, sagte Roisin.

„Okay“, sagte ich. „Ich wünsch mir, dass ich bei der nächsten Sache, bei der alle sagen: ‚Geht mich nichts an‘, nicht mitmache. Egal, wie müde ich bin. Egal, wie sehr ich Angst hab, mich lächerlich zu machen. Egal, wie sehr er mir erzählt, dass ich mir damit nur Ärger einhandle. Ich will irgendwann sterben, ohne dass er sagen kann: ‚Du warst der perfekte Zuschauer.‘“

Der Satz stand im Raum, schwerer als ich gedacht hatte.

„Das wird ihm nicht gefallen“, sagte der Pfarrer.

„Sollen wir einen Toast darauf ausbringen?“, fragte Niamh und hob das Glas. „Auf unprofessionelle, ungeschützte, unmagische Wünsche.“

Wir stießen an. Nicht alle gleichzeitig, nicht hollywoodreif, eher chaotisch, mit klappernden Gläsern und ein bisschen verschüttetem Getränk.

Es war der unspektakulärste Wunschrunde der Welt.

Und gleichzeitig die gefährlichste, die er seit langem erlebt haben dürfte.

Weil niemand ihn erwähnt hatte.

Und trotzdem alles gegen ihn gerichtet war.

Als alle gegangen waren und die Küche wieder leer war bis auf Krümel und Tassen, blieb ich allein am Tisch sitzen.

Das Haus war still. Kein Rohr, keine Stimme, kein Zischen.

Nur ein vages, beleidigtes Ziehen im Gebälk.

„Du kannst Kleeblätter verbrennen“, sagte ich leise in die Luft. „Aber du kriegst es schwer mit Leuten, die sich was wünschen, ohne dir Bescheid zu sagen.“

Die Wand antwortete nicht.

Aber ich hatte das deutliche Gefühl, dass er gerade zum ersten Mal seit langem begriff, dass seine größte Bedrohung nicht in Münzen, Verträgen oder geheimen Türen lag.

Sondern in einer Handvoll Leute in einer zu kleinen Küche, die sich Dinge wünschten, die er ihnen gar nicht wegnehmen konnte, ohne sich zu zeigen.

Und zeigen ist das, was er am wenigsten mag.

Das Kleefeld hörte auf zu rauchen, aber es wurde nicht wirklich wieder grün. Selbst Tage später lagen die drei Brandkreise da wie Fragen, die keiner beantworten wollte. Die Leute fingen an, Umwege zu gehen. Nicht weil es verboten war, durchs Feld zu laufen – es war nur unbequem, plötzlich an etwas vorbeizumüssen, das aussah wie ein eingeprägtes „So nicht“.

„Er kriegt gerade das, was er am meisten liebt“, sagte ich zu Roisin, als wir vom Fenster aus beobachteten, wie eine Gruppe Kinder am Rand stehen blieb, wild diskutierte und dann doch den Weg über den Schotter nahm statt durchs Gras. „Aufmerksamkeit.“

„Er kriegt die falsche Sorte Aufmerksamkeit“, sagte sie. „Sie schauen hin und fühlen sich unwohl, aber sie finden keinen Satz, der ihnen erklärt, warum. Das ist gefährlich für ihn. Unbehagen ohne Floskel, daran kann er sich verschlucken.“

Ich war mir nicht so sicher. Unbehagen ohne Floskel war auch der Stoff, aus dem Schlaflosigkeit gemacht wurde. Und wenn einer wusste, wie man Leute so müde kriegt, dass sie irgendwann doch zur Standardversion greifen, dann er.

Am dritten Abend nach dem Brand war das Dorf merkwürdig wach. Lichter in Fenstern, in denen sonst zu der Uhrzeit nur noch Fernsehflackern zu sehen war. Stimmen in Gärten, die sonst still waren. Keiner sprach das Kleefeld an. Alle redeten über Wetter, Preise, Lieferengpässe, irgendwas. Man hörte ihm an, dass er an allem mit den Fingern drin hatte.

„Er kriegt sie in Bewegung“, sagte Cian, der mit einer Blechdose unterm Arm rüberkam, als wäre sie seine Teilnahmeberechtigung. „Nicht raus, nicht rein, nur im Kreis. Sie reden mehr, schlafen weniger und tun trotzdem nichts. Perfektes Biotop für seine Angebote.“

„Wir haben ihm eine große Nummer versaut“, sagte ich. „Die drei Wünsche. Er wird versuchen, die Masse zu kriegen, wenn der Einzelne nicht mehr mitspielt.“

„Dann brauchen wir einen Gegenzug“, sagte Roisin. „Etwas, das auch in Masse funktioniert.“

„Brot“, schlug ich vor. „Oder kostenloser Alkohol.“

„Geschichten“, sagte sie. „Bewegung. Sichtbarkeit. Er liebt es, wenn seine Arbeit im Schatten passiert. Was er hasst, ist, wenn Leute im Hellen anfangen, so zu laufen, dass man sieht, wer ihnen die Beine gestellt hat.“

„Du willst eine Prozession“, sagte Cian.

Ich lachte trocken. „Natürlich“, sagte ich. „Wir haben schon eine halbe Religion um ihn herum, da fehlen nur noch Kerzen und eine Marschroute.“

„Keine Kerzen“, sagte Roisin. „Hat er gerade genug benutzt. Keine Gesänge, keine Liturgie. Nur Leute, die nicht alleine durch ihre Angst spazieren.“

„Du willst, dass sie gemeinsam zum Kleefeld gehen?“, fragte ich.

„Ja“, sagte sie. „Nicht um zu beten. Um zu gucken. Und um nicht wieder mit einem ‚War bestimmt nur ein Unfall‘ nach Hause zu gehen. Solange sie einzeln dran vorbeischleichen, flüstert er ihnen seine Version ins Ohr. Wenn sie zusammen gehen, muss er lauter werden. Und je lauter er wird, desto mehr sehen ihn.“

„Das wird Ärger geben“, sagte ich. „Spätestens, wenn der Erste sagt, es sei Blasphemie, an einem Wochentag nach Einbruch der Dunkelheit in Gruppen rumzulaufen, ohne dass jemand eine Statue vorneweg trägt.“

„Gut“, sagte sie. „Ärger ist Bewegung. Bewegung heißt Reibung. Und Reibung erzeugt Licht. Sogar hier.“

Am nächsten Tag ging die Einladung los. Wieder keine Zettel, keine Durchsagen. Nur Sätze, fallen gelassen im richtigen Moment, auf dem Kirchplatz, im Laden, im Pub. „Wir gehen heute Abend zum Feld.“ „Nicht wegen ihm. Wegen uns.“ „Nur schauen. Nicht beten.“

Die Reaktionen reichten von „Was soll das bringen?“ bis „Ich komm, aber ich sag’s keinem“. Klassisches Dorfverhalten: halb neugierig, halb abergläubisch, ganz schlecht darin, sich rauszuhalten, wenn irgendwo etwas Ungewöhnliches geschieht.

„Es wird eine Prozession der Schatten“, sagte der Pfarrer, als er am Nachmittag kurz vorbeischaute. „Und bevor du mich falsch verstehst: Ich finde das gut.“

„Du kommst?“, fragte ich.

„Ich komme“, sagte er. „In Zivil. Wenn ich im Talar auftauche, macht er sofort Werbung mit mir.“

„Er wird so oder so Werbung machen“, sagte Cian. „Aber wenn du dabei bist, hat er weniger Spielraum, das später als ‚gruppendynamische Hysterie mit dämonischem Einfluss‘ zu verkaufen.“

„Er hasst es, wenn seine Feinde schon vorher über seine Pressearbeit nachdenken“, sagte Niamh.

Es war schon fast dunkel, als wir losgingen. Kein offizieller Startschuss, kein Glockenläuten, kein „Jetzt“. Es fing damit an, dass ein paar Leute zufällig zur gleichen Zeit zufällig denselben Weg nahmen. Man sah sich, nickte, ging weiter. Immer Richtung Feld.

Liam lief neben mir. Keine Kapuze heute, keine demonstrative Coolness. Er sah so aus, wie er war: müde Junge im falschen Alter für das, was hier passierte.

„Wenn das schiefgeht“, sagte er, „haben wir ihm eine perfekte Bühne gebaut. Alle auf einem Haufen, mitten in der Nacht, voller Angst und Wünschen. Er muss nur einmal kurz…“

Er machte eine Geste, als würde er einen Teppich unter jemandem wegziehen.

„Ja“, sagte ich. „Und wenn wir nichts machen, tut er es einzeln. In Küchen, im Bad, im Moor. Mir ist einmal lieber als zehnmal, und zwar da, wo wir ihn sehen können.“

Je näher wir dem Feld kamen, desto dichter wurde die kleine Menge. Leute, die sonst nie zur gleichen Zeit am gleichen Ort waren, standen Schulter an Schulter. Der Vogelmann, Seamus, dessen Gesicht aussah, als hätte es eine eigene Sturmwarnung verdient, Mrs. Griffin mit einer Jacke, die größer war als sie, Niamh mit einer Taschenlampe, die sie stur ausgeschaltet ließ, der Pfarrer ohne Kragen, der aussah, als hätte ihm jemand das sichtbare Teil seiner Rolle abgenommen, und er müsse jetzt entscheiden, ob noch etwas drunter ist.

Keiner sprach von ihm. Keiner sprach von den Blättern. Stattdessen: „Pass auf den Graben auf“, „Hast du die Kinder daheim gelassen?“, „Meine Knie werden mich dafür hassen.“

Die drei verbrannten Kreise zeichneten sich im schwachen Restlicht ab wie offene Augen. Keine Flammen mehr, kein Rauch. Nur schwarze, runde Stellen im Grün, die aussahen, als wäre dort etwas aus der Welt gefallen.

Wir blieben am Rand stehen. Keiner wagte sich direkt in die Kreise. Das musste nicht mal ausgesprochen werden, die Körper wussten es.

Es war still. Keine Grillen, kein Wind, kein Meer. Das Dorf stand um seine verbrannten Wünsche herum und tat nichts.

„Na los“, flüsterte etwas in meinem Kopf. „Sag es. ‚Er war’s.‘ Oder: ‚Es war nur ein Unfall.‘ Irgendwas. Aber lass es nicht so stehen. Leere ist gefährlich. Die fülle ich, wenn du es nicht tust.“

Ich wusste, dass das er war. Nicht mit eigener Stimme, eher wie ein Untertitel, der sich in jeden Gedanken schob.

Roisin trat einen halben Schritt vor. Nicht in den Kreis, nur näher ran. „Wir sind nicht hier, um eine Erklärung zu finden“, sagte sie. „Die würde er uns eh klauen. Wir sind hier, um nicht wegzusehen.“

„Wir sind auch nicht hier, um zu beten“, sagte Niamh. „Wer das will, kann morgen in die Kirche gehen. Heute wird geguckt.“

„Und gerochen“, murmelte Seamus. „Stinkt immer noch.“

„Genau“, sagte Cian. „Es soll stinken. Es soll in den Klamotten hängen, im Haar, in den Wänden. Dass keiner morgen so tun kann, als wäre das alles nur ein seltsamer Traum gewesen.“

Der Pfarrer räusperte sich. „Ich könnte jetzt etwas sehr Theologisches sagen“, meinte er. „Über Feuer und Läuterung und Prüfungen. Aber ich schlage etwas anderes vor: Wir halten

kurz die Klappe. Nicht vor Ehrfurcht. Vor Trotz. Damit er merkt, dass wir hier nicht sind, um ihm zu applaudieren.“

Also schwiegen wir.

Und zum ersten Mal seit langem fühlte sich Schweigen nicht nach Kapitulation an, sondern nach… Anwesenheit.

Keiner wich aus, keiner guckte auf sein Handy, keiner machte einen Witz, um die Spannung zu brechen. Selbst ich nicht, und das heißt was.

Man konnte fast hören, wie er suchte.

Nach einem Riss.

Nach einem Satz.

Nach einem Gesicht, das zuckt.

Nach einer Chance, seine Version drüberzulegen: „Ihr seid hier, weil ihr Angst habt. Ihr seid hier, weil ihr insgeheim hofft, ich tauche auf und mache eine Show. Ihr seid hier, weil ihr nichts anderes könnt, als vor Dinge zu stehen, die ihr nicht versteht, und euch zu wünschen, jemand nimmt euch die Entscheidung ab.“

Und zum ersten Mal hatte ich das Gefühl, dass er nicht recht hatte.

Ja, wir hatten Angst. Ja, wir verstanden nicht, wie genau Feuer in kreisförmigen Mustern auf Feldern beginnt. Aber wir waren nicht hier, um ihn zu rufen.

Wir waren hier, um uns gegenseitig daran zu erinnern, dass wir nicht sein Publikum sein mussten.

„Ich hab keine Lust, dass er mir irgendwann erzählt, ich hätte das hier nur geträumt“, sagte Mrs. Griffin leise. „Wenn ich morgen aufs Feld gucke, will ich wissen, dass ich heute Abend wirklich hier stand.“

„Du warst hier“, sagte der Pfarrer. „Und ich auch. Und die da. Und die Krähe da oben wahrscheinlich auch.“

Wir sahen nach oben.

Tatsächlich: Auf einem der Pfosten am Rand saß eine Krähe und guckte. Nicht dramatisch. Eher gelangweilt. Als hätte sie schon schlimmere Aufläufe gesehen.

„Wir gehen da jetzt nicht rein“, sagte Roisin. „Das wäre sein Traum: eine kleine Gruppe idealistischer Idioten, die im Dunkeln in seinen Kreisen herumstapft. Wir bleiben hier. Am Rand. Und wir merken uns, wie es aussieht. Damit wir, wenn er das nächste Mal versucht, einem Kind, einer Frau, einem Mann einzureden, es sei ‚nur Pech‘, etwas Konkretes im Kopf haben, das sagt: ‚Nein. Da war jemand. Und der stand nicht in deiner Bibel.‘“

Es war so schlicht, dass es fast enttäuschend wirkte. Keine Bannformel, keine Beschwörung, kein godlike Moment. Nur ein paar Leute, die sich weigerten, die Szene in die Schublade „komische Dorfgeschichte“ zu legen.

Und trotzdem hatte ich das Gefühl, dass in diesem Moment die Luft zwischen uns und ihm dünner wurde.

Nicht weil er näher kam.

Sondern weil er plötzlich sichtbar gegen eine Wand rannte, die er nicht kannte: eine Gruppe von Leuten, die nicht bereit waren, ihm die Deutungshoheit über das Feuer zu überlassen.

„Er hasst es, wenn man ihm keine Rolle gibt“, flüsterte Cian.

„Er hat eine“, sagte ich. „Er ist der, der sauer ist, weil wir hier stehen, ohne seinen Namen zu benutzen.“

Roisin drehte sich schließlich um. „Das reicht“, sagte sie. „Wir haben gesehen, was er verbrannt hat. Und wir haben beschlossen, dass wir trotzdem weiter wünschen. Mehr gibt’s für heute nicht.“

Einer nach dem anderen löste sich die Gruppe auf. Manche gingen in kleinen Grüppchen, manche allein. Keiner sagte „War ja doch nix“.

Auf dem Heimweg durch die Dunkelheit fielen mir die Schatten auf, die unsere Körper auf den Weg warfen. Verlängert, verzerrt, ineinanderlaufend.

„Siehst du?“, sagte Roisin neben mir. „Er schafft es nie, nur eine Person zu treffen. Du verbrennst was auf einem Feld, und plötzlich laufen zehn Schatten zusammen zurück ins Dorf. Er wollte uns auseinanderziehen. Jetzt haben wir eine Prozession. Aus Leuten, die wissen, dass sie denselben Rauch in den Haaren haben.“

„Die Prozession der Schatten“, sagte ich.

„Er wird versuchen, sie zu zerschneiden“, sagte sie. „Mit Angst, mit Floskeln, mit Angeboten. ‚Du hast nichts gesehen. Geh nach Hause. Vergiss das.‘“

„Und wir?“, fragte ich.

„Wir rollen ihm den Weg damit voll“, sagte sie, „dass keiner mehr alleine geht, wenn er anfängt zu reden.“

Das Haus empfing uns mit dem vertrauten Knacken im Gebälk. Es war nicht freundlich, aber auch nicht feindseliger als sonst. Eher beleidigt.

Die Zettel im Flur raschelten, als würden sie leise applaudieren.

„Er wird dir das nie verzeihen“, sagte Roisin, als wir im Halbdunkel stehenblieben.

„Was?“, fragte ich.

„Dass du heute Abend hingegangen bist, ohne von ihm etwas zu wollen“, sagte sie. „Keine Antwort, keine Lösung, keinen Deal. Du warst einfach nur da. Er hasst es, wenn jemand einfach nur da ist.“

Ich musste grinsen, obwohl mir nicht danach war.

Auf einmal ergab der Titel, der mir seit Stunden im Kopf herumspukte, Sinn. Nicht als Kapitelüberschrift, sondern als Beschreibung dessen, was das Dorf heute getan hatte:

Wir waren als Schatten losgegangen. Jeder für sich, jeder mit seinen eigenen Geschichten, Ängsten, Wünschen.

Und wir waren als Prozession zurückgekommen.

Nicht heilig. Nicht sauber. Nicht befreit.

Aber verbunden.

Und ich wusste, dass er das in seine Kalkulationen würde einbeziehen müssen.

Denn je mehr Schatten zusammenlaufen, desto schwerer ist es, sie in seine Lieblingsposition zu bringen: kniend, bittend, einzeln.

Diese Nacht würde nicht die letzte sein, in der er Feuer schickt, Stimmen aus Rohren, Angebote in Köpfen.

Aber ab jetzt würde er sich nicht nur mit Einzelnen anlegen müssen, die im Bad in den Spiegel starren.

Sondern mit einer ganzen Prozession, die gelernt hatte, dass man auch ohne Statue, ohne Regenbogen und ohne Kleeblatt zusammen laufen kann.

Er war nicht der Einzige mehr, der hier die Wege vorgab.

Und das, dachte ich, als ich die Treppe hochging, war vielleicht die gefährlichste Tatsache für ihn überhaupt.

Die Prozession der Schatten

Am nächsten Morgen war das Dorf wieder die alte, schlecht gelaunte Version von sich selbst – nur dass überall noch ein Rest von gestern in den Ecken klebte wie kalter Rauch. Niemand hatte offiziell beschlossen, dass das, was am Kleefeld passiert war, einen Namen brauchte. Also bekam es drei auf einmal: „der Spaziergang“, „das Theater“ und „die Sache gestern“.

„Ich hab gehört, ihr hättet da was organisiert“, sagte der Bäcker, als ich mein Brot holte. „So’n… Auflauf.“

„Wir sind spazieren gegangen“, sagte ich. „Die Luft war schön schwefelig.“

Er knurrte, so wie Menschen knurren, die sich nicht entscheiden können, ob sie sauer oder beeindruckt sind. „Man geht nicht nachts in Felder“, brummte er. „Dafür gibt’s den Tag.“

„Am Tag gehört das Feld ihm mehr“, sagte ich. „Nachts gehört es allen.“

Der Bäcker sah mich an, als hätte ich ihm gerade angeboten, Glutensteuer einzuführen. „Ihr macht ihm Spaß“, sagte er. „Er mag Leute, die glauben, sie könnten ihm auf der Nase rumtanzen.“

Das war die offizielle Dorfmeinung: Wir hatten ihn provoziert. Nicht, weil wir seinen Namen gerufen hätten – das hätte man noch für Folklore gehalten –, sondern weil wir uns geweigert hatten, seinen Brand als „Zufall“ abzulegen und stattdessen gemeinsam hingegangen waren.

„Prozession der Schatten“, murmelte Niamh später, als ich im Laden stand und so tat, als würde ich nur Milch kaufen. „Die einen sagen, es war ein Trauermarsch, die anderen, es wäre ein esoterischer Scheiß gewesen. Keiner sagt, dass es einfach nur eine Gruppe Leute war, die keinen Bock mehr hatte, alleine zu starren.“

„Er versucht, uns Kategorien unterzuschieben“, sagte ich. „Entweder sind wir fanatisch oder hysterisch oder dumm. Alles, solange wir nicht einfach… normal sind.“

„Normal ist sein Lieblingskostüm“, sagte sie. „‚So was macht man nicht‘ ist seine beste Arbeit. Jedes Mal, wenn jemand den Satz sagt, spart er sich eine Menge Energie.“

Draußen hörte man das übliche Gemisch aus Motoren, Geplapper und dem meckernden Ruf eines Mannes, der seinem Hund erklärte, dass er nicht schon wieder in den Graben springen solle. Der Alltag schob sich mit Absicht zwischen die Menschen und das Feld.

Nur die Schatten machten nicht mit.

Sie waren länger. Nicht physikalisch – die Sonne stand da, wo sie sonst auch stand –, aber es fühlte sich an, als würden sie sich nicht mehr benommen in die richtige Richtung legen. Manchmal lief einer an dir vorbei, und sein Schatten blieb einen Tick zu lange stehen, als wollte er prüfen, ob du ihm wirklich gehörst.

„Er mag nicht, dass Leute ihre Schatten vergleichen“, sagte Roisin, als wir auf der Bank vor dem Haus saßen und den Gehsteig beobachteten. „Gestern Abend hat er gesehen, wie zwanzig Stück auf einmal in dieselbe Richtung gegangen sind. Das hat seine Bilanz verhagelt.“

„Dafür sorgt er jetzt dafür, dass jeder wieder denkt, er wäre allein mit seinem“, sagte ich.

„Dann müssen wir ihm das Gegenteil beweisen“, sagte sie.

Wie immer hieß das nicht, dass wir eine große Rede planten. Es hieß: kleine, nervige Schritte. Gespräche, die zu lang dauern. Fragen, die niemand hören will. Momente, in denen man die Stille nicht auffüllt, damit er es nicht tun kann.

Liam tauchte auf, als hätte jemand seinen Namen ins Pflaster geritzt. Er schleppte seinen Rucksack, als hätte er darin einen besonders schweren Sinn fürs Leben versteckt.

„Sie reden schon“, sagte er, ohne Begrüßung.

„Natürlich“, sagte ich. „Das tun sie immer, wenn sie nicht wissen, was sie denken sollen.“

„Sie sagen, ihr hättet ihn geärgert“, sagte er. „Und dass er zurückbeißen wird. Meine Mutter meint, ich soll mich von euch fernhalten, sonst zieht er mich mit rein.“

„Zu spät“, sagte Roisin. „Er hatte dich im Programm, bevor wir überhaupt wussten, wie du heißt.“

Er ließ sich neben uns auf die Bank fallen. „Und was ist jetzt?“, fragte er. „Wir waren da. Wir haben geguckt. Wir haben nichts gesagt. Er hat’s gehasst. Und jetzt?“

„Jetzt fängt die eigentliche Prozession an“, sagte sie.

„Die was?“, fragte er.

„Gestern war nur der Gang zum Feld“, sagte sie. „Heute und morgen und übermorgen ist das, was danach kommt: Leute, die mit demselben Rauch im Haar durch das Dorf laufen und sich überlegen, ob sie so tun, als wäre nichts gewesen – oder ob sie anfangen, sich anzugucken, wenn es wieder losgeht.“

Liam sah auf den Boden. Sein Schatten lag vor seinen Füßen, länger als nötig, wie ein Hund, der nicht weiß, ob er bleiben oder weglaufen soll.

„Er hat in der Schule versucht, mir einen Spruch reinzudrücken“, sagte er.

„Er persönlich?“, fragte ich.

„Na ja“, sagte er. „Er war in der Stimme vom Mathelehrer drin. Der meinte: ‚Du siehst müde aus. Dich geht das da draußen nichts an. Lass das die Erwachsenen klären.‘ Und ich hab gemerkt, dass da was mitschwang. Dieses ‚Du bist nur Statist, mach keinen Ärger‘. Das klang sehr nach ihm.“

„Und was hast du gesagt?“, fragte Roisin.

„Nichts“, sagte er. „Ich hab genickt und mich hingesetzt. Und dann hab ich mich gehasst, weil ich nichts gesagt hab.“

„Du bist nicht verpflichtet, in jeder Stunde gegen ihn anzubrüllen“, sagte ich. „Sonst fällst du irgendwann vom Stuhl.“

„Aber genau das will er ja“, sagte Liam. „Dass ich irgendwann so müde bin, dass ich nicke, ohne zu merken, was ich da unterschreibe.“

Roisin sah ihn lange an. „Du bist gestern Abend mit allen zum Feld gegangen“, sagte sie. „Das war nicht als Statist. Du standst da, hast geguckt, hast gerochen, hast dich nicht rausgeredet. Das zählt mehr als ein cleverer Spruch im Unterricht.“

„Er mag clevere Sprüche“, sagte ich. „Die benutzt er gern später gegen einen. ‚Du hast doch damals so schön geredet, und trotzdem hast du nichts getan.‘“

Liam schwieg. Man sah ihm an, dass in seinem Kopf jemand mit Kreide an eine innere Tafel schrieb.

Später, als er weg war, kam der Pfarrer. Ohne Kragen, wieder. Langsam wurde das sein normaler Zustand, und ich fragte mich, ob ihm irgendwann jemand von oben sagen würde, dass er seine Uniformpflicht vernachlässigt.

„Ich habe heute Vormittag eine Beerdigung gehabt“, sagte er, kaum dass er saß. „Kleines Grab, großer Schmerz, wie üblich.“

„Und?“, fragte Roisin.

„Keiner hat eines seiner Sätze gesagt“, sagte er. „Nicht ‚Es war Gottes Wille‘. Nicht ‚Er ist an einem besseren Ort‘. Nicht ‚Es war halt sein Weg‘. Sie standen da, haben geheult, haben sich an den Händen festgehalten – und haben nichts beschönigt. Kein Wort für ihn. Kein Wort für seinen Geschmack.“

„Vielleicht haben sie gestern Abend zu lange auf das verbrannte Feld geguckt“, sagte ich. „Da vergeht einem die Lust auf schöngewaschene Tragödien.“

„Er hat versucht, reinzufunken“, sagte der Pfarrer. „Ich hab’s gemerkt. Dieses leise Drängen im Hinterkopf: ‚Sag’s doch. Sie brauchen das. Sie wollen die Sätze. Sie erwarten sie.‘ Und ich hab tief geatmet und gedacht: ‚Sie brauchen es nicht. Du brauchst es. Weil deine Geschichten dann weniger auffallen.‘“

„Was hast du gesagt?“, fragte Roisin.

„Nur: ‚Es ist schlimm. Und wir bleiben‘“, sagte er. „Nicht mehr. Nicht weniger.“

Ich musste mich am Tisch festhalten. Nicht, weil das so bahnbrechend klang, sondern weil es so wenig war – und gerade deshalb alles sprengte, was er sonst aus solchen Situationen machte.

„Er mag keine Leute, die bleiben“, murmelte ich. „Er mag Abgänge. Verschwinden. Türen, die zufallen.“

„Gestern sind wir hin“, sagte der Pfarrer. „Heute sind wir geblieben. Morgen…“

„Morgen wird er irgendwas Neues probieren“, sagte Cian, der in der Tür auftauchte, als hätte ihn jemand aus dem Staub gezaubert. „Er ist wie Wasser. Wenn du einen Weg zumachst, sucht er sich den nächsten. Und wenn du Pech hast, ist das die Ritze direkt daneben.“

„Welche Ritze ist als nächstes dran?“, fragte ich.

„Die, durch die ganze Dörfer laufen“, sagte Roisin. „Wir haben angefangen, als Gruppe zu gehen. Das mag er nicht. Also wird er versuchen, die Gruppe umzubauen. Vielleicht mit einem Zug. Vielleicht mit einem Unfall. Vielleicht mit einem Angebot, das klingt wie eine gute Idee für alle.“

„Zug?“, fragte ich.

„Bewegung auf Schienen“, sagte sie. „Nichts symbolisiert Massenbewegung so schön wie ein Zug. Alle steigen ein, keiner fragt, wer die Strecke geplant hat.“

„Es fährt hier kaum noch was“, wandte ich ein. „Einmal am Tag der verrostete Bummelzug nach Galway, mehr Romantik als Verkehrsmittel.“

„Genau“, sagte Cian. „Perfekte Bühne. Kaum jemand nutzt ihn. Keiner achtet drauf. Wenn da was passiert, kann man es als ‚alten Schrott‘ abtun. Oder als ‚Pech‘. Oder als ‚Schicksal‘. Sein Lieblingsportfolio.“

Ich sah sie nacheinander an. „Ihr wollt mir jetzt nicht erzählen, dass er sich vom Kleefeld auf die Schiene verlegt“, sagte ich.

„Er mag Linien“, sagte Roisin. „Wege, die einer für viele legt. Stege, Treppen, Rohre, Straßen, Bahngleise. Alles, wo viele Füße dieselbe Spur nutzen. Er liebt es, an so einer Stelle nur ein Detail zu kippen.“

„Dreizehn Schritte über dem Sumpf“, murmelte ich. „Dreizehn Schwellen, dreizehn Minuten Verspätung, dreizehn Leute im falschen Waggon…“

„Du wirst paranoid“, sagte ich zu mir selbst.

„Paranoid ist nur die unfreundliche Version von aufmerksam“, sagte Roisin. „Und ich fürchte, wir sind an einem Punkt, an dem wir uns nicht leisten können, unaufmerksam zu sein, wenn irgendwo Leute in eine Richtung geschoben werden.“

Draußen hörte man in der Ferne ein Zughorn. Lang, gequält, als müsste das Ding sich bei jedem Pfiff entschuldigen, dass es noch fährt. Die Strecke nach Galway, irgendwo hinter Hügeln und Moor, unsichtbar von hier – aber hörbar genug, um als nächstes Kapitel anzuklopfen.

Meine Schatten auf dem Boden überlappten sich mit Roisins und Cians.

Prozession.

Nicht mit Kerzen.

Mit Leuten, die begriffen, dass jeder Weg, auf dem mehrere Körper zugleich unterwegs sind, ein möglicher Spielplatz für ihn sein konnte.

Er würde versuchen, die Prozession aus dem Feld in einen Zug zu verlagern.

Und wir würden verdammt noch mal mitfahren müssen, wenn wir verhindern wollten, dass er aus einer Fahrt nach Galway seine nächste Lieblingslegende macht.

Der Ton des Zugs hing noch in der Luft, lange nachdem er verklungen war. So ein langgezogenes Heulen, das irgendwo zwischen Maschine und Tier stecken blieb. Früher hatte ich das für romantisch gehalten. Jetzt klang es wie eine Warnung, die keiner richtig verstand.

„Erzähl mir noch mal", sagte ich, „warum wir uns ausgerechnet mit Schienen anlegen sollen. Wir haben doch schon genug Baustellen: Rohre, Spiegel, Kleefelder, Leute mit kaputten Wünschen."

„Weil er Linien liebt", sagte Roisin. „Und weil es nur zwei Sorten Linien gibt, die ganze Orte bewegen: Straßen und Gleise. Straßen gehören den Autos, Gleise gehören ihm ein bisschen mehr. Da sitzt du drin und denkst, du hättest entschieden, mitzuhalten, dabei hat das Ding seine eigene Zeit. Seine eigene Logik. Seine eigenen Verspätungen."

„Er war schon Zug, bevor Diesel erfunden wurde", sagte Cian. „Boote, Karren, Pilgerzüge – Hauptsache, eine Gruppe bewegt sich in eine Richtung, und jeder glaubt, er hätte sich das freiwillig ausgesucht."

Ich dachte an den letzten Sommer, als der Zug nach Galway schon einmal in den Nachrichten gewesen war. Bremsversagen, hatte es geheißen. Keine Toten, nur Verletzte, ein paar gebrochene Knochen, ein kaputter Zaun, eine Menge Fotos von verdreckten, geschockten Gesichtern. Alle hatten von schlechtem Material geredet, von veralteter Technik, von Sparmaßnahmen. Niemand von jemandem, der aus Prinzip gerne an der richtigen Stelle schubst.

„Wir können nicht jede Bewegung im Ort überwachen", sagte ich. „Wir sind zu zweit. Also dreieinhalb, wenn man Cian mitzählt."

„Ich bin mindestens eineinhalb", protestierte der.

„Wir müssen nicht überwachen", sagte Roisin. „Wir müssen nur an den Stellen aufkreuzen, an denen er glaubt, dass keiner hinschaut."

„Am Bahnhof schaut nie einer hin", sagte Niamh später, als wir das Thema bei ihr auf den Tresen legten. „Die Leute kommen zu spät, rennen, sind mit ihren Taschen beschäftigt, ihren Handys, ihren schlechten Schuhen. Oder sie warten zu lange und glotzen ins Leere. Perfektes Publikum für seine Nummern."

„Wie oft fährt der Zug eigentlich noch?", fragte ich.

„Morgens eine Bahn Richtung Stadt, abends zurück", sagte sie. „Manchmal fällt eine aus. Offiziell wegen Personalmangel. Inoffiziell, weil die Strecke beleidigt ist."

„Wer fährt damit?", fragte Roisin.

„Die, die hier noch wegmüssen“, sagte sie. „Schüler, die in Galway auf die Schule gehen. Leute mit Jobs, für die dieses Kaff nicht reicht. Alte, die zum Arzt müssen. Und ab und zu ein paar Touristen, die glauben, sie hätten eine malerische Route gebucht, dabei haben sie nur ‚billig‘ angeklickt.“

Sie sah uns prüfend an. „Ihr wollt ernsthaft bei der nächsten Fahrt am Bahnsteig rumstehen und gucken, ob er irgendwo am Gleis lehnt?“

„Wir wollen sehen, ob er Leute drängt, sich anders hinzustellen als sonst“, sagte Roisin. „Oder in den letzten Waggon zu steigen. Oder im falschen Moment aufzuspringen.“

„Ihr werdet aussehen wie zwei schlecht bezahlte Sicherheitskräfte mit zu viel Fantasie“, sagte Niamh.

„Besser als gar keine“, sagte ich.

Am nächsten Morgen standen wir am Bahnsteig. Der Bahnhof war ein Witz – ein altes Betongebilde, ein Schild, das schief hing, ein Fahrkartenautomat, der schon mehr Graffiti gesehen hatte als tatsächlich gekaufte Tickets. Der Fahrplan war laminiert, aber nicht aktuell; eine Mischung aus Nostalgie und Verzweiflung hing in der Luft.

Ein paar Gestalten standen schon da. Eine Frau mit Kopftuch und Plastiktragetasche, ein Mann im Blaumann mit Ecke-Brot in der Hand, zwei Teenager mit Rucksäcken, die mehr über ihr Innenleben verrieten als jedes Gespräch, und ein Junge mit Kopfhörern, der so tat, als würde er uns nicht sehen.

Liam.

„Du hast Unterricht“, sagte ich.

„Später“, sagte er. „Heute hab ich offiziell das Fach ‚Züge beobachten, auf denen was schiefgehen könnte‘.“

„Steht das auf dem Lehrplan?“, fragte Roisin.

„Nur für die, die schon mal auf einem Steg standen“, sagte er.

Er sah nicht aus, als würde er gleich in Tränen ausbrechen oder heroisch jemanden vom Gleis zerren. Er sah aus wie ein Kind, das begriffen hat, dass es keine Erwachsenen mehr gibt, die „Ist schon okay“ sagen können, ohne zu lügen.

Der Zug war noch nicht da. Die Schienen lagen vor uns wie zwei dünne, beleidigte Linien, auf denen man nicht laufen durfte und die trotzdem alle Bewegungen im Dorf heimlich strukturierten.

„Was genau suchen wir?“, fragte ich. „Einen Schatten, der der Physik widerspricht? Eine Stimme aus dem Lautsprecher, die uns reinflüstert: ‚Steigt ein, ihr Süßen, es wird eine Fahrt‘?“

„Wir suchen Unentschlossenheit“, sagte Roisin. „Die Momente, in denen einer fast nein sagt und dann doch ja. Seine Lieblingsstelle. Der Fuß, der noch auf dem Beton steht, der Kopf

schon im Waggon. Die Hand am Geländer, die kurz zögert. Wenn er was drehen will, dann da.“

Der Zug kündigte sich an, bevor man ihn sah. Ein Rumpeln tief im Boden, ein metallisches Echo, das sich durch die Schienen zog. Dann der grollende Körper um die Kurve, müde, veraltet, aber noch nicht bereit, sich verschrotten zu lassen.

Die Menschen machten das, was Menschen an Bahnsteigen tun: Sie traten einen halben Schritt nach vorn oder hinten, je nachdem, wie sehr sie sich eingestehen wollten, dass sie Schiss haben. Sie ordneten ihre Taschen, überprüften ihre Tickets, taten so, als wären sie ganz woanders.

„Da“, sagte Roisin leise. „Siehst du?“

Ich folgte ihrem Blick.

Die Frau mit der Plastiktragetasche hatte beide Füße fest auf den Boden gepflanzt, aber ihre Schultern waren in Richtung Gleis geneigt. Ein minimaler Zug, als wäre da ein unsichtbarer Faden. Der Mann im Blaumann trat nervös von einem Bein aufs andere, als könnte er sich nicht entscheiden, ob er in den ersten oder letzten Waggon wollte.

Die Teenager blieben zusammen. Ihre Schatten überlappten sich, als hätten sie gestern Abend am Feld heimlich Übungen gemacht.

Liam stand direkt an der gelben Linie, die man nicht überschreiten sollte. Nicht drüber, aber nah genug, dass es mir nicht gefiel.

„Back“, sagte ich.

Er sah mich an. „Er flüstert gerade“, sagte er. „Ganz leise. ‚Mach einen Schritt nach vorn. Nur einen. Du musst nicht einsteigen. Nur mal sehen, wie es sich anfühlt, näher dran zu sein.‘“

„Und?“, fragte ich.

„Ich hab keine Lust, ihm noch mal einen Schritt zu schenken“, sagte er, und man sah, wie er bewusst einen halben nach hinten ging.

Der Zug bremste, das Quietschen zog einem fast die Zähne aus. Türen gingen auf, mit diesem altmodischen Schnaufen, das nicht Vertrauen schaffte.

Und dann sah ich es.

Nicht spektakulär. Kein grüner Blitz, kein glühendes Symbol auf dem Waggon. Nur eine Kleinigkeit: Die Anzeige über einer Tür flackerte. Dreimal. Nicht wie ein Wackelkontakt, mehr wie eine Entscheidung.

„Der da“, sagte Roisin. „Siehst du?“

Die Anzeige wechselte von „Reserviert“ zu „Frei“, dann kurz zu „Außer Betrieb“, dann wieder zu „Frei“. Jemand hatte am System gespielt. Oder etwas.

Genau vor dieser Tür stand der Mann im Blaumann. Er zögerte. Einen Herzschlag lang sah es so aus, als würde er sich umdrehen und nach einer anderen Tür suchen. Dann setzte sich in seinem Gesicht diese bekannte Maske fest: „Stell dich nicht so an, du hast einen Job."

Er stieg ein.

„Wenn heute was passiert, ist er im richtigen Abteil", sagte Cian hinter uns.

„Was soll passieren?", fragte ich. „Dass die Klimaanlage kaputtgeht? Dass er sein Pausenbrot vergisst?"

„Er muss nichts Entgleisen lassen, um die Geschichte zu bekommen, die er will", sagte Roisin. „Es reicht, wenn jemand einen Moment zu spät aussteigt. Oder zu früh. Oder gar nicht. Er lebt von beinahe-Unfällen, die danach niemand als solche erkennt."

Wir stiegen nicht ein. Das war der Deal. Wir gingen bis an die Türlinie, hielten die Luft an, suchten nach einem Druck in der Brust, einem Flüstern, einer klaren Einladung.

Nichts.

Der Zug fuhr an. Langsam, zögernd, als wäre er selbst unsicher, ob er heute unterwegs sein wollte. Die Gesichter im Fenster zogen an uns vorbei. Müde, genervt, konzentriert auf Bildschirme oder nichts.

Der Waggon mit der flackernden Anzeige rollte an uns vorbei. Ich konnte den Mann im Blaumann nicht sehen. Nur sein Spiegelbild, verzerrt im Glas, ein Umriss.

Für einen Moment hatte ich das Gefühl, dass sich etwas im Metall verzieht. Nicht sichtbar, nur spürbar. Wie ein Muskel, der kurz verkrampft und dann wieder loslässt.

Der Zug war weg. Die Schienen lagen wieder still.

„Nichts", sagte ich. „Keine Katastrophe, kein Wunder, keine Durchsage: ‚Danke, dass Sie heute nicht gestorben sind, weil zwei Bekloppte am Bahnsteig standen und geguckt haben.'"

„Seine Lieblingsvariante", sagte Roisin. „‚Es ist nichts passiert, also war nichts.' Auf Dauer gefährlicher als ein Unfall."

„Vielleicht hat er nur getestet", sagte Cian. „Ob wir hier stehen. Ob wir merken, wo er gern ansetzen würde."

Liam starrte auf die Gleise, als ob da eine Antwort läge. „Ich hab ihn kurz gespürt", sagte er. „Wie beim Steg. Dieses ‚Nur noch ein Schritt'-Gefühl. Aber… schwächer. Er war verwirrt."

„Worüber?", fragte ich.

„Dass wir zu viele waren", sagte er. „Er mag es, wenn einer zögert. Nicht, wenn fünf nebeneinander stehen und alle wissen, dass sie gerade beobachtet werden. Da kommt er durcheinander."

„Also machen wir weiter“, sagte Roisin. „Nicht dramatisch. Nicht mit Transparenten. Einfach nur: da sein. Wenn Züge fahren. Wenn Leute in Gruppen irgendwo hingehen. Wenn Schlangen an Kassen stehen. Wenn Türen aufgehen, hinter denen er gern steht. Prozession der Schatten heißt nicht, dass wir jede Nacht durchs Feld laufen. Heißt: Wir hängen an den Stellen rum, wo er damit rechnet, dass keiner Lust hat, hinzusehen.“

Ich seufzte. „Das ist kein glamouröser Job“, sagte ich.

„Er hat nie behauptet, dass es glamourös wird“, sagte Cian.

„Er hat behauptet, es sei egal“, sagte ich. „Und genau da fängt der Ärger an.“

Später am Tag erfuhren wir, dass der Zug pünktlich in Galway angekommen war. Keine Durchsage, kein Zwischenfall, kein Medienfutter. Der Mann im Blaumann hatte seinen Job erreicht, die Frau mit der Plastiktüte ihren Termin, die Teenager ihren Unterricht, der Junge mit den Kopfhörern irgendeine Haltestelle, an der er zu spät ausgestiegen war, aber das lag nicht an ihm.

Das klingt nach einem Sieg, ich weiß. Kein Crash, keine Toten, keine Story. Aber irgendwas in mir war unzufrieden.

„Er wird wiederkommen“, sagte ich abends im Wohnzimmer. „Nicht nur am Gleis. Überall, wo Menschen in eine Richtung geschoben werden – in Zügen, in Kirchen, in Läden, in Feldern.“

„Ja“, sagte Roisin. „Er wird immer wieder versuchen, die Prozession zu übernehmen. Mal mit Feuer, mal mit Angeboten, mal mit Müdigkeit. Unsere Aufgabe ist nicht, jeden Weg zu blockieren. Unsere Aufgabe ist, nicht zuzulassen, dass er als einziger sagt, wohin sie führen.“

Die Schatten an der Wand waren länger als sie sein sollten. Vielleicht nur wegen der billigen Lampe. Vielleicht, weil heute so ein Tag war, an dem man das Gefühl hatte, man würde etwas begleiten, das größer war als man selbst.

Nicht als Held.

Als jemand, der stur genug ist, sich neben andere zu stellen, wenn sie irgendwohin gehen, ohne zu wissen, ob die Strecke sicher ist.

Es war keine Prozession mit Kerzen, keine mit Gesängen, keine mit geschlossenen Augen.

Es war eine Prozession von Schatten, die begriffen hatten, dass sie nicht mehr nur die Verlängerung von Einzelnen waren.

Sondern eine Art Kollektiv, das ihn zwang, bei jedem Schritt mitzuzählen.

Und wenn es etwas gibt, das er auf Dauer nicht leiden kann, dann ist es das:

Dass er nicht mehr allein der ist, der bestimmt, welche Schritte wichtig sind und welche nicht.

Wir wurden zu Bahnhofsmöbeln. Das merkte ich daran, dass der Mann vom Kiosk irgendwann aufhörte zu fragen, ob wir was kaufen wollen, und anfing, uns mit einem Nicken

zu begrüßen, als wären wir Teil der Ausstattung: Ticketautomat, Papierkorb, zwei Gestalten mit zu viel Blick auf die Gleise.

„Noch ein paar Tage“, murmelte Roisin, „und sie malen uns auf den Lageplan.“

„Als was?“, fragte ich. „Als Sicherheitspersonal oder als Warnhinweis?“

„Als unbequeme Anmerkung“, sagte sie und zog den Kragen ihrer Jacke hoch. „Fußnote am Rand der Strecke.“

Es passierte nichts. Der Zug fuhr morgens raus, abends rein, keuchend, pfeifend, manchmal mit Verspätung, aber ohne Spektakel. Die Anzeige flackerte ab und zu, aber nicht mehr als bei jedem anderen maroden Bahnhof des Landes. Die Leute stiegen ein, stiegen aus, stöhnten über Preise, Lärm und Sitze.

Er war da. Natürlich war er da. In den Zögermomenten. Im kurzen Blick zur Uhr, wenn jemand überlegte, ob er den Zug überhaupt noch kriegen wollte. In dem „Ist doch egal, der nächste kommt auch“-Gedanken, den man in Gesichtern lesen konnte, wenn jemand beschloss, umzudrehen.

Aber er hielt sich zurück.

So zurück, wie jemand es eben schafft, der allem, was sich bewegt, aus Prinzip gerne ein Bein stellt.

„Das ist nicht seine Bühne“, sagte Cian nach ein paar Tagen. „Noch nicht. Das ist nur sein Probenraum.“

Die eigentliche Aufführung kündigte sich an wie alles hier: mit einem Zettel, der schief hing.

Eines Morgens klebte am Bahnhof ein laminiertes Blatt Papier, an dem die Feuchtigkeit schon knabberte. Die Überschrift war fett gedruckt, als wolle sie verbergen, dass der Rest in Verwaltungsdeutsch ertränkt worden war.

„Einstellung des Linienbetriebs“, las Roisin laut. „Ab dem …“

Sie stockte.

„Ab wann?“, fragte ich.

„Ab in zwei Wochen“, sagte sie. „Die Strecke wird aus Kostengründen nicht mehr regulär bedient. Ersatzverkehr nach Bedarf. Für die Fahrgäste wird es einen letzten Zug nach Galway geben. Abschiedsveranstaltung mit…“

Sie verzog das Gesicht. „Mit Live-Musik.“

„Er liebt es, wenn man ihn mit Blaskapellen tarnt“, sagte ich trocken.

Ich nahm ihr das Blatt aus der Hand. Amtsdeutsch, Zahlen, Zeiten. Und dann der Satz, der mir in die Augen brannte:

„Die Gemeinde lädt herzlich ein, den letzten Zug nach Galway gemeinsam zu nutzen und der Linie in angemessenem Rahmen Lebewohl zu sagen.“

„Gemeinsam“, sagte Roisin. „‚Angemessen‘. ‚Lebewohl‘. Ich kann ihn lachen hören.“

Es war, als hätte jemand auf seine Vorliebenliste geschaut und die passenden Schlagworte angekreuzt: letzte Fahrt, alle zusammen, ein bisschen Nostalgie, ein bisschen Alkohol, ein bisschen „So war das früher“. Ein Zug voller Leute, die glauben, sie wären bei einem Fest – und in Wahrheit auf einer seiner Prozessionen mit reservierten Plätzen.

„Wenn er sich eine Bühne bauen dürfte“, sagte Cian, der den Zettel jetzt auch las, „würde sie genau so aussehen. Letzte Chance, kollektive Rührung, jede Menge Gelegenheiten für kleine Entscheidungen, die später aussehen wie großes Schicksal.“

„Vielleicht ist es wirklich nur Sparpolitik“, sagte ich halbherzig.

Beide sahen mich an, als hätte ich vorgeschlagen, ihm einen Blumenstrauß zu schicken.

„Sparpolitik ist sein zweitliebstes Kostüm“, sagte Roisin. „Nach ‚höhere Gewalt‘.“

Das Dorf reagierte, wie Dörfer reagieren, wenn man ihnen etwas wegnehmen will, das sie die meiste Zeit über ignoriert haben.

„Eine Schande“, hieß es an der Theke. „Früher war der Zug unser Anschluss an die Welt.“

„Wer fährt denn noch?“, konterte jemand. „Die meisten sitzen doch lieber in ihren Autos und stau’n vor Galway.“

„Aber dass er einfach so gestrichen wird…“, murmelte eine ältere Frau mit einem Tonfall, der verriet, dass in ihr eine Generation sprach, für die Züge immer noch nach Aufbruch rochen.

„Wir machen was draus“, sagte Niamh im Laden und deutete mit dem Kinn auf den Zettel, den jetzt sogar sie an die Pinnwand gesteckt hatte. „Letzte Fahrt. Alle rein, die können. Einmal noch Rattern, Quietschen, Sitze, die nach altem Schweiß riechen. Danach können wir uns wenigstens nicht einreden, wir hätten nicht Abschied genommen.“

„Er wird es lieben“, sagte ich zu ihr, als wir allein waren.

„Und du?“, fragte sie.

Ich wusste, was sie meinte. Es war eine Sache, am Rand zu stehen und zu beobachten, wie Leute sich auf eine Bühne schieben lassen. Eine andere, sich selbst mit draufzusetzen, in dem Wissen, wer im Hintergrund die Regie führt.

„Wir müssen da drauf“, sagte Roisin später in der Küche, als das Haus ruhig war und die Zettel im Flur leise murmelten.

„Wer ist ‚wir‘?“, fragte ich.

„Du, ich, Cian“, sagte sie. „Liam, wenn er es trotzdem macht, ob wir wollen oder nicht. Der Pfarrer, wenn er den Mut hat. Vielleicht Mrs. Griffin. Vielleicht der Vogelmann. So viele wie möglich, die wissen, dass das kein nostalgischer Ausflug ist.“

„Oder wir bleiben weg und versuchen, das Feld zu halten“, sagte ich. „Hier. Kleefeld, Haus, Kirche, Laden. Vielleicht ist es besser, wenn wir ihn da erwischen, wo er herkommt, nicht am Ende der Schienen.“

„Er wird das nicht nur am Ende spielen“, sagte sie. „Er wird die Fahrt selbst benutzen. Einen Moment hier, einen Blick da, einen Griff nach der Notbremse, eine Entscheidung im Waggon. Du kannst den Ausgang nicht sichern, wenn du nicht siehst, was unterwegs passiert.“

Ich stellte mir vor, wie das aussehen würde: ein Zug voller Dorfbewohner, darunter eine Handvoll Leute, die zu viel wussten. Eine Mischung aus Klassenfahrt und Beerdigung, mit dem Wissen, dass da jemand mitzählen würde, wie viele Schritte jeder im Gang macht, wie lange jemand an der Tür zögert, wie oft jemand auf die Uhr sieht und sich fragt, ob er überhaupt hätte einsteigen sollen.

„Wir werden aussehen wie eine schlechte Komödie“, sagte ich. „Die Wächter des Regionalverkehrs, bewaffnet mit Misstrauen und schlechtem Kaffee.“

„Er hat schon bessere Gegner gehabt“, sagte Roisin. „Und bessere Statisten. Das hier könnte ihn wirklich nerven.“

Liam erfuhr von der Abschiedsfahrt, bevor wir ihn überhaupt warnen konnten. Natürlich. Kinder wissen immer zuerst, wann irgendwo etwas kostenlos oder halbwegs verboten ist.

„Alle aus meiner Klasse wollen mit“, sagte er. „‚Ein letztes Mal Rattern‘, sagen sie. ‚Selfies im Zug, bevor er weg ist.‘ Ich hab gesagt, ich weiß noch nicht. Und sie haben geguckt, als hätte ich gesagt, ich fände Regen doof.“

„Du willst“, sagte ich. Es war keine Frage.

Er nickte. „Ich will sehen, was er macht“, sagte er. „Ich will sehen, ob ich den Moment merke, in dem er versucht, eine Geschichte draus zu machen. Ich hab keine Lust, später im Pub zu sitzen und seine Version zu hören, ohne zu wissen, was wirklich war.“

„Du weißt, dass das nicht ungefährlich ist“, sagte Roisin.

„Es war auch nicht ungefährlich, auf den Steg zu gehen“, sagte er. „Damals wusste ich es nicht. Diesmal weiß ich es. Das ist was anderes.“

Ich konnte ihm schlecht erklären, dass Wissen nicht automatisch Schutz bedeutet. Wenn dem so wäre, wären wir längst aus dem Haus ausgezogen.

„Bedingungen“, sagte Roisin. „Wenn du mitfährst, fährst du nicht allein. Kein Gang im Zug ohne, dass einer von uns in Sichtweite ist. Kein Rumlaufen auf eigene Faust, keine heroischen Aktionen an Türen, keine Tests, wie dicht man an die Kante darf.“

„Ich bin nicht mehr fünf“, sagte er.

„In seinem System bist du das“, sagte sie. „Für ihn bist du ‚der Junge, der sich beweisen will‘. Diese Rolle kriegst du schwer wieder los. Also halten wir ihn davon ab, dir ein neues Drehbuch zu schreiben.“

Der Pfarrer brauchte länger, bis er sich äußerte. Er kam ein paar Tage später vorbei, setzte sich an unseren Tisch, als wäre er auf einem informellen Tribunal geladen.

„Die Leute erwarten, dass ich mitfahre“, sagte er. „‚Sie müssen doch dabei sein, wenn wir Abschied nehmen‘, sagen sie. ‚Sprechen Sie ein paar Worte.‘“

„Wirst du?“, fragte ich.

„Ich werde einsteigen“, sagte er. „Ich weiß noch nicht, ob ich was sage. Wenn ich den Mund aufmache, ist die Gefahr groß, dass einer von euch mich hinterher an die Wand nagelt, weil ich ihm unbewusst eine Pointe serviert habe.“

„Ich nagel keinen Pfarrer an Wände“, sagte ich. „Das wäre dieses Mal wirklich ein bisschen zu viel Symbolik.“

Der Vogelmann stand eines Abends in der Küche, nahm sich ungefragt ein Brot und sagte zwischen zwei Bissen: „Ich fahre mit. Krähen mögen Züge. Die sitzen gern auf Oberleitungen und gucken zu, wie ihr euch einredet, ihr wärt unterwegs wohin, dabei dreht ihr euch nur im System im Kreis.“

„Du glaubst, du kannst uns was sagen, wenn du siehst, wie die Krähen sich verhalten?“, fragte ich.

„Krähen wissen, wenn sich was ändert“, sagte er. „Und sie wissen, wer ihnen heimlich Futter hinwirft und wer sie nur benutzt, um ein schlechtes Omen draus zu machen.“

Es war wie damals beim Kleefeld. Nur größer. Diesmal gab es eine offizielle Route. Einen Fahrplan. Eine Uhrzeit, an der wir an einem Bahnhof stehen würden, ohne behaupten zu können, wir wären zufällig vorbeigekommen.

„Er liebt das Wort ‚Letzter‘“, sagte Roisin am Vorabend. „Letzter Zug. Letzte Chance. Letzte Beichte. Letzte Stufe. ‚Wenn du jetzt nicht…‘ – das ist sein Lieblingsanfang. Du kannst Leute mit kaum etwas so effektiv in Panik versetzen wie mit ‚Wenn du diese Gelegenheit verpasst, kommt keine zweite.‘“

„Vielleicht ist das hier zum ersten Mal wahr“, sagte ich. „Vielleicht ist es wirklich die letzte Gelegenheit, ihm in diesem Zug dazwischenzufunken. Wenn die Strecke dicht ist, sucht er sich neue Wege.“

„Er hat unendlich viele Wege“, sagte sie. „Aber dieses Mal kann er sich nicht rausreden. Wenn auf einem Zug ‚Letzter‘ steht und etwas passiert, kann er nicht so tun, als wäre das alles bloß eine unglückliche Verkettung. Das Wort allein ist ein Mitspieler. Das mag er nicht. Wörter, die ihm nicht gehören, nerven ihn.“

In der Nacht vor der Fahrt schlief ich schlecht. Nicht wegen Visionen von entgleisenden Zügen oder blutigen Schienen. Sondern wegen etwas viel Langweiligerem: der Angst, dass er uns keine spektakuläre Szene liefern würde. Dass er uns in einen völlig ereignislosen Zug

setzt, alle heile in Galway ankommen und wir hinterher dastehen wie Leute, die in Regenjacken auf Sonnenschein vorbereitet sind.

„Das wäre sein perfekter Sieg“, sagte ich im Dunkeln zur Decke. „Uns dazu zu bringen, überall Gefahr zu sehen, und dann nichts zu tun, damit wir uns irgendwann selber für hysterisch halten.“

„Dann ist unsere Aufgabe nicht, einen Unfall zu verhindern“, sagte Roisin aus dem Halbdunkel des Türrahmens. „Unsere Aufgabe ist, nicht zu vergessen, dass wir nicht eingestiegen sind, weil wir eine Show wollten. Sondern weil er seit Jahren mit Zügen, Wegen, letzten Chancen arbeitet und wir nicht mehr zuschauen wollen, wie er sich allein die Zuschauer aussucht.“

Am Morgen roch die Luft nach zwei Dingen: Regen in Vorbereitung und Metall.

Der Bahnhof war voller als sonst. Kinder, die taten, als sei es ein Ausflug. Alte, die taten, als würden sie nur so tun, als wäre es ihnen wichtig. Menschen mittleren Alters, die aussahen, als hätten sie schlechte Laune, egal, ob ein Zug fährt oder nicht.

Der Regionalzug stand schon da. Etwas sauberer gewaschen als sonst, mit einem lächerlichen Banner an der Seite: „Danke für viele gemeinsame Jahre“.

„Er würde sich daran verschlucken“, murmelte ich. „Er hasst Dankbarkeit, die nicht an ihn adressiert ist.“

Unsere kleine Gruppe sammelte sich ohne Absprache. Liam, der Pfarrer, Niamh, Cian, der Vogelmann, Mrs. Griffin mit einer Tasche, die größer war als ihr Mut, und Roisin und ich. Keine Uniformen, keine Abzeichen. Nur Blicke.

„Na dann“, sagte Roisin. „Einmal noch Schienen unter den Füßen, bevor er die Strecke für sich allein kriegt.“

Wir stiegen ein.

In diesem Moment, kurz bevor die Tür sich schloss, hatte ich den deutlichen Eindruck, dass etwas in den Leitungen, im Metall, im Raum dahinter die Luft anhielt.

Nicht, weil wir ihm in die Falle gingen.

Sondern, weil wir ihm ausnahmsweise nicht die Besetzung überließen.

Die Prozession der Schatten hatte sich in einen Zug gesetzt.

Und egal, was auf dieser Strecke passierte – ab jetzt würde er nicht mehr behaupten können, dass niemand hingesehen hatte.

Der letzte Zug nach Galway

Der erste Eindruck im Zug war: zu sauber. Nicht klinisch, nicht neu – eher dieses aufgesetzte Aufgeräumt, wie wenn man eine Messiewohnung schnell oberflächlich aufräumt, weil Besuch kommt. Die Sitze waren noch dieselben fleckigen, durchgesessenen Dinger wie immer, aber irgendwer hatte versucht, ihnen mit einem feuchten Lappen Würde einzupolieren. Es roch nach einer Mischung aus billigen Reinigern und altem Stoff, darüber der Metallatem der Heizung, die entweder aus oder zu sehr an war, man konnte es nie genau sagen.

„Er hasst frische Putzmittel“, murmelte Roisin. „Die überdecken seinen eigenen Geruch. Der alte Staub, das alte Metall, das ist sein Parfüm. Das hier wirkt, als hätte jemand versucht, ihm eine Fremdmarke aufzudrücken.“

Die Leute suchten sich ihre Plätze mit der Ernsthaftigkeit eines Rituals. Alte setzten sich ans Fenster, als hätten sie ein Recht auf Aussicht; Kinder versuchten anfangs, gegeneinander zu gewinnen, wer weiter hinten sitzen durfte, bis irgendeine Mutter eine Stimme benutzte, die keine Diskussion kannte. Der Pfarrer blieb bewusst im Gang stehen, als würde er noch überlegen, ob er nicht doch wieder aussteigt.

„Sitz“, sagte Niamh, stieß ihm mit der Hüfte einen Platz frei und setzte sich selbst gegenüber. „Wenn du im Gang bleibst, sieht es so aus, als würdest du auf einen Unfall warten.“

Cian rutschte in einen Vierersitz, legte die Hand an die Fensterkante, als würde er Temperatur messen. „Alt“, diagnostizierte er. „Verärgert. Und nicht in der Stimmung, noch Jahrzehnte Dienst zu tun.“

Der Vogelmann wählte den Platz am Drehgestell, direkt über den Rädern. „Ich mag das Rumpeln“, sagte er. „Er erinnert mich daran, dass das hier Metall ist, kein Schicksal.“

Liam blieb zuerst mitten im Gang stehen. Man sah, wie in seinem Kopf jemand Platzkarten verteilte: „Hier bist du sicher“, „Hier bist du im Weg“, „Hier wird’s interessant“.

„Neben mir“, sagte ich, bevor er zu lange nachdenken konnte. „Jemand muss mich daran erinnern, nicht permanent nach Zeichen zu schauen.“

„Du wirst trotzdem nach Zeichen schauen“, sagte er, setzte sich aber. „Ich kann höchstens dazwischenreden.“

Der Zug war voll, aber nicht bis zur Übelkeit. So ein „Wir sind alle da, aber keiner will es zugeben“-voll. Touristen mit glänzenden Jacken, die nicht zum Ort passten, Alte mit Einkaufstaschen, junge Gesichter, die aussahen, als wären sie schon seit Jahren müde.

Über den Sitzen liefen diese kleinen Leuchten mit reserviert / frei / ausfallend. Heute zeigten sie alle artig „frei“. Keine flackernde Anzeigetafel über einer bestimmten Tür. Keine Hervorhebung. Als hätte er beschlossen, uns nicht mit seiner Lieblingsnummer zu empfangen.

„Er tut so, als wäre das hier nur Transport“, murmelte Roisin. „Das ist verdächtig.“

Die Lautsprecher knackten. Dieses alte, vertraute Kratzen, als würde irgendwo eine Maus an einem Kabel nagen. Dann die Stimme des Zugführers, übermüdet höflich: „Meine Damen und

Herren, willkommen im letzten Zug auf dieser Strecke nach Galway. Wir freuen uns, dass Sie mit uns reisen. Bitte achten Sie darauf, dass…“

Ich hörte die Worte, aber ich hörte mehr, dass da etwas anderes mithörte. Wie ein zweiter Atem in der Leitung. Kein Flüstern, kein klarer Zusatzsatz. Nur eine Betonung, die nicht dem Mann vorne gehörte: „…letzten Zug…“

Das Wort hing einen Moment länger in der Luft als der Rest. Ein bisschen zu schwer. Als würde jemand es gern fett markieren.

Liam stieß mich leicht mit dem Ellenbogen an. „Hast du’s gehört?“

„Ja“, sagte ich. „Er genießt das Wort. Wie immer, wenn es um ‚letzte‘ Chancen geht.“

Der Zug setzte sich in Bewegung. Erst nur ein Ruckeln, dann dieses tiefe, körperliche Brummen, das von den Schienen in die Knochen stieg. Man merkte, wie im Waggon eine Welle durch die Körper ging – die automatische Anspannung, die jeder hat, wenn sich etwas in Bewegung setzt, ohne dass man selbst die Hand am Steuer hat.

„Er liebt diesen Moment“, sagte Cian leise, schräg von gegenüber. „Wenn alles losfährt und keiner mehr ohne Aufwand rauskommt. Die paar Sekunden, in denen alle gleichzeitig merken, dass es jetzt schwieriger wird, umzukehren.“

„Nicht hilfreich“, murmelte ich.

Die Landschaft setzte sich in Streifen um uns herum in Bewegung. Häuser, Mauern, graue Flecken von Vieh, die so taten, als seien sie Überreste vergangener Geschichten. Das Meer war weit genug weg, dass man es nicht sah, aber man wusste, es war da. Wie er.

„Ich spüre… nichts Spektakuläres“, sagte Liam nach ein paar Minuten. „Nur dieses… Grundrauschen. Dieses ‚Wenn du willst, kann ich daraus was machen‘.“

„Er wartet“, sagte Roisin. „Er hat eine ganze Strecke mit Zeit und Schienen, warum sollte er alles am Anfang verballern? Er ist ein Profi. Der spart sich die guten Szenen auf.“

Ein paar Reihen vor uns versuchte eine Familie, aus der Fahrt eine Art Feier zu machen. Chips, eine Thermoskanne, eine dieser quäkenden Bluetooth-Boxen, aus der Musik sickerte, die irgendwie immer gleich klang. Der Vater redete zu laut, die Mutter lachte zu hoch, die Kinder kippten zwischen Nervosität und Überdrehtheit.

„Warum sind wir überhaupt hier?“, hörte ich eines der Kinder fragen. „Wir könnten auch mit dem Auto fahren.“

„Es ist Tradition“, sagte der Vater. „Dies ist der letzte Zug, da fährt man mit. Das macht man so.“

Das war Musik für ihn.

„Das macht man so.“ Keine drei Worte, die er lieber hört.

Die Lautsprecher knackten wieder. Dieses Mal wars nur eine Durchsage über einen technischen Halt, der kürzer sein sollte als ein Gebet und länger als ein Atemzug.

„Wir halten außerplanmäßig in Drumcree“, sagte die Stimme. „Ein paar Minuten. Danach geht es regulär weiter.“

„Drumcree?“, flüsterte Niamh. „Da hält er sonst nie.“

„Heute schon“, murmelte Roisin. „Heute ist vieles ‚außerplanmäßig‘, das ihm in die Hände spielt.“

Ich merkte, wie mein Kopf sich automatisch an die doppelte Buchführung machte: Offiziell konnte es tausend Gründe geben. Technische Tests, Formalitäten, irische Bahnrealität. Inoffiziell war es eine perfekte Gelegenheit für ihn, unterwegs eine Szene zu platzieren, die sich später als Zufall verkaufen ließ.

„Wir müssen aufpassen, nicht bei jeder Kleinigkeit ‚er!‘ zu brüllen“, sagte ich halblaut. „Sonst lachen wir irgendwann über uns selbst und er muss das nicht mal tun.“

„Wir brüllen nicht“, sagte Roisin. „Wir gucken, wer zögert. Wer an der Schwelle hängt. Und was er ihnen in dem Moment anbietet.“

Der Zug langsamerte. Draußen tauchte ein winziger Bahnhof auf, der eher aussah wie ein vergessener Bretterverschlag mit Schild. Drumcree. Ein Bahnsteig, zwei Lampen, ein Automatenkasten, der wahrscheinlich seit elf Jahren nicht mehr funktioniert hatte.

Die Türen zischten. Ein Hauch kalter Luft kam rein, gemischt mit dem Geruch von nasser Erde und Zigarettenrauch. Niemand stieg aus. Niemand stieg ein. Ein Geisterhalt.

„Sehr symbolisch“, murmelte der Pfarrer. „Wir halten in einem Ort, in dem keiner zu sehen ist. Perfekter Platz für unsichtbare Verhandlungen.“

Ich merkte, wie meine Hände in den Taschen schwitzten. Nicht, weil etwas Sichtbares passierte. Sondern, weil es sich anfühlte, als würde im ganzen Waggon eine unsichtbare Liste herumgereicht: „Wer bereut, eingestiegen zu sein? Wer würde jetzt lieber aussteigen? Wer denkt, dass er die falsche Entscheidung getroffen hat?“

Das war sein Terrain.

Dem Jungen mit der Bluetooth-Box fiel das Ding runter, das Plastik schepperte, der Sound brach ab. Drei Leute zuckten zusammen, als hätte jemand eine Waffe durchgeladen.

„Nur Musik“, sagte die Mutter. „Alles gut.“

Alles gut.

Er schnurrte bei solchen Sätzen.

Ich zwang mich, aufzustehen und den Gang entlangzugehen. Nicht, weil ich musste. Weil ich sehen wollte, ob irgendwo diese typische Verdichtung in der Luft lag, die er hinterließ, wenn er besonders konzentriert war.

An einem Platz nahe der Tür saß ein Mann allein, etwa in meinem Alter, mit einem Koffer, der zu groß für einen Tagesausflug war und zu klein für eine Flucht. Er starrte auf die Anzeige über der Tür, die immer noch „Drumcree“ zeigte, obwohl wir längst hätten weiterfahren können. Seine Hand lag auf der Notbremse. Nicht so, dass es auffiel – aber nahe genug, dass ich einen leisen Stich spürte.

„Wenn du jetzt ziehst, hast du eine Geschichte“, hörte ich ihn denken. Vielleicht war es seine Stimme. Vielleicht seine. Vielleicht beides. „‚Ich hab den letzten Zug nach Galway angehalten.‘ Du willst doch nicht einfach nur mitfahren wie alle anderen.“

Ich blieb stehen, so, dass ich im Augenwinkel zu sehen war, aber nicht invasiv.

Der Mann bemerkte mich, wurde rot, zog die Hand weg.

„Blöde Angewohnheit“, murmelte er. „Ich fass das Ding immer an, wenn ich nervös bin.“

„Verstehe“, sagte ich. „Ich fasse mir dann immer ins Gesicht. Jeder hat seine Notbremse.“

Er lachte, kurz. Sein Schatten an der Wand hinter ihm zuckte.

„Sie fahren auch bis Galway?“, fragte er, einfach um etwas zu sagen.

„Ja“, sagte ich. „Wie alle, die keine Lust haben, dass er später ihre Version erzählt, ohne dass sie dabei waren.“

Er sah mich irritiert an.

„Ich meine“, fügte ich schnell hinzu, „ich will nicht im Pub sitzen und hören, wie die Leute von dieser Fahrt erzählen, ohne selbst mitgefahren zu sein.“

„Ach so“, sagte er. „Ja. So ist das wohl.“

Die Hand blieb weg von der Bremse. Nicht weit – aber genug. Die Luft um ihn herum wurde leichter. Nicht himmlisch, nur weniger dicht.

Ich ging zurück an meinen Platz.

„Er hat es probiert“, sagte ich leise. „Mini-Legende. ‚Der Mann, der den letzten Zug anzog.‘ Hätte super in sein Portfolio gepasst.“

„Und?“, fragte Liam.

„War ihm zu peinlich, als ich danebenstand“, sagte ich.

„Er mag keine Zuschauer, die nicht mitmachen“, murmelte Roisin.

Der Zug setzte sich wieder in Bewegung. Drumcree blieb als grauer Fleck zurück, ein Ort, der in keiner Geschichte vorkam, außer in dieser.

Die Stimmung im Waggon war anders. Nicht panisch, eher… aufgeraut. Man sah, wie die Leute sich ihrer eigenen Körper bewusster wurden. Füße, die nicht wussten, wo hin. Hände,

die nach Flaschen, Taschentüchern, Handys griffen. Blicke, die prüften, ob die anderen auch nervös waren.

„Er geht Reihe für Reihe“, sagte Cian, der halb die Augen geschlossen hatte, als würde er schlafen. „Kein großer Coup. Nur kleine Angebote. ‚Mach die Tür zu früh auf.‘ ‚Bleib beim Aussteigen stehen.‘ ‚Verpass absichtlich den Halt.‘ Er braucht keinen Crash. Er braucht nur eine Szene, die sich später als Schicksal erzählen lässt.“

„Und was machen wir?“, fragte Liam.

„Aufstehen, wenn einer zu lange zögert“, sagte Roisin. „Nicht heldenhaft. Störend. Wir sind keine Schutzengel, wir sind Störsignale.“

Der Gedanke gefiel ihm offensichtlich nicht. Schutzengel sind romantischer als Störsignale. Aber romantisch war hier sowieso nichts.

Ich lehnte den Kopf ans Fenster. Draußen flog das Land vorbei: Felder, Mauern, das ferne Grau des Meers, ab und zu eine Gruppe Kühe, die aussahen wie Statisten, die nicht bezahlt werden. Auf dem Glas spiegelte sich unsere Reihe. Mein Gesicht, Roisins, Liams. Dahinter verschwommen andere. Ein ganzes Abteil voller möglicher Geschichten.

„Er will, dass dieser Zug nicht einfach nur fährt“, dachte ich. „Er will, dass er erzählt wird. ‚Weißt du noch, damals, der letzte Zug nach Galway…‘“

Und genau da, in diesem Moment, merkte ich, wie etwas in mir sich sträubte.

Nicht gegen ihn. Den kannte ich.

Gegen die Versuchung, später selbst Sätze zu sagen wie: „Ich war dabei, als…“

„Wir lassen ihn nicht entscheiden, wie der Satz weitergeht“, murmelte ich. „Nicht ‚…als alles schiefging‘. Nicht ‚…als er sich geholt hat, was ihm zusteht.‘ Und auch nicht ‚…als wir ihn besiegt haben.‘ Kein von ihm produziertes Finale.“

„Was dann?“, fragte Liam.

„Vielleicht nur: ‚Ich war da, und wir haben verhindert, dass daraus seine Lieblingsgeschichte wird‘“, sagte ich. „Mehr nicht.“

Der Zug ratterte weiter. Die Lautsprecher schwiegen. Die Leute redeten, flüsterten, starrten, schliefen.

Er war da. Im Metall, in den Schienen, in den Blicken.

Aber wir waren es auch.

Und das war heute sein Problem.

Je länger der Zug unterwegs war, desto mehr bekam er diesen trägen Puls, den alte Maschinen entwickeln, wenn sie wissen, dass man sie gleich einschläfern wird. Jeder Stoß, jedes Zittern des Wagens fühlte sich an wie ein Satz: „Noch einmal. Noch einmal. Noch. Ein. Mal.“

Die Gespräche waren in Stücke gefallen. Anfangs hatten Leute noch laut darüber geredet, wie schade es sei, dass die Strecke dicht gemacht wird, hatten Anekdoten erzählt von früher, als man „mit dem Zug in die große Stadt“ fuhr, als wäre Galway New York mit Regen. Jetzt waren es nur noch Fetzen. Halbsätze, gefolgt von einem Blick aus dem Fenster, als hätten sie etwas gesehen, das nicht für sie bestimmt war.

„Wie weit sind wir?“, fragte Liam.

„Zu weit, um elegant abzuspringen“, sagte ich. „Zu nah dran, um so zu tun, als wäre das nur ein Sonntagsausflug.“

Roisin war aufgestanden, hatte sich ein paar Reihen weiter in den Gang gestellt, scheinbar beiläufig, tatsächlich so platziert, dass sie sowohl die Tür am Ende des Wagens als auch die Toilettentür im Blick hatte.

„Er mag Knotenpunkte“, hatte sie vorher gesagt. „Orte, an denen Bewegung stockt. Toiletten, Scharniere, Zwischenräume. Wenn er etwas Größeres plant, braucht er einen Stau.“

Der Zug klapperte über eine Weiche, als wollte er sich schütteln. Ich spürte einen leichten Druck in den Ohren, nicht vom Fahrtwind, eher wie beim Fliegen, kurz bevor ein Pilot durchgibt, dass es jetzt „ein wenig unruhig“ werden könnte.

Die Landschaft draußen war flacher geworden. Moorland. Graugrüne Wellen, unter denen man wusste, was alles liegen konnte: alte Wege, alte Leichen, alte Geschichten, die nie zu Ende erzählt worden waren. Wenn das Kleefeld der Vorgarten seiner Laune war, dann war das hier sein Wohnzimmer.

„Gleich kommen wir an ihm vorbei“, sagte Cian leise, der am Fenster klebte. „Am Hügel.“

Der Feenhügel.

Er war von der Bahnlinie aus nicht mehr als ein Schatten im Gelände. Ein unauffälliger Buckel, ein bisschen höheres Gras, eine seltsame Veränderung in der Art, wie das Licht darüber lag. Touristen hätten ihn nicht bemerkt. Leute von hier hatten aufgehört, hinzusehen, bevor sie laufen konnten.

„Er mag Strecken, die an ihm vorbeiführen“, hatte Roisin mal gesagt. „So kann er mit einem Blick entscheiden, wen er reinlässt und wen er nur erschreckt.“

Jetzt klapperte unser letzter Zug genau diese Route entlang.

„Er spürt uns“, murmelte Liam.

„Natürlich“, sagte ich. „Wir sitzen in einem rollenden Blechkasten, der an seiner Haustür vorbeikreist. Er müsste blind sein, um uns zu überhören.“

„Er ist nicht blind“, sagte Cian. „Blind sind die, die glauben, Züge wären nur Technik.“

Die Lautsprecher knackten wieder. Ein kurzes, statisches Aufbäumen, dann: nichts. Keine Durchsage. Nur ein Rauschen, das genau eine Sekunde zu lang dauerte. Wie ein Einatmen.

Ich sah, wie zwei, drei Leute reflexartig ihre Köpfe hoben, als würden sie auf eine Ansage warten: „Wir bitten Sie, sitzen zu bleiben, wir haben eine kleine Störung." Nichts kam. Die Köpfe senkten sich wieder, und in dieser Bewegung steckte genau das, wovon er lebte: Erwartung ohne Erfüllung.

„Er baut Spannung auf", sagte Roisin im Vorbeigehen, kaum hörbar. „Und wartet, wer sie aushält."

Das Licht im Wagen flackerte. Kein Totalausfall, nur ein kurzes Zucken. Die Art von Flackern, bei der man unwillkürlich kurz aufhört zu atmen. Ein Kind quietschte, jemand lachte zu laut, um nicht zu zeigen, dass er gezuckt hatte.

„Alles gut", sagte eine Frau automatisch.

Da war es wieder. Alles gut. Sein Lieblings-Refrain.

Der Zug bremste nicht. Er beschleunigte nicht. Er tat nichts Auffälliges. Und doch fühlte es sich an, als hätte jemand an einer unsichtbaren Schraube gedreht. Die Luft war dichter geworden, ohne dass jemand das Fenster zugemacht hatte.

Wir fuhren am Hügel vorbei.

Ich sah zuerst nur den Schatten. Ein dunklerer Fleck im ohnehin dunklen Grün. Dann eine Veränderung in der Textur. Gras, das anders fiel. Eine Stelle, an der die Wolken darüber schärfer umrissen waren, als hätte jemand sie sauberer gezeichnet.

„Er guckt zurück", flüsterte Liam.

Ich sah keine Augen. Kein kleines Männchen mit Hut, keine Hollywood-Gestalt, die man auf Poster druckt. Ich sah nur… Aufmerksamkeit. Das Gefühl, das man hat, wenn man durch ein Fenster läuft und plötzlich weiß, dass jemand auf der anderen Seite steht.

Und genau in diesem Moment stolperte der Zug.

Nicht dramatisch. Kein Quietschen, kein Rucken, das Leute von den Sitzen schleuderte. Es war eher, als würde das ganze Ding einen halben Meter nach unten sinken und dann wieder hochschnappen. Eine Delle in der Bewegung.

Ein paar Leute griffen automatisch nach den Lehnen. Ein Glas Wasser kippte über, irgendwo klirrte etwas. Ein Handy rutschte vom Tisch, zerschellte nicht, aber bekam einen Riss, der wie eine Linie aussah, die jemand mit Absicht gezogen hatte.

Liam packte mein Handgelenk. Fest.

„Das war er", sagte er. „Das war ein ‚Wenn ich will, kann ich'."

„Ja", sagte ich. Mir war schlecht. Nicht, weil wir fast entgleist wären. Weil ich gespürt hatte, wie knapp er die Grenze ausgelotet hatte.

Der Zug beruhigte sich wieder. Die Räder trafen die Schienen mit dem vertrauten, monotonen Schlag. Man hätte die Szene in einer Sekunde vergessen können, wenn man wollte.

Er verließ sich darauf, dass wir es wollten.

„Ist was passiert?“, fragte eine ältere Dame in der Reihe hinter uns.

„Nur eine kleine Senke“, sagte der Mann neben ihr. „Die Strecke ist alt. Die hätten die schon lange ausbessern müssen.“

Fertig war die Erklärung. Kein Platz mehr für ihn. Genau das mochte er nicht.

„Das reicht ihm nicht“, murmelte Roisin. „Er hätte gern, dass jemand sagt: ‚Habt ihr das gespürt? Das war ein Zeichen.‘ Und ein anderer: ‚Wovon?‘ Und dann kann er seinen Fuß in die Tür stellen.“

Stattdessen sagten Leute „alte Strecke“ und „Instandhaltung“ und „am Ende sparen sie an der falschen Stelle“. Alles Dinge, über die man sich beim Bier beschweren konnte, ohne nachts aufzuwachen.

„Wir nehmen ihm das Narrativ“, sagte Cian. „Wir geben die Schuld lieber der Bahn als dem Bösen. Er hasst Konkurrenz.“

Ich wusste, dass wir uns auf dünnem Eis bewegten. Ihm alles zuzuschreiben war gefährlich, ihm alles abzusprechen auch. Er nutzte die Lücken zwischen beidem.

Die Atmosphäre im Wagen hatte sich trotzdem verändert. Die Stimmen waren leiser geworden, das Lachen brüchiger. Selbst die Kinder spielten jetzt unauffälliger, als hätten sie gemerkt, dass der Boden unter den Schienen kurz gewankt hatte.

Der Pfarrer stand auf, als würde er nur die Beine vertreten. Er ging langsam den Gang entlang, blieb hier und da stehen, wechselte ein paar Worte, machte einen dieser nichtssagenden Witze über die Bahn, die „immer zuverlässig unzuverlässig“ sei. Nichts, was man sich merken würde. Gerade deshalb wichtig.

„Er versucht, Normalität zu retten“, sagte Roisin. „Er weiß, dass du nach so einer Delle zwei Sorten von Leuten kriegst: die, die alles für Schicksal halten, und die, die so tun, als sei gar nichts gewesen. Dazwischen meistens niemand. Er versucht, jemand zu sein, der genau dazwischen steht.“

Ich musste zugeben, dass der Pfarrer das erstaunlich gut hinbekam. Nicht predigend, nicht beschwichtigend. Nur… da. Eine menschliche Gegenwart im Gang, während unter uns meterweise Schiene an Feenhügeln vorbeizog.

„Er wird sich was anderes suchen“, sagte Cian. „Wenn er aus dem Boden keinen Crash rauskriegt und aus den Bremsen keinen Heldentod, bleibt ihm die Gruppe. Seine Spezialität.“

Die nächste Stunde war ein Test in Langstreckenmisstrauen. Jeder, der aufstand, war ein möglicher Punkt für ihn. Jede Toilette, jede Tür, jeder Koffer im Gepäcknetz.

Eine Frau fing an, plötzlich von ihrem verstorbenen Bruder zu erzählen, laut genug, dass man es zwei Reihen weiter hörte. Kein Kontext, kein Einstieg. Einfach so. Als hätte jemand einen Knopf gedrückt.

„Er war auch mit dem Zug unterwegs“, sagte sie. „Damals. Vor Jahren. Auf dieser Strecke. Wir haben nie genau erfahren, was passiert ist. Man sagt, er sei eingeschlafen und in Galway an der falschen Station ausgestiegen. Und dann…“

Sie brach ab. Suchte nach Worten.

„Er erzählt alte Geschichten neu“, sagte Roisin leise. „Wenn er einen Zug in der Hand hat, spult er seine Lieblingsvarianten von Menschen ab, die ‚falsch aussteigen‘.“

„Wir sollten nicht alles kommentieren“, sagte ich. „Sonst drehen wir durch.“

„Wir kommentieren nicht“, sagte sie. „Wir erinnern uns nur. Wenn er versucht, eine Wiederholung zu starten, wissen wir, wo das Original gelaufen ist.“

Ich merkte, wie der Zug eine lange, weite Kurve nahm. Draußen war nicht mehr Moor, sondern eine Art Übergangsland: mehr Häuser, mehr Zäune, mehr Zeichen von Menschen, die dachten, sie hätten das Gelände im Griff. In der Ferne ein Schimmer von etwas, das Stadt sein konnte.

„Noch eine halbe Stunde“, sagte Cian. „Wenn er noch was will, muss er langsam…“

In diesem Moment gingen die Lichter aus.

Ganz.

Keine romantische Dämmerung, kein flackerndes Notlicht. Nur ein Schlag und Dunkelheit.

Ein kollektives Einatmen.

Jemand kicherte hysterisch.

„Alles gut“, sagte eine Stimme.

Dieses Mal hätte ich sie am liebsten geohrfeigt.

Der Zug fuhr weiter. Blind. Die Räder unter uns klangen unverändert, das Rumpeln war gleich, aber ohne Licht war es schlimmer.

Ich hörte, wie jemand im Gang stolperte. Eine Tasche fiel um. Ein Kind fing an zu weinen, jemand fluchte.

„Du weißt, dass das seine Bühne ist“, flüsterte Roisin in mein Ohr. „Dunkel, Bewegung, viele Körper, keine Sicht. Er liebt es.“

„Ich weiß“, sagte ich. Mein Herz schlug schneller, als mir lieb war.

Da war er.

Nicht als Figur. Als Verdichtung.

Zwischen den Sitzen, im Gang, in der Luft. Dieses Gefühl, das ich inzwischen erkennte wie andere den Geruch von Gas. Eine Mischung aus Erwartung, Verlockung und versteckter Häme.

„Jetzt“, flüsterte etwas in meinem Kopf. „Jetzt kannst du alles neu schreiben. Ein Schritt. Eine Geste. Ein Schrei. Ein Griff nach der Bremse. Ein falscher Halt. Wenn du willst, kannst du dafür sorgen, dass dieser Zug nie in Galway ankommt, sondern in den Geschichten. Immer.“

Ich wusste, dass er nicht nur mit mir redete.

Er redete mit allen, die im Dunkeln kurz das Gefühl hatten, dass ihr Leben gerade auf Pause stand und man es mit einer einzigen absurden Handlung wieder zum Laufen bringen könnte.

„Scheiß Timing“, murmelte ich.

„Das ist sein einziges Talent“, sagte Roisin.

In der Dunkelheit sah ich Schatten, die keine waren. Nicht mit den Augen – die hatten nichts, woran sie sich halten konnten –, sondern mit diesem anderen Sinn, den man entwickelt, wenn man zu oft in Häusern mit Verträgen schläft.

Da vorne einer, der kurz aufsteht, dann wieder sitzt.

Da hinten jemand, dessen Hand nach oben schnellt, als würde sie etwas greifen, das nur er sieht.

Er ging rum. Reihe für Reihe.

An der Tür hörte ich ein leises Klicken. Jemand tastete nach dem Hebel. Nicht fest entschlossen, eher neugierig.

„Wenn ich jetzt ziehe…“, dachte er.

„Wenn du jetzt ziehst, landen wir alle im Abendprogramm“, knurrte ich in mich hinein.

Ich stand auf. Langsam, damit der Körper nicht die Panik der Gedanken verriet.

„Ich geh nur mal schauen, ob irgendwo eine Sicherung raus ist“, sagte ich laut genug, dass die, die in der Nähe waren, es hörten.

Keiner lachte. Gut.

Ich tastete mich vorwärts. Hände an den Sitzen, Schultern streifend an Menschen vorbei, die plötzlich sehr reale Gerüche hatten: Schweiß, Parfüm, kalter Tabak, Angst.

„Du bist nicht der Held“, sagte ich zu mir selbst. „Du bist der Idiot, der im Dunkeln Kabel sucht.“

„Das ist eine deiner besseren Rollen“, flüsterte Roisin hinter mir. Offenbar war sie mitgegangen.

Es war nur ein Waggon. Ein paar Meter. Aber in der Dunkelheit wurden sie zu einer anderen Länge.

Am Ende erreichten wir den Übergang zur nächsten Tür.

Die Notbeleuchtung sprang plötzlich an. Nicht ganz, nur ein paar schwache, rötliche Leuchten entlang des Bodens, die aussahen wie eine schlecht gelaunte Landebahnanzeige.

Jemand pfiff. Erleichtert.

Ich sah nach unten.

Eine Hand lag keine zehn Zentimeter neben dem Hebel der Tür. Kein zufälliges Hinkullern, kein „Ich hab mich nur abgestützt". Sie hatte gezielt dahin gefunden.

Der Mann dazu – Mittvierziger, Jacke zu gepflegt für den Zug, Blick, der aussah, als hätte er sich zu lange eingeredet, dass sein Leben langweilig ist – zog sie zurück, als hätte ich ihn bei was Privatem erwischt.

„Ich wollte nur wissen, ob das Ding echt ist", murmelte er. „Ob es funktioniert."

„Es funktioniert", sagte ich. „Glaub mir. Du willst nicht testen, wie gut."

Roisin beugte sich zu ihm runter. „Es gibt bessere Arten, festzustellen, dass du lebst", sagte sie. „Zum Beispiel, indem du beschließt, nicht die tragische Figur in seiner nächsten Zuggeschichte zu werden."

Der Mann blinzelte. Er verstand nicht alles, aber genug, um die Hand weit wegzustrecken. Weg vom Hebel. Weg von der kurzen, verführerischen Idee, das eigene Gesicht in eine Legende zu ritzen.

Die Notbeleuchtung blieb an.

Ein paar Sekunden später flammten die normalen Lichter wieder auf. Erst flackernd, dann stabil.

Der Waggon atmete aus.

„Technische Störung", krächzte die Lautsprecherstimme. „Wir bitten die Unannehmlichkeit zu entschuldigen."

„Unannehmlichkeit", sagte ich. „Er lacht sich schlapp."

„Soll er", sagte Roisin. „Wir haben ihm eine Szene verhagelt."

Ich glaubte nicht, dass wir ihn damit ernsthaft verletzt hatten. Aber wir hatten ihm etwas verdorben, das er sorgfältig aufgebaut hatte: diesen perfekten Moment im Dunkeln, in dem jemand hätte etwas tun können, das man nie wieder aus den Geschichten rausbekommt.

Stattdessen gab es nur das: einen Mann, der die Hand zurückgezogen hatte.

Kein Held.

Kein Opfer.

Nur ein Störsignal, das neben ihm stand.

Der Rest der Fahrt verlief – nach seinen Maßstäben – enttäuschend.

Keine weiteren Dellen. Keine dramatischen Stops. Nur die langsame Annäherung an das, was alle „die Stadt“ nannten, als gäbe es nur diese eine.

Galway tauchte am Horizont auf wie eine Ansammlung grauer Klötze, die sich erst sehr spät dazu entschied, als „Skyline“ durchzugehen.

„Noch zehn Minuten“, sagte Cian. „Wenn er jetzt noch eine große Nummer bringen will, wird’s eng.“

„Er macht nichts Großes mehr“, sagte Roisin. „Er hasst es, zu spät dramatisch zu werden. Wir kommen an. Fast pünktlich. Und er muss sich damit abfinden, dass der letzte Zug nach Galway nichts geliefert hat, was er verkaufen kann.“

„Noch nicht“, sagte ich.

„Noch nicht“, wiederholte sie.

Aber in mir regte sich eine seltsame Art von Erleichterung. Nicht, weil ich glaubte, wir seien durch. Sondern, weil ich begriff, wie sehr er auf unsere Mitarbeit angewiesen war.

Ohne unsere Hände an Hebeln, unsere Füße an Kanten, unsere Münder an „Alles gut“-Sätzen war er nur: Druck im Metall.

Unangenehm.

Aber nicht allmächtig.

Der Zug fuhr in den Bahnhof von Galway ein. Das typische Rattern, der letzte Bremszug, das Zischen der Türen. Menschen standen auf, zerrten an Koffern, schoben sich in den Gang.

Eine Frau stolperte, wurde aufgefangen, bevor sie fiel.

Ein Kind wollte losrennen, wurde am Rucksack gepackt.

Ein Mann griff nach der Tür, ließ sie genervt wieder los, als sie klemmte.

Alles ganz normale Unfälle, die keine wurden.

Er hasste jeden einzelnen.

„Letzter Zug nach Galway“, sagte ich leise, als wir auf den Bahnsteig traten. „Angekommen. Ohne seine Lieblingsszene.“

„Die Rückfahrt wird schlimmer“, sagte Roisin. „Er ist nachtragend.“

„Aber er weiß jetzt“, sagte ich, „dass wir keine Statisten mehr sind, die nur rückblickend überleben oder sterben, damit seine Geschichten funktionieren.“

Der Bahnsteig war voller Geräusche. Ansagen, Schritte, Durchsagen, Lachen, Fluchen.

Und irgendwo, ganz am Rand, ein sehr leises Zähneknirschen.

Nicht aus Wut, dass der Zug nicht entgleist war.

Sondern, weil der letzte Zug nach Galway ihm weniger geliefert hatte, als er ausgerechnet hatte.

Wir hatten ihm eine Bühne gegeben.

Und ihm die Show gestohlen.

Noch war nichts gewonnen.

Aber für einen Augenblick – den, als ich meinen Fuß auf das Beton des Bahnhofs setzte – hatte ich das Gefühl, dass wir ihm beigebracht hatten, wie es sich anfühlt, wenn andere die Geschichte nicht nach seinem Drehbuch erzählen.

Und das war vielleicht der gefährlichste Funke, den wir in seinem System gelegt hatten.

Galway empfing uns mit diesem typischen „Na, ihr seid wohl auch nicht freiwillig hier“-Wetter. Ein Wind, der nicht wirklich kalt war, aber so feucht, dass man sich nach fünf Minuten fühlte wie ein Handtuch, das zu lange in der Waschmaschine vergessen wurde.

Die anderen Fahrgäste strömten vom Bahnsteig, als hätten sie’s eilig, wieder in irgendeine Art von Bedeutungslosigkeit zu verschwinden: Arbeit, Arzttermine, Einkäufe, Leben. Für sie war das hier nur ein Transportknoten. Für ihn war es: eine Zwischenstation.

„Wir müssen nicht alle gleichzeitig heldenhaft wirken“, sagte Roisin und zog ihren Mantel enger. „Einer holt Kaffee, einer guckt, ob sich irgendwo was zusammenbraut, einer kümmert sich darum, dass Liam nicht auf dumme Ideen kommt.“

„Ich hol Kaffee“, sagte ich automatisch. Wenn man nicht weiß, was man tun soll, besorgt man irgendwas Heißes in Pappbechern. Das ist ein Naturgesetz.

Der Bahnhof war drinnen nicht weniger deprimierend als draußen: graue Fliesen, ausgeleierte Sitzbänke, ein paar Automaten, die so taten, als hätten sie noch nie eine Störung erlebt, obwohl man ihnen ansah, dass sie schon mehrfach existenziell gescheitert waren. Über allem dieses dumpfe Echo aus Ansagen, die niemand richtig verstand, weil der Lautsprecher seit den Achtzigern beleidigt war.

In der Schlange vor dem Kaffee-Stand hörte ich Gesprächsfetzen.

„…hast du das Ruckeln gemerkt?“

„…alte Strecke, wundert mich, dass da nicht jeden Tag was ist…“

„…früher waren Züge besser, heute ist alles nur noch…“

Kein „Zeichen“. Kein „Er“. Nur Bahn-Beschimpfung. Er musste kochen.

Als ich mit den Bechern zurückkam, saßen die anderen auf einer der Bänke, so verteilt, als wären wir eine schlecht zusammengestellte Familie auf Urlaubsreise. Der Pfarrer hatte den Kragen etwas gelockert und sah aus, als würde er einen inneren Dialog mit einem Gott führen, der sich für öffentliche Verkehrsmittel nicht zuständig fühlte.

Liam starrte auf die Abfahrttafel. „Rückfahrt ist auch schon eingetragen“, sagte er. „Letzter Zug zurück. Wie ein schlechter Witz, der zweimal erzählt wird.“

„Er wird’s versuchen“, sagte Cian. „Wenn nicht auf dem Hinweg, dann auf dem Rückweg. Er ist nachtragend.“

„Vielleicht verlegt er es“, sagte ich. „Vom Zug in die Stadt. Neue Bühne, neues Publikum. Er ist nicht monogam, was Orte angeht.“

Wir hatten ein paar Stunden, bis die Rückfahrt anstand. Offiziell Zeit für Bummeln, Essen, Stadt anschauen. Inoffiziell Zeit, um zu beobachten, ob er seine Finger vom Rest der Strecke lassen konnte.

Die Stadt war voll von Leuten, die so taten, als wären sie alle freiwillig hier. Touristen mit Kameras, die zu viel sahen und nichts verstanden. Busker, die ihre Gitarren bearbeiteten, als könnten sie damit dem Meer Konkurrenz machen. Ein Geruch nach Fisch, Frittierfett und Regen, der nie ganz weg ging.

„Er mag Städte“, sagte Roisin, als wir über den Platz vor dem Bahnhof gingen. „Nicht so sehr wie Sümpfe oder Felder, aber genug. Viele Leute, viele Geschichten, viele Möglichkeiten, ein kleines ‚Wenn du jetzt…‘ einzustreuen.“

Wir kamen an einem Zebrastreifen vorbei, an dem der Verkehr tat, was Verkehr hier immer tat: sich nicht entscheiden, ob er rücksichtslos oder höflich sein wollte. Ein Auto bremste abrupt, ein Radfahrer fluchte, ein Kind zerrte an der Hand seiner Mutter, weil es auf die andere Seite wollte, ohne auf Ampeln zu achten, die hier sowieso nur als Deko dienten.

„Du siehst es inzwischen überall, oder?“, fragte Liam.

„Was?“, fragte ich.

„Diese Stellen“, sagte er. „Die Momente, in denen es kippen könnte. Der Fuß, der weitergeht, obwohl er stehen bleiben sollte. Die Hand, die loslässt. Der Blick, der wegschaut.“

„Das ist der Fluch vom Hinsehen“, sagte ich. „Du siehst irgendwann zu viel. Und die Versuchung ist groß, überall ein ‚Er‘ dran zu kleben. Aber so einfach macht er’s uns nicht.“

Wir landeten in einem Café, das aussah, als wäre es stolz darauf, schon vor dem Internet existiert zu haben. Klebrige Tische, süßes Gebäck, das zu alt war, um noch sinnlos zu sein, und eine Bedienung, die niemandem in die Augen schaute, als Prinzip.

„Plan?“, fragte Niamh, während sie ihren Kaffee umrührte, als wolle sie ihn hypnotisieren.

„Wir fahren zurück“, sagte Roisin. „So banal. Wir steigen wieder ein, wieder zusammen, wieder wach. Er wartet darauf, dass wir uns entspannen, weil wir denken: ‚Hinweg überstanden, wird schon.‘ Das ist sein Moment. Die Rückfahrkarte ist sein Bonusmaterial.“

„Und wenn er es sich anders überlegt und sich mit dem Hinweg zufrieden gibt?“, fragte der Pfarrer.

„Dann haben wir einen langweiligen Rückweg“, sagte ich. „Und müssen lernen, damit zu leben, dass nicht jeder Tag eine Schlacht ist. Wäre auch mal was Neues.“

Der Vogelmann saß ein Stück abseits, bröselte Kuchen, den er sich offensichtlich nur bestellt hatte, um ihn an die Krähen vor dem Fenster zu verfüttern.

„Sie wissen es“, sagte er plötzlich.

„Wer?“, fragte ich.

„Die Vögel“, murmelte er. „Sie mögen das Rumpeln, ja. Aber sie mögen keine ‚letzten Male‘. Die sind immer laut, klebrig und voller Menschen, die sich einreden, sie wären die Hauptfiguren.“

„Und was sagen sie?“, fragte Roisin.

„Sie sagen, passt auf dem Rückweg besser auf“, meinte er. „Hinwege sind für Show. Rückwege sind für Abrechnungen.“

Es war schwer zu sagen, ob er das erfand oder irgendwas von draußen durch ihn sprach. Aber spätestens seit wir gesehen hatten, wie Staub Muster bilden konnte, nahm ich auch Krähen als ernstzunehmende Kommentatoren.

Die Stunden schoben sich träge, bis die Uhr uns wieder Richtung Bahnhof zog.

Der Zug stand schon da, als wir ankamen. Derselbe Kasten Stahl und Müdigkeit, nur dass der Banner an der Seite jetzt leicht schief hing, als wäre er auch erschöpft.

„Er ist beleidigt“, sagte Cian. „Weil er heute schon zweimal als Fotomotiv herhalten musste.“

Die Menge war kleiner als auf dem Hinweg. Ein paar hatten den Nachhauseweg anders geregelt, andere hatten festgestellt, dass sie diese Art Nostalgie doch lieber am Stammtisch nacherzählen wollten. Übrig blieben die Hartnäckigen: Schüler, die morgen Schule hatten, Leute mit festen Arbeitszeiten, ein paar, die es nicht übers Herz brachten, die „letzte Fahrt“ nicht konsequent zu Ende zu bringen.

Wir stiegen ein. Wieder keine flackernden Anzeigen, keine glühenden Türen. Nur das leise Summen des Lichts und das gelegentliche Quietschen des alten Metalls, als wollte es sagen: „Noch einmal, dann hab ich Ruhe.“

„Er ist müde“, sagte Liam.

„Er spielt müde“, korrigierte Roisin. „Das ist ein Unterschied. Er liebt es, unterschätzt zu werden.“

Wir verteilten uns wie vorher. Ähnliche Plätze, ähnliche Konstellation. Nur dass jetzt etwas anders war: Eine Art Stillstand in den Köpfen. Die meisten hatten ihren „letzten Zug“-Satz schon innerlich formuliert. Alles, was jetzt noch kam, wäre Bonus – oder Katastrophe.

Der Zug setzte sich in Bewegung. Wieder dieses Brummen, wieder die Wiederholung der Strecke. Nur dass das Licht diesmal nicht flackerte. Es blieb stabil, als wollte jemand beweisen, dass man aus Fehlern lernte.

„Wenn er noch was will“, sagte Cian leise, „dann nicht mit Technik. Das wäre Wiederholung. Er mag Variation.“

Die Gespräche waren spärlicher. Viele starrten einfach aus dem Fenster oder auf ihre Hände. Der Pfarrer hatte die Augen geschlossen, aber seine Fingerspitzen trommelten in einem Rhythmus, der verriet, dass er alles andere als betete.

Ich spürte ihn.

Nicht draußen, nicht im Zug.

In den Köpfen.

Dieses leise „Na? Zufrieden? War doch eine nette Fahrt. Ein bisschen Nervenkitzel, ein bisschen Nostalgie, keine Leichen. Ihr könnt nach Hause gehen, euch hinsetzen, erzählen, wie knapp ihr an einem Drama vorbeigeschrammt seid, und euch dabei wie Hauptdarsteller fühlen. Ist das nicht schön? Ich hab euch eine fast-Geschichte geschenkt. Ganz umsonst.“

Er versuchte, uns zu Kunden zu machen, die sich beschweren, wenn sie in einem Freizeitpark fahren und die Hälfte der Attraktionen geschlossen ist.

„Er will, dass wir unzufrieden sind, weil nichts ‚wirklich‘ passiert ist“, sagte ich.

„Weil Unzufriedenheit mit der Realität sein bester Köder ist“, sagte Roisin. „‚Das war’s? Nur ein Tag, nur ein Zug, nur ein bisschen Zittern? Komm, ich biete dir was Besseres.‘“

Liam verzog das Gesicht. „Ich hab kurz gedacht, es wäre… zu wenig“, gab er zu. „Ich weiß, wie dumm das ist. Aber da war dieser Moment… Ich hab so viel Angst vor diesem Zug gehabt, dass ich fast enttäuscht war, dass er nicht…“

„…Spektakel draus gemacht hat“, vollendete ich.

Er nickte.

„Das ist seine Reichweite“, sagte Roisin. „Dir einzureden, dass echte, gelaufene, stinknormale Fahrten nicht reichen. Dass es nur zählt, wenn Blut fließt oder irgendwer irgendwo runterfällt. Alles andere sei langweilig. Und langweilig ist bei ihm das Schimpfwort für: nicht ausbeutbar.“

Ich lehnte den Kopf an die Scheibe. Draußen wieder das Moor, der Hügel in der Ferne, die gleiche Strecke, nur rückwärts.

„Vielleicht“, sagte ich langsam, „ist das sein größter Fehler heute: dass er vergessen hat, wie gefährlich es ist, wenn Leute merken, dass sie keine Katastrophe brauchen, um sich wichtig zu fühlen.“

Liam sah mich skeptisch an.

„Du hast den Mann gesehen, der fast an der Notbremse gezogen hätte“, sagte ich. „Was glaubst du, warum er’s tun wollte? Nicht, weil ihm langweilig war. Sondern weil er das Gefühl hatte, sein Leben wäre nur Kulisse. Ein Zug, ein Job, ein irgendwas. Ein kleiner Ruck, und er wäre plötzlich Mittelpunkt einer Geschichte gewesen, über die noch, keine Ahnung, wir reden würden.“

„Stimmt“, sagte er. „Und wir haben ihm das verpatzt.“

„Ja“, sagte ich. „Und vielleicht war das das Beste, was ihm passieren konnte. Dass er nach Hause fährt, niemand ihn kennt, niemand seinen Namen auf ‘ne Gedenktafel schreibt, und er am nächsten Morgen aufwacht und merkt, dass er trotzdem da ist.“

Der Zug bremste irgendwann in Drumcree, diesmal regulär, ohne Zusatzdrama. Niemand bewegte sich. Keiner wollte jetzt noch etwas riskieren.

„Er schmollt“, sagte Cian.

„Er wartet auf das, was nach der Fahrt passiert“, sagte Roisin. „Zuhause. In den Köpfen. Wenn die Leute in ihren Küchen sitzen und erzählen, wie ‚unspektakulär‘ alles war. Da wird er versuchen, Nacharbeit zu leisten. ‚War doch eine verpasste Chance. Hättest du nicht…‘“

Als wir endlich wieder unseren kleinen Bahnhof erreichten, war der Himmel in ein graues Etwas übergegangen, das weder Tag noch Nacht war. Die Leute stiegen aus, streckten sich, stöhnten, schüttelten Köpfe, machten Witze über die Bahn, die sie vermissen würden, obwohl sie sie gehasst hatten.

Wir blieben einen Moment länger im Waggon sitzen.

„War’s das?“, fragte Liam.

„Heute ja“, sagte Roisin. „Für ihn nicht. Der wird noch wochenlang in Köpfen rumwühlen, ob jemand sich nicht doch wünscht, der Zug wäre entgleist, nur damit das ganze Elend einen schönen, sauberen Höhepunkt gehabt hätte.“

„Und wir?“, fragte ich.

„Wir gehen nach Hause“, sagte sie. „Nicht als Helden. Als Leute, die in einem letzten Zug gesessen haben, in dem nichts Dramatisches passiert ist – und die das nicht enttäuschend fanden.“

Am Bahnsteig roch es wieder nach kaltem Metall und altem Müll. Die Banner hingen schief, der Zug würde noch einmal leer zurückgeführt werden, dann war Schluss.

Wir gingen über den Platz, der das Dorf mit der restlichen Welt verband. Unsere Schatten waren auf dem Beton länger als nötig – nicht, weil die Sonne tief stand, sondern weil da etwas in uns nachhing: dieser Tag, an dem wir es gewagt hatten, ihm eine Bühne zu geben und ihm trotzdem die Hauptrolle nicht zu überlassen.

Am Abend saßen wir in der Küche.

Das Haus knisterte, als würde es sich beschweren, dass wir einen Ausflug ohne seine Aufsicht gemacht hatten. Die Rohre gurgelten beleidigt.

„Er ist da", sagte ich. „Er schnüffelt. Er sucht nach dem Riss. Nach dem Moment, in dem einer von uns sagt: ‚Na ja, ein bisschen mehr Drama hätte ich schon erwartet.'"

„Dann sagen wir's nicht", sagte Roisin. „Wir sagen: ‚Es war genug. Ein Tag, ein Hinweg, ein Rückweg, fünfzig Leute, die ankamen, wie sie losgefahren sind. Das ist mehr, als er vielen gegönnt hat.'"

Ich dachte an den Hügel, an das Moor, an die Brandkreise im Kleefeld. An all die Wege, die er für andere benutzt hatte, um sie zu ziehen, zu schubsen, zu stürzen.

Und zum ersten Mal seit langem hatte ich das Gefühl, dass wir ihm einen Weg genommen hatten.

Nicht den Steg.

Nicht die Treppe.

Nicht den Feenhügel.

Einen Zug.

Einen letzten.

Und vielleicht, dachte ich, als ich später im Bett lag und die Stille des Hauses auf Herzgeräusche überprüfte, ist das der Anfang von etwas, das er nie in seinen Plan einkalkuliert hat:

Dass Menschen aufhören, auf den großen Knall zu warten.

Und anfangen zu merken, dass es schon ein Skandal ist, wenn alle heil ankommen – und keiner dafür ein Wesen bedankt, das mit den falschen Wünschen handelt.

Draußen, ganz weit weg, hörte ich ein fernes Rumpeln. Vielleicht war es nur der Wind. Vielleicht der letzte, leere Zug nach Galway, der ohne Publikum seine Strecke zurückfuhr.

Wenn er heute Nacht Geschichten erzählt, dachte ich, dann notiert er vielleicht zähneknirschend eine neue Sorte Eintrag:

„Tag X: Versuch gescheitert. Publikum misstrauisch. Keine Legende entstanden. Nur Leute, die sich erinnern, dass nichts passiert ist – und es wichtig finden."

Damit würde er nicht gut schlafen.

Und das, fand ich, hatte er sich redlich verdient.

Rückkehr zum Feenhügel

Der letzte Zug nach Galway war Geschichte, aber er war nicht vorbei. Er hing noch in den Knochen, in den Gesprächen, in diesen seltsamen Pausen, wenn jemand sagte: „Warst du mit?“ und danach nicht wusste, was er hinzufügen sollte, weil „Ja, und es ist nichts passiert“ in dieser Gegend kein befriedigender Satz war.

Im Haus hatte sich der Rhythmus wieder eingependelt. Die Rohre gurgelten, wenn sie Lust hatten, der Spiegel tat so, als wäre er nur Glas, und die Zettel im Flur raschelten nachts, als würden sie sich über Rechtschreibfehler streiten. Aber darunter lag etwas, das vorher nicht da gewesen war: eine Art Erwartungsmüdigkeit.

„Er ist beleidigt“, sagte Roisin, als wir in der Küche saßen und Tee tranken, der schmeckte wie eine Entscheidung gegen Kaffee. „Er hat eine Strecke vorbereitet, einen ganzen Tag, ein Hin und Rück, und am Ende hat er keinen einzigen hübschen Toten für seine Legende.“

„Wir haben ihm nicht viel gelassen“, gab ich zu. „Ein paar Zittermomente, einen Mann mit Hand an der Notbremse, ein bisschen Lichtdrama… aber nichts, das sich in eine von seinen Kesselgeschichten pressen lässt.“

„Und was macht er, wenn sein Spielfeld Bahn dicht ist?“, fragte sie.

Die Antwort lag vor unserer Haustür, als hätte jemand sie nachts wie ein Päckchen abgelegt.

Es war kein paket, natürlich. Es war Cian.

Er stand im Flur, noch bevor ich die Tür ganz aufhatte, mit der Blechdose unter dem Arm und diesem Gesicht, das man nur bekommt, wenn man zu lange auf Staub geschaut hat und der Staub irgendwann zurückstarrt.

„Er zieht sich zurück“, sagte Cian ohne Begrüßung.

„Wie nett“, sagte ich.

„Zum Hügel“, ergänzte er.

Der Satz blieb im Flur hängen wie kalter Rauch.

„Du bist sicher?“, fragte Roisin.

Cian nickte. „Seit der Zugfahrt… weniger Spuren in den Rohren, weniger Goldstaub im Kleefeld, weniger Druck auf der Treppe. Das Haus ist immer noch verseucht, ja. Aber die Dichte wandert. Nach dort.“ Er deutete mit dem Kinn in Richtung Hügel. „Wie Wasser, das du an ein paar Stellen aufhältst. Es sucht sich die tiefste Stelle.“

„Er war immer da“, sagte ich. „Das ist seine Hausnummer.“

„Ja“, sagte Cian. „Aber bisher hat er von dort überallhin verteilt. Jetzt zieht er ein. Kapselt sich. Baut was auf. Konzentriert.“

„Und konzentriert heißt bei ihm: gefährlicher oder angreifbarer?“, fragte ich.

„Beides“, sagte er. „Wenn eine Ratte in allen Wänden steckt, trittst du ins Leere. Wenn sie beschließt, in einem Nest zu sitzen, kannst du das Nest finden. Aber wehe, du gehst allein gucken.“

„Wir gehen nicht allein“, sagte Roisin.

Der Hügel war wie ein ungeschriebenes Kapitel, das wir die ganze Zeit über vor uns hergeschoben hatten. Wir hatten um ihn herum getanzt, ihn von außen betrachtet, seine Wirkung gespürt, seine Geschichten gesammelt – aber nie sind wir wirklich hingegangen, als wüssten wir, dass das der Punkt war, an dem aus „Unheimlich“ schnell „Zu spät“ werden konnte.

„Alle Zeichen gehen dahin“, sagte Cian. „Der Staub, der Rauch, die Träume. Selbst die Krähen fliegen enger um ihn herum.“

„Der Vogelmann?“, fragte ich.

„Sagt, sie sind unruhig“, meinte Cian. „Und Krähen sind nur aus zwei Gründen unruhig: Wenn es was zu fressen gibt oder wenn etwas in ihrer Nähe anfängt, Regeln zu schreiben.“

Wir hätten es schieben können. Noch einen Tag, eine Nacht, ein „erst schauen wir, was er im Dorf macht“. Aber der Hügel war keine Bahnlinie, kein Rohr, kein Kleefeld. Er war Ursprung. Wenn sich dort etwas verdichtete, hatten wir irgendwann nur zwei Optionen: hingehen – oder uns damit abfinden, dass er von dort aus wieder anfing, die Fäden zu ziehen, Stück für Stück, bis das Dorf sich wieder an die altbekannten Sätze klammerte.

„Wir müssen schauen, wie er aussieht“, sagte Roisin.

„Der Hügel?“, fragte ich.

„Er“, sagte sie. „Dort. Nicht im Rohr, nicht im Spiegel, nicht im Zug. In seinem Wohnzimmer. Wir müssen wissen, womit wir es eigentlich zu tun haben, wenn er nicht gerade Menschen, Wege oder Geschichten als Maske trägt.“

„Du glaubst, er zeigt sich“, sagte ich.

„Nein“, sagte sie. „Ich glaube, er versucht, es nicht zu tun. Und ich glaube, genau da haben wir eine Chance.“

Wir trommelten die üblichen Verdächtigen zusammen. Nicht per Einladungskarte, sondern per Blick.

Liam stand ohnehin jeden Tag früher oder später bei uns im Flur, als hätte er sich innerlich schon einen Zweitwohnsitz im Haus eingerichtet.

„Hügel“, sagte Roisin. Mehr brauchte es nicht.

Er wurde bleich. „Jetzt?“, fragte er.

„Wenn du möchtest“, sagte sie. „Wenn nicht, bleibst du bei Niamh im Laden und hältst Ausschau, ob im Dorf jemand anfängt, seine Sätze zu reden.“

„Vergiss es“, sagte er. „Wenn ihr da hochgeht und ich stehe hinter einer Kasse, bringt er mich um. Wenn nicht von außen, dann von innen.“

Der Pfarrer kam, ohne dass wir ihn holen mussten. Er hatte dieses unruhige, getriebene Gesicht, das ich von ihm kannte, wenn zu viele Beerdigungen hintereinander ohne echte Worte stattgefunden hatten.

„Ich habe schlecht geschlafen“, sagte er. „Ich habe geträumt, ich würde dort oben stehen und jemandem erklären, warum das alles ‚einen Sinn‘ hat. Ich bin schweißgebadet aufgewacht. Ich halte das für ein Zeichen, dass ich mitkommen sollte, bevor ich tatsächlich so einen Satz in den Mund nehme.“

Niamh winkte ab. „Ich habe Laden“, sagte sie. „Aber einer von uns sollte im Dorf bleiben und auch mal auf die schauen, die nicht zu Hügeln laufen. Er liebt verlassene Läden.“

„Du kommst später“, sagte Roisin. „Wenn wir nicht zurück sind.“

„Sehr beruhigend“, knurrte Niamh, aber in ihren Augen glomm etwas, das verdächtig nach Sorge aussah.

Der Vogelmann kam, ohne gefragt zu werden. „Sie kreisen tiefer“, sagte er. „Die Krähen. Als würden sie sehen wollen, ob das da unten noch Boden ist oder schon Loch.“

„Dann los“, sagte ich, bevor jemand die Idee haben konnte, noch eine Runde Tee als Ausrede zu trinken.

Der Weg zum Hügel war kein dramatischer Pilgerpfad. Es war ein schmaler, matschiger Trampelpfad, der sich zwischen Weidezäunen und Gestrüpp hindurchschlengelte. Ein paar alte Steine, auf denen wahrscheinlich schon Generäle, Bauern und Betrunkene ausgerutscht waren. Der Himmel hing wie ein schlecht aufgehängtes Tuch über dem Land, das Meer war nur als Geruch da, Salz und Algen und Rost.

Je näher wir kamen, desto dünner wurde der Lärm in meinem Kopf.

Normalerweise war da ein Dauerfunk: Rohrstimmen, Zuggeratter, Dorfgemurmel, das Knistern der Zettel, das leise „Ist doch egal“ aus Ecken, die er sich schon eingerichtet hatte. Jetzt: weniger. Kein stilles Nichts, aber eine Art Konzentration. Wie in einer Kirche, kurz bevor die Orgel anfängt, oder in einer Kneipe, kurz bevor der Erste die falsche Bemerkung macht.

„Er hört zu“, sagte Liam leise.

„Er ist beschäftigt“, sagte Cian. „Beschäftigt mit sich selbst. Das macht ihn gefährlich und gleichzeitig unaufmerksam. Wie einer, der eine Bombe bastelt und hofft, dass niemand sieht, wie er die Kabel sortiert.“

Der Hügel lag vor uns.

Er war – objektiv betrachtet – nichts Besonderes. Ein runder Buckel im Gelände, ein bisschen höher als das umliegende Moor, mit Gras, das dichter und dunkler wirkte. Keine Steine, keine Kreuze, keine Tafel mit „Hier spukt es seit 1453“. Nur Land.

Und trotzdem.

Es war, als hätte jemand einen Kreis gezogen, den man nicht sah, aber spürte. Eine Linie, ab der der Boden nicht mehr nur Boden war, sondern Vertragstext.

„Bis hierher“, murmelte der Pfarrer, „habe ich früher Prozessionen geführt. Nur mit Kerzen, mit krummen Liedern, mit hurra frommen Gesichtern. Keiner hat was gesehen, alle haben was geglaubt. Heute…“

„Heute gehen wir ohne Kerzen“, sagte Roisin. „Und wenn einer anfängt zu singen, schubse ich ihn den Hang runter.“

Wir standen am Fuß des Hügels.

Der Wind war nicht stärker als vorher, aber er hatte eine andere Richtung. Er kam nicht vom Meer, nicht vom Sumpf. Er schien von oben zu kommen. Von der Kuppe. Als würde etwas dort sitzen und ausatmen.

„Wenn wir da jetzt hochgehen“, sagte Liam, „was genau… suchen wir?“

Gute Frage.

Ich hätte gern geantwortet: „Beweise.“ Ein Schild, eine Öffnung, ein Loch, eine Gestalt mit grünen Schuhen und einem Flachmann voller gestohlenen Glücks. Irgendwas, das man fotografieren konnte mit dem Handy, das man in der Kneipe zeigen konnte.

Stattdessen sagte ich: „Wir suchen den Punkt, ab dem es nicht mehr nur unsere eigenen Gedanken sind.“

„Das hatten wir schon im Zug“, meinte er.

„Ja“, sagte ich. „Aber der Zug war sein Spiel. Das hier ist seins. Kompletter Besitz. Wenn wir wissen wollen, wie tief er in den Köpfen sitzt, müssen wir sehen, wie er denkt, wenn keiner Linien sabotiert, keine Türen klemmend macht und keine Münzen in Aschenbecher legt.“

„Wir gehen da rauf“, sagte Roisin, „und wir nehmen nichts mit, was er uns abkaufen kann: keine Wünsche, keine Opfer, keine ‚Wenn du mir hilfst, dann…‘-Gedanken. Wir gehen als das, was er am wenigsten leiden kann: Zuschauer ohne Kaufabsicht.“

„Also wie im Theater, wenn man nur reingeht, um zu gucken, ob die Kulissen wackeln“, sagte der Pfarrer.

„Genau“, sagte sie. „Nur dass der Regisseur hier einem gern die Beine bricht, wenn er merkt, dass man nicht klatschen will.“

Wir setzten uns in Bewegung.

Die ersten Schritte waren unspektakulär: feuchter Boden, Gras, das an den Hosen klebte, der übliche irische Untergrund, der nie so trocken war, wie man es gern hätte.

Nach zehn Schritten wurde es schwerer. Nicht körperlich – der Hügel war kein Berg –, sondern als hätte sich jemand eine Hand auf den Brustkorb gelegt. Nichts, das einem die Luft nahm. Mehr ein sanfter Druck. Eine Erinnerung: „Du könntest auch umdrehen.“

„Fühlt ihr das?“, fragte Liam.

„Ja“, sagte der Pfarrer. „Das ist der Moment, in dem im Kopf Sätze auftauchen wie: ‚Ich bin zu alt für den Scheiß‘ oder ‚Das ist nicht meine Aufgabe‘.“

„Oder ‚Ich hab’s versucht‘“, ergänzte Roisin.

„Er liebt diesen Satz“, sagte ich. „‚Ich hab’s versucht.‘ Das ist Gleichgültigkeit mit Alibi.“

Wir gingen weiter.

Zwanzig Schritte.

Dreißig.

Der Druck nahm nicht zu, wurde aber… persönlicher. Der eine Gedanke fühlte sich an wie meiner, der nächste wie geliehen. Erinnerungen flackerten auf: der Steg, das Kleefeld, der Zug, der Spiegel, das Rohr. Und dazwischen andere, die nicht mir gehörten. Ein Junge, der nachts in einem Regenbogen stand. Eine Frau, die eine Münze im Bettkasten fand. Ein Mann mit grünen Schuhen, der lachend in einen Sumpf trat, als wäre es Asphalt.

„Er zeigt uns sein Archiv“, sagte Cian heiser. „Nicht freiwillig, aber wir sind nah genug, dass etwas überschwimmt.“

„Er versucht, dich mit Geschichten einzudecken“, sagte Roisin. „Damit du vergisst, warum du hier bist.“

Noch zehn Schritte.

Wir waren fast oben.

Die Luft war anders. Klarer, aber schwer. Wie Glas, das kurz vor dem Zerspringen steht.

Ich erwartete, dass irgendwas Spektakuläres passierte, bevor wir die Kuppe erreichten. Ein Riss im Boden, eine Stimme, ein „Bis hierher und nicht weiter“.

Stattdessen: nichts.

Wir traten auf den höchsten Punkt, und alles, was da war, war Gras.

Ich stand da, atmete, schaute mich um. Das Dorf, der Sumpf, das Kleefeld, der entfernte Schatten der Bahnlinie, das Meer. Alles war sichtbar. Alles wirkte kleiner.

Ich wartete auf Erleuchtung.

Stattdessen fiel auf, wie still es war.

Nicht windstill.

Er-still.

„Er hält den Atem an“, sagte Roisin. „Weil wir in seinem Wohnzimmer stehen und nichts wollen.“

Wir waren wieder da, wo alles angefangen hatte, lange bevor ich dieses Haus betreten hatte, lange bevor Liam den Steg gezählt hatte, lange bevor Mrs. Griffin ihren Stein gesetzt hatte.

Nur, dass wir diesmal nicht als Bittsteller kamen.

Sondern als Leute, die sehen wollten, wie sich ein Monster verhält, wenn man es zwingt, nichts anzubieten.

Man sagt immer, wenn man auf dem höchsten Punkt steht, würde man sich frei fühlen. Das war hier nicht der Fall. Es fühlte sich eher an, als stünde man mitten in einer Frage, die seit Jahrhunderten keiner beantwortet hatte, weil sich jeder gedacht hatte: „Später.“

Wir standen im Gras, das höher war, als es von unten ausgesehen hatte. Dünne Halme, die an den Hosen kratzten, kleine unscheinbare Pflanzen, die wahrscheinlich jeden Botaniker in Verzückung versetzt hätten – mich interessierte nur, was unter ihren Wurzeln lag.

„Es sieht… normal aus“, sagte Liam schließlich.

„Er gibt sich Mühe“, erwiderte Roisin. „Das hier ist seine beste Tarnung. Einfach nur Hügel. Nichts zu sehen. Geh weiter. Kümmere dich um deinen Tag.“

Cian ging in die Hocke und nahm eine Handvoll Erde auf. Sie sah aus wie Erde, roch wie Erde, fühlte sich an wie Erde. Er ließ sie durch die Finger rieseln.

„Oben sauber“, murmelte er. „Unten nicht.“

„Du kannst nicht sehen, was unten ist“, sagte ich.

„Ich nicht“, sagte er. „Aber der Staub. Der verhält sich hier anders. Wenn ich zu Hause am Fensterbrett puste, fliegt er weg. Wenn der Wind hier drübergeht, bleibt er hängen. Als würde ihn was festhalten.“

„Er ist geizig“, sagte der Vogelmann. „Teilt ungern.“

Der Pfarrer stand einen Schritt abseits, die Hände in den Taschen der Jacke, als hätte er Angst, dass sie sonst anfangen, irgendwelche Gesten zu machen, die er nicht mehr mit seinem Glauben vereinbaren kann.

„Es ist ruhig“, sagte er. „Ich weiß, wie verrückt das klingt, aber ich hätte mehr… Show erwartet.“

„Du meinst Lichter, fliegende Steine, eine Stimme, die ‚Willkommen‘ zischt“, sagte ich.

„So etwas“, gab er zu. „Stattdessen… nur das.“

„Er hat gelernt“, sagte Roisin. „Er weiß, dass wir auf Effekte warten. Also lässt er sie weg. Wenn du mit Leuten arbeiten willst, die misstrauisch sind, ist der beste Trick: ganz normal tun.“

Wir standen schweigend da. Nicht ehrfürchtig, eher trotzig. Ich merkte, wie in mir eine dumme Erwartung wuchs: dass von irgendwo ein kleiner Kerl mit grüner Jacke und Goldtopf auftaucht, sich verbeugt, sich vorstellt und uns einen Menüplan seiner Angebote reicht.

Nichts.

Nur Wind, Gras, entfernte Geräusche des Dorfes.

„Vielleicht…“, begann Liam.

„Nein“, fiel ihm Roisin ins Wort. „Du sagst jetzt nicht: ‚Vielleicht ist hier gar nichts.‘ Das wäre genau der Satz, den er gern hören würde.“

„Ich wollte sagen: Vielleicht versucht er gerade, uns zu vergessen“, murmelte er.

Der Gedanke war unangenehm. Vergessen werden von jemandem, der so viel in den Händen hatte, war keine Erlösung. Es war eher, als würde man aus der Statistik entfernt werden, weil man nicht aufregend genug stirbt.

Ich ging ein paar Schritte, bis fast zur Kante. Von hier aus sah man das ganze Set, das er sich in den letzten Wochen so schön zurechtgelegt hatte: das Kleefeld mit den Brandkreisen, das Haus am Rand, die Linie der Bahn, die langsam aufhörte, eine Rolle zu spielen. Das Dorf, die Kirche, das Meer dahinter. Alles Schauplätze gewesen. Alle einmal von ihm angemietet.

„Was, wenn das hier nur die Bühne ist“, sagte ich, „und er sitzt darunter?“

„Dann hört er uns“, sagte Cian. „Jeden Schritt, jeden Satz. Er rechnet. Er wägt ab, ob sich eine Reaktion lohnt.“

„Was würden wir tun, wenn wir er wären?“, fragte Roisin.

„Uns früher umbringen“, sagte ich.

Sie schnaubte. „Ernsthaft.“

„Ich würde warten, bis einer von uns eine Bitte ausspricht“, sagte der Pfarrer nachdenklich. „Irgendetwas. ‚Zeig dich.‘ ‚Sag uns die Wahrheit.‘ ‚Lass uns in Ruhe.‘ Dass einer den Mund aufmacht und eine Richtung vorgibt. Dann hätte er einen Ansatzpunkt.“

„Also sagen wir nichts“, sagte Liam. „Wir stehen einfach hier wie Idioten im Gras und tun so, als hätten wir uns verlaufen.“

„Tun nicht, sein“, korrigierte ich. „Ich hab keine Anleitung, was man an so einem Ort tut. Und ich glaube, alles, was nach Plan riecht, füttert ihn nur.“

Wir standen wieder. Minuten, vielleicht länger. Die Zeit verhielt sich hier seltsam. Sie war da, aber sie hatte keine Lust, Zahlen zu liefern.

Irgendwann fing mein Kopf an, mir Streiche zu spielen. Das Gras schien sich anders zu bewegen, als der Wind es vorgab. Schatten von Wolken wurden zu Gesten. Ein entferntes Krähenrufen klang für einen Moment wie mein Name.

„Er fängt an“, sagte Liam leise. „Er zieht Bilder hoch.“

Es waren keine klaren Halluzinationen. Eher Erinnerungen, die auf einmal dichter wurden.

Der Steg, bei Nebel, ohne Liam darauf. Nur ich, allein, an der Kante, der Schritt zu weit.

Das Kleefeld, brennend, mit drei Kreisen, in deren Mitte nicht Erde, sondern Gesichter waren, die ich kannte.

Der Zug, der doch entgleist war, langsam, würgend, Körper, die durch Gänge geschleudert wurden, meine Hand an der Notbremse, zu spät, immer zu spät.

Sie kamen nicht als Visionen, die von außen auf mich einprasselten. Sie kamen, weil er in meinem eigenen Archiv wühlte.

„Das ist sein Trick“, sagte Roisin, als ich wohl sichtbarer blass wurde. „Er muss dir gar nichts Neues zeigen. Er nimmt, was du schon hast. Deine schlimmstmöglichen Versionen. Dreht den Kontrast hoch.“

„Und wozu?“, fragte ich. „Wir sind schon hier. Was will er noch? Dass wir weinend den Hang runterrollen?“

„Er will dich dazu bringen, dir zu wünschen, dass er dir was abnimmt“, sagte sie. „‚Nimm mir die Bilder. Nimm mir die Angst. Nimm mir die Erinnerung.‘ Und zack hast du deinen Deal. Hügel-Sonderedition.“

Der Pfarrer schloss die Augen. „Er wirft mir alte Predigten hin“, sagte er. „Sätze, die ich in Beerdigungen gesagt habe, ohne nachzudenken. ‚Es ist besser so.‘ ‚Gott weiß, was er tut.‘ Ich höre mich reden und würde mir am liebsten selber ins Gesicht schlagen.“

„Das will er“, sagte Cian. „Dass du dich so schämst, dass du ihm sagst: ‚Nimm das weg, mach’s ungeschehen.‘ Und dann hat er dich. Vergangenheit gegen Ruhe.“

Der Vogelmann stand still da, den Kopf leicht zur Seite geneigt, als würde er auf etwas hören, das wir nicht hörten.

„Er erzählt mir, ich hätte meine Vögel benutzt“, murmelte er. „Alles, was ich über sie weiß, hätte ich angeblich an ihn verkauft. ‚Kannst du haben, wenn du mir dafür…‘ – sowas. Er versucht mir einzureden, ich hätte schon unterschrieben, bevor ich wusste, dass es ihn gibt.“

„Hat er?“, fragte ich.

„Nein“, sagte der Vogelmann. „Ich hab meine Dummheiten alle alleine gemacht. Das ist mein stolzester Besitz.“

Ich musste lachen, trotz allem. Das Lachen fühlte sich an, als würde man in einer Bibliothek husten. Verboten, aber befreiend.

„Hörst du das?“, fragte Roisin.

„Was?“, fragte ich.

„Er hasst es, wenn Leute über ihre eigenen Fehler lachen“, sagte sie. „Lachen ist schlecht für Verträge. Du musst dich schämen, damit er was mit dir anfangen kann.“

Der Druck in der Luft veränderte sich. Nicht weg, aber… irritiert. Wie jemand, der einen Vortrag vorbereiten wollte und merkt, dass das Publikum plötzlich anfängt, Fragen zu anderen Themen zu stellen.

„Vielleicht…“, sagte der Pfarrer langsam, „ist das hier gar kein Ort für Antworten. Vielleicht ist das hier ein Ort, an dem er Fragen sammelt. All die ‚Warum ich?‘, ‚Warum er?‘, ‚Warum sie?‘, die Leute nie loswerden. Er hockt drauf wie ein Drachen auf Gold.“

„Dann rauben wir ihn aus“, sagte ich. „Nicht, indem wir Antworten holen – die wären sowieso gelogen –, sondern indem wir ihm ein paar Fragen wegnehmen.“

„Wie stellst du dir das vor?“, fragte Roisin.

„Indem wir sie laut sagen“, sagte ich. „Und nicht warten, dass er sie für uns formuliert.“

Es klang bescheuert. Aber in meinem Kopf ergab es Sinn: Wenn er von ungestellten Fragen lebte, konnte man ihm vielleicht etwas wegnehmen, indem man sich weigerte, sie ihm stumm zu überlassen.

Ich drehte mich im Kreis, sah über das Land und spürte, wie in mir eine Wut hochkam, die nichts mehr mit Angst zu tun hatte.

„Warum musstest du Liam auf den Steg schicken?“, sagte ich laut. „Warum hast du Mrs. Griffin den Sohn genommen? Warum hast du es geschafft, dass ganze Dörfer sich einreden, sie hätten nichts machen können? Warum kriegst du jede Prozession, jede Beichte, jeden Zug, jedes Feld, jede Nacht als Bühne? Was zur Hölle gibt dir das Recht dazu?“

Die Worte waren keine Beschwörung, keine Formel. Es waren einfach nur rohe, hässliche Fragen, die ich mir seit Wochen gestellt hatte, ohne sie an eine Adresse zu schicken.

Die Luft zuckte. Nicht sichtbar, aber spürbar.

„Er mag keine Du-Fragen“, sagte Cian. „Er sammelt G-Fragen. ‚Warum geschieht das?‘, ‚Warum passiert das?‘ – passive Scheiße. Sobald du ‚du‘ sagst, muss er sich einen Platz suchen, an dem er angesprochen ist.“

Der Pfarrer holte tief Luft.

„Und warum“, sagte er, „habe ich so oft den Mund aufgemacht und irgendwas von Sinn gemurmelt, nur damit du deine Ruhe hast? Warum habe ich deine Sätze gesagt, wenn Leute um ihre Kinder geweint haben, statt zu sagen: ‚Das ist unerträglich und bleibt es‘? Warum habe ich dir geholfen? Sag schon, du Feigling.“

Das letzte Wort war leiser, aber es traf. Nicht ihn. Uns. Weil wir es waren, die lange genug feige gewesen waren, um seine Sprache zu sprechen.

Liam trat einen Schritt nach vorn.

„Warum hast du mir erzählt, es sei egal, ob ich springe oder nicht?“, rief er in den Wind. „Warum findest du es so lustig, wenn einer denkt, er wäre nur Statist? Ich war nie nur Statist, du Arschloch.“

Das Wort hing einen Moment über dem Hügel wie ein ungehöriger Witz in einer Messe.

Ich spürte, wie etwas in der Tiefe knirschte.

Nicht die Erde.

Etwas anderes.

Ein Widerstand.

„Er ist beleidigt“, sagte Roisin zufrieden. „Zum ersten Mal seit langem spricht jemand mit ihm, nicht über ihn. Und nicht im Flüsterton, nicht auf Knien, nicht mit ‚Oh du großer…‘ vorne dran. Er mag das nicht.“

Der Wind zog an. Ein kurzer, scharfer Stoß, der uns alle einen halben Schritt ins Wanken brachte. Als wollte jemand sagen: „Lass das.“

„Nein“, sagte ich.
Es war kein heroisches Nein. Kein Donnern. Nur ein Ton, der sich weigerte, den Hang wieder runterzugehen wie jemand, der aus Versehen einen Gottesdienst gestört hat.

„Wir sind hier“, sagte Roisin ruhig, „um dich daran zu erinnern, dass du nicht Gott bist. Nicht das Schicksal. Nicht ‚die Natur der Dinge‘. Du bist nur einer, der einen verdammt guten Job darin macht, Leuten einzureden, sie könnten nichts tun. Wir sind nicht hier, um dich zu bannen. Wir sind hier, um deine PR zu sabotieren.“

Cian fing leise an zu lachen. „Stell dir sein Gesicht vor, wenn er eins hätte.“

Der Vogelmann hob den Kopf.

„Sie lachen“, sagte er. „Die Krähen.“

Über uns zog eine schwarze Wolke aus Flügeln. Nicht perfekt geordnet, kein majestätischer Schwarm, eher ein chaotisches, krächzendes Durcheinander. Aber sie drehten ihre Kreise nicht mehr wie üblich weit oben. Sie kamen tiefer. Fast so, als würden sie zugucken wollen, ob wir weiterreden.

„Sie lieben Fragen“, murmelte er. „Keine Antworten. Antworten sind langweilig.“

Die Bilder in meinem Kopf wurden leiser. Die entgleiste Bahn, der brennende Steg, das Moor voller Namen – sie waren noch da, aber weniger scharf. Als hätte jemand den Fokus aus Versehen von ihnen weg auf etwas anderes gelegt: auf uns, in diesem Moment, auf diesem Hügel, ohne Kerzen, ohne Vertrag, ohne Angebot.

„Das ist alles?“, flüsterte Liam. „Wir kommen hier hoch, sagen ein paar hässliche Sätze, und das war’s?“

„Für heute vielleicht“, sagte Roisin. „Wir erwarten kein Wunder. Wir wollen nur, dass er merkt: Hier oben gibt’s nicht nur Leute, die nach Gold, Vergebung oder Erklärungen fragen. Es gibt auch Leute, die ihm Arbeit machen.“

Ich spürte einen anderen Hunger in mir. Nicht nach Rache, nicht nach Auflösung. Nach etwas viel Kleinerem: dem Bedürfnis, einmal im Leben von einem seiner Orte weggehen zu können, ohne das Gefühl, ihm etwas schuldig zu sein.

„Wir gehen wieder runter“, sagte Roisin schließlich.

„Einfach so?“, fragte der Pfarrer.

„Ja“, sagte sie. „Wir haben gesehen, wie er versucht, uns die eigenen Bilder zu verkaufen. Wir haben ihm ein paar Fragen weggenommen. Wir haben ihm gezeigt, dass wir ihn duzen. Das ist mehr, als die meisten hier oben geschafft haben.“

Bevor wir uns umdrehten, sah ich noch einmal über das Land.

Das Haus, das Kleefeld, der Bahnhof, das Dorf.

Waren sie sicher? Nein.

War irgendwas von diesem Mist erledigt? Nein.

Aber zum ersten Mal hatte ich das Gefühl, dass wir nicht mehr nur auf seiner Karte existierten.

Wir hatten ihm einen Punkt abgeluchst.

Einen Hügel, auf dem nicht nur seine Geschichten gesammelt wurden – sondern auch unsere Weigerung, sie so zu erzählen, wie er es wollte.

Als wir den ersten Schritt bergab machten, knirschte es wieder in der Tiefe.

Vielleicht war es nur Stein.

Vielleicht war es der Anfang eines Haarrisses in seinem Fundament.

Beides war mir recht.

Der Abstieg war schlimmer als der Aufstieg. Hoch war Druck gewesen, Bilder, Fragen, Krähenkreisen – runter war nur Schwerkraft und das Bewusstsein, dass jede Bewegung jetzt wieder in seinem Gelände stattfand. Da oben, auf der Kuppe, hatte ich für ein paar Minuten das Gefühl gehabt, über seinem Kopf zu stehen. Hier unten wusste ich wieder: Wir laufen durch seine Adern.

Der Pfad war schlammiger geworden, obwohl es nicht geregnet hatte. Meine Schuhe zogen bei jedem Schritt dieses schmatzende Geräusch, als würde der Boden überlegen, ob er mich behalten will.

„Er lässt uns gehen“, murmelte Liam hinter mir. „Das ist das Beunruhigendste. Kein Stein, der rollt, kein Blitz, keine Stimme. Einfach… lass laufen.“

„Er hat genug gesehen“, sagte Roisin. „Wir haben ihm gezeigt, dass wir nicht gekommen sind, um zu beten oder zu bitten. Der Rest interessiert ihn gerade nicht. Er wird sich zurückziehen und überlegen, wie er uns wieder auf seine Art auf den Hügel bringt. Vielleicht mit einem Sarg. Vielleicht mit einem Vertrag. Vielleicht mit einem ‚Du allein kannst…‘-Satz.“

„Er hat gemerkt, dass wir ihn geduzt haben“, sagte der Pfarrer leise. „Das verzeiht er ungern.“

Der Vogelmann blieb noch einmal stehen und sah zurück. Die Krähen kreisten jetzt höher, als hätten sie ihren Teil erledigt.

„Sie sind zufrieden“, sagte er. „Ihr habt Krach gemacht. Sie mögen Krach. Krach verwirrt ihn.“

„Wir sind nicht zum Spaß da hoch“, knurrte ich.

„Ich schon“, sagte er und zuckte mit den Schultern. „Man lebt nicht lang, wenn man nie Spaß hat, wo alle anderen Angst haben.“

Unten, am Fuß des Hügels, fühlte sich die Welt wieder an wie vorher – nur nicht für mich. Ich wusste jetzt, wie es sich anfühlte, in seinem Wohnzimmer zu stehen. Das allein reichte, um alles leicht verschoben wirken zu lassen: das Haus ein bisschen kleiner, das Kleefeld ein bisschen hilfloser, das Dorf ein bisschen nackter.

Auf dem Rückweg streiften wir das Feld. Die drei Brandkreise waren immer noch da, nur dass in einem inzwischen dünne, freche Halme aus der Asche lugten. Kein sattes Grün, eher so ein trotziges „Wir probieren’s halt noch mal“.

Liam blieb stehen, ging in die Hocke und fuhr mit den Fingern über die verbrannte Erde, ohne sie wirklich zu berühren.

„Er hat mir da oben Bilder gezeigt“, sagte er. „Wie das Feld aussehen würde, wenn er durchzieht. Komplett schwarz, keine Halme mehr, nur Erde, die nie wieder was trägt. Und

darunter… Stimmen. Eine Art Chor aus allen Leuten, die irgendwann mal gedacht haben: ‚Ich wünsche mir…‘“

„Und?“, fragte ich.

„Ich hab ihm gesagt, er soll sich seine Chöre sonstwohin stecken“, murmelte Liam. „Wenn er Singen will, soll er’s selber machen. Ich wünsch mir nix mehr bei ihm.“

„Das ist das Problem für ihn“, sagte Roisin. „Er sitzt auf einem Hügel voller Fragen und einer Menge Töpfe voller Antworten, die nur er glaubt. Und dann kommen so ein paar Idioten und sagen: ‚Behalt den Scheiß, wir kommen klar, ohne dich.‘ Das kratzt an seinem Geschäftsmodell.“

Im Dorf tat alles so, als wäre nichts passiert. Ziegen auf Hängen, Wäsche an Leinen, Autos mit rostigen Türen, die mehr Lärm machten als Vorwärtsbewegung. Die Menschen sahen aus wie immer: ein bisschen zu müde, ein bisschen zu misstrauisch, ein bisschen zu sehr damit beschäftigt, ihren Tag über die Runden zu bringen.

Aber wenn man genauer hinsah, merkte man es: Blicke, die kurz nach oben zum Hügel gingen und dann schnell wieder weg. Gespräche, die mitten im Satz abbrachen, wenn sein Name indirekt mitschwang.

Niamh kam uns vor ihrem Laden entgegen, die Hände in einem Geschirrtuch vergraben, als hätte sie gerade einen Streit mit einer störrischen Kaffeekanne hinter sich.

„Na?“, fragte sie. „Habt ihr ihm die Frisur ruiniert?“

„Er hat keine“, sagte ich. „Nur einen Haufen Geschichten, in denen er immer gut aussieht.“

„Und?“, fragte sie.

„Wir haben ihm ein paar Fragen geklaut“, sagte Roisin. „Und ihm klar gemacht, dass wir wissen, wo er wohnt.“

Die Ladenklingel hinter ihr machte dieses müde Geräusch, das alles hier hatte. Eine Kundin kam raus, nickte uns zu, murmelte etwas wie „Schöner Tag, was?“, obwohl der Himmel aussah, als hätte er Migräne.

„Ein paar sind schon bei mir gewesen“, sagte Niamh, nachdem die Frau weg war. „Nicht wegen Brot. Wegen ihm. ‚Ihr wart doch da oben‘, sagen sie. ‚Was habt ihr gesehen?‘“

„Und?“, fragte ich.

„Ich hab gesagt: ‚Gras‘“, erwiderte sie. „Und das hat sie wütend gemacht. Sie wollten Glut, Feuer, ein Gesicht im Boden, irgendwas, das sich lohnt, weiterzuerzählen.“

„Er lebt davon, dass Leute nur Geschichten ernst nehmen, in denen irgendwas leuchtet oder blutet“, sagte Roisin. „Dass jemand auf einem Hügel steht und einfach nur Fragen in die Luft schreit, ist kein gutes Kneipenmaterial.“

„Vielleicht noch nicht“, sagte Cian. „Warte, bis er anfängt, darauf zu reagieren.“

Die Reaktion kam schneller, als mir lieb war. Nicht als Blitz, nicht als Unfall, nicht als nächtliches Klopfen.

Sie kam als Topf.

Wir fanden ihn am Abend im Haus.

Nicht auf dem Tisch, nicht im Bett, nicht dramatisch irgendwo auf einem Altar. Einfach da, wo er am meisten nervte: in der Küche, mitten auf dem Boden, genau so platziert, dass man zwangsläufig dagegenlief, wenn man mit einem Teebecher in der Hand träumend durch den Raum stapfte.

Er war nicht glänzend. Kein blitzendes Märchentopf-Gold. Eher ein alter, schwarzer Eisenkessel, wie man ihn früher über offene Feuer gehängt hatte, nur eine Spur zu schwer, um zu sagen: „Den hab ich einfach vergessen."

„Du hast den nicht hier hingestellt?", fragte ich Roisin.

„Ich koche nicht mit Mittelalterrequisiten", sagte sie. „Das weißt du."

Ich stieß ihn mit der Fußspitze an. Er bewegte sich kaum. Als wäre da mehr drin als Luft.

„Wenn jetzt Gold klimpert, lach ich", sagte ich.

Nichts klimperte. Es klang dumpf, als würde man gegen etwas schlagen, das innen weicher war als Metall.

„Na super", murmelte ich. „Jetzt bringt er uns seine Deko."

Liam lehnte im Türrahmen. „Der war vorher nicht da", sagte er, mehr zu sich selbst als zu uns.

Der Pfarrer stand in der Ecke, als wollte er prüfen, ob das Ding jemandem aus seiner Gemeinde gehörte. „Jemand könnte ihn abgestellt haben", meinte er halbherzig. „Als Scherz. Weil alle von ‚dem Topf' reden. Du weißt, wie das ist, wenn eine Geschichte die Runde macht."

„Keiner schleppt so ein Teil den Hügel runter und stellt es uns in die Küche", sagte Roisin. „Nicht, ohne danach mehrere Bandscheibenvorfälle zu haben."

Cian kniete sich daneben, legte die Hand auf den Rand. Zog sie ruckartig zurück, als hätte er sich verbrannt.

„Er summt", sagte er. „Nicht wie Strom. Wie… Stimmen. Gedämpfte, aufeinandergepresste Stimmen."

Mir stellte sich die Gänsehaut auf die Arme.

„Vielleicht ist das der Trick", sagte ich. „Vielleicht war er nie der Mann mit dem Topf. Vielleicht war der Topf immer er."

„Nein“, widersprach der Pfarrer leise. „Er war immer… mehr als ein Ding. Aber ich kenne den hier aus Geschichten. Immer am Ende von Regenbögen, immer am Fuß von Hügeln, immer in der Nähe von Leuten, die dumm genug waren, zu glauben, dass Gold irgendwas löst. Vielleicht ist das… nur sein Tresor.“

Der Vogelmann war der einzige, der keine sichtbare Abwehr zeigte. Er trat näher, beugte sich hinunter, schnupperte.

„Riecht nach Erde und Metall… und ein bisschen nach alten Münzen“, sagte er. „Aber nicht nach Reichtum. Nach… Schuld.“

„Er ist beleidigt, dass wir ihm die Fragen da oben nicht gelassen haben“, sagte Roisin. „Also bringt er uns die Kasse. Nach dem Motto: ‚Wenn ihr schon wissen wollt, wie ich arbeite, bitte. Guckt rein. Wenn ihr euch traut.‘“

Es war eine dieser Situationen, in der jeder wusste, was jetzt als Nächstes passierte, und jeder hoffte, der andere würde es tun.

Deckel anheben.

„Mach schon“, sagte Liam in meine Richtung.

„Du bist jünger“, gab ich zurück. „Du hast noch mehr Zukunft, die schiefgehen kann. Ich hab Erfahrung, wie es ist, dumme Dinge zu tun.“

„Ich bin Priester“, warf der Pfarrer ein. „Ich sollte sowas grundsätzlich nicht anfassen.“

„Du hast schon genug Töpfe hochgehoben“, sagte Niamh, die inzwischen auch im Türrahmen stand. „In Beichtstühlen, auf Kanzeln, bei Beerdigungen. Lass den mal die greifen, die noch nicht so viele heilige Deckel in der Hand hatten.“

Am Ende war es Roisin, natürlich.

Sie seufzte, kniete sich hin, umfasste den Griff und zog langsam.

Kein Rauch, kein Licht, kein schrilles Kichern.

Nur ein leises, nasses Geräusch, als würde man einen sehr alten Deckel von einem Glas ziehen, das nie dafür gedacht war, geöffnet zu werden.

Ein Geruch schlug uns entgegen.

Nicht faulig, nicht verbrannt. Eher wie altes Papier nach Regen, gemischt mit dem Kupferhauch von alten Münzen und etwas, das an kalte Haut erinnerte.

Ich beugte mich vor. Erwartete Gold, Schatten, vielleicht einen Blick zurück.

Es waren keine Münzen.

Es waren… runde Dinge. Flach, metallisch, aber nicht geprägt wie Geld. Mehr wie Plättchen. Jedes mit einer kleinen Kerbe, einer Art Einkerbung an der Seite. Manche glänzender, manche matt, manche fast schwarz.

„Was ist das?“, flüsterte Liam.

Cian nahm eins vorsichtig zwischen Finger und Daumen. Sobald er es berührte, zuckte er, als hätte ihn jemand mit fremden Erinnerungen beworfen.

„Siehst du was?“, fragte Roisin.

„Ja“, sagte er heiser. „Einen Mann am Küchentisch, der sagt: ‚Ich wünsch mir nur, dass sie mich endlich in Ruhe lassen.‘ Und eine Stimme, die sagt: ‚Kann ich arrangieren.‘“

Er ließ das Plättchen fallen. Es klirrte nicht, es klackte nur dumpf gegen den Rand des Topfs und legte sich wieder zu den anderen, als wäre nichts gewesen.

Der Pfarrer nahm, vorsichtiger, ein anderes. Schloß die Augen. Sein Gesicht verzog sich, als würde ihm schlecht.

„Eine Frau“, sagte er. „Im Krankenhaus. ‚Ich wünsch mir, dass es schnell geht‘, sagt sie. Und dann… Stille. Aber keine, die sie wollte.“

Er legte das Ding zurück, als wäre es heiß.

„Wunschmarken“, sagte Roisin. „Das ist sein System. Kein Gold, kein leuchtender Schatz. Nur Marken von Leuten, die irgendwann gesagt haben: ‚Ich wünsch mir…‘ und vergessen haben, an wen sie das adressieren.“

Mir wurde kalt. Nicht, weil die Luft in der Küche plötzlich abgesunken wäre.

Weil ich begriff, dass jeder unserer großen und kleinen Sätze theoretisch in so einem Topf landen konnte.

„Wenn das hier nur eine Kasse ist“, sagte ich, „wie viele davon stehen dann noch irgendwo?“

„Genug“, sagte Cian. „Der Staub hat mir immer gesagt, dass seine Vorräte tief sind. Ich wusste nur nicht, wie tief.“

Der Vogelmann beugte sich noch näher. Seine Augen spiegelten den Topf, die Plättchen, unsere Gesichter.

„Sie glitzern nicht“, stellte er fest. „Sie warten.“

„Worauf?“, fragte Liam.

„Auf Erfüllung“, sagte Roisin. „Auf Ausführung. Auf den Moment, in dem er entscheidet: ‚Heute zahl ich aus. Heute wird aus diesem Wunsch eine Geschichte.‘“

„Und was passiert mit denen, die nie eingelöst werden?“, fragte ich.

Der Pfarrer lachte trocken. „Die liegen“, sagte er. „Wie nicht abgeholte Päckchen in einem verfluchten Postamt. Und irgendwann nimmt er sie als Zinsen. ‚Ihr habt mir Arbeit gemacht, ohne meine Dienste vollständig abzunehmen‘ – sowas. Er ist keiner, der gern auf Forderungen verzichtet.“

Wir standen um den Topf wie Touristen um ein Denkmal, von dem keiner so recht wusste, was genau es darstellen sollte.

„Das ist der Anfang“, sagte Roisin leise. „Er hat uns einen Blick auf seine Buchhaltung gegönnt. Aus Wut. Aus Trotz. Aus Stolz. Keine Ahnung. Aber wir wissen jetzt, was in seinem Topf ist. Nicht Gold. Nicht Reichtum. Bindungen.“

Die Plättchen lagen stumm da. Kein Funkeln, keine Versprechungen. Nur das Wissen: Jede kleine Kerbe darauf war einmal ein „Wenn doch nur…“ gewesen.

„Wir werden nicht alle retten können“, sagte ich. „Wir kriegen diese Marken nicht einfach aus der Welt.“

„Nein“, sagte sie. „Aber vielleicht können wir verhindern, dass neue reinkommen wie Konfetti. Vielleicht können wir ein paar Leuten beibringen, nicht mehr so leichtfertig ‚Ich wünsch mir…‘ in die Luft zu sagen, als wäre sie eine kostenlose Müllabfuhr.“

Liam starrte in den Topf, als würde er suchen, ob eins der Plättchen seinen Namen trug.

„Wenn meiner drin wäre“, flüsterte er, „welcher wäre es?“

„Der, in dem du gesagt hast, es sei dir egal“, sagte Roisin. „Den hat er sich schon abgeholt. Aber du hast ihn ihm wieder aus der Hand geschlagen. Er wird das nachbuchen müssen.“

Ich legte den Deckel wieder auf den Topf. Langsam, als hätte ich Angst, ihm die Finger einzuklemmen.

„Er wollte, dass wir ihn sehen“, sagte ich. „Also sehen wir. Und erzählen weiter. Einen Topf voller Wünsche, die nicht so aussehen, wie sie in den Märchen versprochen wurden.“

Der Topf stand schwer und beleidigt in unserer Küche.

Er war kein Schatz.

Er war ein Kontoauszug.

Und ich hatte das unangenehme Gefühl, dass wir gerade erst angefangen hatten zu verstehen, wie tief seine Buchhaltung ging.

Draußen zog der Wind vom Hügel herunter ins Dorf, durch das Kleefeld, an der Kirche vorbei, über den leeren Bahnhof.

Er hatte sich zurückgezogen, ja.

Aber nicht, um zu schlafen.

Um zu zählen.

Und wir, dummerweise, hatten uns in seine Zahlen geschoben.

Nur dass wir inzwischen wussten, dass jeder Wunsch einen Eintrag bedeutete.

Und vielleicht, dachte ich, als die Küche sich wieder wie ein normaler Raum anfühlte, war genau das unsere lächerlich kleine, aber wichtige Waffe:

Wir würden anfangen aufzupassen, was wir wünschten.

Nicht, weil das Leben sonst „zuhört".

Sondern, weil er es tut.

Und weil sein Topf voller Dinge war, die nie Gold gewesen waren, sondern nur: Wege, wie er Leute an sich band.

Die Wahrheit über den Topf, begriff ich, würde hässlicher sein als jede Geschichte über Regenbögen.

Und genau deshalb musste sie erzählt werden.

Die Wahrheit über den Topf

Die erste Nacht mit dem Topf im Haus war, als hätte jemand ein zusätzliches Organ in unseren Alltag transplantiert. Keiner sprach es laut aus, aber wir bewegten uns anders durch die Küche. Kein Schritt mehr einfach so, immer leicht seitlich, immer mit einem Auge auf das schwarze Ding, das mitten auf den Fliesen stand wie ein schlecht gelaunter Hund, von dem keiner wusste, ob er beißt.

„Wir können ihn nicht einfach stehen lassen", sagte ich irgendwann.

„Wir können ihn auch nicht zurückbringen", erwiderte Roisin. „‚Entschuldige, du hast da was verloren, hier ist deine Kiste mit gebuchten Wünschen' – das ist genau die Sorte Hilfsbereitschaft, von der er lebt."

Der Pfarrer saß am Tisch, die Hände um eine Tasse gelegt, aus der er mehr Halt als Tee zog. „Wir könnten ihn in die Kirche bringen", sagte er langsam. „Wenn seine Buchhaltung im Haus steht, hat er zu viel Hebel an euch. In der Kirche…"

„…würde er sich totlachen", unterbrach Niamh, die sich inzwischen fest vorgenommen hatte, ihre Pause lieber hier als im Laden zu verbringen. „Du glaubst ernsthaft, der tritt den Topf ab, weil er einmal im Gotteshaus stand? Der war schon hier, bevor du den ersten Lateinsatz auswendig wusstest."

„Wir könnten ihn vergraben", schlug Liam vor. „Im Moor. Tief. Da, wo niemand mehr hinkommt, nicht mal er."

Cian schnaubte. „Er ist das Moor“, sagte er. „Wenn du ihm seinen Topf da reinkippst, hängst du ihm bloß noch eine weitere Wurzel dran. Du willst ihm nicht seine Werkzeuge in die Hand drücken. Du willst sie ihm aus der Hand nehmen – oder kaputtmachen.“

„Kaputtmachen klingt gut“, murmelte ich. „Hammer, Vorschlag, Feuer, irgendwas.“

„Feuer hat er schon versucht“, sagte Roisin. „Im Kleefeld. Und? Die Halme kommen wieder. Wenn wir sein Spiel spielen, gewinnen wir nur, wenn er einen Fehler macht. Und diesen Gefallen tut er uns nicht so schnell.“

Der Topf stand da und tat nichts. Kein Glimmen, kein Gluckern, keine Stimme aus der Tiefe, die „Herzlich willkommen im Bonusprogramm“ hauchte. Und doch war er das lauteste Ding im Raum.

„Was, wenn wir… lesen, was drin ist?“, fragte Liam leise. „Nicht nur ein Plättchen. Alle. Oder so viele wir schaffen. Wenn jeder von uns eins nimmt. Oder zehn. Wenn wir wissen, welche Sätze da drin gelandet sind…“

„…werden wir verrückt“, fiel ihm der Pfarrer ins Wort. „Jede dieser Marken ist das destillierte Elend von jemandem. Ein Wunsch im Moment der Schwäche. Du kannst nicht wahllos durch fremde Sterbebetten spazieren, ohne dass dir das Gehirn irgendwann wie nasser Brotkrumen auseinanderfällt.“

Cian nickte. „Er kann das, weil er keine Haut hat“, sagte er. „Nur Hunger. Wir haben Haut. Und Nerven. Und Schlafbedarf. Wir müssen vorsichtig sein, wie viel von dieser Scheiße wir aufnehmen.“

„Aber wir müssen verstehen, wie sie funktionieren“, beharrte Liam. „Wenn wir nicht wissen, was für Wünsche er sammelt, tappst du im Dunkeln. Dann bist du beim nächsten Zug, beim nächsten Steg, beim nächsten Hügel wieder überrascht, weil du nicht gemerkt hast, dass einer gerade dabei ist, einen neuen Chip in die Kasse zu werfen.“

Es war dieser Moment, in dem ich merkte, dass der Junge endgültig über den Punkt hinaus war, an dem man ihn mit „Schlaf mal drüber“ aus Situationen rausreden konnte.

„Wir teilen es auf“, sagte Roisin schließlich. „Keiner geht allein in das Ding rein. Jeder nimmt eins, maximal zwei. Wir schauen, ob sich Muster zeigen. Und sobald jemand merkt, dass seine Träume anfangen, fremd zu riechen, ist Schluss.“

„Wie rochen deine vorher?“, fragte ich.

Sie ignorierte das.

Wir standen im Halbkreis um den Topf, wie um ein Lagerfeuer, das keiner angezündet hatte.

„Ich fang an“, sagte Roisin.

Natürlich.

Sie griff hinein, die Finger tastend, als wollte sie eins erwischen, das nicht so laut schreit. Als könne man das fühlen.

Sie zog ein Plättchen heraus. Klein, matt, eine Kerbe an der Seite. Legte es in die offene Handfläche und schloss die Finger nur halb.

Ihr Gesicht veränderte sich. Nicht dramatisch, keine zusammenbrechende Mimik, kein Schrei. Nur ein Schatten, der von innen durchsichtig machte, was da passierte: Bilder, Stimmen, ein fremder Satz, der sich kurz Zutritt verschaffte.

„Mädchen", sagte sie nach ein paar Sekunden. „Neun oder zehn. Sitzt auf dem Bett, zählt ihre blauen Flecken. ‚Ich wünsch mir, dass er mich nicht mehr anfasst', sagt sie. Und da ist keine Stimme, kein offizieller Deal. Nur dieses… Loch. Und später…"

Sie schluckte.

„Später sagt sie: ‚Vielleicht ist es besser, wenn ich gar nicht da bin.' Und genau da", ihre Finger schlossen sich fester, „springt er rein."

Sie öffnete die Hand. Das Plättchen lag da wie zuvor. Kein Extrazeichen, kein Brandmal.

„Was macht er damit?", fragte Liam. „Erfüllt er's?"

„Er wartet", sagte Roisin. „Bis einer der Erwachsenen so etwas sagt wie: ‚Sie ist jetzt an einem besseren Ort.' Dann bucht er doppelt. Wunsch eingelöst, Schuld abgeschoben. Effizientes System."

Mir wurde schlecht.

„Ich will keins", sagte ich.

„Du bekommst trotzdem eins", entgegnete sie. „Wir sind alt genug, um zu wissen, dass Weggucken ihm nichts tut."

Ich griff hinein, halb aus Wut, halb aus Trotz. Das Metall war kälter, als es sein sollte. Meine Finger fanden ein Plättchen, glatter als das eben. Ich zog es heraus, hielt es zwischen Daumen und Zeigefinger.

Noch bevor ich die Augen schließen konnte, war das Bild da.

Ein Mann in einem Büro. Neonlicht, graue Wände, ein Bildschirm, der nicht floss, sondern flackerte. Seine Hände über der Tastatur, der Rücken krumm, der Blick leer. Draußen Nacht.

„Ich wünsch mir, dass ich nie wieder hier sitzen muss", denkt er. Nicht an Gott, nicht an den Chef, nicht an irgendeinen grünen Kobold. Nur so. In die Luft.

Und etwas in der Luft registriert.

Später: Schlaganfall. Keine dramatische Szene, nichts Cinematografisches. Er kippt zwischen Aktenordnern um, man findet ihn zu spät, er wacht nicht mehr richtig auf. Invalidenrente, stiller Ruhestand, eine Frau, die sagt: „Er ist zuhause, das ist doch schön."

Er hat nie wieder dort gesessen.

Wunsch erfüllt.

„Schlau“, murmelte ich bitter. „Sehr witzig.“

Die Szene löste sich. Zurück blieb das Plättchen und ein schäbiges Gefühl, als hätte ich bei etwas zugesehen, bei dem ich kein Recht hatte, zuzusehen.

„Siehst du das Muster?“, fragte Roisin.

„Jemand will weg“, sagte ich. „Oder dass es aufhört. Und er ist die Abkürzung. Aber statt das Problem zu entfernen, entfernt er die Person. Oder dreht so an den Umständen, dass der Satz formal stimmt, aber alles andere schlimmer ist.“

„Genau“, sagte sie. „Verkrüppelte Wunscherfüllung. Er ist wie eine Hotline, die dir nachts verspricht, all deine Probleme zu lösen – und am Ende bist du der, der verschwindet.“

Liam griff ebenfalls hinein, bevor wir ihn warnen konnten. Er hielt das Plättchen so, als wäre es ein Stein aus dem Kleefeld.

Sein Gesicht wurde hart.

„Junge“, sagte er. „Nicht viel älter als ich, vielleicht jünger. Er steht auf einem Bahnsteig. ‚Ich wünsch mir, dass mich hier mal jemand sieht‘, denkt er. Und dann…“

Er presste die Lippen zusammen.

„Er wird gesehen“, sagte er schließlich. „Von sehr vielen. Zur selben Zeit. Auf sehr unschöne Weise.“

Ich wusste genau, welche Sorte Bilder er meinte.

„Genug“, sagte Roisin. „Noch eins, und du schläfst die nächsten zehn Jahre nicht mehr ohne Licht.“

Der Pfarrer nahm keins. Er legte nur die Hand auf den Topfrand, als würde er einen Sarg segnen, dessen Inhalt er nicht mehr sehen will.

„Ich kenne diese Wünsche alle“, sagte er leise. „Nicht die konkreten, aber die Art. ‚Mach, dass es vorbei ist.‘ ‚Mach, dass es Sinn ergibt.‘ ‚Mach, dass ich nicht mehr fühle.‘ Ich hab sie in anderen Worten gehört, in Beichtstühlen, an Betten, an Gräbern. Ich hab sie weitergeleitet. Nicht an ihn, aber in die Luft. Das reicht ihm. Er hört alles, was nicht klar adressiert ist.“

„Er ist wie ein Spamfilter für Verzweiflung“, sagte ich. „Alles, was keiner behalten will, rutscht bei ihm rein.“

„Und er beschwert sich nicht“, ergänzte Niamh. „Er sortiert, die profitablen nach oben, den Rest in die Zinsen-Schublade.“

Der Vogelmann hatte sich keinen Chip genommen. Er saß auf der Fensterbank und beobachtete uns, als wären wir selbst Teil eines Experiments.

„Ich hab meine Wünsche meistens Vögeln erzählt“, sagte er. „Vielleicht ist das mein Glück. Die tragen sie irgendwo hin, lassen sie fallen, vergessen sie. Er mag das nicht. Wünsche ohne Echo sind schwer zu fassen.“

„Also ist das die Wahrheit“, sagte ich. „Der Topf ist kein Belohnungstopf. Kein Schatz. Es ist seine Datenbank. Ein Haufen Leute, die in ihre Kissen geschrien haben und geglaubt haben, das wär nur Luft. Und er sitzt drunter und nimmt’s auf.“

„Das Schlimme ist“, sagte Roisin, „nicht, dass er sie hört. Das Schlimme ist, dass er so oft rechtzeitig liefern kann. Eine Katastrophe hier, ein Unfall da, ein kleiner Zufall, und zack: Wunsch nicht mehr nur Satz. Sondern Ereignis.“

„Und wenn sie danach sagen: ‚Es sollte wohl so sein‘, kriegt er Bonuspunkte“, ergänzte der Pfarrer.

Wir schwiegen.

Der Topf stand in der Mitte, unter seinem Deckel eine anonymisierte Hölle. Keine Schreie, keine Flammen, nur Plättchen mit Kerben – jede ein Datensatz, jeder mal ein lebtiger Moment gewesen, in dem jemand nicht mehr wusste, wohin mit sich.

„Und jetzt?“, fragte Liam schließlich. „Was machen wir mit ihm?“

Die Frage hing schwerer im Raum als anfangs die Gegenwart des Topfs.

„Wir können ihn nicht auskippen“, sagte Cian. „Nicht ohne den ganzen Müll über alle zu schütten. Stell dir vor, die Plättchen lösen sich auf und jede Marke kehrt zu ihrem Ursprung zurück. Du hättest ein Dorf im Nervenzusammenbruch.“

„Wir können ihn auch nicht behalten wie ein Sammlerstück“, meinte Niamh. „‚Guck mal, da drin ist das Elend der halben Grafschaft‘ – das macht auf Dauer niemanden gesünder.“

Roisin sah den Topf an, als wäre er eine besonders komplizierte Rechnung.

„Wir müssen ihn nutzen“, sagte sie leise. „Gegen ihn.“

„Wie willst du das machen?“, fragte ich.

„Wir finden raus, auf welche Sorte Wünsche er am meisten anspringt“, sagte sie. „Welche Kerben glänzen, welche er obenauf legt. ‚Mach, dass es schnell geht‘. ‚Mach, dass ich nicht mehr da bin.‘ ‚Mach, dass ich nichts mehr fühle.‘ Und dann fangen wir an, den Leuten beizubringen, diese Sätze nicht mehr zu benutzen. Oder sie anders zu meinen.“

„Du willst ihm die Rohware entziehen“, sagte der Pfarrer. „Weniger Material für seine Plättchen.“

„Wir können nicht verhindern, dass Menschen verzweifeln“, sagte sie. „Aber wir können verhindern, dass sie ihre Verzweiflung in seine Form gießen. Wenn einer sagt: ‚Hilf mir, dass ich da rauskomme‘, ist das was anderes als ‚Mach, dass ich verschwinde‘. Das klingt vielleicht nach Haarspalterei. Für ihn ist es der Unterschied zwischen Vertrag und Ärger.“

Ich sah den Topf an und hatte zum ersten Mal nicht nur Angst vor ihm, sondern – seltsamerweise – Mitleid mit den Dingern darin.

Jede Marke war mal ein Mensch gewesen, irgendwo, irgendwann, der geglaubt hatte, sein Satz wäre im Nichts verpufft.

„Wenn wir ihn schon nicht zerstören können“, sagte ich, „dann können wir wenigstens dafür sorgen, dass nichts Neues mehr reinkommt, was so leicht verwertbar ist. Dass er irgendwann auf seinen alten Beständen sitzen bleibt wie ein verschuldeter Banker, dem keiner mehr vertraut.“

Der Topf antwortete nicht.

Aber ich hätte schwören können, dass es für einen winzigen Moment so klang, als würde es darin knirschen.

Nicht wie Münzen.

Wie Zähne.

Es stellte sich heraus, dass es erstaunlich schwer ist, nicht zu wünschen. Oder genauer: nicht in seiner Grammatik zu wünschen. Das merkte ich am nächsten Morgen, als ich mir den Kaffee eingoss und der Topf stumm in der Mitte der Küche stand wie ein dicker Punkt am Ende eines Satzes, den keiner hatte schreiben wollen.

„Ich wünsch mir, dass der heute mal stark ist“, dachte ich automatisch, während der erste Schluck eher nach abgestandenem Spülwasser schmeckte.

Im selben Moment sah ich zu dem Topf hinüber.

„Streich das“, murmelte ich. „Ich meine: Ich hätte es gerne, wenn der Kaffee nicht nach Friedhof schmeckt, aber wenn doch, komm ich auch klar.“

Roisin, die am Herd stand und Haferflocken in etwas rührte, das hoffentlich kein weiteres Ritual war, verzog den Mund. „So reden normale Leute nicht“, sagte sie.

„Normale Leute haben auch keine Wunsch-Datenbank im Flur stehen“, erwiderte ich.

Wir testeten den Tag über, wie sich Sprache anfühlte, wenn man ihn aus der Rechnung rausnahm.

„Ich wünsch mir, dass der Regen aufhört“ wurde zu „Es wäre praktischer, wenn es trocken wäre, aber ich hab keinen Vertrag mit der Atmosphäre.“

„Ich wünsch mir, dass sie mich in Ruhe lassen“ wurde zu „Ich will, dass sie mich in Ruhe lassen, also muss ich was sagen oder gehen, scheiß drauf, ob’s Ärger gibt.“

„Ich wünsch mir, dass er stirbt“ wurde zu einem stillen: „Ich halte es kaum aus, dass er noch atmet, und ich weiß, dass dieser Gedanke mich kaputt macht, also behalte ich ihn bei mir und gebe ihn nicht an jemanden ab, der gute Geschäfte damit macht.“

Es klang umständlich, schwerfällig, wie Sätze aus einem Handbuch für emotionale Selbstverteidigung. Aber es fühlte sich… sauberer an.

Nicht heil. Nur weniger kontaminiert.

„Das Problem ist“, sagte der Pfarrer, als er später am Tisch saß und seine übliche Tasse Halt trank, „dass die Leute seit Generationen gelernt haben, Wünsche nach oben abzugeben. Erst an Gott, dann an ihn, dann an ‚das Schicksal‘, wenn sie sich nicht entscheiden konnten. Wenn ich ihnen jetzt sage: ‚Behaltet eure Sätze, arbeitet damit‘, fühlen sie sich plötzlich verantwortlich. Und Verantwortung ist das Einzige, was sie mehr fürchten als ihn.“

„Dann fang bei dir an“, sagte Roisin. „Du bist der, der jeden Sonntag da vorne steht und das Mikro hat. Du musst nur ein paar Formulierungen ändern.“

Er stöhnte. „‚Nur ein paar Formulierungen‘“, wiederholte er. „Für euch sind Worte Pflastersteine, für mich sind sie Minenfeld. Eine falsch gesetzte Hoffnung, und du hast wieder seine Stimme im Ohr, die sagt: ‚Sag ihnen, es wäre besser so.‘“

„Dann sag ihnen, dass es nicht besser ist“, sagte ich. „Sag ihnen, dass es scheiße ist und bleibt. Dass kein Plan dahinter steckt, kein Sinn, keine Lektion – außer die, dass es weh tut, wenn man jemanden verliert.“

Er sah mich an, als hätte ich vorgeschlagen, während der Messe einen Striptease hinzulegen.

„Wenn ich das sage“, murmelte er, „fällt die Hälfte um. Die andere Hälfte fängt an zu schreien. Und er steht in der Ecke und klatscht, weil er Chaos liebt.“

„Er liebt nicht jedes Chaos“, warf Cian vom Fenster aus ein. „Er liebt planbares Chaos. Das, das er verwerten kann. Reine Verzweiflung ohne Angebot bringt ihm wenig. Die Leute werden unbequem, wenn sie nicht glauben, dass es irgendwo eine Hotline gibt.“

Wir beschlossen, klein anzufangen.

Nicht mit Predigten, nicht mit großen Ankündigungen, nicht mit Dorfversammlungen, auf denen irgendjemand „Jetzt reicht’s aber mal mit den Unglücksgeschichten“ rief.

Wir fingen in der Küche an.

Mit uns.

Und mit ein paar Leuten, die sowieso schon zu viel wussten, um noch unbeteiligt sein zu dürfen.

Mrs. Griffin kam am Nachmittag mit einem Teller Kuchen, der aussah, als hätte sie ihn nur gebacken, damit ihre Hände etwas zu tun hatten.

Sie blieb an der Tür stehen, als sie den Topf sah.

„Der ist neu“, sagte sie.

„Leihgabe“, sagte Roisin. „Von ihm. Oder uns. Oder allen, die jemals laut gedacht haben und geglaubt haben, niemand hört zu.“

Mrs. Griffin stellte den Teller ab, ging auf den Topf zu, als wäre er ein Grabstein.

„Du hast einen von mir“, sagte sie leise.

Niemand fragte: „Woher weißt du das?“ Man sah es ihr an.

„Ich hab damals gesagt: ‚Ich wünsch mir, dass ich nicht mehr aufwache, wenn er nicht wiederkommt‘“, fuhr sie fort. „Nicht laut, nur so. In die Wand. In die Decke. In die Luft. Ich dachte, es wäre nur… Wut. Trauer. Theater.“

Sie legte die Hand auf den Rand.

„Ich bin trotzdem aufgewacht“, sagte sie. „Jeden Tag. Jahrelang. Also entweder hat er den Wunsch nicht gebucht oder er spart sich das als Witz für später.“

„Wir versuchen gerade herauszufinden, welche Sorte Sätze er am liebsten mag“, erklärte Roisin. „Damit wir aufhören, sie ihm zu liefern.“

Mrs. Griffin nickte. „Gut“, sagte sie. „Sag mir, was ich nicht mehr sagen soll. Ich bin alt genug, um mir das abzugewöhnen.“

„Sagen Sie nicht mehr: ‚Es wäre besser, wenn ich nicht da wäre‘“, sagte der Pfarrer. „Sagen Sie stattdessen: ‚Es ist schwer, dass ich noch da bin, aber ich bleib trotzdem.‘ Er hasst Trotz.“

„Er hasst alles, was bleibt“, murmelte sie. „Alles, was nicht mit ihm weggeht. Gut. Dann bleib ich. Nur, um ihm auf die Nerven zu gehen.“

Das war der Anfang von etwas, das später als „Sprachhygiene“ beschrieben wurde, wenn man es hübsch ausdrücken wollte, oder als „Wunschfasten“, wenn man ehrlich war.

Wir fingen an, einander zu korrigieren.

Nicht brutal, nicht dauerhaft, aber spürbar.

„Ich wünsch mir, dass…“ –
„Stopp. Sag das anders.“

„Es wäre besser, wenn…“ –
„Für wen? Für ihn oder für dich?“

„Vielleicht sollte es so sein“ –
„Oder vielleicht war’s einfach scheiße.“

Einerseits fühlte es sich an, als würden wir in einem schlechten Selbsthilfebuch leben. Andererseits merkte man ziemlich schnell, wie oft im Alltag kleine vorauseilende Kapitulationen in die Sätze rutschten.

„Er lebt davon, dass Leute passiv formulieren“, sagte Roisin eines Abends, als wir am Tisch saßen und den Topf betrachteten, der stumm war, aber nie unsichtbar. „‚Es ist passiert.‘ ‚Es geschah.‘ ‚Es wurde getan.‘ Niemand sagt: ‚Ich hab’s getan‘ oder ‚Er hat’s getan‘ oder ‚Wir haben’s zugelassen‘. Sobald jemand den Subjektplatz im Satz freiräumt, setzt er sich rein.“

„Du solltest Deutschlehrerin werden“, murmelte ich.

„Ich bin Dämonensache-Praktikerin“, erwiderte sie. „Grammatik ist dabei nur eine Waffe.“

Natürlich ließ er sich das nicht einfach gefallen.

Wenn man einem System die Einwurföffnung verengt, reagiert es.

Es fing mit Träumen an.

Roisin wachte eines Nachts schweißnass auf und sagte, sie hätte geträumt, wie der Topf aufging und alle Plättchen herauskrochen, wie kleine, flache Tarnschnecken, die an Wänden hochliefen und sich in Münder setzten.

Cian berichtete von einem Traum, in dem der Hügel aus den Marken bestand, zusammengesetzt wie Schuppen, jeder Schritt ein „Ich hätte mir gewünscht, dass…“, jeder Atemzug eine neue Kerbe.

Ich träumte von einem Zug, der nicht fuhr, sondern in der Station stand, für immer, mit Türen, die offen blieben. Die Leute gingen ein und aus, aber keiner fuhr wirklich los. An der Decke hingen Plättchen, klingelten leise, jedes Mal, wenn jemand dachte: „Vielleicht wäre es einfacher, wenn…“

Liam wachte eine Nacht auf und sagte nur: „Er versucht, mir einzureden, dass es nichts bringt.“

„Was?“, fragte ich.

„Dass ich auf meine Sprache achte“, sagte er. „Dass es egal wäre, wie ich es formuliere. ‚Die Dinge passieren sowieso‘, flüstert er. ‚Ob du willst oder nicht. Ob du mich nennst oder nicht.‘“

„Er versucht, dir zu beweisen, dass du nicht wichtig bist“, sagte Roisin. „Das ist sein Lieblingsangriff. Wenn du glaubst, dass du keine Rolle spielst, kannst du deine Sätze raushauen, wie du willst. Er sortiert sie dann tageweise.“

Der Topf reagierte seltsam.

Manchmal war er kalt, als hätte man ein Stück Nacht in die Küche gestellt. Manchmal fühlte er sich lauwarm an, wenn man vorbeiging, als würden die Plättchen sich unter dem Deckel bewegen.

Einmal, als ich im Vorbeigehen beinahe gestolpert wäre und ihn reflexartig festhielt, hatte ich das Gefühl, als würde unter meiner Hand etwas kurz nachgeben – als wäre der Inhalt nicht starr, sondern… weich. Formbar.

„Ich glaube, sie verändern sich“, sagte Cian nach ein paar Tagen. „Die Marken. Manche werden blasser. Manche dunkler.“

„Warum?“, fragte Liam.

„Vielleicht, weil die damalige Wunsch-Energie benutzt wurde“, sagte er. „Vielleicht, weil die Sätze, die dahinterstehen, umgeschrieben werden. Wenn jemand aufhört, zu glauben, dass sein ‚Mach, dass es vorbei ist‘ eine Bestellung war, verliert das Ding an Kraft.“

Ich wollte mich nicht mit Worten wie „Energie“ beschäftigen. Ich mochte sie nicht. Sie rochen nach Esoterik und Räucherstäbchen. Aber irgendwas tat sich in dem Topf, wenn wir anfingen, anders zu reden.

Es war nicht spektakulär. Keine Marke löste sich auf, keine hob sich flammend in die Luft mit den Worten „Danke, ich bin frei“.

Aber ab und zu war da dieses leise, unhörbare Klicken, wenn jemand im Dorf einen Satz abbrach.

„Ich wünsch mir nur, dass… ach, vergiss es. Was ich will, ist…“

Klick.

„Vielleicht ist es besser… nein, ist es nicht. Es ist einfach scheiße.“

Klick.

„Wenn es so sein soll…“ – „Du meinst: Wenn wir es so lassen.“

Klick.

Jedes Mal hatte ich das Gefühl, als würden drinnen einige Plättchen kurz vibrieren.

Er reagierte.

In seiner Weise.

Das Haus wurde launischer.

Die Rohre fingen mitten in der Nacht an zu jammern, als hätten sie Wasserstau, obwohl kein Hahn offen war. Der Spiegel zeigte manchmal, wenn ich vorbeiging, für einen Sekundenbruchteil nicht mein Gesicht, sondern irgendeinen zufälligen Ausdruck von jemandem, der kurz davor war, „Ich wünsch mir…“ zu sagen.

Einmal, als der Pfarrer vorbeikam, flackerte das Licht, als er den Satz begann: „Ich hätte früher nie gedacht, dass…“

„…dass du eine Küche als Kanzel benutzen würdest?“, half ich ihm.

Das Licht beruhigte sich.

„Er versucht, mich ins alte Muster zu ziehen“, sagte er. „‚Du hättest früher nie gedacht, dass dies alles Teil eines großen Plans ist‘ – sowas. Er mag es nicht, wenn ich die Pläne wegnehme.“

Es war anstrengend.

Sprachhygiene, Hügelbesuche, Zugfahrten, Kleefeld, Topf. Dazu der ganz normale Alltag: Rechnungen, Essen, Schlaf, die Frage, ob man noch einkaufen geht oder lieber den Rest Brot mit unklarem Ablaufdatum isst.

Es war leicht, ihm an manchen Tagen einfach alles wieder in die Tasche zu werfen.

„Ich wünsch mir, dass es einfacher wäre“, dachte ich einmal beim Zähneputzen, bevor ich mich dabei ertappte.

„Nein“, sagte ich halb mit Schaum im Mund. „Es wäre schön, wenn es einfacher wäre. Aber wenn nicht, mache ich’s halt so.“

Im Spiegel zog kurz ein fremdes Gesicht vorbei. Jemand im Anzug, der aussah, als hätte er gerade beschlossen, über eine Brüstung zu steigen.

Er verschwand, bevor ich fertig geblinzelt hatte.

„Siehst du?“, sagte Roisin später. „Selbst im Bad will er deine Formulierungen. Jede kleine Kapitulation ist wie ein Antrag auf Mitgliedschaft in seiner Kundenkartei.“

Ich war müde.

Nicht nur körperlich. Müde vom Aufpassen, vom Nicht-Sagen, vom Anders-Sagen.

Und genau auf dieser Müdigkeit spielte er.

Die Zettel im Flur fingen wieder an, aufdringlicher zu rascheln. Kramten alte Namen, alte Verträge, alte Sätze hervor.

„Du hast auch deine Marken da drin“, flüsterten sie nachts. „‚Ich wünsch mir Ruhe.‘ ‚Ich wünsch mir, dass keiner mehr was von mir will.‘ ‚Ich wünsch mir, dass alles egal ist.‘ Glaubst du wirklich, er hat das vergessen?“

Nein.

Ich glaubte nicht, dass er irgendetwas vergaß.

Aber jetzt hatten wir zumindest einen Teil seiner Buchhaltung vor der Nase.

Und wenn er schon in unserer Küche eine Zweigstelle eröffnete, konnten wir genauso gut anfangen, seine Konten durcheinanderzubringen.

Die Wahrheit über den Topf war hässlicher gewesen, als alle Legenden versprochen hatten.

Aber in dieser Hässlichkeit lag ein kleiner, schmutziger Vorteil:

Man konnte mit etwas arbeiten, das man sah.

Er mochte Dunkelheit, Unsichtbarkeit, unausgesprochene Sätze.

Wir hatten ihm Licht, Fragen und schlechtes Küchenlicht vor die Füße gesetzt.

Und ich hatte das Gefühl, dass er, irgendwo im Hügel, gerade zum ersten Mal seit langer Zeit das Wort „Verlust“ in seiner eigenen Buchhaltung zu buchstabieren versuchte.

Der Tag, an dem der Topf anfing zurückzuschauen, war ein Mittwoch. Was gut passte, weil Mittwoche sowieso nie wussten, was sie sein wollten – Anfang, Mitte oder schon fast Ende.

Es begann damit, dass die Marken Geräusche machten. Nicht laut, nicht hollywoodreif – eher wie das leise Aneinanderreiben von Zähnen in einem Mund, der zugibt, dass er knirscht.

Ich stand in der Küche, völlig harmlos damit beschäftigt, Brot zu schneiden, und hörte plötzlich dieses minimale, metallische Aneinanderstoßen. Kein normales „Da hat sich was im Topf bewegt“, sondern ein vorsichtiges, abgestimmtes „Wir sind auch noch da“.

„Hörst du das?“, fragte ich.

Roisin sah vom Abwasch auf, legte den Schwamm beiseite und lauschte.

„Ja“, sagte sie nach ein paar Sekunden. „Sie werden lauter. Oder wir leiser.“

„Wenn wir schon anfangen, unsere Metaphern zu analysieren, ist es zu spät“, murmelte ich.

Wir hatten seit Tagen unsere kleine sprachliche Diät durchgezogen. Keine „Es sollte wohl so sein“-Sätze mehr, keine „Ist mir egal“-Floskeln, wenn es nicht wirklich egal war. Im Dorf hatte sich das wie eine Grippe verbreitet – langsam, aber spürbar.

„Sie reden anders“, hatte Niamh berichtet. „Mrs. O’Rourke hat neulich im Laden gesagt: ‚Es war nicht Gottes Wille, dass er vom Dach fällt. Es war seine Dummheit.‘ Und danach hat sie sich erschreckt, aber sie hat’s nicht zurückgenommen.“

„Er hasst sie“, hatte Roisin darauf nur gesagt. „Genau so.“

Vielleicht war es Einbildung, aber der Topf schien darauf zu reagieren. Die Plättchen bewegten sich, wenn irgendwo im Dorf jemand einen Satz anders zu Ende brachte als sonst. Kein magisches Echo, keine flammenden Runen an der Wand – nur dieses leise Reiben, das ich inzwischen im Schlaf von tropfenden Wasserhähnen unterscheiden konnte.

An diesem Mittwoch wurde es anders.

Wir saßen alle mehr oder weniger zufällig in der Küche – das war das Schöne an einem verfluchten Haus, niemand blieb lange weg – und redeten über irgendwas Banales, ich glaube, es ging um den kaputten Zaunpfosten am Kleefeld, als der Topf ein einzelnes, klares „Klack“ von sich gab.

Nicht zufällig.

Nicht im Rhythmus der Unterhaltung.

Ein Einwurf.

„Was war das?“, fragte Liam.

„Eine Bewerbung“, sagte Cian langsam. „Da hat sich einer nach oben geschoben.“

Wir starrten auf den Topf, als hätten wir vergessen, dass wir es waren, die ihn überhaupt in die Küche eingeladen hatten.

„Vielleicht hat einer im Dorf was gesagt, was ihm besonders gefällt“, mutmaßte der Pfarrer. „‚Mach, dass…‘ in der Premiumfassung.“

„Oder einer hat den Vertrag innerlich gekündigt“, sagte Roisin. „Vielleicht gibt es auch Marken, die reagieren, wenn ihr Ursprungssatz umgeschrieben wird. Die anfangen zu wackeln.“

„Vielleicht will er uns was zeigen“, sagte Liam. „Und vielleicht ist das genau der Moment, in dem wir es uns eigentlich nicht ansehen sollten.“

Das „Klack“ kam noch einmal. Dieselbe Tonlage, dieselbe Hartnäckigkeit, wie ein Kind, das an der Ladentheke gegen die Scheibe klopft, weil es weiß, dass hinter dem Glas etwas liegt, das es nicht kriegen soll.

„Na schön“, sagte Roisin. „Eins. Nur eins. Wenn er uns unbedingt etwas vorsetzen will, dann gucken wir hin, aber wir bezahlen nicht.“

Sie kniete sich neben den Topf, legte beide Hände auf den Rand und atmete einmal tief durch, so als würde sie gleich tauchen. Dann griff sie hinein.

Diesmal suchte sie nicht. Ihre Finger schnippten fast automatisch an eine bestimmte Stelle, als hätte jemand innen eine Marke hochgedrückt.

Sie zog sie heraus.

Anders als die anderen Plättchen, die wir bisher gesehen hatten, war dieses nicht matt. Es war dunkler, fast schwarz, mit einem leichten Schimmer am Rand, wie ein Nagel, den man zu lange im Feuer gelassen hatte. Die Kerbe an der Seite hatte eine andere Form, tiefer, präziser, als hätte jemand mehr Sorgfalt hineingesteckt.

Roisin hielt es in der offenen Hand, ohne die Finger zu schließen.

Ihr Blick wurde starr. Nicht abwesend – eher zu präsent. Als würde sie gleichzeitig hier und woanders sein, und beide Orte waren nicht bequem.

„Was siehst du?“, fragte ich.

Ihre Stimme klang, als käme sie aus einem anderen Raum. „Regen“, sagte sie. „Viel Regen. Eine Wiese, noch keine Brandkreise. Ein Junge, der über das Feld läuft und sucht. Er zählt Blätter, seine Finger sind rot vor Kälte. ‚Ich wünsch mir, dass ich einen finde‘, denkt er. Nicht

laut. Aber klar. Er weiß, dass die Legende Schwachsinn ist, aber er will… dabei sein. In der Geschichte. Teil von etwas, das größer ist als seine Langeweile.“

Liam hielt die Luft an.

„Er findet einen“, fuhr Roisin fort. „Vierblättrig. So perfekt, dass es fast lächerlich ist. Er hält ihn hoch, lacht, und in seinem Kopf schiebt sich ein zweiter Satz hinterher, kleiner, heimlicher: ‚Ich wünsch mir, dass sie meinen Namen kennen.‘“

Sie schloss kurz die Augen, obwohl sie eigentlich schon zu waren, irgendwo anders.

„Er hat damals gebucht“, sagte der Pfarrer leise. „Schon da.“

„Wer?“, fragte Liam. „Ich?“

„Nein“, sagte Roisin. „Nicht du. Ein anderer. Früher. Jemand, der mit einem vierblättrigen Blatt im Kopf loslief und nicht merkte, dass er in eine Warteschlange trat.“

Sie atmete scharf ein.

„Ich sehe vier Plättchen“, flüsterte sie. „Nicht nur dieses. Vier Stück, die anders aussehen als der Rest. Tiefer eingekerbt, dichter. Sie gehören zusammen. Wie ein Set. Vier Blätter, vier…“

Sie brach ab, noch bevor der Satz sich selbst zu Ende denken konnte.

„Vier Namen“, sagte Liam.

Es hing im Raum, und der Topf wusste es. Ich hätte schwören können, dass es drinnen leise vibrierte, als hätte jemand eine Saite berührt, die auf genau dieses Wort gewartet hatte.

„Er hat Sondermarken“, sagte Cian. „Für bestimmte Geschichten. Nicht nur Alltagsmist, nicht nur die ‚Mach, dass es vorbei ist‘-Standardpakete. Es gibt Premiumfälle. Vierblättrig. Nummerierte Ausgaben.“

Roisin legte das Plättchen zurück, aber ich sah, dass ihre Hand zitterte.

„Das war eine der alten“, sagte sie. „Eine, die schon lange hier drin liegt. Er hat sie uns gezeigt, weil…“

„…weil sie wieder fällig wird“, ergänzte der Pfarrer. „Vielleicht, weil die alte Geschichte nie zu Ende erzählt wurde. Vielleicht, weil er beschlossen hat, eine neue Version aufzulegen. Mit neuen Rollen.“

Liam sah abwechselnd den Topf, uns und den Boden an, als würde er prüfen, ob irgendwo schon ein Name zu sehen war.

„Vier Namen“, sagte er. „Er will vier. Für seine vier Blätter.“

„Er hatte sie schon“, sagte Cian. „Früher. Andere. Die Geschichte ist alt. Aber Geschichten mit gutem Umsatz bringt er gern noch mal ins Programm.“

„Und diesmal“, murmelte ich, „steht unser Dorf in seinem Spielplan.“

Der Topf schwieg wieder. Aber die Tatsache, dass er uns eine der Premium-Marken hatte sehen lassen, war Warnung genug.

„Wessen Namen will er?“, fragte Liam. „Jemand muss sie doch tragen. Sonst macht das Set keinen Sinn.“

„Mach ihm nicht den Gefallen, in Serienlogik zu denken“, sagte Roisin. „Er liebt es, wenn Leute anfangen, selbst nach Mustern zu suchen, bis sie sich hineinpassend machen. ‚Vier Blätter, also vier, also wer sind die vier?‘ – und zack, gibst du ihm deinen Namen freiwillig, nur weil du nicht der sein willst, der übrig bleibt.“

„Aber wenn er sie sowieso aussucht…“, begann Liam.

„Dann müssen wir schneller sein“, unterbrach ich. „Nicht beim Sterben. Beim Erkennen.“

Das war der Punkt, an dem die Wahrheit über den Topf sich drehte.

Bis dahin war er für uns nur Beweis gewesen: dass er Buch führt, dass er hört, dass er bucht, dass er aus Sätzen Ereignisse macht. Jetzt wurde klar: Der Topf war nicht nur Archiv. Er war auch Planung. Vier besonders tiefe Kerben, vier Stück, die anders summten als der Rest – das war kein Restposten. Das war eine To-do-Liste.

„Wir brauchen diese vier“, sagte Roisin. „Wir müssen sie erkennen. Nicht, um sie zu zerstören – ich glaube nicht, dass das geht –, aber um zu wissen, welche Wünsche dahinter stehen. Welche Sätze er versucht zu bedienen. Dann können wir die Leute vielleicht abfangen, bevor sie ihm komplett in die Hände fallen.“

„Und wenn einer von den Plättchen schon eingelöst ist?“, fragte der Pfarrer.

„Dann ist der Name schon irgendwo im Dorf graviert“, sagte Cian. „In einem Grabstein, in einem Unfallprotokoll, in einem verschwundenen Pass. Wir werden es merken. Er liebt sichtbare Spuren.“

Wir schwiegen.

Der Topf tat so, als wäre er nur Metall.

„Vier Blätter, vier Namen“, murmelte Liam noch einmal. „Was, wenn er die schon hat?“

„Dann wird er versuchen, sie zusammenzuführen“, sagte Roisin. „In einer Nacht, in einem Feld, in einem Zug, auf einem Hügel – egal. Er mag Sets. Komplettiert klingt in seinen Ohren wie ‚erledigt‘.“

„Vielleicht sind wir schon drin“, sagte ich. „Vielleicht sind unsere Sätze schon in seinem Bestand. Unsere ‚Ich wünsch mir Ruhe‘, unsere ‚Ich wünsch mir, dass er es endlich einsieht‘, unsere ‚Ich wünsch mir, dass dieser verdammte Hügel einfach verschwindet‘. Es ist gut möglich, dass unsere Namen schon vermerkt sind – und wir nur noch nicht wissen, in welchem Regal.“

„Und trotzdem“, sagte Roisin, „haben wir etwas, was viele vor uns nicht hatten: Wir wissen, dass es diesen Topf gibt. Wir wissen, was drin ist. Wir wissen, dass seine Vierer-Sets existieren. Das ist kein Schutz, aber es ist ein unverschämter Informationsvorsprung.“

„Er wird ihn uns nicht schenken“, gab der Pfarrer zu bedenken.

„Hat er schon“, sagte sie. „Aus Arroganz. Aus Wut. Aus Fehler. Egal. Er hat den Topf in unsere Küche gestellt. Er wollte uns beeindrucken oder einschüchtern. Jetzt haben wir sein Lager gesehen. Schlechte Entscheidung für jemanden, der auf Geheimhaltung baut.“

Die Marken im Inneren blieben stumm.

Draußen wehte der Wind vom Hügel über das Kleefeld ins Dorf.

Ich dachte an all die Sätze, die wir in den letzten Tagen anders zu Ende gesprochen hatten. An all die „Ich wünsch mir“s, die wir verschluckt oder umformuliert hatten.

Vielleicht würden wir es nicht schaffen, die vier Sondermarken zu entschärfen. Vielleicht waren sie älter als unsere Eltern, älter als alles, was wir retten konnten.

Aber wir konnten verhindern, dass er die Reihe einfach weiterführt.

Vier, acht, zwölf, ganze Dörfer mit Nummern am Rand.

„Er hat einen Topf“, sagte ich leise, mehr zu mir selbst als zu den anderen. „Wir haben ein Feld, einen Hügel, einen Zug, ein Haus, ein Dorf. Seine Buchhaltung gegen unsere Hartnäckigkeit. Das ist keine faire Verteilung.“

„War sie noch nie“, sagte Roisin. „Aber zum ersten Mal weiß er, dass wir es wissen. Und das macht ihn nervös.“

In diesem Moment machte irgendwo in der Tiefe des Topfs eine Marke ein ganz leises, kaum hörbares Geräusch.

Nicht das „Klack“ von vorhin.

Eher ein „Pling“, wie Glas, das einen Haarriss bekommt.

„Was war das?“, fragte Liam.

„Jemand“, sagte Cian, „hat heute einen Satz zurückgenommen.“

Wir wussten nicht, wer.

Vielleicht Mrs. Griffin. Vielleicht irgendein Mann auf irgendeinem Dach. Vielleicht ein Kind im Bett, das flüsterte: „Nein. Ich will nicht, dass es vorbei ist. Ich will, dass es anders wird.“

Wir wussten nur:

Der Topf war nicht unverwundbar.

Seine Wahrheit war brutal, ja. Aber sie war nicht gottgleich.

Und wenn man in einem System die Buchhaltung durcheinanderbringt, passieren manchmal Fehler, die nicht zu seinen Gunsten ausgehen.

Er würde reagieren.

Mit neuen Tricks, neuen Angeboten, vielleicht mit einem vierten Blatt, das im falschen Moment im richtigen Feld auftaucht.

Vier Blätter, vier Namen.

Der Topf wusste, was sie waren.

Wir würden es herausfinden müssen, bevor er sie auf seine Art in die Welt setzte.

Und genau da, dachte ich, als der Abend in die Küche sickerte und der Topf nur noch eine dunkle Silhouette im Halbdunkel war, würde sich zeigen, ob unsere kleine, unspektakuläre Sprachrevolte gegen seine Wunschindustrie eine Chance hatte.

Nicht im Märchen.

Im Dreck.

Vier Blätter, vier Namen

Es ist eine Sache zu wissen, dass jemand Buch über dich führt. Eine andere, zu ahnen, dass dein Name nicht nur irgendwo am Rand einer Akte steht, sondern in einer Liste, die auf Vollständigkeit angelegt ist. Vier Blätter, vier Namen – das klang nicht nach Inventur, sondern nach Einkaufsliste.

Der Topf hatte uns genug gezeigt, um klarzumachen, dass dort drinnen nicht nur Restposten lagen. Zwischen all den „Mach, dass es vorbei ist“-Marken gab es diese anderen, die tiefer geschnitten waren. Wie spezielle Münzen in einem Automaten: gleiche Form, anderer Wert.

„Wir werden nichts herausfinden, wenn wir einfach nur drumherumstehen und melancholisch glotzen“, sagte Roisin am nächsten Morgen. „Er liebt es, wenn Leute seine Symbole bewundern. Das ist kostenlose Werbung.“

„Und was schlägst du vor?“, fragte ich. „Eine Bestandsaufnahme? Wir können die Dinger ja schlecht zählen und etikettieren. ‚Dieses hier: Mann, der vom Dach gefallen ist. Dieses da: Hund, der nicht zurückkam.‘ Wir werden in einer Woche irre.“

„Wir müssen nicht alle kennen“, sagte Cian. „Nur die vier.“

„Und wie erkennst du die?“, fragte Niamh, die seit der Sache mit dem Zug offensichtlich beschlossen hatte, ihre Pausen standardmäßig bei uns zu verbringen, als wären wir der einzige halbwegs spannende Fernsehsender im Ort. „Sondereditionen mit Glitzer?“

„Sie klingen anders“, sagte Cian. „Du hast’s selbst gehört. Die Premium-Marke gestern – das war kein Zufall, dass sie sich gemeldet hat. Der Topf ist kein totes Lager. Er arbeitet. Wenn er vier bestimmte Stücke im Auge hat, vibrieren die anders.“

„Vielleicht hätte ich doch Physik studieren sollen“, murmelte ich. „Dann könnte ich mir wenigstens einreden, dass das hier alles nur Quantenmüll ist.“

Liam saß auf der Arbeitsplatte und wippte mit den Füßen, was Roisin regelmäßig zur Weißglut trieb. „Wenn er vier Namen braucht“, sagte er, „warum sucht er dann nicht einfach aus? Er hat doch genug Auswahl. Das ganze Dorf ist ein Buffet.“

„Weil das hier keine zufällige Schlachtung ist“, sagte Roisin. „Das ist eine alte Geschichte. Die hat Regeln. Egal, wie sehr er so tut, als würde er spontan handeln – seine Lieblingsnummern laufen nach Plan. Vier Blätter. Vier Wünsche. Vier Zahlungen. Wenn du irgendwo in alten Märchen wühlst, findest du das Muster.“

„Ich habe in alten Märchen gewühlt“, warf der Pfarrer ein. „Die Hälfte meiner Ausbildung bestand daraus, herauszufinden, wie man alte Geschichten so umformuliert, dass sie auf aktuelle Sünden passen. Und ja: Vier taucht oft auf. Vier Richtungen, vier Evangelisten, vier Plagen vor den besseren Plagen… Er hat sich das nicht ausgedacht. Er nutzt, was schon da war.“

„Und die Namen?“, fragte Liam.

„Namen sind leicht“, sagte Roisin. „Er braucht keine. Er braucht Rollen. Derjenige, der findet. Derjenige, der zahlt. Derjenige, der erzählt. Derjenige, der vergisst. Namen sind Dekoration. Aber wenn du eine Geschichte oft genug erzählst, kleben sie plötzlich wie Etiketten daran.“

Es gab mehrere Möglichkeiten, wie wir weitermachen konnten. Klügste wäre wahrscheinlich gewesen, den Topf in einen Schrank zu sperren, so zu tun, als wäre er nie da gewesen, und zu hoffen, dass er uns genauso ignoriert, wie wir ihn.

Wir entschieden uns natürlich dagegen.

„Wir holen sie raus“, sagte Roisin. „Nicht alle auf einmal. Eine nach der anderen. Die vier, die anders klingen. Wir schauen, was hinter ihnen steckt. Und dann gehen wir durchs Dorf und gucken, wo diese Geschichten anknüpfen.“

„Du willst ernsthaft in der Küche mit einer verfluchten Kasse Kartenlegen spielen und danach auf Hausbesuch gehen?“, fragte ich.

„Hast du eine bessere Idee?“, fragte sie zurück.

Ich hatte keine.

Also standen wir wieder im Halbkreis um den Topf.

Der Raum roch inzwischen dauernd ein bisschen nach Metall. Nicht so stark, dass man würgen musste, eher wie der Nachgeschmack von Blut, wenn man sich auf die Zunge gebissen hatte.

„Du fängst heute nicht an“, sagte Roisin zu Liam. „Gestern eins war schon grenzwertig. Sein Kopf ist noch nicht fertig mit der letzten Marke.“

„Ich bin standardmäßig nicht fertig“, protestierte er.

„Genau deshalb“, sagte sie. „Er liebt Leute, die denken, sie wären unkaputtbar.“

Der Pfarrer wollte sich wieder drücken, aber Roisin schob ihm den Topf fast vor die Füße.

„Du kennst seine Zielgruppe“, sagte sie. „Du hast jahrzehntelang mit ihren Sätzen gearbeitet. Wenn jemand erkennt, welche Art Wunsch Premiumstatus hat, dann du.“

„Es ist eine interessante Ironie“, murmelte er, „dass meine größte Qualifikation für diesen Job die Tatsache ist, dass ich so lange unbewusst als Callcenter für seinen Vorverkauf gearbeitet habe.“

Trotzdem griff er hinein. Langsam. Als würde er in Weihwasser fassen, von dem er wüsste, dass jemand heimlich Strom hineingerührt hat.

Es dauerte nicht lang. Seine Finger fanden etwas, das er sofort erkannte.

Er zog ein Plättchen heraus, das sich kaum von den anderen unterschied – bis auf die Tiefe der Kerbe.

Er schloss die Hand darum, atmete flach.

„Altes Haus“, sagte er. „Vor langer Zeit. Kein elektrisches Licht, nur Kerzen. Ein Kind, Junge, fiebrig. Die Mutter sitzt daneben, der Vater steht im Türrahmen. Sie betet, er nicht. Er denkt: ‚Ich wünsch mir, dass er nicht wie ich wird. Dass er nicht… so lebt. So trinkt. So verzweifelt.‘“

Er stockte.

„Und?“ fragte ich.

„Er wird nicht wie er“, sagte der Pfarrer tonlos. „Er wird überhaupt nicht. Er stirbt am nächsten Morgen. Der Wunsch ist erfüllt: Kein zweiter wie der Vater. Nur ein Loch.“

Er öffnete die Hand, das Plättchen lag da.

„Die Marke gehört nicht dem Kind“, sagte Cian leise. „Sie gehört dem Vater.“

„Er hat den Wunsch nie laut gesagt“, murmelte der Pfarrer. „Er hat sich geschämt, ihn zu denken. Er hat geglaubt, Gott würde ihn dafür bestrafen. Aber es war nicht der, der zuhörte.“

„Das ist Nummer eins“, sagte Roisin. „Vaterwunsch. ‚Er soll nicht so werden wie ich.‘ Klassischer Einstieg in Katastrophen. Und du, Liam, hörst jetzt auf, zu überlegen, ob das was mit dir zu tun hat.“

„Zu spät“, murmelte er.

„Die vier sind keine Eins-zu-eins-Kopie von uns“, fuhr sie fort. „Er mischt Vergangenheit und Gegenwart, alte Marken und neue. Aber wenn wir diese Typen sehen, können wir sie vielleicht stoppen, bevor sie wieder nach oben wandern.“

Ich war an der Reihe. Nicht, weil ich wollte, sondern weil Roisin mich ansah, als würde ich sonst eine Predigt über Feigheit zu hören bekommen.

Ich griff in den Topf und hoffte, ein normales, blasses Plättchen zu erwischen, irgendwas mit „Kleinigkeit, Kuh, Unfall, hat kaum jemand gemerkt“.

Meine Finger fanden etwas anderes.

Es war schwerer. Nicht größer, nicht dicker – einfach schwerer, als würde jemand ballast daran gehängt haben.

Als ich es herauszog, war es schwarz wie die andere Marke, mit einem feinen, kaum sichtbaren Kratzer quer über die Oberfläche, wie eine durchgestrichene Münze.

Kaum hatte ich es in der Hand, war ich nicht mehr in der Küche.

Ich stand in einem Pub. Nicht hier. Nicht jetzt. Ein anderer Ort, eine andere Zeit. Rotes Licht, billige Musik, zu lautes Lachen. Ein Mann an der Theke, mein Alter oder jünger, Glas in der Hand, Blick auf den Spiegel hinter der Flaschenwand. In dem Spiegel: Nicht nur er. Dahinter, unscharf, dieses… Etwas. Ein Schatten mit Konturen, die grün blinken, wenn das Licht schlecht ist.

„Ich wünsch mir, dass ich was zu erzählen habe“, denkt er.

Nicht „Glück“. Nicht „Geld“. Nicht „Liebe“.

Etwas zu erzählen.

Er will aus seinem eigenen Leben eine Story machen, die jemand später im Pub nacherzählt. Mit Pointe. Mit „Weißt du noch damals?“.

Ich sehe, wie er nach dem Glas greift, wie jemand neben ihm sagt: „Es gibt da einen Ort. Einen Hügel. Eine Sache mit einem Topf. Wenn du mutig bist…“

Der Rest ist nur noch Lärm.

Keine klare Szene, nur Fragmente: Lachen, Schritte, Nacht, Gras. Vier Schatten, die sich vom Dorf wegbewegen. Ein Blitz. Schreie. Danach Stille.

Vier.

Ich riss die Hand auf, das Plättchen fiel auf den Tisch.

„Erzählwunsch“, sagte Roisin. „Noch so einer. ‚Ich will nicht, dass mein Leben einfach nur so passiert. Ich will, dass es eine Geschichte ist.‘“

„Wie viele von denen hast du in deiner Kneipe?“, fragte ich Niamh.

Sie sah mich an, als würde ich fragen, ob Wasser nass ist. „Alle“, sagte sie. „Jeder, der bei mir sitzt, will irgendwie Geschichte sein. Entweder die, die er erzählt, oder die, die man über ihn erzählt. Sonst würde er ja zuhause sitzen und leise sterben.“

„Das ist die zweite Sorte Marke“, sagte Cian. „Die, die er liebt: Menschen, die denken, sie wären nur echt, wenn jemand über sie redet. Die sind leicht abzuholen.“

Liam sah mich an, als hätte ich gerade eine Diagnose bekommen.

„Was ist?“, fragte ich.

„Du bist der, der erzählt“, sagte er. „Er wird versuchen, dich als Multiplikator zu nutzen. Wenn er dich dazu bringt, seine Version weiterzugeben…“

„Dann kriegt er Rabatt auf Marketing“, sagte Roisin. „Genau deshalb darf er das nicht.“

Der Pfarrer nahm die Marke, drehte sie zwischen den Fingern, ohne reinzuhören.

„Das ist alt“, sagte er. „Nicht von hier. Aber das Muster kennen wir. Wie viele Männer standen in Pubs, hatten zu viel im Glas und dachten: ‚Ich muss was tun, ich muss was riskieren, sonst erinnert sich keiner an mich.‘“

„Du musst nicht riskieren, vom Hügel zu fliegen, um erinnerbar zu sein“, sagte Roisin zu mir. „Du bist schon nervig genug, so wie du bist.“

Es war als Trost gemeint. Es funktionierte nur halb.

„Also haben wir bisher“, zählte Niamh an den Fingern ab, „einen Vater, der nicht will, dass sein Sohn wird wie er, und einen Typen, der unbedingt Stoff für eine Story will. Bleiben zwei.“

„Vielleicht kriegen wir sie heute nicht alle“, sagte Cian. „Wir sind keine Maschinen. Noch zwei von der Sorte und wir liegen hier wie ausgewrungene Putzlappen.“

„Eine noch“, sagte Roisin. „Eine dritte. Dann Pause. Wenn er uns schon seine Sondereditionen unter die Nase hält, nehmen wir mit, was geht.“

Wir schwiegen.

Der Topf wartete.

„Ich“, sagte Liam.

„Auf keinen Fall“, entgegneten mindestens drei Stimmen gleichzeitig.

„Ich bin sowieso schon drin“, sagte er. „Ob ich jetzt noch einmal reingreife oder nicht, ändert wenig. Außerdem bin ich der Einzige hier, der WiFi in der Birne hat, wenn es darum geht, seine Arten von Angeboten zu erkennen. Ich weiß, wie er mit Kindern redet.“

Das Wort „Kinder“ tat mir mehr weh als ihm.

Roisin sah ihn lange an, dann nickte sie knapp. „Eins“, sagte sie. „Nur eins. Und wenn ich das Gefühl habe, dass du anfängst, mit ihm zu handeln, zieh ich dir das Ding aus der Hand, bevor du ‚Ich wünsch mir‘ sagen kannst.“

Liam griff hinein.

Seine Finger suchten nicht – sie wurden gefunden. Man sah es an der Art, wie seine Hand plötzlich schwerer wurde.

Er zog ein Plättchen heraus, das anders aussah als die anderen. Nicht dunkler, nicht heller. Es hatte eine feine, grüne Schattierung, als hätte jemand eine Spur Oxid aufgetragen. Die Kerbe war schmal, tief, präzise.

Als er es berührte, veränderte sich sein Gesicht. Nicht zu Schmerz – zu Scham.

„Was siehst du?“, fragte Roisin leise.

Er schluckte.

„Einen Jungen“, sagte er. „Er steht am Rand von irgendwas. Nicht Steg, nicht Gleis. Eher… einer Entscheidung. Er sagt nichts. Er denkt nur: ‚Ich wünsch mir, dass sie mich endlich in Ruhe lassen.‘“

Seine Stimme zitterte.

„Sie“, wiederholte er. „Nicht ‚er‘. Nicht ‚es‘. ‚Sie‘. Die, die immer reden, fragen, fordern. ‚Mach dies. Sei das. Tu jenes. Sei brav, sei stark, sei ruhig, sei nicht so…‘ – alles. Er will einfach nur, dass keiner mehr an ihm zieht.“

„Und?“, fragte ich.

„Er kriegt Ruhe“, sagte Liam. „Auf die einzige Weise, die der da kennt. Er wird… still. Innen. Einfach zu. Nichts mehr drin. Egal, ob er noch läuft, lacht, redet. Unter der Haut: Ruhe. Ganz tiefe, schwere Ruhe. Keine Art, die man jemandem wünscht.“

Er öffnete die Hand.

„Das ist eine von den vier“, sagte Cian. „Hundertprozentig. Er liebt diese Sorte. Leute, die sagen: ‚Ich will Ruhe um jeden Preis.‘ Mit denen kann er Rechnungen machen.“

Ich sah Liam an und wusste, dass er mehr sah als der Rest.

„Und der vierte?“, fragte Niamh leise.

„Den kriegen wir heute nicht“, sagte Roisin entschieden. „Sonst haben wir morgen vier Leute, die nicht mehr funktionieren. Drei reichen für einen Abend.“

Der Topf war still.

Aber irgendwas in der Küche hatte sich verschoben.

Wir kannten jetzt drei Sorten von Wünschen, die in seinem Vierer-Set steckten:

Der, der nicht will, dass jemand wird wie er.

Der, der unbedingt etwas zu erzählen haben will.

Der, der nur noch Ruhe will, egal wie.

Es fehlte einer.

Und ich hatte die unangenehme Ahnung, dass der letzte nicht aus der Vergangenheit kommen würde.

Sondern aus einem Mund, den wir kannten.

Die Nacht nach den drei Marken war dicht wie alter Rauch. Nicht bedrohlich auf die billige Art, eher so, als hätte jemand ein Tuch über das Dorf gelegt, auf dem in kleiner Schrift stand: „Nachdenken." Schlaf war nur die billige Variante von Bewusstlosigkeit, und Bewusstlosigkeit war genau das, worauf er spekulierte, wenn Leute anfingen, ihm ihre Sätze zu überlassen.

Am Morgen war der Topf noch da. Überraschung. Ich hatte insgeheim gehofft, er wäre verschwunden – nicht weil ich glaubte, dass er uns das Leben leichter machen wollte, sondern weil es seine Art gewesen wäre, zu sagen: „Ihr hattet euren Blick, jetzt bin ich wieder dran." Stattdessen stand er in der Küche, als wäre er Teil der Einrichtung, und wenn ich ehrlich war, war er das inzwischen auch.

„Wir dürfen nicht nur in die Marken starren", sagte Roisin, während sie Kaffee kochte, der verdächtig stark roch. „Er liebt es, wenn man seine Symbole überinterpretiert. Der Topf ist Werkzeug, nicht Boss."

„Aber in seinem Werkzeug liegen gerade unsere Hinweise", entgegnete ich. „Drei von vier Typen. Das ist mehr als wir sonst jemals gleichzeitig gesehen haben."

Liam saß am Tisch, den Blick fest auf seine Hände gerichtet. „Wenn er vier Rollen braucht", sagte er, „müssen wir herausfinden, welche davon schon besetzt sind. Und ob man den Leuten sagen kann, dass sie gerade eine Rolle spielen, ohne dass sie dadurch noch tiefer reinschlittern."

„Es ist wie bei schlechten Theaterproben", sagte Niamh, die sich mittlerweile wieder ihre Stammposition an der Tür gesichert hatte. „Sobald du einem sagst: ‚Du bist der Tragische', fängt er an, tragisch zu gehen. Das willst du nicht."

„Wir nennen keine Rollen", sagte Roisin. „Wir schauen Muster. Wo tauchen diese drei Wünsche auf? ‚Er soll nicht so werden wie ich.' ‚Ich will etwas zu erzählen haben.' ‚Ich will endlich Ruhe.' Und irgendwo wartet der vierte. Was immer er ist."

Cian hatte am Fenster Stellung bezogen. Er starrte nicht raus, sondern auf das Glas, als würde er eher sehen, was sich darin spiegelte. „Der erste ist einfach", sagte er. „Väter gibt es genug. Und Sätze darüber, wie die Kinder ‚es mal besser haben sollen', sind hier Volksliedniveau. Der zweite – die Erzähljunkies – laufen in deiner Kneipe herum, Niamh. Die dritte Sorte…"

„…sitzt in der Küche und sagt Sätze wie ‚Lasst mich alle in Ruhe'", ergänzte ich.

„Genau", sagte er. „Und der vierte… wird die Klammer sein. Der, der die anderen zusammenzieht."

Wir schwiegen.

Man merkte, wie jeder innerlich anfing, Leute zu sortieren. Väter mit schlechtem Gewissen. Großmäuler mit Story-Hunger. Geister, die noch atmeten, aber innerlich schon „ausgezogen" waren.

„Wir gehen raus", sagte Roisin schließlich. „Topf gucken bringt heute nichts. Er hat uns gestern genug gefüttert. Jetzt müssen wir in seinem Revier gucken, wo die passenden Haken hängen."

Der erste Gang führte – natürlich – zum Kleefeld. Nicht weil wir besonders naturverbunden geworden waren, sondern weil das Feld seine Pinnwand war. Alles, was ihm wichtig war, hinterließ dort Brand- oder Wachstumsränder.

Das Feld sah aus wie immer, wenn „wie immer" verbrannte Kreise und seltsam trotziges Gras bedeutet. An den Rändern der schwarzen Flecken hatten sich mehr dieser frechen, dünnen Halme nach oben gedrängelt. Kein Wunder, dass er Feuer mochte – es war eine Droge für Pflanzen, die gerne „Trotzdem" spielten.

„Er hatte hier schon mal vier", sagte Cian. „Ich wette, das ist nicht das erste Mal, dass jemand mit einem vierblättrigen Blatt Quatsch gemacht hat."

„Wie erkennt man überhaupt eins, das wichtig ist?", fragte Liam, der sich hinkniete und wieder anfing, Blätter zu zählen. „Eins, zwei, drei… verdammt, warum sehen die alle gleich aus?"

„Wichtige sehen nie wichtig aus", sagte Roisin. „Sonst würde ja jeder die Finger davon lassen."

Der Pfarrer stand ein Stück abseits und sah eher zum Hügel hinüber als auf das Feld. „Der erste Typ Wunsch", sagte er nachdenklich, „lebt in Sätzen wie: ‚Ich will nicht, dass er so endet wie ich.' Den hab ich oft gehört. Väter mit Glas in der Hand, Mütter mit blauen Flecken unter dem Make-up… Sie hoffen, dass irgendwer von oben eingreift, weil sie es selbst nicht tun."

„Das ist der Punkt, an dem er ein Ticket zieht", sagte Cian.

„Wer kommt dafür aktuell in Frage?", fragte Roisin. „Hier. Im Ort."

Der Pfarrer sah uns an, als würden wir ihn bitten, eine Liste der problematischsten Familienverhältnisse vorzulesen.

„Ich nenne keine Namen", sagte er. „Aber glaub mir, die Kategorie ‚Er soll anders werden als ich' ist überbucht. Das ist kein singulärer Fall. Es ist sein Massengeschäft."

„Und die Story-Typen?", wandte sich Roisin an Niamh.

Die zog die Schultern hoch. „Die sitzen bei mir jeden Abend“, sagte sie. „Der, der immer den Unfall nacherzählt, bei dem er gar nicht dabei war. Die, die ihren Ex in allen Variationen durch die Mangel ziehen. Die Typen, die behaupten, mit Geistern zu reden, während sie in Wahrheit nur betrunken mit sich selbst sprechen. Pick dir einen aus.“

„Zu viele Kandidaten“, murmelte Liam.

„Eben“, sagte Roisin. „Die vier Sondermarken sind nicht einfach zufällige Dorftrottel. Sie sind Dreh- und Angelpunkte in einer Geschichte. Die, über die Jahrzehnte später noch gesprochen wird. Nicht jeder, der Aufmerksamkeit sucht, landet im Premium-Topf.“

Wir gingen weiter.

Am Rand des Feldes stand ein Mann, den ich aus der Ferne kannte: Der, der immer mit dem Traktor fluchte, als wäre das Ding persönlich gegen ihn. Er rauchte, obwohl es windig war, und starrte über die verbrannten Stellen, als würde er überlegen, wo er den nächsten Pflug ansetzen sollte.

„Sie schon wieder“, brummte er, als er uns bemerkte.

„Wir sind wandelnde Unkrautvernichter“, sagte ich. „Zumindest aus seiner Sicht.“

„Ich hab gestern was Dummes gedacht“, sagte er, ohne dass wir gefragt hätten. „Hab hier gestanden und mir eingeredet, ich wünsch mir, dass meine Jungs nie auf so beschissene Ideen kommen wie der Kleine von… na ja.“ Er brach ab. Mrs. Griffins Name hing ungesagt in der Luft.

„Und?“, fragte Roisin.

„Und dann hab ich mich gefragt, ob das so ein Satz ist, für den man später bezahlt“, fuhr er fort. „Weil ich nicht dran geglaubt hab, dass einer zuhört, und dann hab ich seit letzter Nacht das Gefühl, dass einer lacht.“

„Du bist nicht der Erste, der so denkt“, sagte der Pfarrer. „Aber du bist zumindest jetzt wach genug, um zu merken, dass solche Sätze Einladungen sein können.“

Der Mann schnaubte. „Ich will nicht, dass sie werden wie ich“, sagte er trotzig. „Ich bin nicht viel wert.“

„Dann werd mehr wert“, sagte Roisin. „Nicht für ihn. Für sie. Hör auf, in die Luft zu reden, als wäre sie ein Wunschautomat. Sag ihnen ins Gesicht, was du verbockt hast, und mach’s besser. Das ist viel mehr Arbeit, ich weiß. Aber er hasst es, wenn Leute direkt miteinander verhandeln.“

Der Mann starrte sie an, als hätte sie ihm vorgeschlagen, seinen Traktor zu heiraten.

„Ich denk drüber nach“, murmelte er. „Aber wenn einer nachts bei mir im Zimmer steht und Buch führt, kann er sich warm anziehen.“

„Wenn einer nachts bei dir im Zimmer steht, hat er sich längst angezogen“, sagte Cian.

Wir gingen, bevor das Gespräch in Alkohol oder Prügelei kippen konnte.

Auf dem Weg zurück blieb Liam plötzlich stehen.

„Mir fällt was auf“, sagte er. „Der erste Wunschtyp – ‚Er soll nicht so werden wie ich‘ – kommt von jemandem, der Angst vor Wiederholung hat. Der zweite – ‚Ich will was zu erzählen haben‘ – von jemandem, der Angst hat, unsichtbar zu bleiben. Der dritte – ‚Ich will Ruhe‘ – von jemandem, der Angst hat, zu fühlen. Das sind alles… Fluchtvarianten.“

„Wovor fliehen sie?“, fragte ich.

„Davor, selbst was zu tun“, sagte er. „Statt dem Sohn zu sagen: ‚Ich bin ein schlechtes Vorbild, ich arbeite dran‘ – Wunsch. Statt Alltag zu ändern – Wunsch. Statt Grenzen zu ziehen – Wunsch. Alles outsourcen.“

„Er ist eine Auslagerungsfirma für Konsequenzen“, sagte Roisin. „Je mehr Leute sich weigern, ihre eigenen Schritte zu laufen, desto mehr Plättchen kriegt er in den Topf.“

„Bleibt die Frage“, sagte der Pfarrer, „was der vierte ist. Wir haben Schuld, Geltung, Rückzug. Es fehlt…“

„…der, der die anderen verbindet“, sagte Cian. „Der sagt: ‚Ich wünsch mir, dass all das einen Sinn hat.‘“

Das Wort „Sinn“ hing in der Luft wie ein Geruch, der nicht mehr rausgeht.

„Wenn einer sagt: ‚Ich wünsch mir, dass es einen Grund gab‘“, fuhr er fort, „öffnet er ihm die Tür, alles zu rahmen. Die toten Kinder, die Zugunfälle, die brennenden Felder. ‚Es musste so kommen.‘ Das ist die teuerste Marke. Die, mit der er ganze Dörfer auf einmal einkassiert.“

„Dann wäre der vierte Typ derjenige, der alles rechtfertigt“, sagte ich. „Der erklärt. Der Geschichten glattzieht, bis man drüberlaufen kann, ohne hinzugucken.“

Der Pfarrer sah aus, als hätte ihm jemand eine besonders bittere Pille gereicht. „Das bin dann wohl ich“, sagte er trocken.

„War“, korrigierte Roisin. „War. Du hast aufgehört, ihm seine Sätze nachzusprechen.“

„Ganz so einfach ist es nicht“, murmelte er. „Aber ja. Wenn jemand den vierten Platz besetzen soll, dann wird er sich einen suchen, der Worte liebt. Der aus Chaos Erzählung machen will. Der alles verknüpft, erklärt, sortiert. Damit niemand mehr sagen muss: ‚Es war einfach nur schlimm.‘“

Liam sah erst ihn, dann mich an.

„Dann sind wir ziemlich genau sein Wunsch-Ensemble“, sagte er.

„Er braucht keine perfekten Typen“, sagte Roisin. „Er braucht nur genug Überschneidungen. Ein bisschen Vaterangst hier, ein bisschen Story-Hunger da, eine Portion Ruhe-Sehnsucht, ein paar Sinnsätze – zack, hat er sein Viererset. Namen sind austauschbar. Rollen nicht.“

„Also dürfen wir nicht komplett in eine reingleiten“, sagte ich. „Egal, wie verlockend es ist, alles mit Worten zu kleben, sich unsichtbar zu machen, Ruhe zu schreien oder jemanden nicht werden lassen zu wollen. Wir müssen unordentlich bleiben.“

„Er hasst Unordnung“, sagte Niamh. „Zumindest die Sorte, die er nicht steuern kann.“

Der Wind drehte, kam vom Hügel rüber, strich übers Feld, fuhr uns wie eine kalte Hand unters Kinn.

„Er hört zu“, sagte Liam.

„Soll er“, sagte Roisin. „Dann hört er auch, dass wir gemerkt haben, was er mit seinen vier Blättern treibt. Und dass wir nicht bereit sind, ihm freiwillig Platzkarten zu reservieren.“

Der Rest des Tages war angefüllt mit Kleinkram. Laden, Rohre, ein alter Mann, der auf der Straße ausrutschte und sich Gott sei Dank nur den Stolz verstauchte. Alltag, der lauter war als unsere Theorien.

Aber unterm Lärm arbeitete etwas weiter.

Der Topf knirschte gelegentlich wie eine schlecht gelaunte Kasse.

Die Leute im Dorf fingen Sätze an und brachen sie ab, bevor „Sinn“ oder „besser so“ daraus wurden.

Und irgendwo in diesem Geflecht aus halbfertigen Wünschen und neu sortierten Gedanken suchte er seine vier.

Vielleicht hatte er sie längst.

Vielleicht stand einer von ihnen gerade vor dem Spiegel, zählte seine Fehler und dachte: „Ich wünsch mir, dass aus dem ganzen Dreck wenigstens eine Geschichte wird.“

Wenn er Pech hatte, war einer von ihnen ich.

Und genau deshalb, nahm ich mir vor, würde ich in den nächsten Tagen sehr genau darauf achten, welche Sätze ich mir leistete.

Nicht aus Angst.

Aus Trotz.

Er mochte beides nicht, aber mit Trotz kam ich besser klar.

Der vierte ließ sich Zeit. Natürlich. Wenn du eine Geschichte hast, die auf vier Punkten ruht, lässt du den letzten nie einfach so vor der Pause auftauchen. Du hältst ihn zurück, bis alle anfangen, ihn selber zu suchen. Das spart dir Arbeit – und er liebte alles, was ihm Arbeit sparte.

Die Tage nach unserer Musterjagd waren eine merkwürdige Mischung aus fast-normal und unterschwellig-falsch. Auf den ersten Blick: Dorf. Ziegen, Regen, ein Bus, der zu spät kam,

Leute, die sich über Gemüsepreise stritten. Auf den zweiten: Sätze, die abbrachen, bevor sie zu Wünschen wurden. Blicke zum Hügel, die sich so taten, als wären sie nur zufällig in diese Richtung gerutscht.

Der Topf stand in der Küche wie eine zusätzliche Schwerkraftquelle. Man gewöhnte sich an ihn, so wie man sich an schlechte Nachrichten gewöhnt: Er war da, er verschwand nicht, also lernte man, um ihn herumzuleben, ohne so zu tun, als wäre alles wie vorher.

„Er versucht jetzt, uns auf die Metaebene zu ziehen“, sagte Roisin, als wir eines Abends am Tisch hockten, die Karten der letzten Monate unsichtbar vor uns ausgebreitet. „Nicht mehr ‚spring vom Steg‘ oder ‚zieh an der Notbremse‘. Das hat er durch. Er will, dass wir anfangen, Leute zu markieren. ‚Du bist Typ eins, du bist Typ zwei, du bist Typ drei.‘ Wenn er uns dazu bringt, ihnen Rollen zu geben, muss er sich nicht mal mehr selber anstrengen.“

„Er liebt es, wenn andere seine Casting-Arbeit machen“, murmelte Niamh.

„Wir werden trotzdem Namen finden müssen“, wandte der Pfarrer ein. „Nicht um sie zu opfern. Um sie zu warnen. Wenn ich jemanden vor mir sitzen habe, der sagt: ‚Er soll nie so werden wie ich‘, und ich höre in meinem Kopf die Marke klicken, kann ich schlecht schweigen.“

„Du kannst den Leuten sagen, dass solche Sätze gefährlich sind“, sagte Roisin. „Ohne ihnen ein Etikett auf die Stirn zu kleben. ‚Du bist einer von seinen vieren‘ – und zack, laufen sie los, um die Rolle auszufüllen. Er muss dann nur noch die Kulisse hinstellen.“

Liam schob die Reste seines Brots auf dem Teller hin und her, als würde er darin Muster erkennen wollen. „Was, wenn der vierte schon gesprochen ist?“, fragte er. „Was, wenn die Marke längst im Topf liegt und wir nur warten, bis er sie hochholt?“

„Dann hören wir zu“, sagte Cian. „Nicht nur auf Plättchen, sondern hier. Im Dorf. Er ist faul, ja, aber nicht so faul, dass er völlig neue Scripts erfindet. Wenn der vierte Wunschtyp wirklich ‚Sinn‘ ist, wird er sich früher oder später durch jemanden melden, der anfängt, alles zu erklären.“

Der Pfarrer verzog das Gesicht, als hätte ihn jemand in einen alten Talar gesteckt. „Ich versuche, meine Erklärorgien zu reduzieren“, sagte er. „Aber ich bin sicher nicht der Einzige hier, der gerne so tut, als wüsste er, warum alles passiert.“

„Nein“, sagte ich. „Du bist nur der Einzige, der dafür bezahlt wird.“

Es war Liam, der den vierten zuerst hörte.

Nicht im Topf, nicht auf dem Hügel, nicht in einem Traum. Sondern beim Warten auf ein belegtes Brötchen.

Niamhs Laden war voll, weil draußen wieder so eine Sorte Regen runterging, die jede Bewegung bestrafte, die länger als drei Sekunden dauerte. Leute taten so, als wären sie zufällig da, in Wahrheit wollten sie nur irgendwo stehen, wo die Decke nicht tropfte.

Vor Liam standen zwei Frauen in der Schlange, beide mit diesem Gesichtsausdruck, den man kriegt, wenn man seit zwanzig Jahren dieselben drei Straßen bewohnt und doch jeden Tag so tut, als wäre eine davon neu.

„Es musste ja so kommen“, sagte die eine, mit Blick auf die Titelseite einer Zeitung, auf der irgendein auswärtiger Unfall abgebildet war. „Er war immer so ein Draufgänger. Die, die alles ausprobieren, landen früher oder später im Graben.“

„Vielleicht war es besser so“, erwiderte die andere. „Bevor er irgendwann jemanden mit in den Graben genommen hätte. Gott weiß, was er tut.“

Es war kein besonders origineller Dialog. Standardware. Er hatte ihn so oder ähnlich schon hundert Mal im Dorf gehört. Aber heute, mit dem Topf in der Küche und den Plättchen in den Köpfen, klang er anders.

Als sie bezahlt hatten und die Türglocke klirrte, trat Liam zu Niamh an den Tresen.

„Hast du das gehört?“, fragte er.

„Ja“, sagte sie. „Zwei Stammkundinnen, die umsonst für ihn arbeiten. Klassiker.“

„Es war der Ton“, sagte er. „Nicht, was sie gesagt haben. Dieses… ‚Es musste ja so kommen‘. Als würden sie einen Haken setzen. Er liebt Haken.“

An dem Abend erzählte er es uns.

„Er war im Raum“, sagte Liam. „Nicht oben, nicht im Boden. In diesem Satz. ‚Es musste ja so kommen.‘ Ich habe förmlich gehört, wie er die Marke aus dem Topf holt, auf der steht: ‚Bitte rechtfertigen Sie alle zukünftigen Katastrophen mit einem beiläufigen Kommentar.‘“

„Es musste ja so kommen“ – das war der vierte.

Nicht als konkreter Wunsch, eher als Dauerzustand. Der Versuch, in jede Scheiße, die passierte, eine rückwirkende Notwendigkeit hineinzulesen.

„Die vierte Sorte ist nicht ‚Sinn‘“, sagte Roisin. „Es ist Rechtfertigung. Die, die hinterher aufräumt, damit niemand auf die Idee kommt, wütend zu bleiben. Er hasst unverarbeitete Wut. Die richtet sich irgendwann gegen ihn. Also hat er Leute, die sagen: ‚Es war bestimmt für irgendwas gut.‘“

„Er braucht sie, um seine Bilanz schönzureden“, sagte Cian. „Ohne sie wären seine Bilanzen rote Zahlen mit Schreien. Mit ihnen: ‚Tragisch, ja. Aber sicher Teil eines Plans.‘“

„Und wir?“ fragte ich. „Wo stehen wir in dieser Vierer-Logik?“

„Wir sind die, die den Stift wegnehmen, wenn einer Häkchen setzen will“, sagte Roisin. „Wenn einer sagt: ‚Es musste so kommen‘, sind wir die Idioten, die ‚Nein‘ sagen. Nicht weil wir eine bessere Erklärung haben, sondern weil wir uns weigern, seine zu übernehmen.“

Die Rollen waren also grob verteilt.

Typ eins: der, der aus Schuld wünscht, dass der Nächste „anders“ wird.

Typ zwei: der, der etwas zu erzählen haben will, koste es, was es wolle.

Typ drei: der, der Ruhe will, um jeden Preis.

Typ vier: der, der hinterher sagt, dass das alles so sein musste.

Vier Blätter. Vier Wünsche. Vier Namen, die sich früher oder später zu Gesichtern verdichten würden.

Die Frage war nicht mehr, ob es sie gab.

Die Frage war, wie viele davon wir schon kannten.

Die Antwort kam schneller, als uns lieb war.

Zuerst bei Typ zwei.

Ein paar Tage nach Liams Ladenszene hockten wir in Niamhs Pub. Nicht zur Unterhaltung, was sich bei diesem Laden und unserer Truppe sowieso ausschloss, sondern weil man nirgends so deutlich hörte, wer dringend Stoff brauchte.

Am Tresen stand Sean – Mitte dreißig, immer zu laut, immer einen Witz zu früh, immer einen Drink zu spät. Er war einer von denen, die gerne behaupteten, sie wären „damals dabei“ gewesen, egal, worum es ging: Schlägerei an der Mole, Stromausfall, ein halbwegs berühmter Musiker, der sich hierher verirrt hatte.

„Ich sag’s euch“, donnerte er in die Runde, „dieser ganze Feenhügel-Kram ist nur ein Märchen. Wenn da was wäre, wär mir schon längst was passiert. Ich war schon nachts da oben, stockbesoffen, und nix ist passiert. Wenn es hier Geister gäbe, hätten sie mich schon längst geholt.“

Liam verzog das Gesicht. „Das ist der Satz“, flüsterte er. „‚Wenn, dann mich.‘ Er ruft.“

„Er ruft seit Jahren“, sagte Niamh. „Ihn ignoriert jeder, sogar die Polizei. Aber er hört zu.“

Sean stellte sein Glas ab, beugte sich vor, als wollte er die Aufmerksamkeit körperlich heranzerren. „Ich wünsch mir glatt, dass mir mal was richtig Krasses passiert“, sagte er. „Damit ich euch endlich beweisen kann, dass ihr euch wegen diesem ganzen Leprechaun-Scheiß in die Hose macht.“

Es war kein Witz. Man hörte es. Unter dem Proll, unter dem Lachen lag ein echter Hunger.

Nicht nach Gold.

Nach Geschichte.

Der Topf in der Küche reagierte, obwohl er nicht da war. Ich spürte es wie ein leichtes Stechen im Zahn, das man kriegt, wenn irgendwo Metall auf Metall reibt.

„Er hat gebucht“, sagte Cian leise. „Premium-Kunde Nummer zwei. Noch ohne Datum, aber mit Priorität.“

„Wir können ihn nicht einfach im Pub packen und ihm sagen: ‚Herzlichen Glückwunsch, du bist Teil eines Vierer-Sets‘“, sagte ich.

„Nein“, sagte Roisin. „Aber wir können ihm den Appetit verderben.“

Sie stand auf, ging rüber, setzte sich neben ihn, als wäre sie nur zufällig zu nah.

„Du willst beweisen, dass du keine Angst hast?“, fragte sie.

„Ich hab vor gar nichts Angst“, sagte Sean, zu schnell.

„Dann beweis’s, indem du weiterlebst“, sagte sie. „Nicht, indem du ihn herausforderst wie ein Besoffener, der einen Zug beleidigt. ‚Wenn es dich gibt, hol mich‘ – das ist genau die Sorte Einladung, auf die er steht.“

„Wen ‚ihn‘?“, fragte Sean, aber man sah, dass er verstand.

„Den, der Verträge schreibt, ohne dass du es merkst“, sagte sie. „Du willst eine Story? Schreib dir eine. Aber zieh nicht ihn als Co-Autor rein, nur weil du zu faul bist, selber was Dummes zu tun.“

Sean lachte, weil ihm nichts Besseres einfiel.

„Du bist verrückt“, sagte er.

„Genau das Richtige, um ihm im Weg zu stehen“, erwiderte sie.

Damit war Typ zwei zwar nicht entschärft, aber wenigstens angekratzt. Er hatte sein „Ich wünsch mir was Krasses“ ausgesprochen, der Topf hatte gebucht, wir hatten interveniert. Ob das reichte, um ihn aus dem Set zu drücken, wusste niemand.

Bei Typ drei, der Ruhe-Sorte, war es komplizierter.

Die laufen nicht im Pub herum und schreien ihre Wünsche in die Luft. Die sitzen in Küchen, auf Betten, an Bushaltestellen und sagen Sätze wie „Ich kann nicht mehr“ in den Kragen ihrer Jacken.

Wir sahen sie überall, seit wir wussten, wonach wir Ausschau halten mussten.

Die Frau mit dem permanenten Augenringen, die immer zu schnell „Schon gut“ sagte, wenn man sie nach irgendwas fragte.

Der Junge aus Liams Klasse, der früher ständig Ärger machte und plötzlich brav war – zu brav, auf eine Art, die Alarm schlug.

Der alte Mann, der jeden Tag auf derselben Bank saß und auf ein Nichts starrte, das für ihn dichter war als jede Menschengruppe.

„Wir können nicht alle retten“, sagte der Pfarrer, als wir darüber sprachen. „Wenn ich bei jedem kopflosen ‚Lasst mich alle in Ruhe‘ dazwischengehe, werde ich der noch verrückter als ich sowieso schon bin.“

„Es geht nicht um Rettung“, sagte Roisin. „Es geht darum, ihnen andere Sätze anzubieten. Wenn jemand ‚Ich will Ruhe‘ sagt, fragst du: ‚Was heißt hier Ruhe? Kein Besuch? Kein Job? Keine Schmerzen? Keine Gedanken?‘ Lass ihn konkret werden. Konkrete Wünsche sind schwerer in Plättchen zu pressen.“

„Er braucht Schwamm“, sagte Cian. „Je ungenauer, desto besser. ‚Ruhe‘ kann alles heißen – Schlaf, Tod, Narkose, Verzweiflung. Wenn einer sagt: ‚Ich will eine Stunde ohne Anruf von meinem Chef‘, hat er schon viel weniger Spielraum.“

Also begannen wir, Leute in die Details zu zwingen.

„Was meinst du mit ‚Ich will raus‘?“

„Wohin genau willst du, wenn du sagst ‚Ich halt das hier nicht mehr aus‘?“

„Was würde es ganz konkret besser machen?“

Es waren nervige Fragen. Leute hassen es, in der Auslage ihrer eigenen Sätze herumstochern zu müssen.

Aber ich schwor, dass jedes Mal, wenn jemand von „allgemein“ auf „konkret“ umschaltete, die Luft in der Küche ein minimales bisschen klarer wurde – als hätte man irgendwo einen Schlauch abgedreht, mit dem er unsere Verzweiflung abpumpte.

Der vierte Typ, der Rechtfertiger, war der heimtückischste. Er saß überall.

In den Sprüchen, die über dem Stammtisch hingen.

In den Floskeln bei Beerdigungen.

In den Kommentaren, die Leute sich gegenseitig über die Hecke warfen, wenn wieder irgendwas Schlimmes passiert war:

„Er war doch schon immer so.“

„Sie hat es herausgefordert.“

„Am Ende war es vielleicht eine Erlösung.“

Jeder dieser Sätze war wie ein kleiner Rabattgutschein für ihn. „Zeig diesen Spruch bei der nächsten Tragödie vor und erhalte zehn Prozent weniger Schmerz – und zehn Prozent mehr Bindung an mich.“

Wir fingen an, sie einzusammeln.

Nicht alle auf einmal. Aber wir ließen sie nicht mehr unkommentiert stehen.

„Nein“, sagte der Pfarrer bei der nächsten Beerdigung, als jemand „Es war wohl besser so“ murmelte. „Es war nicht besser. Es war schlimm. Und wir stehen hier, weil wir traurig sind, nicht weil wir einen Plan feiern.“

Die Leute starrten ihn an, als hätte er gerade den Ablauf ruiniert.

Aber später, in der Küche, knirschte der Topf. Laut.

„Er zählt“, sagte Cian zufrieden. „Und zum ersten Mal seit langer Zeit nicht nur zu seinen Gunsten.“

Vier Blätter. Vier Namen.

Wir wussten immer noch nicht, wie sie hießen.

Aber wir kannten ihre Lieblingssätze.

Und vielleicht, dachte ich, als ich nachts wieder wach lag und die Geräusche des Hauses in „normal“ und „zu dicht“ sortierte, war das unsere einzige realistische Chance:

Nicht ihn zu besiegen, nicht den Topf zu sprengen, nicht den Hügel zu versiegeln.

Sondern seine Sprache so weit zu ruinieren, dass seine Verträge schlechter wurden.

Schlechtere Verträge bedeuteten schlechtere Geschichten.

Schlechtere Geschichten bedeuteten weniger Leute, die sich freiwillig in seine Bühne stellten.

Und wenn er eines Tages feststellen würde, dass sein Vierer-Set nicht mehr zuverlässig lief – dass Väter ihre Sätze änderten, Story-Junkies nüchtern wurden, Ruhe-Sehnsüchtige Details nannten und Rechtfertiger den Mund hielten –, dann würde er vielleicht zum ersten Mal seit sehr langer Zeit etwas erleben, das er anderen so gern verpasste:

Verlust.

Das vierte Opfer

Es gibt Tage, an denen man merkt, dass die Welt den Atem anhält, ohne dass irgendwer den Leuten Bescheid gesagt hat. Das Dorf sah aus wie immer, der Himmel war der übliche feuchte Teppich, der Wind kam vom Meer, als hätte er nichts Besseres zu tun – aber unter allem lag dieses feine, nervige Summen, das sagte: „Heute ist kein Tag wie die anderen, egal wie sehr ihr euch Mühe gebt.“

Der Topf war an diesem Morgen anders. Nicht sichtbar – immer noch derselbe schwarze Bauch, derselbe Deckel, dieselben unschuldigen Flecken, die aussahen, als hätte man ihn irgendwann in der Nähe von Lagerfeuern vergessen. Aber er stand nicht nur da. Er wartete. Es gibt eine bestimmte Haltung, in der Dinge warten. Stühle, bevor sich jemand draufsetzt. Türen, bevor sie ins Schloss fallen. Dieser Topf hatte genau diese Haltung.

„Heute bucht er groß“, sagte Cian, noch bevor er Hallo gesagt hatte. Er stand in der Küchentür, die Blechdose unter dem Arm, Staub in den Haaren, als hätte er wieder mit Wänden gestritten. „Der Staub ist nervös. Er hat das Verhalten von jemandem, der weiß, dass ein größerer Posten ansteht.“

„Ich hasse es, dass du inzwischen Sätze sagst, die so klingen, als wärst du seine Wirtschaftsprüfung“, murmelte ich.

Roisin stellte drei Tassen auf den Tisch, als würden wir uns auf eine normale Besprechung vorbereiten und nicht auf einen Tag, an dem irgendwas kippen konnte. „Wir wussten, dass es kommt“, sagte sie. „Wenn du ihm in den Verträgen rumpfuscht, versucht er irgendwann, sich über eine größere Nummer schadlos zu halten. Und wir haben ihm seine Lieblingsnummer fast ruiniert. Kleefeld, Zug, Hügel, Topf – irgendwo will er eine saubere, klare Linie ziehen. Vier Blätter, vier Namen. Du glaubst doch nicht ernsthaft, dass er diesen Buchtitel einfach so liegen lässt.“

Liam kam mit nassen Haaren in die Küche, die Jacke halb offen, die Schuhe falsch gebunden. Er sah aus wie immer, wenn er so tat, als hätte er geschlafen. „Es ist komisch still draußen“, sagte er, bevor er sich setzte. „Nicht leiser. Anders. Wie wenn ein Lehrer kurz vor einer Arbeit reinkommt und alle so tun, als hätten sie gelernt.“

„Er hat etwas vor“, sagte der Pfarrer, der hinter ihm auftauchte, als hätte er auf diesen Satz gewartet. „Ich habe heute früh in der Kirche gesessen und mich dabei ertappt, wie ich fast laut gefragt hätte: ‚Was planst du?‘ Das war der Moment, in dem ich gemerkt habe, dass ich lieber herkomme, bevor ich anfange, mit leerer Luft zu verhandeln.“

Der Topf machte ein Geräusch. Kein Knall, kein Donner. Ein einziges, klares „Klack“, das exakt in den kurzen Stillstand nach dem Satz des Pfarrers fiel.

Wir starrten hin.

„Nicht“, sagte Roisin sofort. „Wir fassen ihn heute nicht an. Er will, dass wir reingucken und schon vorher wissen, wer dran ist. Das macht das Ganze dramatischer. Der liebt Dramaturgie.“

„Er liebt Kontrolle“, korrigierte Cian. „Und je mehr wir vorher wissen, desto mehr kann er mit unserem Wissen spielen. Nein, wir lassen ihn heute mit seinen Marken alleine schwitzen.“

Die Idee, dem Ding im Raum trotzig den Rücken zu kehren, hatte was. Gleichzeitig fühlte es sich an wie wegschauen, wenn jemand auf der Straße stolpert. Es kribbelte im Nacken.

„Wir haben drei Typen“, sagte Roisin, während sie den Kaffee verteilte. „Schuld, Geltung, Ruhe. Und den vierten, der alles mit ‚Es musste so kommen‘ zukleistert. Wenn heute ein großer Posten gebucht wird, wird er sich alle vier bedienen. Die Frage ist: Wo?“

„Nicht im Zug“, sagte Liam. „Die Strecke ist dicht. Und wenn er aus Protest einen Sonderzug auftreiben würde, bekäme sogar die Bahnverwaltung ein schlechtes Gefühl.“

„Nicht auf dem Steg“, sagte ich. „Den haben wir ihm versaut. Der Junge, der zu viel wusste, läuft da inzwischen drüber, ohne zu zählen. Das Ding ist für ihn verbrannt.“

„Nicht in der Kirche“, sagte der Pfarrer. „Da bin ich. Und ich bin müde genug, ihm dazwischenzureden, wenn er versucht, eine Predigt in einen Vertriebsabend zu verwandeln.“

„Bleiben die klassischen Orte“, sagte Cian. „Das Kleefeld. Der Hügel. Die Straße. Die Küche von irgendwem, der gerade denkt, er hält es nicht mehr aus.“

Der Topf knirschte wieder. Diesmal länger. Nicht wie eine einzelne Marke, sondern wie mehrere, die sich gegenseitig anstießen.

„Er schiebt“, sagte Cian trocken. „Da innen bewegt sich ein Viererset.“

Die Vorstellung, dass irgendwo in diesem dunklen Bauch vier kleine, schwarze Dinger herumrutschten und auf ihren Einsatz warteten, machte mir mehr Angst als jede Gestalt im Spiegel. Gestalten kann man anschreien. Zahlen nicht.

„Wir gehen raus“, sagte Roisin abrupt. „Wenn wir hier sitzenbleiben und ihm beim Vorbereiten zuhören, werden wir wahnsinnig, bevor überhaupt was passiert. Und das wäre seine Lieblingsversion: dass wir uns in der Küche selbst zu Opfern reden, ohne dass er sich die Finger schmutzig macht.“

„Wohin?“, fragte ich.

„Überall“, sagte sie. „Der Tag wird entscheiden, wo er seine Bühne aufbaut. Wir teilen uns auf. Einer hält die Augen im Dorf offen, einer am Kleefeld, einer Richtung Hügel, einer bei der Kirche, einer…“

„…beim Topf“, sagte Cian.

Alle sahen ihn an.

„Jemand muss hierbleiben und hören, was er drinnen treibt“, sagte er. „Ich bin der, der den Staub versteht. Wenn eine Marke fällt, will ich wissen, ob sie alt oder neu ist. Ihr rennt draußen rum, ich protokolliere drin.“

„Großartig“, murmelte ich. „Wir spielen heute Pingpong mit seinem Kontoauszug.“

Am Ende teilte es sich so auf, wie es sich aufteilen musste.

Niamh im Laden, mit Blick auf Straßen, die oft als Nebenschauplatz für seine Experimente dienten.

Der Pfarrer in der Kirche, mit der bewussten Entscheidung, keine Sätze mehr zu sagen, die mit „Es war wohl besser…“ anfingen.

Roisin am Kleefeld, weil sie die Brandränder lesen konnte wie andere Leute Horoskope.

Liam bei Mrs. Griffin, aus reiner Sturheit, weil er beschlossen hatte, dass in ihrem Haus heute nichts mehr passieren würde, das noch als Klassiker in seinem Repertoire landen durfte.

Der Vogelmann irgendwo dazwischen, im Luftraum, vertreten durch seine Krähen.

Und ich – natürlich – blieb beim Hügel hängen.

Nicht, weil ich besonders mutig war. Weil ich wusste, dass er diesen Ort liebte, wenn es um Sets ging. Vier Blätter, vier Namen – irgendwo da oben würde er die Klammer setzen wollen.

„Ich geh mit dir“, sagte Roisin, bevor sie zum Feld abbog.

„Nein“, sagte ich. „Du hast dein Schlachtfeld. Ich hab meins. Wenn wir alle an einem Punkt stehen, hat er freie Bahn an den anderen.“

Sie sah mich lange an. „Wenn du anfängst, mit ihm zu reden, rede laut“, sagte sie schließlich. „Dann hört Cian’s Staub zu.“

„Und was bringt das?“, fragte ich.

„Staub vergisst nicht“, sagte sie. „Selbst wenn wir’s tun.“

Der Weg zum Hügel war derselbe wie immer und gleichzeitig völlig anders. Ich kannte jede Pfütze, jede Wurzel, jeden Stein, aber heute fühlte sich alles an, als wäre es frisch aufgestellt. Kulisse, die eben erst hingestellt worden war, bevor das Publikum in den Saal gelassen wurde.

Über mir kreisten Krähen. Nicht geordnet, nicht wie in Filmaufnahmen, in denen man sich vorstellt, sie würden Buchstaben formen. Das war kein Omen, das war Lärm. Aber als ich näher kam, senkten sie die Höhe, als wollten sie gucken, ob ich wirklich hingehe oder kurz vorher abbiege.

Der Hügel stand da, als wäre er nie anders gewesen. Ein Buckel im Land, Gras, das etwas dunkler war, Wind, der aus der falschen Richtung kam. Aber ich spürte, dass sich etwas verändert hatte, seit wir ihm unsere Fragen entgegengebellt hatten.

Damals hatte er still gehalten, irritiert. Heute war er wach.

Es war diese Art Wachheit, die man in einem Zimmer spürt, in dem jemand den Fernseher leise laufen lässt, während du glaubst, allein zu sein. Kein Geräusch, aber eine Richtung.

Ich blieb am Fuß des Hügels stehen.

„Wenn du heute was vorhast“, sagte ich in die Luft, „sag’s direkt. Ich hab nicht die Nerven für subtile Zeichen.“

Die Antwort war, natürlich, kein Donnerwort.

Es war eine SMS.

Mein Handy vibrierte. Ein einziges, kurzes Zucken in der Jackentasche, völlig unpassend zur Atmosphäre, was es nur noch schlimmer machte.

Ich zog es raus.

Eine Nachricht von Niamh.

„Komm sofort runter ins Dorf. Unfall am Rand vom Kleefeld. Liam ist da. Cian sagt, der Topf hat eben geklackt wie irre."

Ich spürte, wie mir der Boden unter den Füßen einen halben Zentimeter nachgab, obwohl ich noch keinen Schritt bergauf gemacht hatte.

„Er spielt zweigleisig", murmelte ich. „Hügel als Dekoration, Feld als Bühne."

Die Krähen über mir krächzten gleichzeitig, als hätten sie ihr Stichwort bekommen.

Ich drehte mich um und rannte zurück.

Nicht, weil ich glaubte, dass man in solchen Momenten mit Tempo viel verändern kann.

Sondern, weil ich das Gefühl hatte, dass jeder Schritt, den ich zu langsam machte, ein weiteres Plättchen im Topf ins Rutschen brachte.

Und irgendwo darin, tief unten, hatte er vielleicht gerade beschlossen, welches seiner vier Blätter er heute ziehen wollte.

Ich war nie ein guter Läufer. Meine Knie mochten lange Strecken ungefähr so sehr wie er nüchterne Entscheidungen mochte. Trotzdem rannte ich, den Hügel im Rücken, das Dorf vor mir, das Kleefeld irgendwo dazwischen wie ein Fleck in einem Bild, bei dem man ahnt, dass der Maler wissen wollte, dass man genau da hinschaut.

Der Weg zog sich. Jeder Meter schien länger, als ich ihn kannte. Bäume, Zäune, dieselben lächerlichen Pfützen, nur dass sie heute aussahen wie kleine, sehr konkrete Hindernisse. Meine Lunge brannte, aber in meinem Kopf brannte etwas anderes: der Gedanke, dass irgendwo in unserer Küche ein schwarzer Topf stand und seine Marken sortierte, während im Feld eine von ihnen gerade versuchte, sich in Fleisch zu übersetzen.

Als ich die letzte Kurve nahm und das Kleefeld vor mir lag, war die Szene schon in voller Bewegung. Kein Film, eher schlechte Liveübertragung: zwei Autos schief auf dem Feldweg, eines quer, als hätte es beschlossen, nie wieder gerade zu stehen, das andere mit der Schnauze halb in der Böschung. Eine der vorderen Leuchten hing schief, als würde sie aufgeben.

Im Gras, knapp vor dem Rand der verbrannten Kreise, lagen zwei Körper. Einer reglos, einer halb aufgerichtet, mit dieser unnatürlichen Steifheit, die man kriegt, wenn der Körper noch nicht weiß, ob er heulen, schreien oder lachen soll.

Roisin kniete zwischen ihnen. Ihr Mantel war im nassen Boden dreckig geworden, als wäre das das Letzte, worum sie sich gerade interessierte. Liam stand einen halben Meter daneben, bleich, die Hände blutig, aber nicht auf eine Art, die sofort nach Notaufnahme schrie – mehr nach jemandem, der versucht hatte, jemanden anders zusammenzuhalten.

„Was ist passiert?", fragte ich, obwohl ich es sah.

Der Feldweg war schmal. Zu schmal für zwei Autos, die beide der Meinung waren, sie hätten Vorrang. Eines hatte versucht, noch irgendwo vorbeizuziehen, das andere hatte im letzten Moment gebremst. Dazwischen: niemand. Bis auf jemanden, der zur falschen Zeit am falschen Streifen entlanggelaufen war.

„Er war zu Fuß“, sagte Liam rau, ohne mich anzusehen. „Am Rand entlang. Ich hab ihn gesehen, ich wollte…“

Er brach ab.

„Wer?“, fragte ich.

„Sean“, sagte Roisin. „Er wollte eine Abkürzung zum Pub nehmen. Oder eine Umweggeschichte. Wer weiß das bei ihm schon.“

Natürlich. Sean. Der Mann, der sich neulich im Pub gewünscht hatte, dass ihm „endlich mal was Krasses passiert“.

Er lag im Gras, mehr neben als vor einem der Autos, als hätte ihn jemand im letzten Moment aus der direkten Linie geschoben. Seine Beine waren in einem Winkel, den kein Anatomieatlas freiwillig zeichnet, aber seine Brust hob und senkte sich. Schleppend, aber sie tat es.

Neben ihm lag ein anderer. Jünger. Das Gesicht kannte ich nur vom Sehen, so ein „der Sohn von dem, der den Laden gegenüber vom Tierarzt hat“-Gesicht. Er war wach, aber sein Blick bog sich weg, als wollte er nicht glauben, dass er noch da war.

„Er stand direkt am Rand“, keuchte Liam. „Ich hab gesehen, wie die Autos aufeinander zu… und er stand da, als wäre er Statist. Ich hab geschrien, aber er…“

„Du hast ihn gestoßen“, sagte Roisin.

Liam nickte. „Ich weiß nicht wie. Ich war weiter hinten, aber plötzlich… meine Hand… ich…“

„Du hast ihm einen Schritt geklaut“, sagte sie. „Einen einzigen. Das reicht manchmal.“

Der jüngere von beiden – nennen wir ihn der Einfachheit halber den Sohn – hielt sich die Seite. Blut quoll zwischen seinen Fingern hervor, dunkel und zäh, aber nicht in Fontänen.

„Es tut mir leid“, murmelte er immer wieder. „Ich hab nicht… ich wollte nicht… ich hab nur kurz nicht…“

„Du hast nichts gestoßen“, sagte Roisin scharf. „Du bist nicht das Auto. Du bist nicht der Regen. Du bist nicht der Feldweg. Du bist ein Idiot, der kurz nicht aufgepasst hat. Das ist alles. Und es reicht völlig für eine Lebensbeichte, also hör auf, auch noch den Rest der Welt auf dich zu ziehen.“

Ich kniete mich neben Sean. Sein Gesicht war überraschend ruhig. Kein dramatisches Verziehen, kein „Warum ich?“-Schrei. Er sah eher aus wie jemand, der endlich verstanden hatte, was „Krasses“ in echt bedeutet, und sich nicht sicher war, ob er die Rückgabeoption hatte.

„Hey“, sagte ich. „Du wolltest was zu erzählen haben, oder?“

Seine Lider zuckten. „Ich hab’s nicht so gemeint“, flüsterte er. „Nicht so.“

„Das sagen sie alle“, murmelte ich. „Da oben in der Kasse.“

Er versuchte zu lachen, aber es wurde ein Husten, in dem es verdächtig gluckerte.

„Bleib hier“, sagte ich, was möglicherweise der dümmste Satz war, den man jemandem sagen konnte, der gerade aus einem Crash gezogen worden war.

„Wo denn sonst“, flüsterte er. „Ich komm ja nicht weg.“

Das Martinshorn war noch weit weg. Hier draußen brauchte alles länger. Die Sirene klang, als hätte sie selbst keine Lust, sich durch matschige Feldwege zu quälen.

„Wie sieht’s da drin aus?“, fragte ich in Richtung Roisin. Ich meinte nicht die Körper.

Sie brauchte einen Moment, um zu verstehen.

„Er hat definitiv was gebucht“, sagte sie leise. „Großer Posten. Zwei auf einmal, das liebt er. Fahrer, Fußgänger, jeder mit eigenen Wünschen, eigenen Schuldpaketen. ‚Ich wünsch mir, dass ich schnell nach Hause komme.‘ ‚Ich wünsch mir, dass mir endlich mal was passiert.‘ ‚Ich wünsch mir, dass ich nicht wieder Ärger kriege.‘ Der Topf singt wie ein Spielautomat.“

Ich hörte nichts, außer meinem Puls und Liams flachem Atmen.

„Cian sagt, es klingelt wie verrückt“, fügte sie hinzu. „Marken rutschen, alte lösen sich, neue versuchen, nach oben zu kommen. Er prüft, was er kriegt, wenn er hier heute richtig zuschlägt.“

„Wie viele?“, fragte ich.

„Vier“, sagte sie. „Natürlich vier. Das hier ist seine Chance, das Set zu vollenden. Zwei Körper im Gras, zwei Fahrer in den Autos, eine halbe Dorfgemeinschaft, die gleich ankommt und sagt: ‚Es musste ja so kommen.‘ Der perfekte Tag für ihn.“

Ich sah zu den Autos. Im ersten saß eine Frau am Steuer, die Hände noch am Lenkrad, die Augen aufgerissen. Tränen liefen, aber nicht richtig. Es war, als hätte ihr Körper angefangen zu reagieren und dann vergessen, wie es weiterging.

Im anderen Auto ein Mann, starr, die Knöchel weiß vor Druck. Er sagte nichts, aber seine Lippen bewegten sich, als würde er Sätze durchgehen wie Checklisten: „Es war nass. Er ist gesprungen. Ich konnte nicht…“

„Schuld, Geltung, Ruhe, Sinn“, sagte ich. „Alle vier Typen in einem Bild.“

„Er braucht nur, dass einer den Wunsch voll ausspricht“, sagte Roisin. „‚Ich wünsch mir, dass ich das nicht getan habe.‘ ‚Ich wünsch mir, dass mir nie wieder so etwas passiert.‘ ‚Ich wünsch mir, dass das alles irgendeinen Grund hatte.‘ Der Rest ist Buchhaltung.“

Das Martinshorn kam näher. Man hörte jetzt auch den Motor, das Schleudern von Reifen auf matschigem Untergrund.

Liam stand immer noch da, wie festgewachsen. Sein Blick hing irgendwo zwischen Sean und dem Sohn im Gras.

„Ich hätte schneller sein können“, murmelte er. „Wenn ich nicht… Wenn ich früher… Wenn ich…“

„Nein“, sagte Roisin. „Du fängst damit gar nicht erst an.“

„Aber wenn ich…“, setzte er an.

„Wenn du jetzt ‚Ich wünsch mir, dass ich schneller gewesen wäre‘ sagst“, fiel ich ihm ins Wort, „legst du ihm deine Marke direkt in den Topf. Willst du das?“

Er presste die Lippen zusammen.

Ich hatte selten so deutlich gesehen, wie ein Satz im Hals hängen bleiben konnte. Es war fast körperlich. Sein Adamsapfel hob und senkte sich, als würde er einen Stein schlucken.

„Ich will…“, begann er.

„Wenn du ‚will‘ sagst, sag dazu, was du bereit bist, dafür zu tun“, sagte Roisin schärfer, als es die Situation vielleicht erlaubte. „Alles andere ist nur Verpackung für ihn.“

Er nickte, langsam.

„Ich will beim nächsten Mal näher dran sein“, brachte er schließlich hervor. „Früher. Nicht im Nachhinein. Und wenn ich dafür mitten auf dem Feldweg schlafen muss.“

Das war kein Wunsch. Das war eine Drohung – gegen ihn, nicht gegen sich.

Das Blaulicht tauchte am Rand des Felds auf wie ein schlecht gelaunter Stern. Der Rettungswagen kämpfte sich den Weg entlang, ein zweites Fahrzeug mit blinkenden Lichtern hinterher.

Menschen tauchten auf, wie sie das immer tun, wenn irgendwo etwas passiert: erst zögerlich, dann in kleinen Grüppchen, dann als Klumpen aus Stimmen und Händen und „Habt ihr gehört?“.

„Hier“, rief Roisin und hob den Arm. „Zwei am Boden, beide ansprechbar, einer mehr, einer weniger.“

Sanitäter kamen, mit dieser Mischung aus Routine und Adrenalin, die man nur kriegt, wenn man regelmäßig mit Leuten arbeitet, die zwischen „noch da“ und „gleich weg“ schwanken. Sie drängten uns zur Seite, überprüften, stellten Fragen, legten Schienen, Schläuche, Begriffe.

„Wie war der Hergang?“, fragte einer, ohne aufzuschauen.

„Wie immer“, sagte Roisin. „Regen, Feldweg, Überheblichkeit.“

Die Leute um uns herum murmelten.

„Es musste ja so kommen“, sagte jemand hinter mir.

Ich drehte mich um.

Eine ältere Frau, Schürze noch umgebunden, als hätte sie den Kuchen im Ofen gelassen. Ihr Gesicht war nicht böse, nur… gewohnt. Sie kannte solche Tage. Hatte sie gesehen, seit sie jung war.

„Nein“, sagte ich. „Es musste nicht. Es ist passiert, weil zwei Leute gleichzeitig geglaubt haben, sie sind wichtiger als die Physik. Das ist alles.“

Sie sah mich an, als hätte ich ein Gebet versemmelt.

„Aber er war doch immer so“, beharrte sie. „Immer laut, immer…“

„Ja“, sagte ich. „Und trotzdem musste es nicht so kommen. ‚Immer so‘ ist keine Begründung für ‚jetzt ist er fast tot‘. Es ist nur eine Erklärung, mit der du schlafen kannst. Er nicht.“

Sie schwieg. Vielleicht dachte sie nach, vielleicht suchte sie nur nach jemand anderem, der ihre Floskel bestätigte.

Der Pfarrer war auch angekommen, atemlos, den Kragen schief. Er sah die Szene, die Sanitäter, die Leute, die Autos. Ich sah, wie in seinem Kopf automatisch Sätze aufblinkten: „Es ist schwer, aber…“, „Vielleicht war…“, „Gott…“.

Er schloss die Augen. Öffnete sie wieder.

„Es ist schlimm“, sagte er laut, so dass es alle hörten. „Und es hätte nicht passieren dürfen.“

Stille.

Kein „aber“.

Keine Klammer.

Kein Rabatt für ihn.

Cian stand ein Stück weiter hinten, das Handy am Ohr, als würde er telefonieren. Er hörte nicht zu. Er horchte. Auf das, was in der Küche passierte, dort, wo der Topf stand.

Als er auflegte, kam er zu uns rüber.

„Vier Marken wollten hoch“, sagte er leise. „Vier gleichzeitig. Schuld, Geltung, Ruhe, Sinn. Er hat sie schon gehabt, alt und neu. Er wollte sie heute nur in einem Bild bündeln.“

„Und?“, fragte ich.

„Zwei sind durchgerutscht“, sagte er. „Fahrer eins und zwei. Ihre Sätze waren zu schnell. ‚Ich wollte das nicht‘ und ‚Hoffentlich verzeihen sie mir‘ – Standardprogramm. Eine Marke ist halb hochgelaufen, dann wieder runter. Das war dein Junge hier, der ‚Es tut mir leid‘ gesagt hat, ohne weiterzumachen.“

„Und die vierte?“, fragte Roisin.

Cian lächelte schief. „Die ist gebrochen“, sagte er. „Jemand wollte gerade ‚Es musste so kommen‘ sagen, aber du hast dazwischengequatscht. Es hat geklirrt, als hätte jemand ein Glas fallen lassen.“

Ich atmete aus, von einem Atemzug, den ich nicht bemerkt hatte.

Die Sanitäter luden Sean in den Wagen. Er war bei Bewusstsein, irgendwie. Seine Hand griff nach meiner, einen Moment, so fest, wie er konnte.

„Wenn ich das überlebe“, murmelte er, „erzähl ich nix davon.“

„Oh doch“, sagte ich. „Aber diesmal ohne ihn als Co-Autor. Du kannst über deine eigene Dummheit reden, so viel du willst. Lass ihn raus aus deinem Mund.“

Er grinste schief. „Das wird die langweiligste Heldengeschichte, die ich je erzählt habe.“

„Perfekt“, sagte ich. „Langweilig ist tödlich für ihn.“

Der Wagen fuhr los. Blaulicht zerschnitt den grauen Tag, Sirene heulte, Reifen spritzten Matsch. Der zweite Wagen nahm den Sohn mit, verpackt in Gurten und Versprechen.

Die Leute lösten sich langsam auf.

Jemand sagte „Gott sei Dank ist niemand gestorben“, jemand anderer „Man weiß ja nie“.

Niemand sagte „Es musste so kommen“.

Nicht laut.

Vielleicht dachten es welche. Aber denken alleine reichte ihm nicht mehr so leicht wie früher. Wir hatten ihm seine Lieblingsplatten zerkratzt.

„Also kein viertes Opfer heute?“, fragte Liam leise, als wir zurück aufs Feld starrten, das jetzt nur noch aussah wie ein Feld, auf dem kurz Chaos gewesen war.

Roisin sah auf die schwarzen Kreise, die frechen Halme, die Spuren der Reifen.

„Oh, es gibt Opfer“, sagte sie. „Immer. Knochen, Erinnerungen, Rechnungen. Aber das, was er heute wollte – dieses saubere, fertige Set, vier Erwartungen, vier Zahlungen, ein perfekt montiertes Unglück – das hat er nicht gekriegt.“

„Jemand wird später trotzdem sagen, es hätte eine Lektion gehabt“, murmelte der Pfarrer.

„Dann sind wir eben die, die danebenstehen und sagen: ‚Blödsinn‘“, erwiderte ich.

Der Wind kam vom Hügel herüber, so, als wolle er nachsehen, ob sich sein Aufwand gelohnt hatte.

Wir standen im Feld, im Dreck, zwischen verbrannten Kreisen und Rettungsspuren, und ich hatte das vage, unverschämte Gefühl, dass wir ihm heute etwas gestohlen hatten, das er für sicher gehalten hatte:

Seinen Anspruch auf die perfekte vierte Zahl.

Vielleicht würde er sie anderswo holen.

Vielleicht hatte er sie schon.

Aber hier, an diesem Tag, an diesem Fleck, hatte er nur ein halbfertiges Bild bekommen.

Und wenn ich eins über ihn gelernt hatte, dann, dass er nichts so hasste wie Geschichten, die mittendrin stehenbleiben, weil niemand bereit war, das letzte „Es musste so sein“ zu liefern.

Das Feld sah nach dem Abtransport schlimmer aus als währenddessen. Während der Sirenen, der Fragen, der Anweisungen hatte alles eine klare Funktion gehabt: hier die Verletzten, dort die Helfer, da hinten die Gaffer mit ihren unpassenden Kommentaren. Als die Wagen weg waren, blieb nur noch: ein schiefer Reifenabdruck, ein verlorener Handschuh, ein dunkler Fleck im Gras, der irgendwann Regenwasser in sich aufsaugen würde, als wäre nichts gewesen.

„Er liebt diese Zwischenzustände“, sagte Roisin. „Wenn alles vorbei ist, aber noch keiner weiß, wie er darüber reden soll. Da hat er die größte Chance, seine Sätze dazwischen zu klemmen.“

Der Wind hatte gedreht. Er kam jetzt von der Straße her, nicht vom Hügel, als wollte er uns sagen: „Heute war ich hier beschäftigt.“ Über dem Kleefeld kreisten keine Krähen. Vielleicht hatten sie genug gesehen.

Liam stand ein paar Schritte abseits, die Arme um sich geschlungen, obwohl es nicht kälter war als sonst. Er sah nicht auf die Reifenspuren, nicht auf den Ort, an dem Sean gelegen hatte. Er starrte genau auf die Stelle, an der seine eigenen Schuhe im Gras abgebremst hatten.

„Hättest du mich nicht gestoßen…“, begann Sean vorhin im Wagen. Das hatte er nicht gesagt. Er hätte es sagen können. Stattdessen hatte er etwas anderes gewählt. Vielleicht aus Einsicht, vielleicht aus Erschöpfung. Vielleicht, weil irgendwo tief unter dem Kleefeld ein Topf kurz gegen die Wand geknallt war, als Warnung, diesen Satz nicht fertig zu denken.

„Du hast etwas getan“, sagte Roisin jetzt zu Liam. „Nicht genug, um die Physik auszuschalten, aber genug, um den Winkel zu ändern. Er hasst Winkel.“

„Es hätte trotzdem…“, setzte Liam an.

„Ja“, unterbrach sie. „Es hätte trotzdem alles schief gehen können. Das ist der Punkt. Wir werden nie wissen, ob dein Stoß den Unterschied gemacht hat oder eine Laune des Bodens oder der Fuß eines Gottes, den wir nicht mögen. Und genau da setzt er an. Er liebt die Stellen, an denen man nicht sicher sagen kann: ‚Das war ich.‘“

Der Pfarrer trat zu uns. Seine Schuhe waren voller Matsch, seine Hose auch. Er hatte sich nicht die Zeit genommen, christlich ordentlich auszusehen. Gut so.

„An der Kirche sind sie wütend“, sagte er ohne Umschweife. „Nicht wegen dem Unfall. Wegen mir.“

„Was hast du gemacht?“, fragte ich.

„Ich hab ihnen verboten, ‚Es war vielleicht besser so‘ zu sagen“, antwortete er. „Jemand war kurz davor, diesen Satz rauszulassen, und ich bin dazwischengegangen. Lauter, als es sich für meine Rolle gehört, vermutlich. Jetzt reden sie von mir, nicht von ihm. Das gefällt ihnen nicht.“

„Ihm schon gar nicht“, murmelte Cian, der gerade über das Feld zu uns kam, als hätte er den Boden per Handschlag befragt.

„Und der Topf?“, fragte Roisin.

Er zog die Blechdose ein Stück höher, als hinge ihr Gewicht plötzlich an einem anderen Faden. „Er ist beleidigt“, sagte er. „Er hat heute gebucht, ja. Die Fahrer, ein paar Zuschauer, die sich heimlich wünschten, es wäre spannender gewesen, vielleicht noch zwei, drei, die sich jetzt wünschen, nie gekommen zu sein. Aber die große, saubere Vier hat er nicht zusammengekriegt.“

„Wie viele Marken sind gefallen?“, fragte ich.

„Zu viele“, sagte er. „Es ist immer zu viel. Aber vier besondere wollten hoch, und eine ist ihm zerbrochen. Das hat er nicht einkalkuliert.“

Ich dachte an das Geräusch, das Cian beschrieben hatte: Glas mit Haarriss. Vielleicht war irgendwo in seiner Buchhaltung eine Zeile unleserlich geworden. In einer Welt, in der er Zahlen liebte, hätte das wehgetan.

„Das vierte Opfer“, sagte Liam plötzlich leise, mehr zu sich als zu uns.

„Wer?“, fragte ich. „Der Fahrer? Sean? Der Junge? Noch irgendwer, von dem wir nichts wissen?“

Er schüttelte den Kopf. „Nein“, sagte er. „Wir. Oder… ein Teil von uns.“

„Also das hier ist jetzt der Moment, in dem du anfängst, abstrakte Schlüsse zu ziehen?“, fragte ich.

„Hör zu“, sagte er und sah zum Hügel hinüber, der im grauen Licht aussah wie ein müder Rücken. „Er wollte heute vier klassische Opfer. Körper, die er sortieren kann: tot, verletzt, schuldig, beruhigt. Er hat ein halbes Set. Stattdessen hat er was anderes gekriegt: Leute, die ihre Sätze nicht so gesagt haben, wie er es braucht. Einen Fahrer, der noch keinen ‚Gott wird’s schon wissen‘-Rabatt bekommen hat. Einen Typen, der im Krankenwagen schwört, dass er nichts Spektakuläres daraus machen wird. Einen Pfarrer, der eine Floskel frisst, bevor sie raus kann. Und mich, der aufhört, ‚Ich wünsch mir, dass ich schneller gewesen wäre‘ zu denken, bevor es Plättchenform annimmt.“

Er holte Luft.

„Das vierte Opfer ist nicht jemand, der heute umgekommen ist“, sagte er. „Es ist sein System. Oder ein Stück davon. Die Idee, dass er immer die gleiche Rechnung machen kann, wenn vier Dinge zusammenkommen. Wir haben ihm heute gezeigt, dass der alte Trick nicht mehr zuverlässig zieht.“

„Du glaubst wirklich, dass ihn das kratzt?“, fragte ich.

„Er ist alt, ja“, sagte Roisin. „Aber alt heißt nicht unverwundbar. Eher das Gegenteil. Systeme, die lange laufen, hassen es, wenn ein Zahnrad bricht. Heute hat eins geknirscht.“

Wir gingen vom Feld zurück ins Dorf, jeder mit einem anderen Tempo, als wären wir nicht sicher, ob wir gemeinsam oder einzeln auffallen wollten.

Das Dorf tat, was Dörfer tun: Es nahm die Geschichte und fing an, sie zu kauen. Schon auf dem Weg hörte ich die ersten Varianten.

„Sie sagen, er hätte noch weiter in die Kreise reinlaufen können, dann wär er vielleicht…“

„…der Fahrer soll am Telefon gewesen sein…“

„…ich hab’s gleich gewusst, dass auf dem Weg noch was passiert, seit sie an der Bahn rumgefummelt haben…“

Sie suchten Gründe. Nicht, weil sie dumm waren, sondern weil der Mensch Gründe braucht wie der Körper Knochen. Ohne bricht alles.

„Jetzt wird er versuchen, die Erzählung zu kapern“, sagte Niamh später, als wir in ihrem Pub saßen und auf Gläser starrten, in denen mehr Spiegelung als Flüssigkeit war. „‚Er war immer so‘. ‚Er musste ja mal auf die Schnauze fallen.‘ ‚Vielleicht war das ein Zeichen, dass…‘ – du kennst die Leier.“

„Dann reden wir dagegen“, sagte ich. „Gelangweilt, nicht heroisch. Wenn einer was von Zeichen erzählt, sagen wir: ‚Nö, nur zwei Autos und ein Feldweg.‘ Wenn einer was von Lektionen faselt, sagen wir: ‚Die einzige Lektion ist, dass Bremsen bei Regen eine gute Idee ist.‘ Und wenn einer anfängt mit ‚Vielleicht war es besser so‘, dann…“

„…hat er ein Problem mit mir“, sagte der Pfarrer. „Ich habe heute festgestellt, dass es sich erstaunlich gut anfühlt, eine Floskel zu erwürgen, bevor sie rauskommt.“

„Er wird uns hassen“, sagte Cian.

„Das tut er längst“, erwiderte Roisin. „Wir haben ihn gezwungen, sich anzustrengen. Das ist für ihn ungefähr so nett wie für dich Steuererklärung.“

In der Küche zu Hause stand der Topf, als wir zurückkamen, unverändert. Keine neuen Dellen, keine Risse. Aber als ich die Hand auf den Deckel legte, war er lauwarm. Nicht wie Metall von außen, sondern von innen.

„Wie viel ist drin geblieben?“, fragte ich.

„Genug“, sagte Cian. „Es sterben überall Leute ohne unsere Hilfe. Er wird nicht hungern. Aber hier, heute, hat er sich verhoben. Wollte zu viel, zu sauber. Und du weißt, wie es ist, wenn man gierig wird: Die Finger bleiben irgendwo stecken.“

Ich dachte an den Titel, den er für sich selbst gewählt hatte, ohne dass ihn jemand offiziell ernannt hatte: der, der Wünsche hört. Der, der Rechnungen schreibt. Der, der ein Feld, einen Hügel, einen Zug, ein Dorf zu seiner Bühne macht.

Heute hatte er eine Vorstellung gegeben, die nicht glatt durchlief.

Sein drittes Opfer – Ruhe, egal wie – war ihm entwischt. Der Junge lebte, verwundet, schockiert, aber mit genug Angst im Blick, um zu wissen, dass „Ruhe“ nicht das ist, was er will.

Sein viertes Opfer – der Sinn – hatte sich in einer Küche die Zunge gebissen.

„Vielleicht ist das vierte Opfer gar keine Person“, sagte ich leise, mehr zu mir als zu den anderen. „Vielleicht ist es die Illusion, dass alles einem Plan folgt. Selbst seinem.“

Roisin nickte. „Heute hat er zum ersten Mal seit langem nicht bekommen, was auf seiner Wunschliste stand“, sagte sie. „Da oben, im Hügel, wird das wehtun. Nicht so wie Knochen oder Haut. Eher wie ein Kratzer im Lieblingslied.“

Liam lehnte im Türrahmen, die Hände in den Taschen, als müsste er sie festhalten, damit sie nicht anfangen, zu zittern. „Und wenn er sich jetzt einen anderen Ort sucht?“, fragte er. „Andere vier, andere Felder, andere Hügel?“

„Dann ist das so“, sagte Roisin. „Wir sind nicht die Weltpolizei. Wir haben nur hier ein bisschen in seiner Buchführung rumgesaut. Aber unterschätze nicht, wie wichtig das ist. Er ist gewohnt, dass Geschichten laufen, wie er will. Wenn sie es nicht tun, fängt sogar so einer wie er an, nachzudenken.“

„Glaubst du wirklich, dass er nachdenkt?“, fragte ich.

„Auf seine Art“, sagte sie. „Er wird versuchen, die Parameter zu ändern. Andere Sätze, andere Fallen, andere Angebote. Und genau da liegt unsere Chance. Alte Tricks konnten wir lernen. Neue muss er erst ausprobieren. Da macht man Fehler.“

Der Topf knirschte, leise.

„Er hat heute verloren“, sagte Cian. „Nicht alles. Aber etwas, das ihm wichtig war. Und weißt du, was das Lustigste daran ist?“

„Was?“, fragte ich.

„Er kriegt dafür keinen Trost“, sagte Cian. „Keiner sagt: ‚Es musste so kommen.‘ Keiner sagt: ‚Vielleicht ist es besser so.‘ Er sitzt da, mit seinen Plättchen, und zum ersten Mal wendet niemand seine Lieblingssätze auf ihn an.“

Das Bild gefiel mir so gut, dass ich kurz lächeln musste. Ein uraltes Ding, irgendwo unter einem Hügel, mit einem Topf voller halber Verträge, wütend und ohne jemanden, der ihm erklärt, dass das sicher alles einen Sinn hat.

„Also ist das vierte Opfer er?“, fragte Liam nach einer Weile.

„Nein“, sagte Roisin. „Er ist zu groß, um sich in so eine Rolle pressen zu lassen. Aber heute hat ein Teil von ihm gelitten: sein Glaube daran, dass Menschen dankbar für seine Erklärungen sind. Dass sie jeden Unfall, jeden Tod, jede verbrannte Stelle irgendwann mit einem seiner Sätze zudecken. Dieses Vertrauen ist angeknackst.“

„Das ist ein Anfang“, sagte der Pfarrer.

In der Nacht hörte ich den Regen an die Fenster schlagen, das Haus knacken, die Rohre gluckern. Normale Geräusche, die in diesem Haus nie ganz normal waren.

Ich dachte an Sean im Krankenhaus, an den Jungen mit der Wunde an der Seite, an die Fahrer, die heute Abend irgendwo sitzen würden – in einer Zelle, in einem Flur, in einem zu hellen Raum – und ihre Sätze sortieren.

Ich hoffte, dass keiner von ihnen „Es musste so kommen“ sagen würde. Nicht aus Rücksicht auf ihn, sondern aus Rücksicht auf sich.

Das vierte Opfer dieses Tages, so redete ich mir ein, war unser Bedürfnis, hinter allem sofort eine Lektion zu vermuten. Wir hatten es ihm weggenommen, bevor er es uns wieder verkaufen konnte.

Und wenn es etwas gibt, das ihn wirklich schwächt, dann ist es vielleicht genau das:

Wenn Menschen anfangen, Unglück einfach Unglück zu nennen.

Nicht Prüfung.

Nicht Plan.

Nicht Preis.

Nur: Scheiße, die passiert ist, weil jemand gebremst hat, als er hätte fahren sollen, oder gefahren ist, als er hätte bremsen müssen.

Am Fuß des Hügel, am Rand des Feldes, mitten auf der Straße.

Und irgendwo, ganz weit weg, am Ende eines Regenbogens, den er sich selbst aus unseren Sätzen gebaut hat, saß einer, der heute Abend mit sehr schlechter Laune in einen leeren Topf starrte.

Das reichte mir fürs Erste.

Am Fuß des Regenbogens

Der Regenbogen kam an einem Tag, an dem wir ganz bestimmt keinen mehr gebraucht hätten.

Es war einer von diesen Nachmittagen, an denen der Himmel sich nicht entscheiden konnte, ob er alles oder nichts auskippen will. Erst hatte es geschüttet, als wolle jemand das Dorf auswaschen wie einen alten Topf. Dann riss die Wolkendecke an einer Stelle auf und da war sie: eine lächerlich hübsche Lücke aus Licht. Die Sonne drückte sich hindurch, traf den letzten Rest Regen, und plötzlich spannte sich ein Regenbogen über das Land, als würde er für eine Postkarte posieren.

Er war groß, dick und unverschämt bunt. So einer, wie ihn Kinder malen, wenn sie glauben, die Welt hätte irgendwo noch Humor.

„Zu spät“, murmelte ich am Küchenfenster. „Der Zeitpunkt für naive Symbolik ist vorbei.“

Der Topf stand wie immer mitten in der Küche, als wäre er einfach ein besonders hässlicher Hocker. Er reagierte nicht sichtbar. Aber ich hatte das Gefühl, dass es ihm nicht passte, Konkurrenz am Himmel zu haben.

„Das ist seiner“, sagte Cian, der ohne anzuklopfen reingekommen war, weil Türen für ihn inzwischen reine Dekoration waren. Er stellte seine Blechdose auf den Tisch, schaute nach draußen und verzog den Mund. „Der liebt solche Momente. Licht, Wasser, eine schicke Linie am Himmel – perfekt, um Leuten einzureden, dass am Ende davon irgendwas wartet, das Sinn macht.“

„Es ist nur Physik“, sagte ich. „Lichtbrechung. Spektrum. Schule. All das.“

„Du kannst hier nicht ‚nur Physik‘ sagen“, erwiderte er. „Er hat Jahrzehnte damit verbracht, sich auf jeden halbwegs anständigen Regenbogen draufzusetzen wie ein parazitärer Clown. ‚Da, am Ende, steht mein Topf‘ – du weißt, wie das läuft.“

Ich wusste es, klar. Jeder hier wusste es. Regenbögen waren in dieser Gegend nicht einfach Wetterphänomene. Sie waren Werbeschilder. Pfeile mit „Hier lang zum Glück“.

„Wo endet der?“, fragte Roisin, die sich neben mich gestellt hatte.

Ich folgte der geschwungenen Linie, so gut man das bei so einem Ding konnte. Regenbögen sind bekanntlich unkonkret. Sie tun nur so, als würden sie irgendwo anfangen und aufhören, dabei sind sie nur optischer Betrug. Trotzdem sah es so aus, als würde das untere Ende irgendwo zwischen Hügel und Kleefeld in den Boden laufen.

„Na super“, murmelte ich. „Natürlich da.“

„Nicht ‚natürlich‘“, sagte Roisin ruhig. „Er hat nicht das Monopol auf Licht. Aber wenn wir nicht hingehen, macht er draus, was er will. Also los.“

„Du willst ernsthaft einem Regenbogen hinterherlaufen?“, fragte ich. „Wir sind zu alt für Märchenwanderungen.“

„Wir waren nie zu alt für seine Verträge“, erwiderte sie. „Also können wir auch einmal zu alt sein, um uns Angst machen zu lassen, wenn er seine bunte Fresse in den Himmel hängen lässt.“

Der Pfarrer kam, als hätte ihn jemand über eine unsichtbare Leitung informiert. Vielleicht hatte ihn der Klang des Wortes „Regenbogen“ aus der Kirche gespült. In seinem Beruf waren Bögen aus Licht beruflich vorbelastet.

„Ich hab ihn von der Kirche aus gesehen“, sagte er, ohne dass wir fragen mussten. „Genau über dem Hügel. Oder genauer: über irgendwas zwischen Hügel und Feld. Ich hab kurz gedacht, es wäre ein Zeichen, dann hab ich mich selbst ohrfeigen wollen und bin stattdessen hergekommen.“

„Gute Entwicklung“, sagte Roisin.

Liam tauchte mit nassen Haaren im Flur auf, die Jacke halb zu, als hätte er gehofft, den Regenbogen wegzublinzeln.

„Alle reden drüber“, sagte er. „Die Kinder sowieso. ‚Am Ende steht ein Topf mit Gold‘, sagen sie, und die Alten grinsen und sagen ‚Wenn du ihn findest, sag Bescheid‘. Und irgendwo unter dem Grinsen hört man ihn lachen.“

„Dann gehen wir hin“, sagte Roisin. „Nicht, weil wir Gold wollen. Sondern weil ich wissen will, was er sich an diesem Tag am Fuß von so einem Ding verspricht.“

Wir ließen den Topf in der Küche. Er mochte es nicht, übergangen zu werden, aber es tat gut, ihn einmal einfach stehen zu lassen, wie ein Möbelstück, das nicht mit darf.

Draußen waren die Farben des Regenbogens so grell, dass sie fast weh taten. Der Himmel dahinter war noch grau, das Land darunter nass, aber die Bögen leuchteten, als hätte jemand die Sättigung hochgedreht. Ich konnte den physikalischen Teil erklären, klar – aber ich war nicht dumm genug zu glauben, dass es ihn interessierte.

Auf unserem Weg kamen wir an Leuten vorbei, die stehen geblieben waren und nach oben starrten, als wäre ihnen kurz eingefallen, dass die Welt mehr kann als Rechnungen und Rohrbrüche.

„Schön, nicht?“, sagte eine alte Frau, die ich kannte, weil sie seit Jahrzehnten jede Beerdigung im Dorf mit demselben Hut besuchte.

„Ja“, sagte ich. „Schön. Und komplett belanglos. Bleiben Sie lieber unter Dach, bevor er auf die Idee kommt, was draus zu machen.“

Sie lachte. „Ihr seid komisch geworden“, meinte sie. „Früher habt ihr noch gestaunt, wenn sowas am Himmel stand.“

„Früher hatten wir auch noch keine Wunschkasse in der Küche“, entgegnete ich.

Je näher wir dem Hügel kamen, desto deutlicher sah man, dass das untere Ende des Bogens tatsächlich irgendwo in seiner Nähe in den Boden zu laufen schien. Zumindest auf den ersten Blick. Wenn man hinsah wie jemand, der etwas sehen will.

„Er zeigt dir, wo du hinsehen sollst“, murmelte Cian. „Das ist sein Trick. Du siehst nicht, was da ist. Du siehst, was die Farben dir suggerieren.“

Der Regen hatte nachgelassen, aber die Luft war noch voll Tropfen, die alles verschwimmen ließen. Der Weg wurde matschiger, die Schuhe schwerer.

„Ich fühle mich bescheuert“, sagte ich. „Mit Mitte fünfzig einem Regenbogen hinterherzulaufen, während meine Knie kreischen.“

„Er fühlt sich noch bescheuerter“, erwiderte Roisin. „Er muss seine Effekte auspacken, um Leute überhaupt noch aus dem Haus zu kriegen. Früher hat ein Flüstern gereicht.“

Der Regenbogen senkte sich, wie es Regenbögen nun mal tun, wenn man auf sie zuläuft: Er wich aus, verschob sich, tat so, als würde er irgendwo enden, nur um sich dann woanders hinzulegen. Aber es gab einen Punkt, an dem das Licht scheinbar genau auf eine Stelle zwischen Hügel und Kleefeld zeigte.

Es war kein Schatz.

Es war eine Pfütze.

Eine große, flache, unscheinbare Pfütze, wie es sie auf jedem Feldweg gibt, wenn es mehr geregnet als getrocknet hat. Nur dass diese Pfütze nicht einfach nur Wasser war.

Sie spiegelte die Farben. Klar, könnte man sagen, jeder nasse Fleck spiegelt einen Regenbogen. Aber hier war es anders: Die Farben wirkten tiefer. Als würden sie nicht nur auf der Oberfläche liegen, sondern in die Tiefe ziehen.

„Bitte sag mir, dass ich mir das einbilde“, murmelte ich.

„Du bildest dir nie etwas ein“, sagte Roisin. „Du interpretierst nur zu viel. Aber in diesem Fall: Ja, es zieht nach unten.“

Ich kniete mich vorsichtig an den Rand. Der Boden war glitschig, ich hatte keine Lust, wie ein unfreiwilliger Märchenkandidat mitten in diese Schweinerei zu rutschen.

Die Pfütze sah aus wie Wasser. Sie roch wie Wasser. Aber wenn man genau hinsah, sah man, dass die Reflexionen nicht logisch waren. Der Regenbogen spiegelte sich in einem Winkel, in dem er sich eigentlich nicht hätte spiegeln können.

„Das ist sein Loch“, sagte Cian hinter mir. „Seine Einwurföffnung. Hier fallen Wunschsätze rein, die irgendwo auf dem Weg zwischen Kopf und Himmel erfrieren.“

„Also keine Goldkiste, sondern ein Gullideckel“, sagte ich.

„Gold ist nur das, was er draufgeschrieben hat“, erwiderte Cian. „Damit Kinder laufen und Erwachsene lächeln. In Wahrheit ist das hier eine von seinen Sammelstellen. Ein Fuß vom Regenbogen, eine Pfütze, ein Ort, an dem Leute stehenbleiben und denken: ‚Wenn ich jetzt…‘ – und genau das reicht ihm.“

Der Pfarrer sah ungewöhnlich blass aus. „Ich hab hier schon einmal gestanden“, sagte er leise. „Vor Jahren. Nach einer Beerdigung. Es hatte geregnet, dann kam ein Regenbogen. Ich bin hinterhergelaufen wie ein dummer Hund. Hier stand ich, genau hier, hab in diese Pfütze geguckt und gedacht: ‚Wenn es einen Ort gäbe, der all das erklärt, bitte, zeig ihn mir.‘“

„Und?“, fragte ich.

„Nichts“, sagte er. „Nur Wasser. Ich bin zurück, hab mir eingeredet, das wäre nur kindischer Aberglaube gewesen, und hab weitermachen wie immer.“

„Du hast ihm damals eine Premium-Marke geliefert“, murmelte Roisin. „‚Erklär mir alles‘ – das ist genau die Sorte Wunsch, für die er dir später Religion oder Zufall als Rechnung präsentiert.“

Liam stand mit verschränkten Armen da, als hätte er Angst, seine Hände könnten ausrutschen und in die Pfütze greifen. „Jedes Kind im Dorf kennt diese Stelle“, sagte er. „Sie denken, hier würde man reich. Dabei wird hier nur gesammelt.“

„Wir sollten irgendwas tun“, sagte ich. „Zement drüber kippen, Salz reinschütten, eine Schranke aufstellen…“

„Er hat mehr als eine solche Stelle“, sagte Cian. „Das ist nur eine, die heute sichtbar ist, weil das Licht günstig steht. Wir können sie nicht alle schließen. Aber wir können sie enttarnen.“

„Wie enttarnt man eine Pfütze?“, fragte ich.

„Indem man davorsteht und laut sagt, was sie ist“, sagte Roisin. „Kein Schatz. Kein Portal. Nur ein Ort, an dem er hofft, dass jemand seine Gedanken nicht bei sich behält.“

Sie trat näher, so weit, wie der Boden es zuließ, ohne dass ihre Schuhe komplett verschluckt wurden.

„Hör zu, du farbige Blase“, sagte sie in Richtung Pfütze. „Heute kriegst du von uns nichts. Keine Wünsche, keine Sätze, kein ‚Wenn ich jetzt…‘. Wir stehen hier, schauen, sagen ‚Hübsch, aber egal‘, und gehen wieder.“

Es klang lächerlich. Eine erwachsene Frau, die eine Pfütze beschimpft, in der sich ein Regenbogen spiegelt.

Und trotzdem: In der Tiefe der Wasserfläche flackerte etwas. Ganz leicht. Als würde jemand, der sich dort unten gemütlich eingerichtet hatte, kurz blinzeln müssen.

„Er hört das“, sagte Cian. „Nicht hier. Nicht mit Ohren. Aber seine Struktur kriegt mit, dass an einem seiner Einlaufpunkte jemand den Spiegel entzaubert. Das mag er nicht.“

„Er kann mich mal“, sagte ich. „All die Jahre haben wir Geschichten über einen Topf am Ende des Regenbogens erzählt, und kein einziger hat gesagt: ‚Vielleicht ist der Topf voller Schuldgefühle, nicht voller Gold.‘ Höchste Zeit für eine Programmänderung.“

Liam atmete tief durch. „Ich hätte hier stehen können“, sagte er leise. „Damals. Als ich gedacht habe, dass es egal ist, ob ich weitergehe oder nicht. Wenn mir da jemand vom Topf

erzählt hätte, wäre ich vielleicht sogar gelaufen. Wär ein hübscheres Ende gewesen, als vom Steg zu fallen."

„Er hätte sich kaputtgelacht", sagte Roisin. „Ein Junge, der am Fuß eines Regenbogens verschwindet. Perfektes Symbolmaterial. Zum Glück hast du dich für die hässlichere Variante entschieden."

„Ich hab gar nichts entschieden", murmelte er.

„Doch", sagte ich. „Du bist geblieben. Das war die hässlichste, mutigste Entscheidung von allen. Und genau deshalb steht er jetzt da oben und muss mit dir rechnen, statt eine nette Legende aus dir zu machen."

Der Regenbogen begann zu verblassen. Nicht abrupt, eher wie eine Lampe, deren Strom langsam gedrosselt wird. Die Farben wurden blasser, die Linien unscharf, bis nur noch grauer Himmel übrig blieb.

Die Pfütze blieb.

Die Spiegelung war weg. Zurück blieb nur Wasser, auf dem ein paar Grasreste schwammen.

„So sieht er aus, wenn er nichts hat, worauf er sich draufsetzen kann", sagte Cian. „Einfach nur nass."

„Schreib das in deine nächste Predigt", sagte ich zum Pfarrer. „‚Manchmal ist eine Pfütze nur eine Pfütze.'"

Er lächelte gequält. „Ich habe Schlimmeres gesagt", murmelte er.

Wir drehten dem Fuß des Regenbogens den Rücken zu. Kein Gold, keine Offenbarung, kein Portal. Nur ein Feldweg mit einer unpraktisch platzierten Pfütze, die heute ihren Job nicht erledigen durfte.

Auf dem Rückweg zum Dorf merkte ich, dass ich leichter ging. Nicht viel, wir reden hier von ein paar Gramm auf der Seele, aber spürbar.

Vielleicht war es nur Einbildung.

Vielleicht war irgendwo im Topf eine Marke weniger glänzend geworden, weil jemand nicht gesagt hatte: „Wenn ich jetzt…"

Vielleicht hatte er heute zum ersten Mal erlebt, dass ein Regenbogen über „seinem" Land stand, ohne dass jemand ernsthaft geglaubt hatte, am Ende würde er warten.

Und vielleicht, dachte ich, als das Dorf wieder in Sicht kam, ist genau das der wahre Fuß des Regenbogens:

Nicht der Ort, an dem ein Topf steht.

Sondern der Moment, in dem man hinschaut, „schön" sagt – und sich weigert, daraus eine Geschichte zu machen, die ihm gehört.

Der Regenbogen war weg, aber er hing noch in den Köpfen. So ist das mit solchen Effekten: Der Himmel macht eine Viertelstunde Show, der Rest des Tages gehört den Leuten, die darüber reden. Und wenn man lange genug an einem Ort lebt, an dem Geschichten schneller wachsen als Gras, weiß man, dass genau in diesen Nachphasen die eigentliche Arbeit anfängt.

Wir gingen zurück ins Dorf, die Schuhe schwer vom Matsch, der Pfarrer mit diesem Gesicht, das er bekam, wenn er gleichzeitig lachen und beichten wollte. Roisin lief neben mir, die Hände in den Manteltaschen vergraben, als würde sie da drin nach einer brauchbaren Idee wühlen.

„Wir haben eine Pfütze angeschrien", sagte ich irgendwann. „Auf der Liste der Dinge, die ich in meinem Leben noch tun wollte, war das eher weit unten."

„Du wolltest immer schon Dinge tun, die ihm nicht passen", erwiderte sie. „Heute hast du zwei Fliegen mit einer Klappe geschlagen. Drei, wenn man seine Regenbogenwerbung mitzählt."

„Meinst du, er hat's gemerkt?", fragte ich.

„Er merkt alles, was seine Einwurfstellen betrifft", sagte Cian hinter uns. „Du hast vorhin gesehen, wie das Licht in der Pfütze gezuckt hat. Das war kein Wind. Das war er, der kurz gerülpst hat, weil ihm jemand den Trichter verstopft hat."

Der Pfarrer blieb stehen, mitten auf dem Feldweg, so abrupt, dass ich fast in ihn lief. „Ich muss darüber reden", sagte er.

„Mit wem?", fragte ich. „Mit ihm oder mit den Leuten?"

„Mit den Leuten", sagte er. „Aber wenn ich in der Kirche das Wort ‚Regenbogen' in den Mund nehme, denken sie, ich werde sentimental. Oder wahnsinnig. Oder beides."

„Dann sag nichts über Regenbogen", meinte Roisin. „Sag was über Pfützen. Und darüber, dass nicht jedes bunte Ding am Himmel ein Grund ist, alles, was schiefgelaufen ist, plötzlich als Einladung zum Wünschen zu sehen."

„Du willst, dass ich ihnen erkläre, dass sie ihre Wünsche behalten sollen?", fragte er.

„Zumindest die, die nach Premiere riechen", sagte sie. „‚Ich wünsch mir, dass alles erklärt wird.' ‚Ich wünsch mir, dass am Ende irgendwas auf mich wartet.' Du weißt schon, die großen Rabattaktionen."

„Die lieben das", murmelte er. „Sie kommen doch zu mir, weil sie genau das hören wollen: dass am Ende irgendwer einen Topf hinstellt und sagt: ‚Es hatte alles Sinn.'"

„Dann sag ihnen, dass du aufgehört hast, das zu glauben", sagte ich. „Es wird der ehrlichste Satz sein, den du seit Jahren auf deiner Kanzel sagst."

Er sah mich an, als hätte ich ihm vorgeschlagen, seine eigenen Bibeln zu schreddern. Dann seufzte er. „Vielleicht", murmelte er. „Vielleicht ist es Zeit."

Im Dorf standen zwei Kinder mitten auf der Straße und diskutierten so laut, dass der Regen sich aus Höflichkeit kurz zurückhielt.

„Ich hab’s genau gesehen“, sagte das eine, ein Mädchen mit viel zu großen Gummistiefeln. „Der Regenbogen hat genau auf das Feld gezeigt. Wenn wir hingelaufen wären, hätten wir den Topf gefunden.“

„Blödsinn“, sagte der Junge neben ihr, ertränkter Hamster in Kapuzenform. „Da ist nur Matsch. Wenn’s da Gold gäbe, hätte es längst einer ausgegraben. Die Bauern hier sind nicht so romantisch, wie du denkst.“

„Vielleicht ist es ein Zaubertopf“, beharrte sie. „Den kann man nur finden, wenn man noch nicht weiß, wie teuer alles ist.“

Ich blieb stehen. Man hätte weitergehen können, klar. Kinderrede, harmlos, süß sogar. Aber ich hörte den Unterton – nicht in den Stimmen. In ihm. Ein leises, zufriedenes Aufatmen irgendwo unter dem Hügel: „Ah, da sind sie, meine Nachwuchskunden.“

„Hey“, sagte ich. „Ihr zwei.“

Beide drehten sich um, mit diesem Blick, den Kinder haben, wenn ein Erwachsener sich einmischt: halb Verteidigung, halb Hoffnung auf Bestätigung.

„Was?“, fragte sie misstrauisch.

„Ich war gerade da“, sagte ich. „Am Ende. Da, wo euer Regenbogen hingezielt hat.“

Ihre Augen wurden größer. „Und?“, platzte es aus beiden gleichzeitig.

„Es war eine Pfütze“, sagte ich. „Nass. Kalt. Mit Dreck drin. Keine Kiste, kein Topf, kein Gold, keine Feen. Nur Wasser und Boden, die gerade eine Affäre hatten.“

Die Enttäuschung im Gesicht des Mädchens war fast körperlich. Als hätte ich ihr einen Luftballon mit Nagel gezeigt.

„Siehst du?“, sagte der Junge sofort. „Hab ich doch gesagt.“

„Das heißt nicht, dass da nichts ist“, beharrte sie trotzig. „Vielleicht bist du einfach der Falsche. Vielleicht darf nicht jeder…“

„Oh doch“, unterbrach ich. „Da ist sehr wohl was. Nur nichts, was du haben willst. Stell dir einen Topf vor – nicht mit Gold, sondern mit… allem, was Leute je gesagt haben, wenn sie alleine waren und dachten, niemand hört zu. Gerade noch so zwischen ‚Ich halt das nicht mehr aus‘ und ‚Ich wünsch mir…‘.“

Sie sah mich an, als hätte ich angefangen, Gemüse zu beschimpfen.

„Das ist eklig“, sagte sie schließlich.

„Genau“, sagte ich. „Und jetzt stell dir vor, einer sitzt da und sammelt das. Wie andere Leute Briefmarken. Willst du, dass er deinen Satz auch einklebt?“

Der Junge schüttelte sofort den Kopf. „Ich will im Leben keine Sätze von mir in einem Topf“, sagte er.

Das Mädchen schwankte. „Aber… wenn man nichts wünscht, passiert doch auch nichts“, sagte sie leise.

Da war er. Der Kernsatz. Die Grundlage seines Geschäftsmodells.

„Doch“, sagte ich. „Es passiert trotzdem genug. Mehr, als dir lieb ist. Wünschen ist nicht schlecht. Aber wenn du es an den falschen Empfänger schickst, macht er dir daraus was, das dir nicht gefällt.“

„Und wer ist der falsche Empfänger?“, fragte sie.

„Der, der dir verspricht, dass alles einen genialen Plan hat“, mischte sich Roisin ein. „Wenn einer kommt und sagt: ‚Gib mir deine Wünsche, ich mach was draus, und am Ende wirst du sagen: Es musste ja so kommen‘ – dann renn. In die andere Richtung.“

„Und was ist der richtige Empfänger?“, fragte der Junge.

„Manchmal keiner“, sagte ich. „Manchmal behält man seinen Wunsch und versucht, selber was dran zu drehen. Manchmal sagt man ihn Leuten, die wirklich da sind und nicht unter Hügeln in Töpfen wohnen.“

Das Mädchen sah zwischen uns hin und her. „Und was ist mit dem Regenbogen?“, fragte sie schließlich. „Der ist doch schön. Der muss doch irgendwas bedeuten.“

„Ja“, sagte ich. „Er bedeutet, dass Licht sich nicht entscheiden kann, welche Farbe es haben will. Mehr nicht. Wenn du willst, kannst du dir dazu ausdenken, dass es ein Geschenk ist, damit du dich freust. Aber wenn einer kommt und sagt, am Ende davon stünden Bedingungen – dann hat er dir einen Vertrag in Geschenkpapier gewickelt.“

„Du bist komisch“, stellte sie fest.

„Er ist alt“, sagte Roisin. „Alte Leute haben weniger Zeit für hübsche Lügen.“

Wir gingen weiter.

„Du zerstörst Kindheit“, sagte der Pfarrer leise.

„Ich versuche, ein paar spätere Verträge zu verhindern“, erwiderte ich. „Wenn sie unbedingt an Magie glauben wollen, sollen sie sich was suchen, das keine Kasse am anderen Ende hat.“

Im Pub war es voller als sonst am Nachmittag. Regenbögen wecken Durst, hatten wir festgestellt. Vielleicht, weil sie Leute daran erinnern, dass die Welt kurz schön sein kann, bevor sie wieder tropft.

Sean war natürlich Thema. Die neuesten Nachrichten aus dem Krankenhaus wanderten schneller als jedes echte Dokument.

„Er ist wach“, sagte Niamh, als wir uns an den Tresen setzten. „Bricht zwar fast zusammen vor Schmerz und Scham, aber er lebt. Ihr habt ihn ihm weggenommen, das weißt du, oder?“

„Ihr wem?“, fragte ich.

„Dem, der gern aus solchen Vorfällen Legenden bastelt“, sagte sie. „Die halbe Kundschaft war gestern kurz davor, schon Geschichten zu stricken: ‚Er hat es herausgefordert.‘ ‚Er hat es doch immer gewollt.‘ ‚Es war nur eine Frage der Zeit.‘ Jetzt sitzt er im Krankenhaus und sagt den Schwestern, dass er eine furchtbare Entscheidung getroffen hat, und dass er hofft, niemand macht aus ihm eine Figur in einer Erzählung. Das macht ihm einen Strich durch die Rechnung.“

„Er wird sich was Neues suchen“, murmelte Cian.

Die Tür ging auf, ein Schwall feuchter Luft kam rein, mit ihm der Vogelmann. Er schüttelte sich wie ein nasser Hund, setzte sich an unseren Tisch, als hätte ihn jemand bestellt.

„Sie sind unruhig“, sagte er, ohne anzufangen.

„Die Krähen?“, fragte Roisin.

„Nein“, sagte er. „Die Regenbögen. Wenn man sie lange anschaut, merkt man, dass sie nicht so statisch sind, wie man denkt. Wie Schlangen aus Licht. Sie suchen Enden. Er hängt an ihnen wie einer, der versucht, einen fahrenden Zug mit der Hand anzuhalten.“

„Wir waren am vermeintlichen Ende“, sagte ich. „War nichts. Nur Wasser und sein Trichter.“

„Sie haben euch gesehen“, sagte der Vogelmann. „Und sie haben ihn gesehen. Er war… irritiert. Sie mögen es nicht, wenn jemand da steht und sagt: ‚Hübsch, aber egal.‘“

„Seit wann haben Regenbögen eine Meinung?“, fragte ich.

„Seit Menschen ihnen eine gegeben haben“, sagte er. „Genau wie Hügel. Felder. Töpfe. Er benutzt alles, was ihr aufladet. Und wenn ihr aufhört, es zu laden, muss er mehr arbeiten.“

Niamh stellte uns Gläser hin, in denen etwas war, das mehr nach Medizin als nach Genuss aussah. „Auf den heutigen Regenbogen“, sagte sie trocken. „Möge er verdammt dekorativ gewesen sein und sonst nichts.“

Wir stießen an. Es klang hohl, aber nicht hoffnungslos.

Später, als der Pub leerer wurde und die üblichen Gesichter sich nach Hause, ins Krankenhaus, in die Kirche oder in den nächsten Streit verzogen hatten, gingen wir zurück ins Haus.

Der Topf wartete.

„Er war während des Regenbogens ruhiger“, sagte Cian, während er die Hand auf den Deckel legte. „Als würde er sich auf viele kleine Einwurfstellen gleichzeitig konzentrieren. Feld, Dorf, Kirche, Wohnzimmer. Überall stand jemand am Fenster und dachte ‚Wenn ich jetzt…‘. Er hatte zu tun.“

„Und jetzt?“, fragte ich.

„Jetzt zählt er“, sagte er. „Guckt, was reingekommen ist. Welche halbfertigen Wünsche in Markenform taugen, welche nur Restmüll sind. Und irgendwo in diesem Haufen sitzt ein Satz wie: ‚Ich wünsch mir, dass das wirklich was bedeutet hat.‘“

„Den kriegt er von mir nicht“, sagte ich.

Ich ging ans Fenster. Kein Regenbogen mehr, nur nasser Himmel. Die Pfütze draußen am Weg war von hier nicht zu sehen, aber ich wusste, dass sie da war. Einfach ein Loch, in dem sich Wasser sammelte.

„Weißt du“, sagte Roisin neben mir, „früher hätte ich bei sowas gedacht: ‚Es ist schön, dass die Leute noch staunen können.‘ Heute denke ich: ‚Es ist gefährlich, wie schnell sie bereit sind, einen Vertrag am Ende des Staunens zu unterschreiben.‘“

„Wir können ihnen nicht ihren ganzen Zauber nehmen“, sagte ich.

„Doch“, erwiderte sie. „Zumindest den, der ihn füttert. Sie dürfen sich weiter über bunte Bögen freuen. Sie dürfen in Pfützen springen. Sie dürfen dumm lachen, wenn die Sonne durchkommt. Aber sie werden lernen müssen, dass am Ende davon kein Geschenk für sie bereitsteht. Nur Erde. Vielleicht ein Stein. Und das ist in Ordnung.“

Im Topf knirschte es leise.

„Da ist einer heute leer ausgegangen“, murmelte Cian. „Er hat Regenbogen aufgebaut, Pfützen präpariert, alte Reflexe geweckt – und am Ende haben ihm ein paar Leute ihre Sätze verweigert. Das ist für ihn fast so schlimm, wie wenn einer im letzten Moment aus dem Zug springt.“

Ich stellte mir vor, wie er irgendwo unter dem Hügel hockte, das Kinn auf den Rand seines inneren Kessels gestützt, umgeben von Plättchen, und zum ersten Mal seit langer Zeit den Verdacht hatte, dass Regen nicht mehr das ist, was er mal war:

Kein Vorwand, nach oben zu sprechen.

Nur Wetter.

Und am Fuß des Regenbogens wartete nichts, was er kontrollierte.

Nur wir.

Mit nassen Schuhen, knirschenden Knien und einer zunehmenden Abneigung dagegen, unsere Wünsche in fremde Hände zu legen.

In den nächsten Tagen verhielt sich das Dorf, als wäre der Regenbogen ein Traum gewesen, von dem man den peinlichen Teil verschweigen möchte. Man erwähnte ihn nur noch nebenbei, zwischen Brotpreis und Busfahrplan, als hätte er nichts mit der Art zu tun, wie man nachts aufwachte.

Der Unfall lag wie eine Delle im Alltag. Sean im Krankenhaus, der Junge mit der Wunde an der Seite im anderen Flügel, zwei Fahrer in Untersuchungen, Versicherungen, Schuldfragen. Nichts davon war mystisch. Alles davon war Futter für seine alten Muster.

Nur dass sie dieses Mal nicht ganz griffen.

„Früher hätten sie gesagt, er hat es herausgefordert“, meinte Niamh, während sie ein Glas mit einem Lappen bearbeitete, dem man ansah, dass er schon bessere Tage gesehen hatte. „Jetzt kommt im Laden eher: ‚Er hatte Glück.‘ Oder: ‚Das hätte schlimmer ausgehen können.‘“

„Glück“, murmelte Cian. „Er hasst Glück. Es ist das Einzige, was seinen Buchungslogiken widerspricht.“

Wir saßen wieder in der Küche. Es war so ein Abend, an dem der Regen nur noch als Restgeräusch an die Scheiben klopfte, als wolle er sagen: „Ich war auch mal wichtig.“ Der Topf stand an seinem Platz. Ich hatte mich daran gewöhnt, ihn im Augenwinkel zu sehen, so wie man sich an ein altes, hässliches Möbelstück gewöhnt, das zu schwer ist, um es rauszutragen.

„Wir reden ständig darüber, ihm Dinge wegzunehmen“, sagte ich. „Plätze, Sätze, Regenbogentrichter. Aber was geben wir stattdessen? Menschen sind schlecht darin, einfach nur etwas nicht zu tun.“

„Wir sind auch schlecht darin, etwas zu tun, das keinen direkten Sinn verspricht“, sagte Roisin. „Deshalb hat er so lange gewonnen. Seine Angebote sind immerhin klar: Wünsch dir was, ich dreh dir eine Geschichte draus. Dass du die Hauptfigur nicht überlebst, verschweigt er nur im Kleingedruckten.“

„Wir bräuchten… ein Gegenangebot“, sagte der Pfarrer. „Eins, das nicht aus Lügen besteht, aber auch nicht aus purem Schulterzucken. ‚Alles ist chaotisch‘ mag wahr sein, tröstet aber ungefähr so viel wie kalter Tee bei einer Lungenentzündung.“

„Ein dreckiges Angebot“, meinte Niamh. „Eins, das zugibt, dass die Welt scheiße ist, aber trotzdem sagt: ‚Bleib noch, nur um ihm auf die Nerven zu gehen.‘“

Liam hob den Kopf. „Das wäre meine Religion“, sagte er.

Es war ein seltsamer Gedanke, aber er blieb hängen.

Eine Religion, die nicht auf Sinn setzte, sondern auf Trotz. Kein Himmel, kein Feenland, kein Goldtopf, keine Bonuspunkte für brav ertragenes Leid. Nur die schlichte, unhöfliche Weigerung, einer Instanz die Deutungshoheit zu überlassen, die ihre Bilanzen in einem Kessel aus Wünschen führt.

„Wenn wir damit anfangen“, sagte der Pfarrer vorsichtig, „muss ich irgendwann meinen Job neu beschreiben.“

„Du machst ihn doch längst neu“, sagte Roisin. „Du bist schon vor Wochen von ‚Erklärbär‘ zu ‚Lügendedämpfer‘ gewechselt. Jetzt musst du nur noch den Rest deiner Texte nachziehen.“

Er schnaubte. „Du sagst das, als wäre es so einfach wie einen Satz umstellen.“

„Ist es nie“, sagte ich. „Aber einer muss anfangen.“

Der Topf knirschte, als ob jemand, der zu lange still gesessen hatte, die Haltung wechselte.

„Er hört zu“, sagte Cian. „Er mag es nicht, wenn wir seine Lieblingsfunktion in Frage stellen: Sinnlieferant im Nachgang.“

„Vielleicht sollten wir ihm ein Angebot machen“, sagte Liam plötzlich.

Alle drehten sich zu ihm.

„Du handelst nicht mit ihm“, sagte Roisin sofort. „Du weißt, wie seine Verträge aussehen.“

„Ich meine nicht uns“, sagte er. „Ich meine ihn. Vielleicht ist er so besessen von vier Blättern, vier Namen, vier Rollen, weil ihm selber was fehlt. Was, wenn wir ihm einen Deal vorschlagen, bei dem er etwas tut, was er hasst? Und wenn er ihn ablehnt, haben wir zumindest die Antwort schwarz auf weiß.“

„Du willst… was genau?“, fragte ich.

Liam drehte ein Löffelchen zwischen den Fingern, als würde er versuchen, damit eine Formel in die Luft zu schreiben. „Vier Blätter, vier Namen“, sagte er. „Seit Wochen tanzt alles darum. Was, wenn wir ein echtes suchen? Kein symbolisches, kein geplantes, kein von ihm drapiertes. Ein zufälliges, banales, biologisches Ding, das keinen Bock hat, in seine Märchen eingearbeitet zu werden.“

„Vierblättriger Klee“, sagte Cian. „Die Pflanzenversion von ‚Sondermarke‘. Er liebt sie.“

„Genau“, sagte Liam. „Wir suchen eins. Und wenn wir es finden, machen wir keinen Wunsch. Keinen einzigen. Wir nehmen es, bringen es zum Topf, legen es drauf und sagen: ‚Das hier kriegst du nicht mehr in deine Rechnungen. Das hier steht für Dinge, die passieren, ohne dass du die Finger drin hast.‘“

Es war eine absurde Idee.

Es war auch die beste, die wir seit Tagen gehört hatten.

„Du glaubst wirklich, ein Blatt gegen einen Topf?“, fragte ich.

„Es geht nicht ums Blatt“, sagte er. „Es geht darum, seinen Lieblingstrigger umzudrehen. Vier Blätter sind für ihn immer Startschuss gewesen. Vielleicht kann man ihnen beibringen, auch Schlusszeichen zu sein.“

Roisin überlegte. Man sah es an ihrem Gesicht, wie sich darin Landkarten verschoben.

„Wenn wir das machen“, sagte sie schließlich, „müssen wir es sauber machen. Kein Theater, keine Beschwörung, keine großen Worte. Sonst dreht er es uns wieder so hin, dass wir am Ende die Statisten seiner Inszenierung sind. Wir brauchen… etwas Nüchternes.“

„Eine Anti-Zeremonie“, sagte Niamh. „Statt Kerzen: Küchenlicht. Statt Gesang: Fluchen. Statt Versprechen: Klartext.“

Der Pfarrer lachte kurz, trocken. „Eine Liturgie der Verweigerung“, murmelte er. „Ich muss zugeben… das hat Stil.“

„Er wird es spüren, wenn wir ein vierblättriges Blatt in die Finger kriegen“, warnte Cian. „Er hat ein Auge darauf. Jedes Mal, wenn irgendwo eins wächst, hat er eine Hand drunter. Er wartet, bis jemand es findet und den obligatorischen Satz sagt.“

„Vielleicht sind wir die ersten, die keinen sagen“, entgegnete Liam. „Vielleicht ist das der ganze Trick.“

Niemand sagte mehr, dass es verrückt war. Verrückt war längst Grundmodus.

Am nächsten Morgen standen wir wieder am Kleefeld. Natürlich. Wo sonst.

Der Brandrand hatte sich weiter zurückgezogen. Das Gras, das durch die Asche gebrochen war, wirkte noch immer zu dünn, aber es war da. Zwischen dem Schwärzlichen und dem Grün lag dieser feine Übergang, in dem Pflanzen so tun, als hätten sie nicht gesehen, was vorige Woche passiert ist.

„Wir werden ewig brauchen“, stöhnte ich, als wir anfingen zu suchen.

„Wir haben Zeit“, sagte Roisin. „Er nicht.“

Es war eine idiotische Arbeit. Rücken krumm, Finger kalt, Knie schmutzig. Wir gingen Reihe um Reihe durch. Drei Blätter, drei Blätter, nochmal drei. Die meisten waren nicht einmal richtig gesund, kleine Fraßspuren, ein bisschen Pilz, das übliche Elend auf Bodenhöhe.

Die Krähen beobachteten uns von den Zaunpfählen aus.

„Sie überlegen, ob wir Futter suchen oder Verstand verloren haben“, meinte der Vogelmann, der irgendwann aufgetaucht war, wie er das immer tat.

„Beides“, murmelte ich.

Nach einer Stunde tat mir alles weh, was man beim Klee suchen spüren kann. Nach zwei war ich bereit zuzugeben, dass er diesen Teil des Feldes vielleicht doch besser im Griff hatte als gedacht.

„Vielleicht wachsen hier keine mehr“, sagte ich. „Nach all dem Feuer und dem ganzen Theater.“

„Doch“, sagte Cian ruhig. „Vierblättrige sind Mutationen. Und Mutationen passieren, egal, was er will. Er hat die Deutungshoheit, nicht das Patent auf Abweichungen.“

Es war Liam, wer sonst.

Er sagte nichts, als er es fand. Er rief nicht, er lachte nicht, er hob nicht triumphierend die Hand. Er blieb einfach stehen, so abrupt, dass ich beinahe über ihn gestolpert wäre.

„Was?“, knurrte ich.

Er machte nur eine kleine Geste nach unten.

Da war es.

Es war ernüchternd unspektakulär. Kein leuchten, kein satter, übernatürliches Grün, kein goldenes Funkeln am Rand. Ein Blatt, ein bisschen größer als die anderen, mit vier abgerundeten Fächern statt drei. Eines davon leicht eingerissen, als hätte ein Insekt kurz darüber nachgedacht, daran zu knabbern, aber dann das Interesse verloren.

Mir wurde kalt, auf eine andere Art als vom Wind.

„Wenn du jetzt was sagst…“, begann Roisin.

„Tue ich nicht“, sagte Liam, und seine Stimme war so fest, wie ich sie selten gehört hatte. „Ich denke nichts. Ich will nichts. Ich nehme es nur.“

Er kniete sich hin, als wäre das Blatt ein verletztes Tier, nicht eine Pflanze. Vorsichtig, zwei Finger an der Basis, kein Ruck. Er löste es aus der Erde, ohne den Rest der Wurzel mit rauszureißen.

„Er sieht das“, flüsterte Cian. „Er spürt, dass da jemand einen Trigger berührt, ohne den üblichen Vertragssatz im Kopf. Er kann damit nichts anfangen.“

„Gut“, sagte Roisin. „Verwirrung ist unser Freund.“

Wir gingen zurück zum Haus. Kein feierlicher Zug, keine Prozession, nur eine Gruppe müder Leute mit dreckigen Schuhen und einem unscheinbaren Blatt in der Hand eines Jungen, der sich vor nicht allzu langer Zeit fast für eine Zahl gehalten hätte.

In der Küche legte Liam das Blatt auf den Tisch.

Der Topf stand daneben. Er hatte sich nicht bewegt, natürlich nicht. Trotzdem wirkte er… aufmerksamer. Als wäre Metall in Erwartungshaltung möglich.

„Keine großen Worte“, sagte Roisin. „Wir geben ihm nur eine Information.“

Sie nahm das Blatt, legte es auf den Deckel des Topfs. Es klebte dort leicht, vom Restfeuchten. Vier kleine Fächer, grün auf schwarz.

„Das hier“, sagte sie ruhig, „gehört dir nicht. Nicht mehr. Vielleicht hat es dir mal gehört, als symbolisches Ding, als Startschuss für deine Geschichten. Aber heute ist es nur ein Blatt. Eine Laune der Natur. Ein Fehler in der Norm. Und wir erklären hiermit, dass nicht jede Normabweichung deine Bühne ist.“

Stille.

In dieser Küche gab es viele Arten von Stille. Die müde, wenn alle zu kaputt waren, um zu reden. Die drohende, wenn etwas im Haus atmete, das nicht wir waren. Dies war eine andere: gespannt, aber nicht bedrohlich. Eher, als würde jemand auf eine Antwort warten, die er nicht geben durfte.

Der Topf knirschte. Diesmal nicht innen, sondern am Rand. Ein Geräusch wie Metall auf Metall, wenn jemand versucht, einen zu engen Ring von einem Finger zu ziehen.

Ich legte die Hand auf den Tisch, nicht auf den Topf.

„Wir schulden dir nichts“, sagte ich. „Keinen Sinn, keine Erzählung, keinen letzten Akt. Du kannst deine Plättchen zählen, du kannst deine Marken drehen, du kannst weiter versuchen, unsere Sätze zu buchen. Aber dieses eine Ding hier sagt dir: Es gibt Zufall, den du nicht verwerten kannst. Und mit jedem, der sich weigert, bei dir zu unterschreiben, werden es mehr.“

Der Pfarrer trat vor, und ich sah, wie es in ihm arbeitete. Ein Leben lang war er der gewesen, der am Ende alles irgendwie eingerahmt hatte.

„Ich habe früher für dich gearbeitet“, sagte er in Richtung des Topfs. „Nicht absichtlich, aber effektiv. Mit jeder Floskel, jedem ‚Es wird schon seinen Grund haben‘, jedem ‚Vielleicht war es besser so‘. Ich habe dich in die Köpfe getragen wie Weihwasser. Heute sage ich dir: Du kriegst meine Stimme nicht mehr. Wenn jemand zu mir kommt und Antworten will, werde ich ihm sagen, dass es vielleicht keine gibt, und dass das schmerzhaft ist – aber ehrlicher, als deine Warenkette.“

Der Topf vibrierte unter dem Blatt. Das Klee zitterte leicht, als würde Wind durch etwas gehen, das keinen Wind hatte.

Liam trat ganz nah.

„Ich war der, der geglaubt hat, egal zu sein“, sagte er. „Die perfekte Kundenkategorie für dich. Einer, der denkt, er kann verschwinden, ohne dass jemand einen Posten merkt. Dann hast du versucht, mich zu buchen, und ich hab’s überlebt. Jetzt sag ich dir: Du hast mich einmal fast gekriegt. Du kriegst mich nicht nochmal für eine hübsche Geschichte.“

Cian nickte. „Der Staub bestätigt“, murmelte er.

Das Blatt wurde dunkler. Nicht verfault, nicht verbrannt. Eher, als würde die Farbe dichter.

„Er versucht, es zu reframen“, sagte Cian. „‚Vier Blätter, vier Namen‘ – er will daraus machtvolle Symbolik machen. Aber das hier entzieht sich. Es ist nur… da.“

„Gut“, sagte Roisin. „Dann lassen wir es da.“

Wir ließen das Blatt auf dem Topf liegen. Kein Ritual, kein Abschlussspruch. Wir gingen einfach aus der Küche, einer nach dem anderen, als wäre die Sache erledigt.

Ich drehte mich in der Tür noch einmal um.

Der Topf stand da, wie immer.

Aber zum ersten Mal seit er in diesem Haus war, sah er aus wie etwas, das sich zu viel vorgenommen hatte.

Als wir später an diesem Abend im Pub saßen, erzählte niemand etwas vom Regenbogen. Die Gespräche gingen um Rechnungen, Krankenhausbesuche, den kaputten Traktor, ein geplantes Fest, das wahrscheinlich im Regen untergehen würde.

Keiner sagte: „Es war ein Zeichen."

Keiner sagte: „Da oben passt jemand auf uns auf."

Und merkwürdigerweise fühlte sich das nicht trostlos an.

Es fühlte sich an wie ein Dorf, das langsam lernt, die eigenen Schritte zu zählen – ohne einen unsichtbaren Buchhalter unter dem Hügel, der jede Abweichung in seine Tabellen einträgt.

Der Fuß des Regenbogens war an diesem Tag nicht dort gewesen, wo er seine Pfütze angelegt hatte.

Er war hier.

In einer Küche mit einem Topf, der knirschte.

In einem Blatt, das weigerte, Wunschträger zu sein.

In ein paar Sätzen, die nicht mehr so leichtfertig verschenkt wurden.

Und, vielleicht, in der leisen, schmutzigen Hoffnung, dass man ihm sein letztes Blatt noch aus der Hand schlagen konnte, bevor er es triumphierend in seine Geschichte steckte.

Vierblättrig ist der Tod

Es fing nicht mit einem Schrei an, nicht mit Donner, nicht mit einem dramatischen Schatten über dem Hügel, sondern mit einem Geräusch aus der Küche, das ich inzwischen besser kannte als den eigenen Blutdruck: ein kurzes, hartes „Klack", gefolgt von einem langgezogenen Knirschen, als würde jemand versuchen, einen Knochen durch einen zu engen Hals zu ziehen.

Ich saß am Tisch und tat so, als würde ich Zeitung lesen. Die Zeitung war alt, der Versuch, normal zu sein, noch älter. Die Buchstaben verschwammen sowieso, weil jeder Satz sich mühsam gegen internen Kommentar wehren musste: „Das ist nichts Übernatürliches, das ist Politik, Idiotie, Infrastrukturversagen." Es war anstrengend, gleichzeitig informiert und nicht verrückt zu werden.

Das Geräusch vom Topf kam wieder. Diesmal heller, metallischer, als würde innen etwas aufeinanderprallen, das nicht einfach nur fallen, sondern sortiert werden wollte.

Das vierblättrige Blatt lag immer noch auf dem Deckel. Es war getrocknet, aber nicht hässlich geworden. Statt schrumpelig braun zu werden, hatte es einen tiefen, dunklen Ton angenommen, so als hätte es entschieden, dass es lieber in Würde altern als dekorativ sterben wollte.

„Er versucht, es einzuordnen“, sagte Cian aus der Ecke. Er hatte sich angewöhnt, leise in Zimmern zu sitzen, in denen Dinge passierten, die andere Leute ignorieren wollten. „Es passt nicht in seine Kategorien. Kein Wunsch dran, kein Name, kein ‚Ich wünsch mir‘, nur ein Fakt. Er hasst Fakten.“

„Wir haben ihm sein Spielzeug beschriftet“, murmelte ich. „‚Nicht zur Buchung geeignet‘. Dass er das nicht mag, überrascht mich nicht.“

Die Luft in der Küche fühlte sich zäher an. Nicht wie vor einem Sturm, eher wie in einem Raum, in dem zwei Leute beschlossen haben, sich zu trennen, es aber noch keiner gesagt hat. Alles wartete auf den ersten Satz, der nicht mehr zurückgenommen werden konnte.

Roisin kam herein, schob sich an Cian vorbei und stellte eine Tasse auf den Tisch, die aussah, als wäre sie schon durch mehrere Leben gegangen.

„Er rüstet auf“, sagte sie ohne Einleitung. „Der Hügel brummt wie ein Trafohäuschen, das bei Regen durchdreht. Der Wind dreht in kurzen, hässlichen Sprüngen, das Kleefeld legt sich hin, wenn er es nur schief anguckt, und im Dorf fangen die Leute an, wieder Sätze zu sagen, von denen sie eigentlich wissen, dass wir sie hassen.“

„Zum Beispiel?“, fragte ich.

„‚Wenn jetzt noch was passiert, wundert mich gar nichts mehr‘“, sagte sie. „Das ist einer seiner Lieblingsaufwärmer. Sagt einer das, macht er sich innerlich schon mal warm, falls er heute noch einen Unfall reinplanen will.“

Der Pfarrer tauchte im Türrahmen auf, mit dem Gesicht eines Mannes, der gerade eine Beichte abgebrochen hat, um die Welt davor zu bewahren, noch mehr Mist beichten zu müssen.

„Er zieht Linien“, sagte er. „Von der Kirche zum Hügel, vom Hügel zum Feld, vom Feld zum Haus. Ich hab das selten so deutlich gespürt. Es ist, als würde er sein Netz straffen.“

„Weil wir ihm ein Blatt geklaut haben?“, fragte ich.

„Weil wir ihm ein Muster kaputtgemacht haben“, korrigierte Roisin. „Vier Blätter, vier Namen, vier Rollen, vier Opfer – er liebt diese Symmetrie. Und wir haben mittendrin gesagt: ‚Nein. Das eine nicht. Das gehört dir nicht.‘ Er kann vieles ab, aber keine Unordnung in seiner Mythologie.“

Ein weiteres „Klack“ aus dem Topf. Es war nicht mehr das Zufallsklirren von Marken, die aneinanderstoßen. Es war zielgerichtet, beinahe aggressiv, als würde innen jemand mit dem Finger gegen eine Scheibe tippen, bis sie Risse bekommt.

Liam kam herein, das Gesicht blasser als der Himmel, der seit Tagen nur noch in Graustufen arbeitete.

„Sie reden draußen“, sagte er. „Mehr als sonst. Über den Regenbogen, über den Unfall, über den Hügel, über… alles. Aber es ist anders. Sie versuchen, gleichzeitig zu glauben und nicht zu glauben. Das bringt ihn auf die Palme.“

„Wie merkst du das?“, fragte ich.

„Weil er versucht, durch mich zu reden, und ich ihm nicht mehr den Mund leihe“, sagte er. „Früher waren seine Sätze wie Echo in meinem Kopf. ‚Es wäre einfacher, wenn…‘, ‚Es ist doch sowieso egal…‘, ‚Spring doch einfach‘ – du weißt schon. Jetzt sind es eher Störungen. Wie eine schlechte Leitung. Er schreit, und es kommt nur Rauschen.“

Er warf einen Blick auf das Blatt auf dem Topf. „Er hasst das Ding“, sagte er. „So sehr, dass er es nicht wegnehmen kann. Weil es heißen würde, dass wir etwas auf ihn draufgelegt haben, statt umgekehrt.“

„Er ist wie ein Hund, der eine Leine um hat und so tut, als wäre das Mode“, sagte Niamh, die mit dem Geruch von Kaffee und altem Rauch hereinkam. „Solange niemand sagt, dass sie ihm jemand angelegt hat, kommt er klar. Sobald einer es ausspricht, wird er wahnsinnig.“

„Was macht er?“, fragte ich. „Was ist sein nächster Zug? Regenbögen haben wir entzaubert, Züge gestört, Töpfe entblättert, Kleefelder verbrannt. Was bleibt?“

„Die alte Nummer“, sagte Roisin. „Er geht dahin, wo es am einfachsten ist: dahin, wo Menschen sterblich sind. Herzen, die stolpern, Hirne, die aussetzen, Körper, die sagen: ‚Ich mag nicht mehr.‘ Er zwingt keine Treppenstürze, wenn er einfach darauf warten kann, dass eine Arterie platzt.“

Die Stille nach diesem Satz war schwerer als die vorherige. Es ist das eine, über Unfälle zu reden, über Züge, über Hügel. Es ist etwas anderes, wenn man sich klarmacht, dass man die eigenen Organe nicht verhandeln kann.

„Vierblättrig ist der Tod“, sagte der Pfarrer leise, und es war das erste Mal, dass ich den Titel ausgesprochen hörte, den wir dem Ganzen in unseren Köpfen schon länger gegeben hatten. „Er wird versuchen, aus uns vier Blätter zu machen. Nicht im Märchen, nicht im Feld, sondern da, wo es weh tut. Er braucht vier, die ihm nah genug stehen, um die Geschichte abzurunden.“

„Klassisch gesehen“, sagte Roisin, „wären das: der, der erzählt. Der, der glaubt. Der, der fast gegangen wäre. Und der, der alles zusammenhält. Rate mal, wer hier wer ist.“

Wir brauchten nicht raten.

Ich war der, der erzählte. Ob ich wollte oder nicht, ich war der, der in alles Worte goss, damit es nicht nur als Geräusch im Kopf blieb.

Der Pfarrer war der, der glaubte, oder geglaubt hatte, oder zu lange Beruf daraus gemacht hatte, so zu tun.

Liam war der, der fast gegangen wäre.

Roisin war die, die alles zusammenhielt, ob sie wollte oder nicht.

Vier Blätter. Vier Rollen. Vier perfekte Eintrittspunkte.

Der Topf knirschte lauter, als würde er applaudieren.

„Er wird es elegant versuchen“, sagte Cian. „Kein Holzhammer, keine plötzlichen Blitzeinschläge. Er weiß, dass wir bei großen Gesten misstrauisch sind. Er wird die kleinen Wege nehmen: ein Herzinfarkt auf dem Klo, ein Schlaganfall am Küchentisch, ein leiser Schritt zu viel an einer Treppenstufe. Und dann in den Köpfen der anderen die Sätze pflanzen: ‚Es musste so sein.‘ ‚Er war doch schon so müde.‘ ‚Sie hat immer zu viel gemacht.‘“

„Nicht, solange wir noch reden können“, sagte Roisin.

„Reden hilft nicht gegen Thrombosen“, entgegnete ich.

„Nein“, sagte sie. „Aber es hilft gegen die Idee, dass sie bestellt wurden. Und das ist der Teil, den wir ihm nehmen können.“

Ein weiterer Schlag im Topf. Dieses Mal tief, dumpf, wie ein Herzschlag.

„Er fängt an“, sagte Liam. „Er versucht, Angst zu streuen, die sitzt. Nicht mehr ‚Spring von der Brücke‘, sondern ‚Es könnte jeden von euch jederzeit erwischen, und dann werde ich der Einzige sein, der es erklären kann.‘“

Der Vogelmann erschien im Fenster, als hätte ihn der Satz hergerufen. Er klopfte nicht, er stand einfach da, die Krähen hinter ihm auf der Regenrinne wie schlecht bezahlte Backup-Sänger.

„Sie sind unruhig“, sagte er, als er reinkam. „Er sammelt. Nicht nur eure Wünsche, auch eure Sekunden. Er zählt schneller.“

„Unsere Sekunden gehören uns“, sagte ich reflexartig.

„Nur, wenn ihr sie nicht verschenkt“, erwiderte er. „Ihr habt gelernt, eure Sätze nicht mehr leichtfertig in die Luft zu werfen. Jetzt müsst ihr lernen, es mit eurer Zeit genauso zu machen. Keine ‚Ist doch egal, wie lange‘-Sätze mehr. Er liebt Menschen, die glauben, sie wären sowieso schon fertig.“

Der Pfarrer setzte sich. Er sah so aus, als hätte ihn jemand halb entladen.

„Ich hab heute früh etwas gemerkt“, sagte er. „Mein Herz stolpert manchmal, wenn ich auf der Kanzel stehe. Früher hab ich dann gedacht: ‚Wenn ich jetzt umfalle, wird es zumindest eine Dramaturgie geben. Ein Pfarrer, der während der Messe stirbt, das gibt eine saubere Erzählung.‘ Heute hab ich zum ersten Mal gedacht: ‚Wenn ich umfalle, wird er eine Erzählung draus machen. Und genau deshalb bleibe ich stehen, so lange ich kann.‘“

„Willkommen im Trotzglauben“, sagte Roisin.

„Und wenn einer von uns wirklich…“, begann ich. Es war schwer, das Wort auszusprechen.

„Geht?“, half sie nach. „Dann geht er. So funktioniert die Welt. Aber der Deal ist: Wir geben ihm nicht das letzte Wort. Kein ‚Es war wohl besser so‘, kein ‚Er hatte seine Aufgabe erfüllt‘, kein ‚Sie hat ihren Frieden gefunden‘. Wir sagen: ‚Es war zu früh, es war beschissen, es hat wehgetan.‘ Und lassen es stehen. Ohne Rabatt.“

„Er wird versuchen, uns auseinanderzureißen“, sagte Cian. „Wenn er uns nicht als Viererset kriegt, wird er wenigstens versuchen, uns einzeln zu markieren. ‚Der Erzähler. Der Zweifler. Der Junge. Die Hexe.‘ Er liebt Etiketten. Labels kleben besser als Blut.“

„Und was ist, wenn er Recht hat?“, fragte Liam leise. „Was, wenn am Ende doch alles auf so ein Viererset hinauslief, und wir nur zu spät gemerkt haben, dass wir genau die richtigen blöden Rollen waren?“

„Dann ist es trotzdem nicht seine Geschichte“, sagte Roisin. „Dann ist es unsere. Er kann sich Symbole leihen, aber nicht unser Warum. Wenn einer von uns fällt – Herz, Hirn, Treppe, was auch immer – wird er versuchen, es als Beweis für seine Buchhaltung zu verkaufen. Und wir werden, so lange noch einer von uns atmet, sagen: ‚Nein. Es war Körper. Es war Pech. Es war Leben. Nicht Vertragserfüllung.‘“

Der Topf vibrierte, als hätte ihn jemand geschüttelt.

Das vierblättrige Blatt auf seinem Deckel zitterte, aber es löste sich nicht.

„Er versucht, dich immer noch einzubauen“, sagte Cian zu dem Blatt, als wäre es eine Person. „‚Vierblättrig ist der Tod‘ – hübscher Slogan. Vier Blätter, vier Opfer, vier schicke Kreuze im Kleefeld. Und du liegst hier auf seinem Kopf und sagst: ‚Ich bin nur eine Laune der Biologie. Such dir deine Poetik woanders.‘ Kein Wunder, dass er tobt.“

Ich stand auf, trat näher an den Topf und legte meine Fingerspitze vorsichtig neben den Stiel des Blattes auf den Deckel.

Es war warm. Nicht heiß, nicht brennend, eher wie eine Maschine, die zu lange läuft.

„Hör zu“, sagte ich leise. „Ich weiß, du willst dieses Happy End. Deine Art Happy End. Vier Namen, vier Plättchen, vier Lücken in unseren Stühlen, und du sitzt irgendwo im Hügel und rechnest dir aus, wie elegant das alles aufgegangen ist. Vielleicht kriegst du am Ende einen von uns. Oder zwei. Oder alle. Wir sind sterblich, du Mistkerl, daran können wir nichts ändern. Aber eins verspreche ich dir: Keiner von uns wird in deine verdammte Statistik eingehen mit der Anmerkung ‚War so vorgesehen‘. Du kriegst nur Rohdaten, keine Interpretation.“

Es war vermutlich sinnlos, einen Topf anzureden. Aber in diesem Haus waren sinnlose Gesten die Einzigen, die ihn irritierten.

Liam trat neben mich und legte seine Hand neben meine.

„Und ich verspreche dir“, sagte er, „wenn du es schaffst, mich irgendwann doch noch aus der Kurve zu tragen – alt, jung, unterwegs, im Bett, ist mir egal –, dann wirst du mich trotzdem hassen. Weil ich bis dahin jeden verdammten Tag, an dem ich nicht in deinem Topf lande, genutzt habe, um anderen zu sagen, wie du arbeitest. Selbst, wenn ich nur auf einer Parkbank sitze und einem Kind erkläre, dass ein Regenbogen nichts von dir erzählt, sondern nur vom Licht.“

Roisin lachte trocken.

„Vierblättrig ist der Tod“, sagte sie. „Schöner Titel. Aber weißt du was? Vielleicht ist das hier die falsche Geschichte dafür. Vielleicht ist vierblättrig nicht das, was du denkst. Vielleicht steht jedes Blatt inzwischen für etwas, das dir wehtut: Trotz, Klartext, Pech ohne Sinn, und Leute, die dich aus ihren Sätzen streichen.“

Der Pfarrer legte ebenfalls die Hand auf den Deckel. Wir waren jetzt zu viert. Vier Hände, ein Blatt, ein Topf, ein Hügel, der irgendwo da draußen lauschte.

„Wenn du wirklich vier brauchst“, sagte er, „dann nimm das hier als Antwort: Wir sind vier, ja. Aber wir sind nicht deine Opferkategorie. Wir sind vier, die beschlossen haben, dir nicht mehr gratis Material zu liefern. Und wenn du irgendwann unsere Herzen kassierst, dann ohne Pointe.“

Der Topf klang, als hätte jemand ein Gefäß zu fest zusammengedrückt. Ein dumpfes, tiefes Geräusch, kein explodierendes, eher ein sich-in-sich-selbst-verziehendes.

„Er knackt“, sagte Cian leise. „Nicht bricht. Aber er knackt. Seine Vorstellung davon, dass vier Blätter automatisch vier Tode bedeuten, bekommt Haarrisse.“

Wir nahmen die Hände wieder weg. Das Blatt blieb liegen.

Draußen zog der Wind vom Hügel durchs Dorf.

Es war die Art Wind, die sagt: „Es ist noch nicht vorbei.“

Aber in diesem Moment, in dieser Küche, mit einem Topf, der knirschte, einem vierblättrigen Klee, der sich weigerte, Glücksbringer oder Todesurteil zu sein, und vier Leuten, die beschlossen hatten, ihre Sätze nicht mehr in seine Statistik eintragen zu lassen, hatte ich zum ersten Mal das Gefühl, dass sein schönes, sauberes Märchen ins Stolpern geraten war.

Vierblättrig war vieles.

Vielleicht, wenn wir es noch lange genug durchhielten, war der Tod am Ende nur eines von mehreren Möglichkeiten – und nicht mehr sein exklusiver Coup.

In der Nacht nach unserem kleinen Handauflege-Kartell schlief das Haus nicht. Häuser schlafen sowieso nie, aber sie können so tun, als würden sie nur atmen. Heute atmete es nicht – es knurrte.

Ich wachte davon auf, dass etwas mir den Brustkorb zuhalte. Kein klassischer Albtraum, keine Gestalt auf mir, nur dieses schwere, flache Gewicht, als hätte jemand einen nassen Sack auf meine Rippen gelegt. Das Herz stolperte, der Atem ging kurz, trocken.

„Na toll“, dachte ich. „Jetzt fängt er bei der Hardware an.“

Es wäre leicht gewesen, gleich den kompletten Satz im Kopf fertig zu machen: „Ich wünsch mir, dass es einfach aufhört, ehe es richtig wehtut.“ Das Angebot stand praktisch schon da, mit Schleifchen.

Ich setzte mich stattdessen auf, schwang die Beine aus dem Bett und wartete, bis meine Lunge merkte, dass sie noch zu tun hatte. Die Dunkelheit im Zimmer war keine besondere, nur die normale Sorte, die sich über Dinge legt, die tagsüber hässlich sind.

„Nicht mit mir“, murmelte ich, mehr zu meinem eigenen Blut als zu ihm. „Wenn du mich kassieren willst, dann als medizinischen Fall, nicht als blöden Wunschkunden.“

Ich stand auf, ging in die Küche, machte das Licht an. Der Topf stand da. Das Blatt lag da. Beides sahen mich mit derselben stumpfen Aufmerksamkeit an.

„Lass es“, sagte ich laut. „Untersteh dich, daraus eine Szene zu machen.“

Cian saß schon am Tisch, als wäre er nie ins Bett gegangen. Vielleicht war er es tatsächlich nicht. Er hatte diesen Blick, der sagte: „Ich habe den Boden atmen hören.“

„Er hat dich angestupst“, sagte er, ohne dass ich etwas sagen musste. „Nur ein bisschen. Testballon. Er wollte sehen, wie schnell du ‚Na gut‘ sagst.“

„Ich hab ‚Verpiss dich‘ gesagt“, antwortete ich. „Innere Version.“

Er nickte zufrieden. „Ich hab im Staub gehört, wie eine Marke kurz nach oben schnappte und dann wieder runterfiel. Als hätte jemand die Hand weggezogen, bevor der Vertrag unterschrieben war.“

Ein dumpfer Schlag irgendwo im Haus, als würde eine Tür im Wind aufstoßen. Oder ein Puls.

„Er gibt nicht auf“, murmelte ich.

„Er kann nicht anders“, sagte Cian. „Er ist wie Schimmel. Sobald irgendwo Feuchtigkeit ist, probiert er sein Glück. Aber jetzt weiß er, dass es Räume gibt, in denen jemand die Wand vorher trocknet.“

Am nächsten Morgen traf es den Pfarrer. Nicht spektakulär. Keine dramatische Ohnmacht vorm Altar. Nur ein Aussetzer.

Er erzählte es uns später, in der Küche, mit zitternden Händen um die Tasse.

„Ich stand da oben“, sagte er, „bei der Lesung. Nichts Besonderes, irgendein Text, den ich schon hundertmal runtergerattert habe. Dann – flackert alles. Ich sehe die Leute vor mir, aber als wären sie hinter Glas. Mein Herz macht irgendwas, das es nicht im Lehrbuch gibt. Und in meinem Kopf geht eine Stimme los: ‚Wenn du jetzt umfällst, wird das die perfekte Szene. Ein Pfarrer, der im Dienst stirbt. Alle sagen, es war ein Zeichen. Eine schöne runde Geschichte.‘“

„Seine Stimme“, sagte Roisin.

„Ja“, sagte er. „Früher hätte ich gedacht, es wäre Gott. Oder meine eigene Theaterneigung. Heute wusste ich genau, wessen Werbetext das war. Und ich…“

Er brach ab, holte Luft, als müsste er erst prüfen, ob da noch was kam.

„…bin stehen geblieben“, sagte er dann. „Hab mich am Pult festgehalten und gesagt: ‚Nein. Wenn ich jetzt umkippe, wird es einfach nur ein Körper sein, der nicht mehr kann. Kein Zeichen, keine Pointe. Und wenn du eine willst, such dir jemand anderen.‘“

„Und?“, fragte ich.

„Dann hab ich mich hingesetzt“, sagte er. „Hab die Lesung abgebrochen und gesagt: ‚Mir ist schwindelig, wir machen das ein andermal.‘ Die Leute waren entsetzt, weil der Ablauf kaputt war. Aber ich hab gemerkt, wie sich etwas gelöst hat. Nicht im Herz, da muss ich zum Arzt. In diesem anderen, das immer Geschichten draus machen will.“

„Zwei Marken“, sagte Cian. „Eine ‚Pfarrer stirbt dramatisch‘. Eine ‚Pfarrer erklärt alles mit Plan‘. Beide haben kurz geglüht, dann einen Sprung bekommen. Er wird toben.“

Liam kam später dran. Natürlich.

Der Steg hatte ihn beim Namen gerufen – nicht laut, aber in dieser Art, wie Orte rufen können: ein zufälliger Umweg, eine plötzliche Idee, eine unerklärliche Lust, „nur mal zu gucken“.

„Ich war eigentlich auf dem Weg zu Mrs. Griffin“, erzählte er. „Aber meine Füße sind Richtung See gelaufen. Als ich es gemerkt habe, stand ich schon am Anfang vom Steg.“

Das Wasser darunter war grau, nicht mal besonders dramatisch. Kein Sturm, keine Wellen, nur träge Bewegung.

„Ich hab mich erinnert, wie es damals war“, sagte er. „Dieses Ziehen. Dieses ‚Ein Schritt und alles ist still‘. Und da war sie wieder, seine Stimme. Süßer als früher. ‚Du hast deinen Teil getan‘, hat sie gesagt. ‚Du hast anderen geholfen, mich zu durchschauen. Es wäre doch nur fair, wenn du jetzt aussteigen dürftest. Vierblättrig ist der Tod, einer muss anfangen.‘“

„Und?“, fragte ich.

„Ich hab mein Handy rausgeholt“, sagte Liam. „Hab Roisin angerufen. Einfach so. Nicht, weil ich Hilfe wollte. Sondern, damit er zuhört, wie ich was anderes tue als früher.“

Roisin saß ihm gegenüber, als er das erzählte, und grinste schief.

„Er hat angerufen und gesagt: ‚Ich steh auf dem Steg.‘“, erzählte sie. „Ich hab gesagt: ‚Spring nicht, du wärst nass und ich hab heute keine Lust, den Teppich zu schrubben.‘ Und er hat gelacht. Ganz kurz. Und in dem Moment hab ich im Bauch gemerkt, wie irgendwas daneben greift.“

„Der Staub hat Konfetti gemacht“, fügte Cian hinzu. „Eine Marke, die schon halb oben war, ist so hart zurückgefallen, dass sie zwei andere mit angestoßen hat. Wenn Metall beleidigt klirren kann – heute konnte es.“

Am Nachmittag war Roisin selbst dran.

Nicht auf dem Hügel, nicht im Feld, nicht bei irgendeinem Ritual. Im Keller.

Sie trug einen Karton mit zu vielen Büchern die Treppe hinunter, weil das Haus alt war und alte Häuser immer zu wenig Platz oben haben. Auf der vierten Stufe, genau da, wo das Holz seit Jahren minimal nachgab, rutschte sie.

„Früher“, sagte sie später, „wäre ich wahrscheinlich einfach gefallen. Treppe runter, Kopf angeschlagen, alle hätten gesagt: ‚Sie hat immer zu viel getragen.‘ Perfekte Tragödie. Stattdessen hab ich geschrien.“

„Was für ein Schrei?“, fragte Niamh.

„Ein sehr unfrommer“, antwortete sie. „Eher Richtung ‚Nicht heute, du Arsch!‘ als ‚Heiland hilf‘.“

Sie ließ den Karton fallen, griff mit der freien Hand nach dem Geländer, riss sich fast den Arm aus der Schulter, aber sie blieb stehen. Zwei Stufen tiefer als geplant, mit zitternden Knien, wütend.

„Ich hab gemerkt, wie er sich schon gefreut hatte“, sagte sie. „Treppe, Bücher, Hexe im Keller – das gibt in seinem Kopf eine runde Geschichte. Und ich hab sie ihm versaut, indem ich einfach nicht ordentlich gefallen bin.“

„Du bist die erste, die eine Treppe beleidigt und damit ein kosmisches Buchhaltungssystem durcheinanderbringt“, sagte ich.

„Jemand muss ja“, erwiderte sie.

Drei Versuche an einem Tag. Drei klassische, kleine Wege, Leben zu knicken, ohne dass man ihm direkt was nachweisen kann. Herz, Wasser, Holz.

„Er nimmt die Alltagswege“, sagte Cian am Abend. „Das hier war ein Testlauf. Er wollte sehen, ob eure Reflexe ihn noch reinlassen. Haben sie nicht. Jetzt weiß er, dass er mit euch vier nicht mehr rechnen kann wie früher.“

„Vier“, wiederholte Liam. „Wir sind vier. Vier Leute, vier Fast-Unfälle, vier ‚Nicht mit mir‘. Das gefällt mir.“

„Ihm nicht“, sagte Roisin. „Er hat ‚Vierblättrig ist der Tod‘ auf seine Kasse geschrieben, nicht auf unser Haus.“

In der Nacht danach träumte das Dorf.

Nicht ein gemeinsamer Traum, so kitschig war er nicht. Aber die Fäden waren erkennbar.

Mrs. Griffin träumte von einem Feld ohne Kreise, in dem niemand mit Zetteln herumstand. Sie erzählte uns am nächsten Tag, dass sie zum ersten Mal seit Jahren keinen Satz gesagt hatte wie „Es musste so kommen“, als sie wach wurde.

Der Traktormann träumte, dass seine Söhne genau so wurden wie er – störrisch, laut, nervig, lebendig. Er wachte mit dem Gefühl auf, dass das vielleicht gar nicht das Schlimmste wäre.

Der Junge mit der Wunde an der Seite träumte von einem Zug, in dem niemand ausstieg, weil keiner drin war. Nur er. Und er hielt an jeder Station an, ohne auszusteigen. „Ich hab Zeit“, sagte er im Traum.

Sean träumte von einem Pub, in dem keiner seine Geschichte hören wollte. Keiner. Er erzählte sie trotzdem, weil er plötzlich merkte, dass es ihm weniger um Applaus ging als darum, sich selbst daran zu erinnern, wie knapp das alles gewesen war.

Und er – der unter dem Hügel – träumte wahrscheinlich auch.

Nicht so wie wir.

Er träumte in Marken, in Zählern, in Statistiken. Er träumte vielleicht von vier Plättchen, die perfekt zueinander gepasst hatten, bevor irgendein Haufen störrischer Dorftrottel beschlossen hatte, die Grammatik seiner Geschichte zu ruinieren.

Am dritten Tag nach unseren Handauflegespielen wurde es stiller.

Nicht im Dorf – da war immer noch genug Lärm. Aber im Topf. Das permanente, nervige Knirschen ließ nach. Es war, als hätte jemand die Maschine auf Standby gestellt.

„Er beobachtet“, sagte Cian. „Er rechnet neu. Seine alte Gleichung stimmt nicht mehr: vier Blätter gleich vier Tode gleich ein schicker Titel für eine neue Legende. Er muss die Variablen anpassen.“

„Er wird neue Tricks finden“, warnte der Pfarrer. „Das hier ist kein Endkampf. Es ist höchstens eine verschobene Deadline.“

„Schon klar“, sagte ich. „Aber wir haben ihm gezeigt, dass wir nicht mehr einfach so in seine Gleichung springen. Und jedes Mal, wenn einer von uns nicht so reagiert, wie er es braucht, wird irgendeine Marke in seinem Topf einen Sprung bekommen.“

Das vierblättrige Blatt war inzwischen fast schwarz. Es sah aus wie ein kleiner, dunkler Abdruck.

„Weißt du, woran mich das erinnert?“, fragte Niamh.

„Sag’s nicht, wenn es was Religiöses ist“, murmelte ich.

„An ein Nein“, sagte sie. „So, wie es Kinder hinschreiben, wenn sie groß genug sind, um ihren Namen zu kritzeln. Grob, unleserlich, aber eindeutig.“

„Ein Nein gegen was?“, fragte Liam.

„Gegen ihn“, sagte sie. „Gegen seine Deutungshoheit. Gegen seine automatischen Vierer-Sets.“

Der Vogelmann stand am Fenster, als würde er auf einen Bus warten, der nie kam.

„Sie fliegen anders“, sagte er.

„Wer?“, fragte Roisin.

„Die Krähen“, sagte er. „Früher sind sie in Kreisen über dem Hügel geflogen, wenn er gebucht hat. Heute fliegen sie Linien. Hin, her, ohne Muster. Sie sind verwirrt. Er auch. Das mag ich.“

„Wenn selbst Krähen anfangen, seine Ordnung zu ignorieren, hat er ein Problem“, sagte Cian.

Es war keine große, filmreifen Revolte. Kein Feuerregen, kein stürzender Hügel, kein explodierender Topf.

Es war etwas Langsameres, Gemeineres:

Vier Leute, die ihre Reflexe änderten.

Ein Dorf, das zögerte, bevor es die alten Sätze sagte.

Ein Topf, dessen inneres Glöckchen nicht mehr so zuverlässig schellte.

Und ein vierblättriges Blatt, das auf seinem Deckel lag wie ein post-it mit der Notiz: „Du kriegst nicht alles.“

Vierblättrig war er immer gewesen, in seinem Kopf.

Vier Blätter, vier Namen, vier Tode.

Jetzt, dachte ich, als ich abends wieder im Bett lag und der Brustkorb ausnahmsweise ruhig blieb, hatte das Ding auf seinem Kopf eine andere Bedeutung:

Vier Blätter, vier Hände, vier Weigerungen.

Vielleicht würde er uns trotzdem irgendwann holen.

Das Leben ist kein Vertrag, aber es ist auch nicht fair.

Doch wenn er es tat, dann würde er damit leben müssen, dass seine geliebte Symmetrie einen Riss hatte – und dass irgendwo in einem Dorf ein Haufen Leute weiterlebte oder weiterstarb, ohne ihm dafür Dankbarkeit in Form von Sätzen hinterherzuwerfen.

Vierblättrig war der Tod für ihn vielleicht immer noch.

Für uns war er ab jetzt nur noch: eine von vielen Möglichkeiten.

Nicht sein Markenzeichen.

Am Morgen danach war nichts vorbei und alles anders.

Es gab keinen Knall, keinen Schauspieler, der sich verbeugte, keine Credits, die über den Himmel liefen. Der Hügel stand, das Feld lag, der Topf schwieg. Das Dorf machte, was Dörfer machen, wenn sie glauben, dass etwas Großes passiert ist und gleichzeitig keiner genau weiß, was: Es tat so, als wäre nur Mittwoch.

Ich stand am Fenster und betrachtete die lächerlich normale Straße. Mülltonnen, ein Hund, der sich an einem Pfosten wichtiger machte, als er war, ein Lieferwagen, der zu schnell fuhr und so tat, als würde er bremsen, sobald jemand hinsah. Aus den Schloten stieg Rauch. Kein einziger davon sah aus wie ein Zeichen.

In der Küche roch es nach Kaffee und Metall. Der Topf stand auf seinem Platz, das vierblättrige Blatt noch immer wie ein schwarzer Abdruck auf dem Deckel. Es war inzwischen so dunkel geworden, dass man die ursprüngliche Farbe nur noch erahnen konnte, wenn das Licht schräg einfiel.

„Er lebt noch“, sagte Cian, ohne aufzuschauen, während er mit einem Löffel unsichtbare Muster auf der Tischplatte zog. „Keine Sorge. Oder doch, sorg dich, aber wegen normaler Dinge. Rechnungen. Blutdruck. Nicht wegen irgendwelcher spektakulärer Höllenaufgänge.“

„Ich hätte kaum geglaubt, dass mir der ganz normale Tod irgendwann sympathischer wird als seine Specials“, murmelte ich.

Roisin befüllte Tassen. Sie machte das inzwischen mit der Aufmerksamkeit eines Bombenentschärfers. Nicht, weil Kaffee gefährlich war, sondern weil jeder Handgriff, der nicht automatisch war, ein stilles „Ich bin noch da“ ins Universum schrieb.

„Er hat sich zurückgezogen“, sagte sie. „Das heißt nicht, dass er weg ist. Nur, dass er nachdenken muss. Seine Lieblingszahl ist ihm um die Ohren geflogen. Vier ist kein Versprechen mehr. Nur noch ein Risiko.“

„Was heißt das?“, fragte Liam, der im Türrahmen auftauchte wie jemand, der kontrolliert, ob das Haus noch existiert.

„Es heißt, dass er uns nicht mehr wie ein Set behandeln kann“, sagte sie. „Wir sind keine perfekt abgestimmten Opferrollen mehr. Wir sind vier einzelne Fehler in seiner Statistik. Solche Zahlen mag er nicht.“

Der Pfarrer kam später dazu, mit der langsamen, vorsichtigen Art, wie jemand eine Küche betritt, in der er kürzlich Gott und mehrere Jahrzehnte Berufsethos umgeschrieben hat.

„Ich habe gestern Abend etwas versucht“, sagte er, als er saß. „Keine Predigt, keine Liturgie. Nur ein Gespräch. Drei Leute, ein Hinterzimmer, Tee, weil ich dachte, wenn ich ihnen schon was Neues vorsetze, soll es wenigstens ohne Alkohol sein.“

„Und?“, fragte Niamh, die sich mittlerweile einen Stammplatz am Küchentisch erobert hatte, als wäre das hier eine Außenfiliale ihres Pubs.

„Sie wollten wissen, warum das alles passiert ist“, fuhr er fort. „Der Unfall, der Regenbogen, die Geschichten vom Hügel. Früher hätte ich ihnen gesagt, dass es vielleicht ein Zeichen war. Eine Prüfung. Eine Gelegenheit, im Glauben zu wachsen. All diese klassischen Trostpflaster.“

„Hast du nicht“, sagte Roisin.

„Nein“, sagte er. „Ich hab gesagt: ‚Ich weiß es nicht. Vielleicht war es nur Pech. Vielleicht war es schlechte Sicht und Selbstüberschätzung. Vielleicht auch mehr. Aber ich werde euch nicht mehr erzählen, dass das alles einen Sinn hatte, den ihr nur noch nicht versteht. Wenn es

einen gibt, entzieht er sich mir. Und euch. Und das tut weh. Aber es ist ehrlicher, als so zu tun, als hätte einer einen Plan, der auf euren Knochen basiert.‘“

„Und?“, fragte ich. „Haben sie dir die Kirche angesteckt?“

„Noch nicht“, sagte er. „Aber sie waren… still. Nicht beleidigt. Nicht getröstet. Eher, als hätten sie zum ersten Mal seit Jahren gemerkt, dass sie das Recht haben, wütend zu sein, ohne dass ich ihnen das ausrede.“

Cian lauschte. Nicht uns, dem Haus.

„Der Topf hat gequietscht“, sagte er. „Als hättest du ihm eine Einnahmequelle zugedreht. Er verdient nicht an Tränen. Er verdient an Tränen, die glauben, sie wären Teil eines Plans.“

Der Vogelmann steckte den Kopf zur Tür herein, als hätte jemand „Plan“ gesagt und ihn damit herbeigezaubert. Hinter ihm hüpften zwei Krähen auf der Regenrinne, als wüssten sie nicht, ob sie reinkommen durften.

„Sie fliegen Linien“, sagte er. „Nicht mehr seine Kreise. Sie testen neue Muster. Er ist unzufrieden.“

„Die Krähen oder er?“, fragte ich.

„Beide“, sagte er. „Aber die Krähen haben Spaß.“

Der Tag zog vorbei, ohne dass etwas Spektakuläres passierte. Was mich inzwischen erheblich mehr beruhigte, als es mich früher gelangweilt hätte.

Im Laden stritten sich zwei über die Qualität der Milch.

Im Pub erzählte Sean seine Unfallgeschichte zum ersten Mal, ohne jemanden als Publikum auszunutzen. Er sprach leiser, das Lachen fehlte, die Pointe war ein schlichtes, raues „Ich hatte Glück“ und ein „Ich war ein Idiot“.

Niemand sagte: „Es musste so kommen.“

Mrs. Griffin setzte sich auf ihre Bank vor dem Haus, sah Richtung Kleefeld und sagte, als ich vorbeikam: „Ich wünsch mir nicht mehr, dass es anders war. Ich wünsch mir nur, dass ich damit leben lerne, dass es so war. Ist das auch gefährlich?“

„Nein“, sagte ich. „Das ist Arbeit. Und die interessiert ihn nicht. Er mag nur schnelle Lösungen.“

Am nächsten Morgen war das vierblättrige Blatt nicht mehr auf dem Topf.

Es lag daneben.

Nicht weit – als wäre es in der Nacht einfach vom Deckel gerutscht. Es war fast schwarz, biegsam wie dünnes Leder, und als ich es aufhob, hinterließ es einen dunklen Abdruck auf dem Metall.

„Er hat versucht, es loszuwerden“, sagte Cian. „Ihn stört der Fleck. Symbole, die er nicht kontrolliert, machen ihn nervös.“

„Dann lassen wir den Abdruck drauf“, sagte Roisin. „Soll er ruhig jeden Tag sehen, dass nicht jedes vierblättrige Ding nach seiner Pfeife tanzt.“

Wir legten das Blatt nicht zurück. Wir steckten es in den Rahmen eines alten Fotos an der Wand – eines, auf dem der Hügel zu sehen war, unscharf im Hintergrund, irgendwelche Leute im Vordergrund, die längst nicht mehr da waren. Das schwarze Klee-Blatt im Holzrahmen sah aus wie ein schlecht kaschierter Fehler.

„Passt“, sagte Niamh. „Ein kleines, eingebautes ‚Nein‘ im Bilderrahmen der Vergangenheit. Sehr pädagogisch.“

Wochen vergingen.

Der Winter kam näher, erst schleichend, dann abrupt. Der Regen wurde kälter, älter, schwerer. Der Hügel blieb der Hügel. Das Feld trug seine Brandnarben in den Schnee.

Leute starben. Natürlich.

Nicht auf spektakulären Stegen oder mit vierblättrigen Blättern in der Hand. Im Bett, im Sessel, auf Stühlen, auf der Straße. Manche geplanten, manche überraschend, alle endgültig.

Wir saßen nach jeder Beerdigung in dieser Küche und warteten darauf, was in uns hochkam.

„Er war schon so schwach“, sagte jemand einmal, und man hörte, wie der alte Satz „Es war besser so“ sich dahinter sammelte.

„Ja“, sagte der Pfarrer. „Und es war trotzdem schlimm. Beides darf stimmen.“

Der Satz hinter dem Satz löste sich auf wie Zucker im Tee.

„Sie hatte ein erfülltes Leben“, meinte eine andere.

„Ja“, sagte Niamh, „und trotzdem ist es scheiße, dass sie jetzt nicht mehr da ist.“

Wir lernten, Sätze stehen zu lassen, ohne sie zu rechtfertigen.

Im Topf gab es weiterhin Geräusche. Natürlich.

„Er wird nie ganz leise sein“, sagte Cian. „Zu viele Leute auf der Welt, die wünschen, statt zu wollen. Aber hier… hier ist es leiser geworden. Weniger Premium-Buchungen, mehr unbrauchbarer Rest.“

Manchmal stand ich nachts am Fenster und sah zum Hügel.

Früher hatte ich dabei dieses Gefühl gehabt, dass dort oben jemand sitzt und darauf wartet, dass ich meinen Namen laut denke.

Jetzt war es anders.

Ich sah den Hügel, wie er war: Erde, Stein, Wurzeln, Löcher. Vielleicht etwas darunter, das älter war als unsere Sprache. Aber nicht allmächtig. Nicht allwissend. Nur… gierig.

Es macht einen Unterschied, mit was für einem Gegner man es zu tun hat. Götter verhandelt man nicht. Parasiten schon.

Eines Abends, als der Wind vom Meer her kam und das Haus im Takt der Böen knarrte, saßen wir wieder einmal am Tisch.

Keiner redete von ihm. Wir sprachen über Holzpreise, über ein Dach, das gemacht werden musste, über Liam, der beschlossen hatte, länger zu bleiben, als er sich jemals hatte vorstellen können, und über den Pfarrer, der sich langsam daran gewöhnte, sonntags öfter „Ich weiß es nicht“ zu sagen.

Der Vogelmann hörte uns zu.

„Ihr habt ihn müde gemacht“, sagte er irgendwann. „Nicht besiegt. Das geht nicht. Aber müde. Er muss mehr arbeiten, um zu kriegen, was früher automatisch kam. Und Wesen wie er mögen keine Arbeit.“

„Denkst du, er zieht weiter?“, fragte Liam.

„Vielleicht“, sagte der Vogelmann. „Vielleicht sucht er sich einen anderen Hügel, ein anderes Feld, einen anderen Zug. Einen Ort, an dem Sätze noch schnell fließen und keiner auf Staub hört. Aber er wird euch nicht vergessen. Ihr habt ihm etwas genommen, das er für selbstverständlich hielt: vier.“

„Vier was?“, fragte ich.

„Vier Gewissheiten“, sagte er. „Dass jemand springt, wenn er ruft. Dass jemand schweigt, wenn er bucht. Dass jemand erklärt, wenn er zuschlägt. Und dass jemand daraus eine hübsche Legende macht. Diese vier hat er nicht mehr sicher. Nicht hier.“

Wir schwiegen.

Draußen fuhr ein Auto vorbei, zu schnell.

Ich merkte, wie in mir automatisch der alte Satz aufstieg: „Wenn jetzt noch was passiert…“

Ich biss ihn ab.

„Wenn jetzt noch was passiert“, sagte ich laut, „werden wir es nicht benutzen, um irgendwem einen Plan anzudichten.“

Roisin nickte nur.

Liam lehnte sich zurück.

„Weißt du, was das Beste ist?“, fragte er. „Dass er uns jetzt mitleben lassen muss. Jahrelang dachte ich, ich wäre für ihn nur interessant, wenn ich verschwinde. Jetzt merkt er, dass ich lebend viel schlimmer für seine Statistik bin.“

„Dasselbe gilt für uns alle“, sagte Niamh. „Lebende Zeugen sind das Schlimmste, was man einer guten Geschichte antun kann.“

Der Pfarrer hob die Tasse.

„Auf lebende Zeugen“, sagte er. „Und auf tote Sätze.“

Wir stießen an.

Der Topf machte ein leises Geräusch. Kein Protest, eher das widerwillige Eingeständnis, dass manche Konten sich nicht mehr glattziehen ließen.

Später lag ich im Bett und spürte mein eigenes Herz.

Nicht romantisch, nicht panisch. Nur als das, was es war: eine Pumpe, die ihren Job machte, solange sie konnte, ohne Vertrag, ohne Bedeutung, ohne Fernziel.

Vierblättrig war der Tod weiterhin in den Köpfen der Leute, die Legenden liebten.

Sie würden ihren Enkeln erzählen, dass es irgendwo einen Hügel gab, ein Feld, einen Topf, einen Mann mit grünen Schuhen. Einige würden behaupten, dass ein vierblättriges Kleeblatt einem das Leben retten oder rauben kann. Andere würden nur lachen und sagen: „Ach, das sind Geschichten.“

Aber vielleicht, dachte ich, würden ein paar von ihnen auch etwas anderes sagen:

Dass es Orte gibt, an denen jemand über ihre Wünsche Buch geführt hat – und dass sie irgendwann beschlossen haben, ihm die Stifte wegzunehmen.

Dass ein vierblättriges Blatt nicht Glück und nicht Tod bedeutet, sondern einfach eine Abweichung von der Norm. Ein „Trotzdem“.

Und dass, wenn irgendwo einer behauptet, am Ende eines Regenbogens stünde ein Topf, in dem alles seinen Sinn findet, man ruhig antworten darf:

„Nein. Am Ende eines Regenbogens ist nasser Boden. Der Rest sind wir. Und was wir daraus machen – ohne dich.“

Der Wind wurde lauter.

Der Hügel blieb, der Topf stand, das Blatt im Bilderrahmen war dunkel und still.

Irgendwo, tief unten, zählte einer weiter.

Aber zum ersten Mal seit sehr langer Zeit hatte ich nicht das Gefühl, dass ich ihm noch etwas schuldete.

Wenn er am Ende kam, würde er mich nehmen wie jeden anderen: zufällig, körperlich, ohne große Geste.

Nur dieses eine Mal würde er danach feststellen, dass niemand bereit war, das Wort zu sagen, auf das er so gern seine Rechnungen stützt.

Nicht „Schicksal“.

Nicht „Sinn“.

Nicht „Vierblättrig“.

Nur: „Er war da. Jetzt ist er weg. Und in der Zeit dazwischen hat er verdammt nochmal nicht für dich gearbeitet.“

Ich schlief ein, ohne dass mir jemand einen Handel anbot.

Das reichte mir als Sieg.

Impressum

Dieses Buch wurde unter der
Creative Commons Attribution-NonCommercial-NoDerivatives (CC BY-NC-ND) Lizenz veröffentlicht.

Diese Lizenz ermöglicht es anderen, das Buch kostenlos zu nutzen und zu teilen, solange sie den Autor und die Quelle des Buches nennen und es nicht für kommerzielle Zwecke verwenden.

Autor: **Michael Lappenbusch**

Email: admin@perplex.click

Homepage: https://www.perplex.click

Erscheinungsjahr: 2025